Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges




In Memory of
STEPHEN SPAULDING
1907 – 1925
CLASS of 1927
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Vierter Band

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Vierter Band

Mit zwei farbigen Kriegskarten

56. bis 58. Tausend



Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Inhalt des vierten Bandes



Der Feldzug im Westen vom 23. Juni bis 28. August 1916

Die allgemeine strategische Lage im August 1916

Der Feldzug in Rumänien vom 28. August 1916 bis 19. Januar 1917



Der Feldzug im Westen vom 29. Aug. 1916 bis 26. Jan. 1917

Seite

Der Seekrieg
vom 24. Februar 1915 bis 22. Dezember 1916 und der diplomatische Kampf Deutschlands mit den Vereinigten Staaten von Amerika

Die allgemeine politische Lage um die Jahreswende 1916

Der Feldzug im Westen vom 27. Januar bis 26. Mai 1917

Der Kampf um den Frieden im Jahre 1917

Der Feldzug im Osten vom 29. Aug. 1916 bis 23. Nov. 1917

Der Feldzug in Italien vom 22. Mai 1915 bis 30. Dez. 1917

Der Feldzug im Westen vom 27. Mai bis 3. Dez. 1917

Der Kampf um den Frieden im Osten und Wilsons 14 Punkte

Die Feldzüge im Westen und im Orient vom 13. Febr. bis 11. Nov. 1918

Aus den Betrachtungen zur Kriegslage

Karten

Vorwort

An dem Tage, da ich den vierten und letzten Band dieses Werkes aus der Hand gebe, befällt mich noch einmal das Gefühl der Verantwortung für die Kühnheit des Versuches, die Geschichte des Krieges aus dem Erleben heraus gestaltet und festgehalten zu haben. Es bedarf keiner Versicherung mehr, daß ich mir des damit verbundenen Wagnisses bewußt gewesen bin. Ob es hingegen noch einmal der Bekräftigung bedarf, daß das Werk jedem fremden Einfluß entzogen war, weiß ich nicht. Ich muß mich damit bescheiden, die Gewißheit unabhängigen Denkens, Fühlens und Gestaltens in mir zu tragen.

Ich habe den ersten Band im November 1914, kurz nach der Schlacht bei Ypern und unmittelbar vor dem Aufleuchten der deutschen Gegenoffensive im Weichselbogen, in Angriff genommen. Heute liegen diese Ereignisse sieben Jahre hinter uns und dazwischen Vorgänge von einer Größe des Geschehens, die jene ersten Feldzüge verbleichen lassen. Trotzdem halte ich an der damals vertretenen Auffassung fest und stehe nicht an zu erklären, daß ich heute noch, ja heute in höherem, gefestigterem Maße die in diesen Bänden gegebenen politischen und strategischen Anschauungen für richtig halte. Gewiß bleibt manches dunkel, wird die Öffnung bisher verschlossener Quellen Einzelheiten an den Tag bringen, die zur Verknüpfung der Tatsachen neues beitragen, aber das liegt in der Natur des Werkes und seiner Entstehung begründet. Als ich, äußeren Anregungen und einem inneren Zwang gehorchend, daran ging, den größten Krieg aller Zeiten im Fluß der Bewegung zu schildern, ihn in die geschichtliche Entwicklung unserer Zeit einzuordnen und aus ihr zu begreifen und die Darstellung mit der Wärme zu erfüllen, die die Größe eines solchen Erlebnisses auslöst, hatte ich die Bedenken überwunden, die sich aus diesen damals schon erkennbaren Umständen ergaben. Und so bitte ich heute, angesichts der Vollendung des Werkes, mit Ulrich von Hutten sagen zu dürfen: „Ich hab's gewagt mit Sinnen und trag' des noch kein' Reu'..."

Der vierte Band folgt dem Gedankengang und der Darstellungsweise seiner Vorgänger und führt die Gliederung des Ganzen, entsprechend dem Grundplan, zu Ende. Er beginnt auf der Schwelle des Jahres 1916 und umfaßt die Feldzüge der Kriegsjahre 1916, 1917 und 1918 und zurückgreifend den Feldzug in Italien vom 22. Mai 1915 bis zur Katastrophe. Der Band und das Werk schließen mit der Beendigung der Feindseligkeiten, die un-

mittelbar aus dem Völkerzusammenstoß entstanden sind, und einer flüchtig umrissenen Darstellung der Friedensverträge, durch welche die Sieger die vor dem Kriege und während des Krieges aufgeworfenen Streitfragen und die überkommenen geschichtlichen Konflikte auf einen Schlag zu lösen gedachten. Es bedarf kaum der Feststellung, daß die Unterzeichnung dieser Verträge ein transitorischer Moment war, aber keinen Ruhepunkt, keine Wiederherstellung einer Gleichgewichtslage bedeutet. So reizvoll es wäre, die Darstellung fortzusetzen und so eng die Entwicklung der Nachkriegszeit mit dem Kriege selbst und zum Teil sogar mit den Konflikten der Vorkriegszeit verknüpft erscheint — hier gebietet der Mangel an Distanz, gebietet die Unmöglichkeit, das gärende brodelnde Chaos der Gegenwart zu durchdringen, der Feder kategorisch Halt.

Trotzdem konnte ich es mir nicht versagen, die Friedensverträge selbst einer Betrachtung zu unterziehen und Ausblicke in die Zukunft zu öffnen. Es lag mir am Herzen, in diesem Augenblick die Voraussage zu wiederholen und im Zusammenhang zu begründen, mit der ich das Vorwort des dritten Bandes schloß: die Voraussage, daß Deutschland sich aus seinem Grabe erheben und einer neuen Zukunft entgegengehen werde. Dies geschieht nicht, um einseitig zugunsten des deutschen Volkes Stellung zu nehmen und dem Werke eine historisch-politische Absicht unterzuschieben, sondern lediglich um der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß die Gesundung der Welt und eine aufsteigende Entwicklung ohne eine tätige, von entsprechender Macht getragene Teilnahme Deutschlands undenkbar ist. Man wird vom „Untergang des Abendlandes" — wie man auch die Fristen dieses geschichtlichen Prozesses setzen möge — nur dann sprechen dürfen, wenn dem deutschen Element in Europa unmöglich gemacht würde, den Platz wieder einzunehmen, der ihm gebührt.

Bern, 15. Oktober 1921.

Hermann Stegemann,
Dr. rer. pol. h. c.

Die allgemeine Lage im Januar 1916

Eisige Regengüsse, wilde Schneestürme und erstickende Nebelschwaden zogen im Januar 1916 über die Schlachtfelder Europas und hüllten die weitgespannten Fronten des Weltkrieges in bedrückendes Dunkel. Verhangen lag die politische Zukunft, ungewiß war der strategische Ausblick: zum ersten Male machte sich die Unsicherheit, die jedem Kriege als Phänomen eigen ist, in einem Augenblick scheinbare Ruhe beklemmend geltend. Was waren, was wogen die hüben und drüben erkämpften Erfolge, die hüben und drüben erduldeten Mißerfolge?

Erstarrt lagen die Fronten, soweit das Auge reichte. Von Flandern bis zur Burgunder Pforte lief die tief eingegrabene Wehrstellung der Deutschen, um deren Sprengung die Entente seit Dezember 1914 vergebens rang, ohne am Enderfolg zu verzweifeln. An der italienischen Grenze standen die Gegner in enger Umklammerung Brust an Brust. Der Italiener suchte durch stärkeren Druck auf Görz den Weg nach Triest freizumachen, der Österreicher widerstand, indem er sich verzweifelt ans Karstgestein krallte. In Südtirol schien alles unverändert. Auf der Balkanhalbinsel waren die österreichischen Waffen bis zur Vojusa vorgedrungen und hielten die Italiener in Valona in Schach, waren aber nicht stark genug, diese italienische Grundstellung auf albanischem Boden zu entwurzeln. Vor Saloniki lagen die Bulgaren, durch deutsche Kräfte unterstützt, auf den Hängen von Doïran und an den Engen der Flußtäler, und hüteten die Tore Mazedoniens, vor denen Franzosen und Engländer Verstärkungen auf Verstärkungen häuften. Auf Gallipoli starrten verlassene Kampfstätten, die die Halbinsel in eine Nekropole verwandelt hatten, aber britische Kriegsschiffe schwärmten immer noch um die Dardanellen. Im Osten reckten sich die in Eis und Schnee begrabenen Fronten von Riga bis Czernowitz. Sie liefen durch Sumpf und Bruch an der Düna entlang, verketteten die litauischen Seen mit Schara und Serwetsch, wanden sich durch die Poljesje zum Stochod und von den Bugquellen zur Strypa, um den Dnjestr zu überschreiten und vor den Toren von Czernowitz an der rumänischen Grenze zu enden.

Und überall, im Osten, im Westen und im Süden, herrschte der Grabenkrieg. Nirgends große Bewegung.

Wo fiel unter solchen Umständen die nächste Entscheidung? Die Antwort lag im ungewissen, und zwar blieb sie um so ungewisser, je größer die scheinbare Freiheit des Handelns war, deren man sich hüben und drüben in diesem ersten großen Intervall der kriegerischen Handlung zu erfreuen glaubte.

Wie sehr der Krieg als Erscheinung auf einem Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück beruht, in dem sich die strenge logische Folgerung oft ganz verliert,*) das wird angesichts der Kriegslage im Januar 1916 und bei der Betrachtung der Entschlüsse, die damals in beiden Lagern gefaßt wurden, um den Krieg zum Austrag zu bringen, erschreckend deutlich.

Freilich, für die Staatsmänner und die Heeresleitungen der Entente war die Frage, was nun — nach der Erstarrung der Fronten im Westen, Süden und Osten und dem Verlust des Dardanellenfeldzuges — zu geschehen habe, einfach genug. Ihr Streben mußte mehr als je auf eine völlige Einkreisung der Mittelmächte gerichtet bleiben und darüber hinaus auf die Zertrümmerung des Befestigungsgürtels zielen, den Deutschland und Österreich im Laufe des Jahres 1915 durch glückliche Feldzüge wesentlich verstärkt und erweitert hatten. Trotz des Verlustes der Balkanhalbinsel, auf der die Entente nur noch die Operationsbasen Valona und Saloniki besaß, galt es die „Zirkumvallation" Mitteleuropas zu vollenden, gleichgültig ob dies zunächst diesseits oder jenseits der eigenen Grenzen, zu Wasser oder zu Lande geschah, und dann aus den Belagerungslinien aufs neue zum Angriff auf den eingeschlossenen Feind hervorzubrechen. Das war und blieb im Grunde eine so einfache Forderung, daß der Erwägung, wann und wo man zum neuen Angriff schreiten sollte, im Lager der Entente geringere Bedeutung zukam, als der grundlegenden Frage, ob man fähig war, die Einkreisung aufrechtzuerhalten und zu diesem Zwecke neue Waffengenossen — vor allem Rumänien — zu werben.

Trotzdem versäumte man im Lager der Entente nicht, sich auf den Angriff vorzubereiten und die Entscheidung zu beschleunigen. Die britische Feldarmee hatte trotz der starken Abgaben nach Gallipoli, Saloniki und Ägypten zusehends an Kräften gewonnen und zählte im Januar 1916 an der Westfront 40 Divisionen. Die französische Armee war zwar auf dem alten Stand geblieben, hatte aber eine so ungeheure Verstärkung an weittragenden schweren Geschützen erhalten, daß sie jetzt allein mehr große Rohre ins Feld führte, als die Deutschen. Im ganzen standen damals an der Westfront 3470000 Engländer und Franzosen gegen 2350000 Deutsche im Feuer. Man beschloß daher im Kriegsrat der Westmächte, im Frühsommer 1916 die Entscheidung zu suchen und traf dazu schon im Winter die umfassendsten Vorbereitungen. Da die konzentrisch gedachten Angriffe in der Champagne und im Artois gescheitert waren, kehrten die Alliierten zum einfachen Stoß zurück. Sie richteten sich auf einen Massenangriff englisch-französischer Kräfte in der Sommeniederung ein. Hiezu lockten das günstige Gelände mit seinen trefflichen rückwärtigen Verbindungen, das die Entfaltung einer gewaltigen Artillerie hinter der Front, unmittelbares Zusammenwirken und rasche

*) Vgl. Clausewitz, Vom Kriege (Entwurf des 8. Buches).

Rochaden gestattete, und der Gedanke, die angesammelte Stoßkraft zu gemeinsamem Schulterstoß zu benützen, um den deutschen Frontbogen einzudrücken.

Auch die Russen sammelten neue Kräfte zum Angriff. Wohl waren sie schwer geschlagen und aus Polen und Galizien geworfen, aber sie waren der Umfassung entgangen. Die Zurücknahme ihrer Front hatte ihnen erlaubt, sich ihren Kraftquellen zu nähern, und Deutschlands Verzicht auf Fortsetzung des Angriffs hatte ihnen gestattet, ihre gewaltigen Menschen- und Materialverluste zum größten Teile zu ersetzen.

Alle amerikanischen und japanischen Fabriken arbeiteten planmäßig für die Entente und stellten unter Mitwirkung französischer Techniker Geschütze, Geschosse und Gase her, um die Heere im Osten und Westen zu Durchbruchsschlachten größten Stils auszurüsten. Hatte man doch erkannt, daß die Entartung des Krieges, dieses Ausharren in ausgedehnten Grabenstellungen, eine ins ungemessene gesteigerte Überlegenheit an Material forderte, um des Gegners Herr zu werden.

Die deutsche Heeresleitung war vor ungleich schwierigere Aufgaben und Entscheidungen gestellt als die Feldherren der Entente. Sie nährte falsche Hoffnungen, wenn sie annahm, daß der Ostfeldzug des Jahres 1915 genügt habe, Rußlands Wehrmacht und Stoßkraft zu lähmen. Gab Falkenhayn sich mit den Erfolgen von Gorlice—Tarnow und ihren Nachfrüchten zufrieden, in der Meinung, daß die gesteckten Ziele erreicht worden seien, so befand er sich in einem doppelten Irrtum. Konnte doch selbst die Lähmung der Stoßkraft Rußlands nicht mehr als strategische Zielsetzung gelten, nachdem der ursprüngliche, entscheidend gedachte Angriffsfeldzug im Westen an der Marne angehalten und gescheitert war und man sich daraufhin mit allen verfügbaren Kräften nach Osten gewandt hatte, um nun hier zu siegen. Im Osten sich mit einer „Lähmung" der Stoßkraft des Kolosses zu begnügen, hieß unter diesen Umständen nichts anderes, als den Zweifrontenkrieg als solchen in seiner drohenden Gestalt bestehen lassen. Die Ausräumung des serbischen Korridors änderte daran zugunsten Deutschlands nichts, denn die Festsetzung des Gegners in Saloniki und die Blockierung der Mittelmeerküsten nahmen diesem Sieg über Serbien die letzte entscheidende Wirkung. Die russische Armee aber hatte sich im Herbst am Stochod und an der Strypa so gut geschlagen und die Sicherung der Ukraine sowie die Anlehnung an die rumänische Grenze so zweckbewußt wahrgenommen, daß man schon im Winter mit Rußlands Wiedererstarkung rechnen mußte. Wurde die russische Macht in die Lage versetzt, von dieser Erstarkung im Sommer 1916 Gebrauch zu machen und aus den Brückenköpfen Riga, Dünaburg, Postawy, Rowno, Tarnopol, zu Angriffen überzugehen, so war die Blutarbeit des Jahres 1915 trotz der Eroberung der Weichsellinie, nahezu vergeblich gewesen. Das war um so gefährlicher, als Österreich-Ungarns Heereskraft im Jahre 1915

ihre besten Kräfte verzehrt hatte. Der in Ruhe gelassene Russe erstarkte rascher als der neu rüstende Engländer, der so bald als möglich wieder angefallene Russe aber erlag rascher als der noch nicht erstarkte Engländer. Der Franzose hatte sich die eigentümliche Spannkraft bewahrt, die ihn befähigte, sich zu kraftvollem Widerstand aufzuraffen, nachdem er den ersten Anprall überwunden hatte.

Wir stehen im Januar 1916 vor der zweiten großen strategischen Wende des Weltkrieges. Und zwar ist diese Wende von dem stärksten Fechter, von Deutschland selbst herbeigeführt worden. Das geschah nicht durch Fehlgriffe im Drange des Geschehens, wie vor und in den Tagen der ersten Marneschlacht, als man den Umfassungsflügel geschwächt, eine Durchbruchsschlacht bei Nancy eingeschoben und schließlich die Durchfechtung der ungünstig eingeleiteten Entscheidungsschlacht im Marnebecken verweigert hatte, sondern durch Anordnungen im Augenblick ruhiger Sammlung und durch abermalige Verkehrung der Angriffsfront.

Die deutsche Heeresleitung beschloß im Dezember 1915, den Feldzug des Jahres 1916 im Westen zu eröffnen und die feindlichen Linien durch einen Angriff auf den Schulterpunkt der französischen Wehrstellung, das gewaltige Festungsmassiv von Verdun zu sprengen. Es war ein Angriff auf der Westfront, wo die Belagerungslinien am stärksten drückten, und war zugleich ein Angriff auf den stärksten Punkt der stärksten Front. Die gefährlichste Ausfallstellung der Franzosen, das Lager von Verdun, in dem Joffre seine Massen zu jeder Zeit zum Flankenstoß auf die deutschen Eisenbahnverbindungen ballen konnte, um die weit nach Westen und Nordwesten vorhängenden Teile der deutschen Wehrstellung von Rhein und Maas abzuschneiden, sollte genommen, oder, wenn die Eroberung des festen Platzes mißlang, zu einer ohnmächtigen Verteidigungsflanke zusammengedrückt werden. Das war kühn gedacht, stand aber im Widerspruch zu der strengen logischen Forderung, daß der Krieg von deutscher Seite nicht mehr durch Abkürzung des strategischen Verfahrens und abermaligem Wechsel der Angriffsfront, sondern nur noch durch Weiterführung der Angriffe an der bereits geschwächten Ostfront fortgesetzt werden konnte. Erst wenn der Russe am Boden lag, schlug die Angriffsstunde im Westen. Freilich — war dem Kühnen das Glück hold und fiel Verdun, so heftete sich ein großer Erfolg an die deutschen Fahnen. Vielleicht gelang es durch einen solchen Schlag sogar das englisch-französische Bündnis zu zerreißen und dem französischen Volke vor Augen zu führen, daß es militärisch nichts mehr zu hoffen habe, sondern sich für England aufopfere.

Mit solchen Gedankengängen spielte die strategische Phantasie der deutschen Heeresleitung, als sie von dem ehernen Grundsatz abwich, den locus minoris resistentiae des Feindes herauszusuchen und dort mit versammelten Kräften anzugreifen, und sich rasch entschlossen wieder auf die Franzosen

warf. Sie verwertete die im Osten gewonnenen Siege lediglich zur Stärkung der Abwehr, ließ den Feind in seiner den Orient beherrschenden Flankenstellung bei Saloniki ungeschoren und befahl den Sturm auf Verdun.

Falkenhayn wollte den Stier an den Hörnern packen.

Als er diesen Entschluß faßte und Kaiser Wilhelms beweglichen Geist für seinen kühnen Plan gewann, war er darauf angewiesen, sich die zum großen Sturm nötigen Kräfte aus den deutschen Wehrstellungen herauszupflücken, ohne diese zu sehr zu schwächen. Er dachte nicht daran, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei um Stellung von Hilfstruppen oder Entlastung anzugehen, sondern spann, um der Geheimhaltung des Unternehmens willen, den Plan im stillen mit eigenen Mitteln zu Faden.

Auf dem Balkan waren nach der Niederwerfung der Serben und dem Scheitern der Dardanellenexpedition deutsche, österreichische und türkische Streitkräfte freigeworden. Aber die Österreicher wurden weder nach Westen gerufen noch zur Ablösung deutscher Divisionen im Osten verwendet, sondern sich selbst überlassen, und die Türken marschierten statt vor Saloniki aufzurücken und den Engländern die Tore der Strumaebene zu verschließen, nach Armenien, um sich auf diesem exzentrischen Kriegsschauplatz zu verbluten.

In Armenien war der Fehlschlag Enver-Paschas, der in der Vernichtung der türkischen Nordarmee bei Sarykamisch gegipfelt hatte, nicht mehr gutzumachen. Auch das grausame, sinnlose Abschlachten der Armenier, das die Jungtürken dort in Szene setzten, um Rache zu üben und sich den Rücken zu decken, konnte daran nichts ändern. Die Russen standen im Januar schon vor Erzerum und Trapezunt, und ehe Envers Verstärkungen den Weg von Gallipoli nach Angora zurückgelegt hatten, fiel Erzerum am 17. Februar 1916 nach blutigem Kampf in Judenitschs Hand.

In tragischer Verkennung der Gesamtlage gingen die deutsche und die österreichische Heeresleitung in diesen kritischen Tagen sogar verschiedene Wege. Beide riefen, jede für sich, zum Angriff. Während Falkenhayn zum Stoß auf Verdun rüstete, plante Conrad von Hötzendorf einen großen, entscheidend gedachten Angriff aus den Tälern Südtirols in Cadornas linke Flanke.

Conrad gelangte schon im Dezember, als noch in den albanischen Bergen und vor der Wardarklamm gekämpft wurde, an die deutsche Heeresleitung mit dem Antrag, ihm neun deutsche Divisionen zur Ablösung österreichisch-ungarischer Kerntruppen in Galizien zu überlassen, um den Stoß gegen Italien zu führen. Falkenhayn lehnte dieses Gesuch ab. Darauf beschloß Conrad in Südtirol allein zum Angriff zu schreiten und traf hierzu große Vorbereitungen. Österreich-Ungarns beste Divisionen rückten vom Stochod und von der Strypa nach der italienischen Grenze. Die deutsche Heeresleitung wußte um Conrads Absicht, enthielt sich jedoch eines unmittel-

baren Einspruches, verschwieg aber auch ihren eigenen Plan, der damals schon im Entwurf Gestalt angenommen hatte. Ungefähr zu derselben Stunde, da Steirer und Tiroler vom Stochod an die Etsch abgingen, versammelte Falkenhayn die deutschen Sturmdivisionen, darunter Truppen, die tief in Serbien gestanden, vor Verdun. Erst in den letzten Januartagen gab das deutsche Hauptquartier der österreichischen Führung von dem Unternehmen Kenntnis, das sich in der Woëvre und auf den Maashöhen vorbereitete. Damals stauten sich bei Trient schon österreichische Batterien und Bataillone zum Angriff auf Asiago und Arsiero, ohne daß Conrad Falkenhayn darüber unterrichtet hätte.

Die auseinanderstrebenden Schlachthandlungen der Mittelmächte begannen sich, wie vom Schicksal vorgezeichnet, im Westen und Süden verzehrend zu entladen, während der Osten auf sich selbst gestellt, in ungewisses Dunkel gehüllt blieb.

Die Staatsmänner der Entente dachten anders. Sie gingen daran, ihre Anstrengungen im Felde und auf dem Parkett straffer zusammenzufassen, um des Gegners Herr zu werden.

Als die Serben, nahezu im Stiche gelassen, im Wardartal und auf dem Amselfeld erlagen, war das müde gewordene Kabinett Viviani-Delcassé an der Seine verabschiedet worden und der französischen Republik in dem Ministerium Briand eine Regierung erstanden, die von neu entflammter Energie zeugte. Aristide Briand trat mit allen Kräften für eine starke Orientpolitik ein und riß die widerstrebenden Bundesgenossen zur eifrigen Unterstützung der Salonikiexpedition mit. Zwar gelang es ihm nicht, die Forderung des französischen Generalstabes zu erfüllen, der immer dringender auf der Errichtung eines einheitlichen Oberbefehls unter den Alliierten bestand, aber er gewann Engländer, Italiener und Russen doch zu engerer Verbindung, regerem Meinungsaustausch und einer besseren Übereinstimmung in den militärischen Operationen. Schon am 16. November 1915 sah er die leitenden britischen Staatsmänner Asquith, Lloyd George, Balfour und Grey bei sich in Paris, empfing am 28. November Lord Kitchener und den Russen Shilinsky und berief am 4. Dezember eine englisch-französische Konferenz nach Calais, um die neuen politischen und militärischen Richtlinien für das Jahr 1916 festzulegen. Zwei Tage später, am 6. Dezember 1915, trat in Chantilly, dem französischen Hauptquartier, der erste interalliierte Kriegsrat zusammen. Die Generale Joffre, French, Shilinsky, Porro, Willemanns und Stefanowitsch erörterten hier die Pläne künftiger Offensiven. Es war der Anfang eines engeren Zusammenwirkens.

Der Versuch eines konzentrisch gedachten Generalangriffs auf allen Fronten begann Gestalt anzunehmen. Joffre gewann die Engländer, die dem Feldheer in Sir Douglas Haig einen tatkräftigen Führer gaben, für

den Plan, im Sommer 1916 an der Somme mit einer nie gesehenen Fülle moderner Streitmittel zum Angriff zu schreiten. Gleichzeitig sollte Cadorna den Feind am Isonzo, Sarrail ihn am Wardar anpacken und das wieder erstarkte Rußland den Kampf in Litauen und Wolhynien erneuern. Gelang es, den Feind nach innen zu werfen und Rumänien zum Generalsturm mitzureißen, so schien der Sieg gewiß, ehe das Jahr sich neigte.

Wahrlich, die schweren Wolkentrachten, die um die Wende des Jahres 1915 über Westeuropa hinzogen und den Winter zu dem leidvollsten des Grabenkrieges machten, verbargen auf beiden Seiten kriegerische Zurüstungen von unerhörtem Zuschnitt. Aber die Runen, die die Schicksalsgöttinnen in die Stäbe schnitten, waren Deutschland und seinen Verbündeten weniger günstig als den Mächten der Entente, obwohl der Glanz neuer Siege auf den deutschen Waffen brannte, Rußland geschlagen, Serbien ausgeräumt und Gallipoli zum Grabmal der englisch-französischen Dardanellenexpedition geworden war. Der Zweifrontenkrieg, der dem Eingekreisten das Gesetz auferlegte, so gewaltig auch dieser seine Ausfälle vortrieb, um das vergitterte Gefängnis zu sprengen, ließ sich durch kein strategisches Impromptu seiner Natur entkleiden.

Der Feldzug im Westen
vom 1. November 1915 bis 1. Juli 1916

Vorkämpfe vom 1. November 1915 bis 21. Februar 1916

Die Grabenkämpfe hatten im Westen nach den großen Herbstschlachten nie geruht. Als es galt, den Sturm auf Verdun vorzubereiten und zu verschleiern, flammten sie auf der ganzen Linie heller auf. Der Franzose griff seltener an als der Deutsche. Er rüstete im stillen zur Sommeschlacht und zog schon im Dezember zahlreiche Divisionen aus der Front, um sie hierzu besonders zu stärken und zu schulen. Ganz untätig blieb er indessen nicht. In den Vogesen griff er sogar heftig an.

Am 22. Dezember 1915 umgrollte noch einmal dunkles Schlachtgewitter den Scheitel des Hartmannsweilerkopfes. General Serret warf sich mit einer Brigade auf die deutsche Gipfelstellung am Osthang und drang im Schutze des Nebels tief in die feindlichen Linien. Das 152. Linienregiment überrannte die Kuppe und setzte sich in den deutschen Gräben fest. Wieder hetzte der deutsche Ersatz die steile Halde hinan, wiederum wurde Tag und Nacht zwischen Baumleibern und Porphyrbrocken Brust an Brust gerungen. Serret verteidigte sich verzweifelt in den eroberten Gräben, wurde aber zuletzt überwältigt und selbst zu Tode getroffen, von den Seinen als Leiche aus dem Getümmel getragen. Das 152. Regiment ging bis auf geringe Trümmer zugrunde. Gaede zwang den Feind zum Rückzug auf den Westhang und stellte die Lage wieder her.

Im Januar 1916 griffen die Grabenkämpfe auf alle Frontabschnitte über. Die Deutschen rissen die Vorhand an sich, unternahmen heftige Ausfälle an der Champagne-, der flandrischen und der Artoisfront und eroberten am 28. Januar in überraschendem Anlauf das Sommedorf Frise. Deutsche Fliegergeschwader erschienen über Paris. In den ersten Tagen des Februar flammten die Kämpfe noch heftiger auf. Es wurde bei Souchez, bei Ypern und im Sundgau gekämpft und am 19. Februar Belfort unter schweres Fernfeuer genommen. Das rollte, als gelte es einen großen Vorstoß aus der Burgunderpforte gegen Besançon. Falschmeldungen über Truppenbewegungen im Schwarzwald halfen die Täuschung verstärken. Die bei Besançon lagernden Reserven wurden aus der Ruhe gescheucht und rückten Hals über Kopf näher an die Schweizer Grenze.

Unterdessen sammelte der Deutsche Kronprinz die Sturmdivisionen der 5. Armee zum entscheidend gedachten Angriff auf Verdun.

Die Schlacht bei Verdun

Der deutsche Angriffsplan

Der Angriff, der das Lager von Verdun, das große Ausfallstor der französischen Wehrstellung, aus den Angeln heben sollte, wurde im Norden angesetzt, wo die französischen Stellungen seit den Septembertagen des Jahres 1914 keine Veränderung mehr erlitten hatten. Der Außensaum des Vorfeldes lief noch von Boureuilles über Malancourt, Forges nach Consenvoye und von dort über Azannes zur Orne. Auf dem linken Maasufer bildeten die Wälder von Avocourt, Malancourt, Béthincourt und Forges und die Höhen des Toten Mannes und der Kuppe 304 eine Kette starker, unerschütterter Schanzwerke. Auf dem rechten Ufer hielten die Franzosen die Waldstücke von Consenvoye, Caures, Beaumont und Herbebois und die ganze Nordwoëvre bis zum Charrièrewald zwischen Mogeville und Fromezy dauernd besetzt. Sie hier angreifen, hieß sie an der stärksten Stelle ihres stärksten Waffenplatzes packen. Geschah dies, so hing alles von der Überraschung des Verteidigers ab. Diese herbeizuführen und bis zum äußersten auszunützen, war Vorbedingung des Erfolges. Aber auch dazu waren sehr große Streitmittel und starke Streitkräfte nötig, denn je breiter die Angriffsfront gewählt wurde, je tiefer nachgestoßen wurde, desto rascher wirkte die Erschütterung des angegriffenen Sektors auf die Verteidigung des ganzen Platzes zurück. Besaß Falkenhayn genügend Kräfte und Mittel, Verduns Nordfront auf beiden Maasufern anzugreifen und zugleich den Keil von St. Mihiel tiefer zu stoßen, so verlieh er seinem kühnen Unternehmen den größten Nachdruck und aufs äußerste gesteigerte Schwungkraft. Aber hiezu reichten weder Mittel noch Kräfte.

Das Unternehmen wurde unter dem Zwange der Verhältnisse als Torso geboren, der Angriff auf den Nordostsektor beschränkt und zu Beginn der Operation nur auf dem rechten Maasufer ausgelöst. In der ersten Linie marschierten 6 Divisionen auf und nahmen zwischen Consenvoye und Azannes Stellung. Dahinter warteten 3 Divisionen auf den Augenblick in das Ringen einzugreifen, das sich um den Besitz der Wälder und Steilhöhen von Haumont, Beaumont, Herbebois und Bezonvaux erheben und die Deutschen auf den Straßen Samognieux—Haumont, Ville—Beaumont und Azannes—Ornes ins Gefüge der Verduner Nordostfront führen sollte. Falkenhayn hatte dem Kronprinzen hiezu 2000 schwere Rohre zur Verfügung gestellt und ihm alle irgend entbehrliche Munition zugeschoben. Er nahm im Vertrauen auf einen raschen Erfolg die Gefahr auf sich, dadurch andere Frontabschnitte empfindlich zu schwächen. Der Kronprinz ging nicht leichten Herzens ans Werk, denn er kannte die Stärke Verduns, vor dem er nun schon 16 Monate lag. General von Mudra führte die Sturmgruppe.

Der Februar begann sich zu neigen. Nebel und Schneegestöber wallten um die finsteren Kuppen der Maashöhen, verschleierten die Umrisse der Panzerforts, verbargen die befestigten Waldstücke und die tiefeingeschnittenen Flankenstellungen und verurteilten die deutsche Artillerie zum Schweigen. Kostbare Tage verrannen und zehrten an der Bereitschaft der enggepferchten Truppen. Um den Feind zu täuschen, hatte der Kronprinz auf die Aushebung von Annäherungsgräben verzichtet. Mudra wartete hinter den eigenen Hindernissen auf den Tag der Schlacht.

Französische Gegenmaßnahmen

Die Franzosen waren schon um die Jahreswende um Verdun besorgt geworden. Sie zogen Verstärkungen zusammen und trieben ihre Geschwader zu Erkundungsflügen vor, fielen aber bald in eine gewisse Lässigkeit zurück. Da griff Joffre ein. Er entsandte am 20. Januar den General de Castelnau, der ihm am 11. Dezember als Helfer beigegeben worden war, von Chantilly an die Front von Verdun, um die Verteidigungsmittel des Platzes zu prüfen. Als Castelnau den Ausbau neuer Feldstellungen anordnete, erwiderte General Herr, daß er Mangel an Arbeitern und Stacheldraht leide und bat dringend um Zuweisung größerer Verstärkungen. Joffre gewährte die Bitte und setzte die Verteidigung dadurch instand, dem Feinde im Februar mit 9 Infanteriedivisionen, 6 Regimentern schwerer Artillerie und zahlreichen Rohren schwersten Kalibers entgegenzutreten. Der Nordostsektor, vor dem sich Mudras Sturmdivisionen ballten, war von der 72. und der 51. Division besetzt. Im vorgeschobenen Bois de Caures, das die Straße Ville—Vachawille und die Nordzugänge der Maashöhen aus der Mitte beherrschte, lag eine Jägerbrigade unter Oberst Driant verschanzt. Buschwälder, Steilschluchten, Steinbrüche und Dorfruinen waren zur Verteidigung eingerichtet, schwere Geschütze in Batterien und als Einzelrohre eingebaut und das Vorfeld zwischen Ornes und Douaumont in einer Tiefe von 5 Kilometern zu einer befestigten Zone umgewandelt, die jedes Angriffes zu spotten schien. Dahinter ragten die Panzerfesten Douaumont, Vaux, Souville und Tavannes. Vaux und Douaumont, die Eckpfeiler der Nordostfront, waren zu Infanteriestützpunkten umgeschaffen und mit den festen Werken von Hardaumont und Thiaumont und den Schanzen in den Wäldern und in den Steinbrüchen des Louvemont und des Haudromont zu einem lückenlosen Gewebe verflochten worden. In ihren Kasematten lagen Bataillone als unberührte Reserven bereit. General Herr fühlte sich jeder Drohung gewachsen.

Die Tage rinnen, die Stunden schleichen. Schnee liegt an den Nordhalden der Maashöhen, der Lehmboden der Woëvre ist grundlos und hängt

sich schwer an die Räder von Fuhrwerken und Geschützen, die in ununterbrochenem Strom auf das auserwählte Schlachtfeld ziehen. Erst am 19. Februar, nach 14 langen Tagen, klärt sich der graue Himmel. Scharf weht der Wind. Im Maastal zerflattern bleifarbene Nebelschwaden, die kantigen Umrisse des Fort de Douaumont tauchen aus verblassendem Dunst. Deutsche Flugzeuge steigen auf. Sie stoßen gen Verdun vor und spähen in den Kessel, in dem die Maasfeste gebettet liegt.

General Herr erhöht die Bereitschaft seiner Artillerie und macht den Oberbefehlshaber der französischen Mittelfront, General de Langle de Cary, auf die drohenden Zeichen aufmerksam. Verdun gerät in Unruhe. Der Präfekt erhält den Befehl, alle Gemeinden auf der Côte Lorraine zu räumen. Kurz darauf werden auch die Bewohner der Festung angewiesen, die Stadt zu verlassen. De Langle de Cary befiehlt, die Reserven der 2. Armee dicht um Verdun zusammenzuziehen. Aber der Deutsche ist rascher. Bevor de Langle die Stadt geräumt sieht und seine Reserven vom linken auf das rechte Ufer vorgeführt hat, bricht der Angriff los.

Der Angriff auf die Vorhöhen der Nordostfront

Am 21. Februar entsendet das 38-Zentimeter-Langrohr, das bei Billy im Zentrum der deutschen Angriffsfront aufgebaut ist, als Signalschuß eine Granate gegen die Zitadelle von Verdun. Es ist 5 Uhr morgens. Die Schlacht erwacht.

Auf der ganzen Linie von Consenvoye bis Azannes bricht das Trommelfeuer der deutschen Batterien los. Es zerschlägt die Buschwälder an der Nordkante der Woëvre und kämmt die Steilwände der Maashöhen. Zerstörend wälzt sich der Feuerorkan über die Grabenstellungen im weitgespannten Vorfeld vor den Dörfern Brabant, Haumont, Beaumont, Ornes hin und her und wirft sich dann auf die schweren Batterien und die festen Werke, die der Franzose in der Raumtiefe zwischen Vacherauville—Hardaumont und der Fortskette Belleville—Tavannes errichtet hat. Langrohre und Haubitzen zerstampfen den 10 Kilometer breiten und 9 Kilometer tiefen Geländeausschnitt. Der Feind antwortet aus allen Schlünden, aber sein Feuer zerflattert. Die Überraschung ist geglückt. Der Tag steigt. Dunstige Luft hängt träg im Schlachtgelände und schwängert sich mit Pulverrauch und Giftschwaden. Das deutsche Feuer greift noch weiter aus und legt sich schwer auf die französischen Anmarschwege. Bis zu den Maasbrücken fliegt die eiserne Saat. Je rascher die Zermürbung der französischen Stellungen gedeiht, desto sicherer winkt dem Angreifer Erfolg. Ehe der Verteidiger seine Reserven aus den Argonnen herangezogen und vom linken Maasufer über den Fluß geführt hat, muß Mudras Infanterie im Besitz des

Vorfeldes sein. Aber der Franzose duckt sich in Waldschanzen, Wasserrissen und Steinbrüchen, in zerschossenen Dörfern und Höfen und hält stand. Um 4 Uhr nachmittags senden die deutschen Minenwerfer ihre Sprengmassen in die erste Waldzone, um das Bois d'Haumont, das Bois de Caures und das Herbebois sturmreif zu machen. Grünliche Gasschwaden quellen über die querstreichende Straße Beaumont—Ornes und verlegen die in die Tiefe des französischen Verteidigungsraumes führende Straße Haumont—Ville—Vacherauville.

Der Franzose kennt die Zeichen. Im Bois de Caures machen sich Driants Jäger, bei Haumont und Beaumont die 72. und die 51. Division auf den Ansturm der deutschen Infanterie gefaßt. Sie warten nicht umsonst. Um 5 Uhr bricht der Sturm los und wälzt sich in breiter Front von Consenvoye bis Azannes gegen den Feind. Das VII. Reservekorps wirft sich auf Haumont und die Waldstücke westlich der Straße Chaumont—Vacherauville; das III. Armeekorps greift östlich der Straße in der Richtung auf Beaumont—Ornes an. Im Zentrum ballt sich das XVIII. Armeekorps zur Unterstützung. Am äußersten linken Flügel wartet das V. Reservekorps zwischen Azannes und Etain auf seine Stunde. Der Angriff des VII. Reservekorps und des III. Korps bricht sich unwiderstehlich Bahn. Durch knietiefen Woëvreschlamm wälzt er sich gegen die rauchenden Wälder und bricht durch verstricktes, moderndes Niederholz, Drähte und spanische Reiter in die französischen Gräben. Die deutschen Truppen fechten wie in den ersten Kriegstagen. Westfalen, die an der Aisne und der Lys gerungen, Brandenburger, die zuletzt in Serbien geblutet, dringen in die Buschwälder von Brabant und die Dorftrümmer von Haumont und Herbebois. Der Franzose wehrt sich verzweifelt. Die Jäger halten das Bois de Caures und versenden aus ihrer vorgeschobenen Stellung gefährliches Flankenfeuer in die Reihen der 6. Division. Zuaven eilen zu ihrer Verstärkung herbei und brechen sich durch Giftschwaden und Sperrfeuer Bahn. Driant wird durch den Ansturm der Westfalen von Beaumont abgeschnitten, von den Brandenburgern Schritt für Schritt ins Waldinnere gedrängt, behauptet sich aber bis in die Nacht, harrt auch am 22. Februar aus und wartet am Südteile des Waldes fechtend auf Entsatz. Er wartet umsonst.

Die Vorstellungen sind überrannt. Schon schiebt sich der Angreifer rechts und links mit Handgranate und Bajonett bis in die dritte Linie vor. Am Abend des ersten Tages branden die deutschen Sturmwellen an den Dörfern Haumont, Herbebois und Ornes empor. Als es Nacht geworden ist, sind das Bois d'Haumont, der nördliche Teil des Caureswaldes und die ersten Gräben des Herbebois genommen. Das VII. Reservekorps kämpft um die Brabanter Höhen und Haumont, und das III. Korps ringt im Bois de Caures und im Herbebois. Mudra wirft das zweite Treffen in die Schlacht. Das V. Reservekorps geht links anschließend von

Gremilly gegen Ornes vor und besetzt die Höhenwellen 310 und 307, und das XVIII. Korps macht sich zum Nachstoß auf den Caureswald fertig, um Driants letzten Widerstand zu brechen.

Eine feuchte, kalte Nacht zieht herauf. Schneewirbel fegen um die Côte Lorraine, die Batterien der Forts streuen Fernfeuer, Sperrfeuer geht auf Flabas und Gremilly nieder, General Herr ruft den letzten Mann unter Gewehr und ersucht de Langle noch einmal um Hilfe. Er fühlt die Verteidigung des ganzen rechten Ufers von Ornes bis Fresnes wanken und fürchtet Flankenangriffe bei St. Mihiel. Humbert sorgt sich um Forges und Avocourt und häuft Reserven bei Esnes und Regnéville.

Der deutsche Ansturm ist am ersten Tage vier Kilometer tief ins französische Vorfeld gedrungen. Ineinander verbissen, von Schnee und Schlamm durchnäßt, mit Eiskrusten überzogen, ohne Verpflegung und ohne Schutz liegen die Gegner in den bestürmten Waldstücken, in die von allen Seiten Spreng- und Gasgranaten schlagen. Mühsam quälen sich französische Verstärkungen und Munitionsstaffeln von den Maasbrücken zu den Kuppen von Souville und Fleury empor, mühsamer noch keuchen deutsche Verstärkungen und Kolonnen aus der Woëvre den Maashöhen zu. Das Sperrfeuer fordert auf beiden Seiten blutige Opfer. In Grabenkämpfen vergeht die Nacht.

In der grauen Frühe des 22. Februar erwacht die Schlacht aufs neue. Verzweifelt kämpfen die französischen Graben- und Dorfbesatzungen um Zeitgewinn. Aber der Angreifer kennt kein Schwanken, keine Hindernisse. Das VII. Reservekorps erstürmt das Dorf Haumont, das III. Korps nimmt das Bois de Ville und das Herbebois. Driants Jäger und Zuaven, von Teilen des XVIII. Korps angefallen, fechten bis zur Vernichtung. Oberst Driant fällt als einer der letzten, versprengte Trümmer seiner Brigade entkommen nach Süden. Noch hält der Franzose auf seinem linken Flügel das Dorf Brabant mit seinen befestigten Höhen, im Zentrum das starke Beaumont und auf dem rechten Flügel die breitgelagerte Straßensperre Ornes, aber er kommt nicht mehr zu Atem. Gasgranaten, Minen und Flammenwerfer brechen den letzten Widerstand in der Linie Brabant—Ornes. Am 23. Februar — noch immer treibt schmelzender Schnee im rauhen Wind — fallen die letzten Waldkulissen. Beaumont, Ornes, Samogneux und die südlich davon ansteigenden Vorstufen der Maashöhen sind reif zum Sturm. Vergebens wirft de Langle, der selbst herbeigeeilt ist, die 37. Division und zwei rasch herangeführte Brigaden, die 31. und 304. ins Feld, vergebens richten die Turmgeschütze der Festen Douaumont, Vaux, Souville, Marre und Charny und zahllose schwere Batterien ihr Feuer auf die deutschen Linien. Der Angreifer läßt sich nicht an den Boden heften.

In der Nacht auf den 24. Februar, in eisiger, von scharfem Nordwind ausgekälteter Nacht, rüsten sich die Deutschen zu neuem Sturm. Aber

es ist kein Angriff auf zerschlagene Stellungen und zusammengeschossene Verteidiger mehr, sondern ein Angriff unter furchtbarem Granathagel, gepeitscht von Maschinengewehren und aufgefangen von frischen, zum Gegenstoß schreitenden Regimentern. Der Tag bricht an, grau, trüb, vom Gebrüll der Geschütze geschüttelt. Das VII. Reservekorps stürmt zum drittenmal. Die 14. Reservedivision nimmt die Brabanter Höhen, die 13. Reservedivision das Dorf Samogneux. In der Mitte der Schlachtlinie tauchen Verstärkungen auf. Die 21. Division tritt an und erstürmt die Höhen bei Beaumont, die 25. Division nimmt das Dorf Beaumont. Unterdessen überschreitet das III. Korps die Straße Beaumont—Ornes und dringt in die Waldstücke von Les Fosses, Le Chaume und Caurieres ein. In hartem Kampf werden die Gehölze erobert. Die Brandenburger stoßen nach, erreichen die Chambrettes-Ferme und setzen sich auf der Vorstufe des Douaumontrückens fest. Nun ist die Stunde des V. Reservekorps gekommen. Die 10. Reservedivision bringt Ornes zu Fall und reißt den linken Flügel der breiter gewordenen Angriffsfront gegen die Hänge von Bezonvaux vor. Am Abend des dritten Sturmtages branden die Angriffswogen hundert Meter an der Nordwand der Côte Lorraine empor, von der die Forts Vaux und Douaumont drohend herabblicken.

Auf dem höchsten Punkt der Côte, 388 Meter über dem Meere und 200 Meter über der Woëvreniederung, liegt Douaumonts Panzerwürfel. Umschanzt von wahllos aufgesetzten niedrigen Kuppen und Kahlrücken, reckt die starke Feste ihre kantige Masse aus Dunst und Qualm und wirft im Verein mit den unzerstörten Batterien der Werke von Thiaumont und Hardaumont ihre Haubitzgranaten in die verlorenen Wälder und auf die Kahlrücken nördlich von Louvemont und Bezonvaux.

Es ist Nacht geworden. Der deutsche Angriff hat sein Tagesziel erreicht. Die Brandenburger sind sogar darüber hinausgeprallt.

Joffre greift ein

Der Franzose hat einen schweren Schlag erlitten. Aufgelöste Truppenteile flüchten südwärts, zur Schlacke gebrannte Bataillone halten mühsam das Feld. De Langle kommt zur Erkenntnis, daß es um Verdun geschehen ist, wenn der Deutsche seine Fahnen rücksichtslos weiterträgt und breitere Fronten in Bewegung setzt. General Herr denkt daran, das rechte Maasufer preiszugeben. In der Woëvre, wo die Franzosen bis Fromézy, dicht vor Etain eingegraben liegen, ist schon kein Halten mehr. Bei Mogeville ist die linke Flanke der Woëvreverteidigung aufgesprungen und vom V. Reservekorps mit völliger Aufrollung bedroht. De Langle greift zum Fernsprecher und meldet dem Generalissimus, daß er von Mogeville—Fromézy—Herme-

ville auf die Ostflanke der Côte Lorraine zurückgehen müsse, um sich der Umfassung zu entziehen.

Joffre fährt aus der Ruhe. Er ist nicht müßig gewesen und hat schon auf die erste Meldung vom Angriff des Kronprinzen am 22. Februar alle Armeegruppen angewiesen, sich zum Kampf bereitzuhalten, da der Feind, der gegen Verdun anrenne, auch in anderen Abschnitten angreifen könne. Er hat Castelnau, Foch und de Langle mitgeteilt, daß er auf alles gefaßt sei. Suche der Feind bei Verdun die Entscheidung, so werde der Generalissimus alle verfügbaren Kräfte vereinigen, um vor der Festung zu schlagen. Er hat auch Haig von der drohenden Gefahr benachrichtigt. Als Sir Douglas ihm Verstärkungen anbietet, erhält er von Joffre den Bescheid, daß Verdun von den Franzosen verteidigt werden solle, daß die französische Heeresleitung aber die Briten bitte, den Abschnitt der 10. französischen Armee zwischen dem Souchezbach und der Ancre zu übernehmen, um dadurch französische Kräfte freizumachen. Gleichzeitig entsendet Joffre Frankreichs beste Truppen, das XX. Korps und das I. Korps, in Gewaltmärschen gen Verdun.

Die Lothringer treffen am 24. Februar bei Bar-le-Duc ein, die Normannen folgen. Es ist der Tag, an dem de Langle seine ganze Woëvrefront wanken fühlt und die Divisionen der Ostfront zerschlagen, zersprengt auf Douaumont—Thiaumont zurückfluten.

Joffre billigt de Langles Vorschlag, die Woëvre zu räumen. „Aber," ruft er dem General durch den Fernsprecher zu, „halten Sie um jeden Preis auf dem rechten Ufer mit dem Gesicht nach Norden zwischen der Maas und der Woëvre stand!" Doch das genügt nicht. Der Generalissimus fühlt, daß weder Herr noch de Langle die Verantwortung für das Schicksal der Festung tragen können, und erkennt, daß der Angriff des Kronprinzen auf die Nordostfront Verduns den Charakter einer Entscheidungsschlacht annimmt. Er muß alles, seine besten Generale, seine besten Truppen aufbieten, Schlacht und Festung zu retten. Und er befiehlt General de Castelnau noch einmal nach Verdun zu eilen und die Verteidigung in die richtigen Bahnen zu lenken, und ernennt General Pétain zum Führer der Armee, die um Verdun lagert und nun mit verstärkten Kräften in die Festungsschlacht eingreift. Castelnau verläßt Schloß Condé mitten in der Nacht. Durch einen wilden Schneesturm, der die Pariser Boulevards, den Wald von Compiègne und die kahle Champagne unter sich begräbt, jagt Castelnaus Kraftwagen auf der Reimser Straße ostwärts. Um 5 Uhr in der Frühe erreicht er de Langles Hauptquartier. Eine kurze Aussprache läßt ihn erkennen, daß er im letzten Augenblick kommt, um die Räumung des rechten Maasufers zu verhindern. Herr strebt schon mit Artillerie und Infanterie den Maasbrücken zu, denn de Langle will den Besatzungen der Werke die Verteidigung der Maashöhen überlassen, da sonst große Teile der Feldarmee in Gefahr geraten, aufgerollt und abgeschnitten zu werden. Castelnau nimmt

de Langle die Entscheidung aus der Hand und drahtet stehenden Fußes an Herr: „Die Maasverteidigung hat auf dem rechten Ufer zu geschehen, es kann sich also nur darum handeln, den Feind auf dem rechten Ufer selbst aufzuhalten und zu schlagen." Dann fährt er weiter.

Zwei Stunden später steht er in Herrs Hauptquartier in Souilly, kurz darauf ist er in Verdun. Sein unerbittlicher Befehl bannt alles auf dem rechten Ufer fest. Batterien, Regimenter und Bataillone machen auf dem Fleck halt, kehren um und stemmen sich aufs neue dem Feind entgegen, der die Linie Champneuville—Louvemont—Bezonvaux durchbrochen hat und bereits zu den Forts emporsteigt.

Castelnaus Befehl zwingt die französische Infanterie ins feindliche Feuer zu laufen. Es bleibt keine Zeit, den Widerstand auf der ganzen Linie in Einklang zu bringen. Regimenter und Bataillone kämpfen ohne einheitliche Leitung auf den Nordhängen von Champneuville, am Louvemont, am Haudromont[1] und in den Waldschneisen vor dem Dorfe Douaumont einen verzweifelten Kampf. Sie kämpfen um Zeitgewinn, bis die großen Verstärkungen zur Stelle sind, die auf Tausenden von Kraftwagen auf der Straße Bar-le-Duc—Verdun heranrollen.

Es ist die entscheidende Stunde. Sie bestimmt die Entwicklung der Schlacht.

Die französische Heeresleitung wirft, unbekümmert um die Vorschriften weiser Strategie und die Forderungen der Taktik, den letzten Mann in den Kampf und opfert alles dem Gebot des Augenblicks.

In derselben Nacht räumen die Franzosen die Nordwoëvre und gehen aus der Linie Fromézy—Hermeville—Ville-en-Woëvre auf die Maashöhen zurück. Südwestlich von Ville weichen sie auf die Linie Haudiomont—Manheulles—Fresnes—Champlon—Les Epargnes. Sie geben die Woëvre preis, um Verdun zu retten.

Der Sturm auf die Feste Douaumont

Die Deutschen rüsteten während der Nacht, in der Castelnau gen Verdun eilte, plangemäß zu neuem Sturm. Sie lagen in eroberten Gräben, zwischen erstürmten Geschützen und in leichengefüllten Wasserrissen auf dem Nordhang der Côte Lorraine unter das Feuer der französischen Batterien gebeugt und suchten sich in den gefrorenen Boden zu wühlen, um den Angriff am Morgen des 25. Februar zu erneuern. Ihre Reihen waren gelichtet, Bataillone zu Kompagnien geschmolzen, sie waren ohne Verpflegung, knapp mit Munition versehen und durch verwüstetes Gelände und stündlich schwellendes Sperrfeuer von ihren Ausgangsstellungen abgeschnitten, aber sie waren immer noch bereit, den Sturm bergan zu tragen.

Als es tagte, stand der Verteidiger, dem Befehl Castelnaus gehorsam, von Bezonvaux bis Champneuville fest. Südlich vou Champneuville, in der Maasschleife hielt er vor dem VII. Reservekorps die Côte de Talou, südöstlich von Louvement vor dem XVIII. Reservekorps den Pfefferrücken, in der Mitte vor dem III. Korps die Gehölze, die Kahlschläge und die Schluchten, die den Zugang zum Dorf Douaumont und den Aufstieg zum Fort Douaumont sperrten und auf dem rechten Flügel vor dem V. Reservekorps das Dorf Bezonvaux und die Steinbrüche, die den Hardaumont deckten, von dessen bebuschten Kuppen Erdschanzen und Batterien auf die Straßen Bezonvaux—Douaumont und Bezonvaux—Damloup herabblickten. Es war ein rauher, nebelverhangener Tag. Schneeflocken trieben im kalten Höhenwind und trübten die Fernsicht. Als es gegen 10 Uhr heller wurde, eröffneten die deutschen Batterien das Feuer. Die Franzosen antworteten nach Kräften. Sie brachten stündlich neue Geschütze ins Feuer, bei Souville flatterten neue Generalswimpel. Die Gegner lagen so hart aneinander, daß die Artillerie auf beiden Seiten in die eigenen Reihen schoß.

Die Artillerieschlacht währte bis in den sinkenden Tag. Der Schlachtplan rief die deutsche Infanterie erst um 4 Uhr zu neuem Sturm.

Vier heiße Kampftage und vier eiskalte Nächte waren über sie hingegangen, immer schwieriger wurde der Aufstieg zu den verschanzten Höhen. auf denen sich der Feind gesetzt und verstärkt hatte, aber wiederum riß der Schwung des Angriffs die Stürmenden mit sich fort. Der rechte Flügel brach in der Maasschleife Bahn. Die Divisionen des VII. Reservekorps und des XVIII. Korps rangen bis tief in die Nacht um die Côte de Talou, den Pfefferrücken und die Waldschanzen des Louvemont. Sie warfen den Verteidiger abermals ein Stück weit nach Süden, konnten ihn aber nicht völlig von der Côte de Talou und der Côte de Poivre vertreiben. Der linke Flügel schwenkte gegen Bezonvaux ein. Auch hier hielt der Franzose verzweifelt stand. Erst am späten Abend erstürmte die 10. Reservedivision das Dorf Bezonvaux. Der große Schlag fiel in der Mitte, wo das III. Korps vor Dorf und Fort Douaumont im Feuer lag. Als der Befehl die Schützenlinien in die Höhe riß, warf sich die 5. Division auf die Dorfstellungen von Douaumont, während die 6. Division den Höhenkamm zu gewinnen trachtete, auf dessen höchster Kante die Feste Douaumont erbaut war. Der Angriff zielte auf die Eroberung des Dorfes Douaumont und die Erstürmung des kahlen Berghanges. Hier sollte die 6. Division sich 800 Meter vor der Panzerfeste in den Boden graben. Fiel das Dorf, so war die Feste ihrer stärksten Flankenstütze beraubt und reif zum Fall. Aber das Dorf erwies sich als unbezwinglich. Es war in eine unterirdische Festung verwandelt und trotzte dem Ansturm der 5. Division. Als die Brandenburger sich erhoben, wurden sie aus dem Chauffourwald und den Dorfstellungen mit fürchterlichem Kreuzfeuer empfangen. Sie gewannen

trotzdem im Wald und auf den Hängen Raum, mußten sich aber am Abend 400 Meter vor dem Dorfrand in den gefrorenen Boden graben und liegen bleiben.

Die 6. Division säuberte die Waldschluchten von Vauche und Hassoule und erstieg in der Abenddämmerung den schneebedeckten kahlen Hang des Douaumont. Da die Besatzung des Dorfes Douaumont durch den Angriff der 5. Division verhindert wurde, die 6. Division in der Flanke zu fassen, gelang es dem rechten Flügel der 5. Division sich bis zu den Hindernissen der Panzerfeste Bahn zu brechen. Das 24. Infanterieregiment drang, durch den opferwilligen Sturm des Grenadierregiments Nr. 12 auf das Dorf gedeckt, auf dem Glacis 1500 Meter vor und erschien plötzlich vor dem Eckpfeiler der Verduner Nordfront. Da riß die Gewalt des Augenblicks die Führer der 7. und 8. Kompagnie der Vierundzwanziger, Hauptmann Haupt und Oberleutnant v. Brandis, zu einer Mißachtung des ergangenen Befehls hin. Starr, dunkel und leblos lag das Fort vor ihnen auf dem weißen Feld. Was an feindlicher Infanterie auf dem nackten Hang gekämpft hatte, war tot, gefangen oder geflüchtet. Aus den Dorfstellungen und dem südöstlich von der Feste gelegenen Caillettewald schlug ungebändigtes Feuer in die deutschen Sturmreihen. Das Fort schoß aus einem Panzerturm gen Nordwesten, als wäre sein Glacis noch unberührt. Und ehe die Verteidiger des Forts die Lage erfaßt hatten, war's geschehen. Haupt und Brandis brachen mit einer Handvoll Leute durch die Drahthindernisse in den Wallgraben und stürmten die Böschung zum Kernwerk empor. Im Feuer der eigenen Artillerie übersprangen die Brandenburger die Krone der Brustwehr und drangen in das Kernwerk ein. Rings starrten hohe Wälle und finstere Kasematten, Geschoßtrichter, Minenblöcke und abgespaltene Erdklumpen und über ihnen drohte der feuerspeiende Panzerturm. Da galt kein Zaudern. Mit Handgranaten gingen die Stürmer der Besatzung zu Leibe, trieben sie in die Kasematten und zwangen sie zur Ergebung. Fort Douaumont war in deutscher Hand.

Deutsche Artillerie schoß noch auf das Fort, als die Brandenburger längst darin waren. Da das Dorf Douaumont im Besitz des Verteidigers geblieben war, lagen die Zugänge der Feste unter französischem Maschinengewehrfeuer. Trotzdem gelangten einzelne Leute und kleinere Gruppen der 24er von Trichter zu Trichter über das dämmernde Schneefeld in das Innere und vermehrten die schwache Besatzung. Ein Versuch des Feindes, das Fort durch einen Vorstoß aus dem Caillettewald zurückzuerobern, wurde auf den Wällen der Südseite aufgefangen und abgeschlagen. Als es finster geworden war, brach Brandis sich rückwärts zum Regiment Bahn und kehrte noch in der Nacht mit Verstärkungen zurück.

Die Eroberung der Feste schlug eine tiefe Bresche in den Gürtel der Nordwestfront. Gelang es dem Kronprinzen die Überraschung auszunützen,

am Tage darauf mit starken Massen bis Fleury durchzustoßen, so brach die Wehrstellung der Franzosen auf dem rechten Maasufer in sich zusammen. Aber es bedurfte hierzu frischer Streiter und rasch nachgezogener schwerer Artillerie, um dem Verteidiger zuvorzukommen und ihn über den Haufen zu rennen, ehe er seine Verstärkungen zu neuer Schlacht aufgebaut hatte.

Pétains Gegenangriff

Der Franzose ließ den Mut nicht sinken. Castelnau hatte am 25. Februar zwar die Feste Douaumont verloren, aber das Dorf Douaumont und die Schanzen von Hardaumont behauptet. Als die Brandenburger in der Frühe des 26. Februar von der ragenden Feste gen Verdun und ins Maastal hinunterspähten, sahen sie in der Sonne, die zum ersten Male strahlend über der Schlacht aufging, dicke blaue Kolonnen von Souville und Tavannes heranrücken und sich vor Fleury zum Kampf entwickeln. Bataillon auf Bataillon stieg, die Offiziere zu Pferd, mit entfalteten Fahnen aus dem Maastal empor, Autokolonnen luden bei Thiaumont Truppen aus, die sofort gen Haudromont vorgingen. Im Caillettewald fuhr Artillerie auf und deckte durch schweren Feuerüberfall den Flankenmarsch frischer Bataillone, die von Souville gegen Hardaumont vorrückten und den Augen der Deutschen in Steinbrüchen und Steilschluchten verschwanden. Auf dem befestigten Höhenrücken von „Froide Terre“, der die Nordzugänge der Innenfeste Belleville und die Straße Vacherauville—Verdun beherrschte, erschienen hellblaue Röcke und spiegelnde Sturmhelme. Sogar auf dem linken Maasufer wurde es lebendig. Bei Charny setzten Truppen auf das rechte Ufer über und gingen über Bras gen Haudromont vor. Die Batterien von Marre und Bourrus begannen zu feuern und warfen ihre Granaten bis Douaumont.

Die Franzosen schritten auf der ganzen Linie zum Gegenangriff. Sie hatten sich von der furchtbaren Überraschung der ersten Tage erholt und waren entschlossen, Verdun zu behaupten. Die Truppen, die im Zentrum von Fleury auf Thiaumont zum Angriff vorrückten, gehörten dem XX. Korps an. Die Lothringer waren am Abend des 25. Februar nach einem Gewaltmarsch von 52 Kilometern todmüde in Verdun eingetroffen. Vier Stunden später führte General Balfourier sie auf Pétains Befehl in die Schlacht.

Die deutschen Beobachter, die in den Geschütztürmen der Feste Douaumont standen, erfaßten rasch den Ernst und die Bedeutung des neuen Tages. Der Augenblick der Überraschung war vorüber, die niederschmetternde Wirkung des Trommelfeuers war dahin und die Wucht des gewaltigen Ansturms hatte sich erschöpft. Der Verteidiger kam zu Atem.

Wenn nicht alles täuschte, setzte er an der aufgesprungenen Bresche zu Gegenstößen an, um die Nordostzugänge der Festung zu sichern. Trotzdem wurde der Angriff mit Todesverachtung fortgesetzt. Stoß und Gegenstoß prallten aufeinander, die Schlacht wuchs in die erste Krisis.

Da die aufgestellten deutsche Kräfte nicht ausreichten, die Front zu verbreitern und auch auf dem linken Maasufer vorzubrechen oder die Angriffe auf dem rechten Ufer tiefer zu staffeln, suchte der Kronprinz den bis Douaumont vorgedrungenen Keil mit raschen Schlägen in das innere Gefüge des befestigten Lagers zu stoßen und den Verteidiger von den Maashöhen in den Kessel von Verdun hinabzudrücken. Wäre dies schon am 25. Februar versucht worden, als die Truppe kühn über das Angriffsziel hinausgegriffen hatte, so hätte Castelnau dem Ansturm weichen müssen. Am Tage darauf war die Lage zugunsten der Franzosen verschoben.

Pétain, der am 26. Februar den Oberbefehl auf beiden Maasufern übernahm, kam dem Angreifer um wenige Stunden zuvor. Die deutsche Artillerie war im zerwühlten Gelände noch nicht aufgefahren, da donnerten schon Pétains feststehende Geschütze und vereinigten ihr Feuer auf die Feste Douaumont und die vor dem Dorf Douaumont ausharrenden Brandenburger. Die Artillerie des XX. Korps rückte an der „Kalten Erde" auf und suchte ihrer Infanterie zum Gegenangriff Bahn zu brechen. Zum erstenmal lag die ganze deutsche Linie von Bezonvaux bis Champneuville unter Vernichtungsfeuer. Fort Douaumont wurde so schwer heimgesucht, daß die 24er sich in den unterirdischen Räumen bergen mußten. Doch als die Franzosen zum Gegenangriff vorbrachen, war der Angreifer trotz entsetzlicher Verluste — Bataillone lagen mit hundert Gewehren in der Feuerlinie — zu ihrem Empfang bereit und wies den Angriff ab. Am Nachmittag riß der Deutsche die Handlung wieder an sich.

Der Kampf um Haudromont und Hardaumont

Das VII. Reservekorps erstürmte die Côte de Talou, das XVIII. Korps griff die Waldstücke bei Louvemont und den Pfefferrücken an und warf den Verteidiger über die Höhe auf die Südhänge. Vergebens schleuderte Oberst Tarny, der südöstlich von Vacherauville leichte und schwere Geschütze zu einer großen Batterie vereinigt hatte, den Stürmern Spreng- und Gasgranaten entgegen. Am Abend war das XVIII. Korps im Besitz der Louvemontstellungen und der Franzose am Maaskanal auf Vaucherauville zurückgeworfen. Nur der Südhang des Pfefferrückens blieb noch umstritten.

Auch im Zentrum gewannen die Angreifer Boden. Der Haudromont und die von ihm absteigenden Gehölze fielen bis auf zwei Ausläufer in deutsche Hand. Dagegen gelang es den Franzosen das Dorf Douaumont

und die Linie der Thiaumontwerke samt der Ferme und dem Panzerwerk Thiaumont zu behaupten. Balfouriers Gegenstöße setzten den erschöpften, durch viertägige Kämpfe gelichteten Brandenburgern so zu, daß sie erst am Abend zu Atem kamen. Die 5. Division klammerte sich an den Chauffourwald und an den kahlen schneebedeckten Hang des Douaumont und schlug die Angriffe des XX. Korps im Wald und auf dem nackten Glacis im Handgemenge ab. Die Feste Douaumont wurde schon um 11 Uhr bestürmt. Zuaven und Linienbataillone stürzten aus dem Caillettewald hervor und versuchten durch die Kehle ins Kernwerk einzubrechen. Da tauchten die 24er aus den Kasematten ans Licht und fingen den Stoß auf den Wällen ab. Gegen Abend arbeitete sich die Masse der 5. Division näher an die Feste heran und als es nachtete, war Fort Douaumont, der Kampfpreis des 25. Februar, im sicheren Besitz der Brandenburger.

Am glücklichsten fochten die Deutschen auf ihrem linken Flügel. Die 10. Reservedivision trat schon um 6 Uhr morgens zum Sturm auf das Erdwerk südlich von Bezonvaux an, umklammerte das hochgelegene Werk und warf den Gegner nach Süden. In atemloser Verfolgung erreichten die siegreichen Regimenter den Rücken des Hardaumont, den sie von zwei Seiten erstiegen. Trotz des Kreuzfeuers französischer Maschinengewehre drangen sie durch das Niederholz gegen das große Hardaumontwerk vor und schlossen es ein. Die Feste lag auf der weit vorspringenden Südkuppe der Höhe dicht über der Woëvreebene und dem sumpfigen Grund des Vauxbaches in der rechten Flanke des Douaumont und schien des Angriffes zu spotten. Da schlug eine der schwersten deutschen Granaten hart vor dem Hauptwall auf und legte Bresche. Der Angreifer stürmte, die erschütterte Besatzung gab die Schanze preis und zog sich in den Vauxgrund zurück. Hinter den Flüchtlingen wälzte sich die Verfolgung ins Vauxtal. Da gebot schweres Feuer aus dem Dorfe Vaux und den Steinbrüchen am Südufer des Vauxbaches den Deutschen Halt. Sie gruben sich am Hang ein und stellten rechts die Verbindung mit den Verteidigern der Feste Douaumont, links mit der über Dieppe am Vauxbach aufwärtsrückenden 9. Reservedivision her. Die Franzosen schanzten im Vauxgrund, umgürteten das in einer Schlucht versteckte Dorf Vaux, den steilen Vauxberg, auf dem die Panzerfeste Vaux unangreifbar trotzte, und das zur Woëvre absteigende Dorf Damloup mit Hindernissen und gruben sich in der Nacht auf der ganzen Linie von Damloup bis Thiaumont zu neuem Widerstand ein, um dem deutschen Angriff aus der Flanke Halt zu gebieten.

Die Schlacht, die sich vom 21. bis 25. Februar als gewaltsamer Angriff auf die von der Feldarmee verteidigte Festung abgezeichnet hatte, wurde am 26. Februar zu einem Ringen um einzelne befestigte Stellungen, das im Zusammenprall frischer Kräfte des Verteidigers mit den Sturmdivisionen des Angreifers gipfelte und in blutiger Verstrickung endete.

Die strategische Lage am 27. Februar

Im Hauptquartier des Deutschen Kronprinzen kam man am Abend des 26. Februar zur Erkenntnis, daß der Angriff der zum Sturm bereitgestellten Kräfte sich erschöpft hatte. Es galt im eroberten Trichtergelände aufzumarschieren und den Angriff nach neuer Vorbereitung mit verstärkter Wucht wieder aufzunehmen. Man durfte dem Verteidiger keine Zeit lassen, sich tiefer in den Boden zu graben und mit frischen Kräften zum Gegenangriff überzugehen. Gelang der Aufmarsch rasch genug, so konnte das Schwert vielleicht doch noch so tief in den Nacken der Verduner Zentralstellung gestoßen werden, daß Bänder und Wirbel zerschnitten wurden und der Widerstand des Feindes auf den Maashöhen völlig zusammenbrach. Dann war Verdun verloren und ein operativer Erfolg erzielt, von dem sich die deutsche Heeresleitung nicht nur strategische, sondern auch politische Früchte versprochen hatte, als sie die Feldzüge im Osten und Südosten vor der Vollendung stillegte, um vor Verdun zu schlagen.

Auch die französische Heeresleitung war sich am Abend des 26. Februar der Tatsache bewußt, daß der Tag den französischen Waffen noch keinen Sieg beschert hatte. Aber die drohende Panik war beschworen. Nur auf den Pariser Boulevards herrschte noch blasser Schrecken. Joffre hatte alles getan, den Feind auf dem rechten Maasufer aufzuhalten und Verdun zu retten. Fortuna war ihm hold gewesen.

Von diesem Tage an wurde die Schlacht um Verdun als Schicksalsschlacht in das Bewußtsein des französischen Volkes aufgenommen. Verdun wurde zum Symbol französischer Widerstandskraft, und die Behauptung der Festung in den Augen der Alliierten und der Neutralen zu einer Lebensfrage Frankreichs und zu einem Prüfstein für die innere Festigkeit der Entente. Damit wuchs die Bedeutung der Schlacht ins Übersinnliche. Die französische Heeresleitung schöpfte aus dieser Symbolisierung der Schlacht ungeahnte Kräfte. Die ganze Nation zitterte um Verdun und handelte danach. Joffre griff zu einem kühnen Mittel, die Verteidigung zu kräftigen und dem Heere die Bedeutung der Schlacht eindrücklich zu machen. Er ließ alle Armeen, ja beinahe alle Korps des französischen Heerbannes an der Schlacht teilnehmen, indem er der Reihe nach Division auf Division aus den Reservelagern und der Front zum Kampf aufrief und einige Tage bei Verdun ins Feuer sandte. So speiste er die Schlacht unaufhörlich mit frischen Kräften, auf die Gefahr, alle Einheiten der Armee zum Bluten zu bringen.

Zwar sandte auch die deutsche Heeresleitung Verstärkungen nach Verdun, aber diese waren unendlich spärlicher gesät als die französischen und blieben viel länger im Feuer und auf dem zerwühlten Schlachtfeld liegen als die des Gegners. Die Angriffe der Deutschen waren von Siegesglauben

und heldischem Opfermut getragen. Dem Angreifer fehlte nur eins: der visionäre politische Schwung, der den Franzosen als „Kind der großen Nation" und „Vorkämpfer der Freiheit" beseelte. Diese Imponderabilien lagen am sechsten Schlachttage noch im Unterbewußtsein der Kämpfer gebunden, aber die Schlacht begann schon ins Grenzenlose zu wachsen und dem Feldzug des Jahres 1916 bestimmende Züge einzuprägen.

Der Kronprinz sah seine Sturmdivisionen schwer mitgenommen. Sie waren zwischen Champneuville und Vaux dem fürchterlichsten Flankenfeuer ausgesetzt. Vom linken Maasufer, von der „Kalten Erde" und von Souville her schlug die eiserne Saat in ihre Reihen. Der Stabschef des Kronprinzen, Schmidt von Knobelsdorff, kam zur Erkenntnis, daß das Angriffsschema zu toten Buchstaben geworden war. Auch Falkenhayn war wohl am 27. Februar schon innerlich von der Schwere der neugeschaffenen strategischen Lage überzeugt, glaubte jedoch kein anderes Mittel zur Fortführung des Krieges mehr zu besitzen, als das Beharren auf der Operation, die so verheißungsvoll begonnen hatte. Er lenkte Verstärkungen nach Verdun und befahl, den Angriff auf das linke Maasufer auszudehnen, nahm also in vorgerückter Stunde zum Staffelangriff auf verbreiterter Front seine Zuflucht, um die Wirkung der französischen Flankenbatterien zu brechen und die Schlacht binnen wenigen Wochen siegreich zu beenden. Zu diesem Zwecke wurden die Befehlsverhältnisse neu geordnet. Während der ersten Phase hatte das Oberkommando der Heeresgruppe Kronprinz die Kämpfe geleitet. Jetzt wurden unter der Oberleitung des Kronprinzen zwei Kampfgruppen gebildet. Mudra behielt den Befehl auf dem rechten Maasufer, und Gallwitz wurde zum Führer auf dem linken Ufer bestimmt. Zweigleisig rollte die Schlacht auf blutiger Bahn weiter und zog alles in ihren Bann. Zwar lagen die übrigen Frontabschnitte nicht tatenlos still, in Flandern wurde um die Höhe 60 gekämpft und am 27. Februar in der Champagne heftig gefochten, aber die Aufmerksamkeit blieb durch Verdun gefesselt. Die Schlachthandlung erschöpfte sich vom 27. Februar bis 3. März in wilden Einzelkämpfen und einem Tag und Nacht währenden Artillerieduell.

Zwischenkämpfe in der Woëvre und auf beiden Maasufern

Unterdessen rüstete Gallwitz bei Montfaucon und Gercourt zum Sturm auf die Vorstellungen von Avocourt, Malancourt, Béthincourt und Forges, um gegen Esnes und Cumières in der Richtung auf den Marrerücken Bahn zu brechen und die rechte Flanke Mudras sicherzustellen. Auch er gebot nur über bescheidene Kräfte, während Pétain von allen Seiten Verstärkungen zuflossen.

Am 1. März flammen die Infanteriekämpfe an Mudras linkem Angriffsflügel und in der Woëvreflanke heftiger auf. Die Schlacht greift in die Woëvre über. Dort sind die 5. Landwehrdivision und die bayerische Ersatzdivision der Armeeabteilung v. Strantz den Franzosen am 26. Februar auf dem Fuße gefolgt, haben die Wälder von Hermeville durchschritten und sich nun an die Linie Blanzée—Haudiomont—Manheulles—Fresnes—Champlon herangearbeitet. Preußen und Bayern kämpfen seit dem 27. Februar um den Besitz des Bahnhofs Eix und die Dörfer Manheulles und Fresnes.

Während Strantz auf Pétains Verteidigungsflanke drückt, beginnt auf Mudras linkem Flügel der Kampf um den Aufstieg aus dem Vauxbachtal zum Dorfe Vaux und zu dem steilen Hang, von dem das Panzerfort Vaux drohend herabblickt. Der Franzose steht fest. Er schanzt in den Waldschluchten, um dem V. Reservekorps den Aufstieg zum Vauxberg unmöglich zu machen und behauptet das Dorf Vaux, das die Zugänge zu den Schluchten des Caillette-, des Fumin- und des Chapitrewaldes beherrscht. Auch in den Dorfstellungen von Douaumont und Thiaumont und in den Thiaumontwerken steht er noch unerschüttert. Er hält die Südränder des Chauffour- und des Albairewaldes zwischen Thiaumont und dem Pfefferrücken fest und sucht dadurch den Bruch seines Zentrums zu verhindern. In der Maasschleife wird um die Zugänge von Vacherawille gekämpft. Hier leiden die Deutschen schwer unter der Flankenbedrohung vom linken Maasufer her. Sie sind soweit vorgeprallt, daß die Franzosen links der Maas mehr als 5 Kilometer tief in der Flanke des VII. Reservekorps stehen. Solange Pétain im Besitz der Linie Malancourt—Forges bleibt, schießt er Mudra von den Höhen zwischen Forges, Regnéville und Cumières ungestraft in Flanke und Rücken. Am schlimmsten ist es um die Straße Consenvoye—Champneuville bestellt. Sie liegt unter dem Kreuzfeuer der vom Gansrücken ob Regnéville aufgepflanzten Feldgeschütze und der in den Gehölzen von Chattancourt und Marre verborgenen schweren Batterien und ist von den Trümmern zusammengeschossener Kolonnen bedeckt.

Während Gallwitz sich zum Sturm auf die Linie Malancourt—Forges bereitmacht, wälzt Mudra die Last des Kampfes von Schulter zu Schulter, um Zeitgewinn zu erstreiten. Da seine Infanterie auf der Côte de Talou und dem Pfefferrücken zum Ausharren verdammt ist, ballt er vor Thiaumont und Douaumont seine Kräfte zu neuem Angriff und setzt gleichzeitig bei Vaux zum Sturm an. Am 2. März schwellen die Kämpfe zwischen Thiaumont und Vaux zur Schlacht. Die 5. Division wirft sich auf die zu Schotter gemahlene Dorfstellung von Douaumont. Das Dorf und die Feldschanzen südlich und westlich des Ortes werden dem Feind in hartem Kampf entrissen, das 95. Linienregiment in den Trümmern vernichtet. Balfouriers Reserven dringen im Gegenstoß noch einmal in die verlorenen

Stellungen, werden aber am Abend gen Thiaumont zurückgeworfen. Auf dem linken Flügel kommt der Angriff nicht vom Fleck. Im zersplitterten Caillettewald ringen die Gegner Brust an Brust. Die Franzosen behaupten sich unter dem Sperrfeuer ihrer Batterien und schlagen auch im Vauxgrund alle Stürme ab. Die Schlacht ist nicht zu Ende. Sie wälzt sich im verschlammten Trichterfeld hin und her, lebt in krampfhaften Zuckungen fort und ersteht am 6. März wieder zu neuer Wut.

Unterdessen beginnt die deutsche Artillerie auf dem linken Ufer ihr Vernichtungswerk. Sie überschüttet die französischen Linien im versumpften Forgestal und auf der zerklüfteten Höhenwelle, die sich zwischen Malancourt und Cumières in einzelnen Kuppen zu 287, 304, 265 und 295 Metern erhebt, mit Trommelfeuer. Die Infanterie tritt an. Auf dem äußersten rechten Flügel der Armeegruppe Gallwitz, in den Waldstücken nördlich von Avocourt, steht die 11. bayerische Division aufgepflanzt. Vor der Linie Haucourt—Malancourt harrt die 11. Reservedivision des Angriffsbefehls, vor Béthincourt—Forges liegt die 12. Reservedivision und am linken Flügel, vor dem Forgeswäldchen und im Maasgrund, kauert die 22. Reservedivision bereit zum Sprung. Mudra hat zur Unterstützung des Stirnangriffs die 13. Reservedivision des VII. Reservekorps bei Samogneux gegenüber Regnéville bereitgestellt. Sie soll die Maas überschreiten und den Verteidigern der Forgeslinie in Flanke und Rücken fallen.

General Pétain ist auf die Ausdehnung der Schlacht auf das linke Maasufer gefaßt. Er hält aber den Angriff auf die Höhen von Haucourt—Malancourt—Béthincourt und Forges für sehr schwierig. Die Verteidigung ist durch General Bazelaire, der zwischen den Argonnen und der Maas befehligt, wohlgeordnet worden. Das breite, versumpfte Forgestal mit den dahinter ansteigenden Kuppen und den festen Dörfern Haucourt, Malancourt, Forges und Cumières bildet eine ideale Verteidigungslinie. Bazelaire hält den Nordrand des Tales und die Orte Malancourt, Béthincourt und Forges samt den vorgeschobenen Waldstücken stark besetzt. Als das deutsche Trommelfeuer anhebt, ersucht Bazelaire die Argonnenarmee um Unterstützung und macht sich zum Empfang des Feindes bereit.

Am 3. März stieg der Deutsche aus den Gräben. Zerrissenes Gewölk trieb im Winde und Rauchschwaden trübten die Sicht. Die Deutschen rannten auf der ganzen Front von Avocourt bis Regnéville an. Bei Avocourt kam es zu schwerem, unentschiedenem Ringen. Bazelaire hatte hier starke Kräfte gehäuft, um Esnes vor einem Angriff aus der Flanke zu bewahren. Im Zentrum wurden die Franzosen auf die Brückenköpfe Malancourt und Béthincourt zurückgeworfen, aber es gelang ihnen, die Dorfstätten in schwerem Kampf zu behaupten. Die Entscheidung fiel an der Maas. Hier reifte die Umfassung des rechten Flügels Bazelaires zum Erfolg. Die 23. Reservedivision setzte im Feuer der französischen Artillerie über den Fluß,

drang durch sumpfige Wiesen, griff das befestigte Regnéville an, warf den Feind und schloß die Besatzung des Dorfes ein. Während Zwehls VII. Reservekorps Regnéville umklammert hielt, stieß die 12. Reservedivision über den Forgeswald vor und warf die Verteidiger der Nordfront nach Forges hinein. Dann drang die 22. Reservedivision Schulter an Schulter mit der 12. Reservedivision über den Forgesgrund gegen die Höhen von Cumières vor. Der Angriff war unwiderstehlich. Unter dem von zwei Seiten wirkenden Druck brach zuerst die Verteidigung von Forges, dann die in der Nordflanke von Regnéville zusammen. Der Stoß drang bis zu den Cumières beherrschenden Höhen und Waldstücken, dem Gansrücken und dem Rabenwald, durch. In der Abenddämmerung wurde auf der Côte de l'oie und im Bois des corbeaux mit Granate und Bajonett gekämpft. Als es finster wurde, lagen französische und deutsche Gräben vor Cumières ineinandergeschachtelt. Gewehr- und Handgranaten schlugen in die Finsternis, französische Leuchtkugeln stiegen von der Côte de l'oie und aus den Trümmern Regnévilles auf und meldeten Bazelaire, daß dort abgeschnittene Truppenteile ums Leben kämpften. Er konnte sie nicht entsetzen. Sie wehrten sich bis zur letzten Patrone und ergaben sich erst am 7. März dem Bedränger.

Gallwitz erneuerte den Angriff, indem er das Eisen tiefer in Bazelaires aufgerissene Flanke zu stoßen trachtete, um die französische Linie nach Westen aufzurollen. Das Rabenholz wurde im Handgemenge genommen, die französischen Kanoniere an den Geschützen niedergehauen und der Verteidiger nach Cumières hineingeworfen.

In dieser Not rief Bazelaire Humbert und Pétain um Hilfe an. Humbert sandte Verstärkungen aus den Argonnen und Pétain lenkte das Feuer der Maasfesten Marre, Bourrus und Belle Epine auf den Gansrücken und in den Forgesgrund. Da Mudra um dieselbe Stunde bei Vaux angriff und Strantz Fresnes in der Woëvre bestürmte, wuchs die Schlacht nun in Verhältnisse, die dem Angriffsziel entsprachen. Verdun war nie gefährdeter als am 8. März. Die 5. Landwehrdivision stürmte Fresnes, die 6. Division und die 9. Reservedivision rangen sich am Nordhang des Vauxberges empor und die 11. und 22. Reservedivision suchten sich bei Cumières Bahn zu machen, um den Gegner gegen die Höhenflanke des „Toten Mannes“ zu werfen und bei Chattancourt durchzubrechen. Der Stoß gelangte aus dem Rabenwald bis auf den Nordhang des Hügelrückens 295. Doch nun führte Bazelaire alles, was er zwischen Chattancourt und Esnes vereinigen konnte, unter dem Schutze eines überwältigenden Artilleriefeuers zum Gegenangriff vor. Humberts 52. Brigade war als erste zur Stelle. Im Zusammenprall kam der Kampf zwischen dem „Toten Mann“ und Cumières zum Stehen. Die Deutschen wurden in den Rabenwald zurückgedrängt und Cumières entsetzt. Die 52. Brigade, die als erste in den Rabenwald eingedrungen war, bezahlte den Erfolg mit dem Verlust ihres

Brigadiers, ihrer Obersten, fast sämtlicher Offiziere und der Hälfte der Streiter. Zwei Tage behaupteten sich die Franzosen noch im Rabenwald, dann brach ein neuer Artilleriesturm über sie herein. Zum erstenmal schritten deutsche Bataillone dicht hinter der vorrückenden Granatenwand wie hinter einer Feuerwalze zum Angriff.

Die Entwicklung der strategischen Lage vom 11. bis 18. März 1916

Während Gallwitz um Malancourt, Béthincourt und den Aufstieg zum „Toten Mann" rang, bestürmte Mudra Dorf und Feste Vaux, um den Eckpfeiler der französischen Front auf den rechtsufrigen Höhen endlich zu Fall zu bringen.

So rüttelten die Deutschen vom 8. bis 11. März, endlich auf beiden Maasufern zugleich anpackend, mit Riesenkräften an der gewaltigen Lagerfestung, die Pétain nach dem Verlust des Vorfeldes im engeren Umkreis von Verdun neu aufgebaut hatte und in Abwehr und Gegenstoß verteidigte. Joffre entblößte alle übrigen Fronten, um Ersatz nach Verdun zu werfen, und wiederholte in diesen kritischen Tagen die Mahnung, das rechte Maasufer zu halten und Verdun um jeden Preis zu behaupten.

Verdun durfte nicht mehr fallen, gleichviel, ob es im gegebenen Augenblick ratsam war, die Front zurückzunehmen und hinter der Maas zwischen den Argonnen und Toul eine neue Wehrstellung einzurichten oder nicht. Joffre wußte, daß er mit Verdun nicht nur den Glauben an den Endsieg verteidigte, sondern auch die strategische Möglichkeit rettete, die Achillesferse des Deutschen, die Verbindungslinien der Maas und der Saar, aus der Ferne zu bedrohen. Vor den Augen der Welt kämpften die Franzosen die Schlacht als Prestigeschlacht aus und schöpften gerade daraus ungeahnte Kräfte. Und weil dem so war, mußte die deutsche Heeresleitung nun alles daran setzen, Verdun im Sturm oder im fortgesetzten Belagerungsangriff zu nehmen. Mißglückte dies, so mußte sie dem Gegner den militärischen Ruhm und den moralischen Gewinn lassen, der ihm aus der Behauptung der Festung zufloß. So führte der Entschluß, Verdun anzugreifen, in ein fürchterliches Dilemma.

Als die Deutschen am 11. März ihre Beute zählten, waren seit Beginn der Schlacht 430 Offiziere, 26000 Mann, 189 Geschütze aller Kaliber und 232 Maschinengewehre in ihre Hand gefallen, aber die Schlacht drohte zu einer Verstrickung ohnegleichen zu werden, wenn es nicht gelang, den Gegner von den rechtsufrigen Höhen zu werfen. Darüber mußten die nächsten Wochen entscheiden. Drohte doch die Schlacht nach dem Doppelangriff Gallwitzens und Mudras aufs neue zu erstarren. An die Stelle des

Sturmangriffs ganzer Divisionen trat der Einzelstoß von Brigaden, Regimentern und Bataillonen, der auf gewisse begrenzte Ziele gerichtet war, während der Franzose nun mit wachsenden Kräften zu Gegenangriffen schritt.

Die Schlacht wuchs in die dritte Phase. Die Deutschen suchten sich im Trichtergelände des Forgesgrundes und der Maashöhen dem feindlichen Feuer zu entziehen, indem sie ihre Reserven in Schluchten und Stollen bargen, und schoben sich Schritt für Schritt an die Feste Vaux, die Thiaumontwerke, den Toten Mann und die Höhe 304 heran, um diese zu Fall zu bringen.

Am 12. März zog sich die 12. Reservedivision am Nordhang der Kuppe 265 zum Toten Mann empor und drückte den Verteidiger auf den Sattel zurück, der die Nordkuppe von der 30 Meter höheren Südkuppe scheiden. Bazelaire suchte sich der wachsenden Bedrängnis durch heftige Gegenstöße zu erwehren. Es gelang ihm, dadurch den Angriff zu verzögern, aber nicht, ihn zu unterbinden. Am nebligen 14. März brach die 22. Reservedivision nach heftigem Trommelfeuer noch einmal aus ihren Gräben westlich des Rabenholzes hervor und erstürmte in zweistündigem Ringen die Höhe 295. Gegen Abend war der Franzose über die Kuppe zurückgewichen, klammerte sich aber in der Nacht an den Hang, rang sich im Kampfe Mann gegen Mann wieder empor und setzte sich abermals auf der Kante fest. Darauf wechselte Gallwitz die Angriffsfläche und packte Bazelaire in der linken Flanke, indem er bei Avocourt und Malancourt zum Sturm schritt.

Die deutsche Heeresleitung, die die Entwicklung der Schlacht im Lichte der Gesamtlage immer noch mit Zuversicht beurteilte, obwohl man im Hauptquartier des Kronprinzen an keinen durchschlagenden Erfolg mehr glaubte, sah diesem Angriff der äußersten rechten Flügelgruppe mit Spannung entgegen. Da schlug am 18. März in Pleß die Meldung Hindenburgs ein, daß die Russen die 10. Armee am Naroczsee mit gewaltigen Kräften angegriffen hätten. Am Tage darauf meldete Ludendorff, daß auch die 8. Armee angefallen worden sei. Die so oft geschlagenen Russen gingen im Augenblicke engster Verstrickung vor Verdun an den litauischen Seen opferwillig zur Entlastungsoffensive über und suchten mit grimmiger Entschlossenheit den Weg nach Wilna. Der Zweifrontenkrieg gipfelte abermals in einer zweifachen Verkämpfung der deutschen Heereskräfte in Ost und West.

Die Hölle von Verdun

Während Hindenburgs auseinandergezogene Front, von Durchbrechung bedroht, am Naroczsee und an der Düna um festen Stand rang, entwickelte sich der neue Angriff auf Pétains Nordwestflanke. Am 20. März ging das

deutsche Trommelfeuer von 8 Uhr früh bis nachmittags 5 Uhr mit vernichtender Gewalt über die Waldstücke von Avocourt und Malancourt nieder. Im Abendglast begann der Sturm der Infanterie. Vier Stunden rangen die Gegner im zersplitterten Gehölz von Avocourt Brust an Brust, dann brach die französische Linie auseinander. Die Bayern drangen durch die Lücke gen Avocourt vor und rissen 2500 Gefangene an sich. In der Nacht eroberte Bazelaire einen Teil des verlorenen Geländes zurück, aber das Grabenwerk, das die Westflanke der Höhe 304 deckte, blieb in deutscher Hand. Zu gleicher Zeit drängte die 11. Reservedivision den Feind bei Malancourt tiefer in den Quellgrund des Forgesbaches. Das Dorf Malancourt und die Höhen von Haucourt blieben unbezwungen. Auch vor Béthincourt hielt der Franzose stand. Gallwitz mußte zur Granate und zur Sappe zurückkehren.

Auf dem rechten Maasufer verkrampften sich die Kämpfe in den letzten Märztagen zum Gemetzel und wälzten sich im Trichterfelde vor der Feste Vaux und im Gelände vor Thiaumont in wahnwitziger Verschlingung hin und her. Lebende lagen und kämpften hinter verwesenden Leichen, Sperrfeuer schuf hinter den Fronten Todeszonen, die täglich neue Opfer forderten, auf grundlosen Wegen versank Geschirr und Gespann, aus wassergefüllten Trichtern stank Typhus und Dysenterie, giftige Dämpfe zerstörten Augen und Lungen — von Tag zu Tag wuchsen die Greuel der vom Fluche getroffenen Belagerungsschlacht.

Um die Monatswende flammte die Hölle von Verdun wiederum zu neuen Gluten auf. Während am Naroczsee 66 deutsche Bataillone den Ansturm von 368 russischen Bataillonen bestanden, entsandte Falkenhayn frische deutsche Divisionen gegen Verdun. Bei Vaux, wo der Franzose immer noch unerschüttert stand und die Kräfte der 6. Division und des V. Reservekorps im Schwinden waren, trat die 121. Division in den Riß und erstürmte am 31. März den Steinbruch in der Flanke des Dorfes. Dagegen blieben der Berg und die Wälder von Fumin, Chapitre und Caillette im Besitze der Franzosen. Gallwitz, der unterdessen die Wiederaufnahme des Angriffs auf Malancourt betrieben hatte, wurde am 29. März bei Avocourt von einem französischen Gegenangriff getroffen. Die Franzosen warfen sich im Frühnebel auf das verlorene Wäldchen, überstiegen die Leichenhaufen, die sie am 20. März am Waldsaum zurückgelassen hatten, und drangen in die zerstörten deutschen Gräben. Oberstleutnant de Malleray stieß an der Spitze des 210. Linienregiments bis zum Grabenwerk durch und riß es um den Preis seines Lebens an sich. Die Brigade Collin sicherte den Gewinn. Doch Gallwitz ließ sich nicht irremachen. Er setzte am Tage darauf zum Sturm auf Malancourt—Haucourt an. Wiederum schoben sich die Schlesier zwischen steilen Hängen und nackten Kuppen zum Angriff auf den Talkessel des Forgesbaches zurecht. Eisiger Regen goß vom Himmel

und verwandelte die Äcker, auf denen die Truppen, lang hingestreckt, den Befehl zum Sturm erwarteten, in klebenden Morast. Über sie hinweg heulten die Granaten; sie zerschlugen die Werke am Nordwesthang der Höhe 304 und wälzten die Trümmer von Malancourt und Haucourt noch einmal um. Der Franzose hielt in Kellern, toten Winkeln und Stollengängen stand, vermochte aber den heranbrausenden Sturm nicht mehr zu brechen. Die Schlesier stießen bis zum Forgesgrund durch, nahmen den nördlichen Teil von Malancourt samt der befestigten Kirche und drangen in die Erdwerke am Hang von Haucourt. Die Franzosen wichen fechtend über den Bach auf die Höhenstufe 287 und behaupteten die Trümmer von Haucourt. Von Regen und Schlamm durchnäßt, harrten die Schlesier zwischen Leichen und Ratten in zerfetzten Gräben und zerstörten Kellern des Befehls zu neuem Sturm. Die Verbindungen rissen ab, die Zufuhr stockte, die Verluste wuchsen, aber sie hielten aus.

Und wie sie hier, so lagen vor Béthincourt auf der Nordostflanke des Toten Mannes, im Rabenholz, vor Cumières, in den Steinbrüchen am Pfefferrücken, am Fuß der Kalten Erde, vor den Werken von Thiaumont, am Saume des Caillettewaldes und am Hang und in den Schluchten von Vaux andere Kämpfer im fürchterlichsten Graus schutzlos den Unbilden der Witterung und dem Feuer der französischen Geschütze preisgegeben. Das Schlachtfeld war zu einem einzigen Trichterfeld geworden.

Der Verteidiger litt nicht minder. Wohl war er in der Lage, die Truppen rascher auszuwechseln, aber das konzentrische Feuer des Angreifers lag so schwer auf seinen Linien und seinen Verbindungswegen, daß dieser Wechsel schwere Verluste nach sich zog. Eng und enger eingepfercht, kämpften die Franzosen um die Behauptung Verduns. Sie hatten die Festung im Februar nicht vor überraschendem Fall bewahrt, um sie nun langsam zerbröckeln zu lassen.

Joffre zog die letzten Folgerungen aus der entstandenen Lage. Er übertrug Pétain, der die Verteidigung der Feste am 26. Februar übernommen und im März auf neue Grundlagen gestellt hatte, den Oberbefehl über die französische Mittelfront von Soissons bis Verdun und übergab die Verteidigung Verduns dem General Nivelle. Nivelle traf am 3. April in Verdun ein. Er brachte Verstärkungen und den festen Willen mit, dem Feind im Gegenangriff zu begegnen, sah sich aber zunächst in der Abwehr gefesselt.

Die deutsche Heeresleitung war immer noch voller Hoffnungen. Da die russische Märzoffensive sich in den Naroczsümpfen verblutet hatte und schwächlichere Vorstöße der Italiener am Isonzo schon in der Entwicklung gescheitert waren, blickte der Frühlingshimmel freundlicher auf die Pläne der deutschen Heeresleitung. Dem vorgefaßten Plane getreu, setzte Falkenhayn daher alles an die Fortsetzung der Schlacht um Verdun.

Die Kämpfe um den Toten Mann, die Höhe 304 und Fort Douaumont vom 7. April bis 24. Mai 1916

Als Nivelle den Oberbefehl von Verdun übernahm, war die Entscheidung um den Besitz der Maashöhen des rechten Ufers noch nicht gefallen, aber der Druck auf Vaux und die dahinterliegende Linie Souville—Fleury war schon so stark geworden, daß der Verteidiger sich nach vorn Luft machen mußte. Nivelle beschloß daher, Dorf und Feste Douaumont wieder zu nehmen. Auch auf dem linken Ufer holte Nivelle zu Gegenstößen aus. Er suchte Béthincourt und Haucourt, die letzten Vorwerke der Höhe 304 und den Mort Homme vor drohender Abschnürung zu bewahren.

Da führte Gallwitz seine Divisionen am 7. April zu neuem Angriff und brachte die letzten vorspringenden Stellungen im Forgesgrund zum Einsturz. Die Franzosen zerschlugen manche Angriffswoge, vermochten aber den Schlesiern den Aufstieg zur Höhe 287 nicht zu verwehren und auch Béthincourt nicht mehr zu behaupten. In der Nacht auf den 8. April fiel der Termitenhügel, eine über Haucourt aufragende Erdwelle, und am Tage darauf der Brückenkopf von Béthincourt in deutsche Hand. Aus jeder Kellerluke knatterten die Maschinengewehre, als die Stürmer von zwei Seiten in die Trümmer drangen. Es gelang den Franzosen, Verstärkungen hineinzuwerfen und den Kampf Mann gegen Mann aufzunehmen, aber der Zangengriff der 12. Reservedivision riß Fetzen auf Fetzen aus dem Forgesgrund und zerdrückte schließlich die Verteidiger von Béthincourt. Die Franzosen wurden an den Straßen Béthincourt—Esnes und Béthincourt—Cumières gegen den Toten Mann zurückgeworfen und die Sackstellung abgeschnürt. Ob Gallwitz hoffte, mit 5 Divisionen die Linie Höhe 304—Toter Mann—Cumières zu durchbrechen, mag zweifelhaft erscheinen, doch der Franzose schätzte sich glücklich, sowohl den Rücken 304 als auch die Südkuppe des Toten Mannes und den Ort Cumières behauptet zu haben.

Unterdessen waren Nivelles Angriffspläne zur Reife gediehen. Aber als er am 10. April auf beiden Maasufern aus den Gräben stieg, geriet auch er in schwere Bedrängnis. Aus Chattancourt vorbrechende Schwärme wurden durch Mudras Flankenbatterien vernichtet, die scharf vom rechten Ufer herüberschossen, und am Pfefferrücken angreifende Bataillone verbluteten in den Drahthindernissen der 14. Reservedivision. Nivelle setzte seine Gegenangriffe trotzdem fort. Er wollte einem neuen deutschen Sturm die Spitze abbrechen und fesselte Gallwitz auf dem linken Maasufer noch vierzehn Tage.

Mudra schüttelte den Gegner am 17. April ab und gewann im Zentrum zwischen dem Pfefferrücken und Douaumont Raum. Die 19. Reservedivision erstürmte den Albainrücken und die 13. Reservedivision eroberte

in fünftägigen Kämpfen den Steinbruch südlich der Haudromontferme. Vor Vaux und im Caillettewald lagen die Gegner Brust an Brust.

Am 28. April streifte Gallwitz die Fessel der Gegenangriffe ab und rüstete zum entscheidenden Sturm auf die Höhe 304. Vergebens löste Nivelle am 29. und 30. April und am 3. Mai neue Gegenangriffe aus. Gallwitz packte den kahlen, vier Geviertkilometer umfassenden Rücken, der nach dem Falle Béthincourts als mächtiger Block aus der französischen Linie hervorragte, von drei Seiten an, zertrommelte ihn zur Kraterlandschaft und ließ seine Infanterie vom 3. bis 7. Mai stürmen.

Die Schlesier waren durch Pommern verstärkt worden, bei Avocourt griffen Bayern an. Sturm auf Sturm wälzte sich gegen die nackte Höhe. Auf mißlungene Anläufe folgte neues Trommelfeuer, geglückte Angriffe bissen sich in blutig erkämpften Gräben fest. Am 4. Mai begannen die Deutschen die Höhe zu überfluten. Nach wechselndem Ringen, Schlägen und Rückschlägen erstürmte die 4. Division am 7. Mai die Höhenkante. Der Franzose wich vom Nordhang, klammerte sich aber an die südlichen und östlichen Hänge der verlorenen Höhe und ließ weder Avocourt noch Cumières fahren. Er saß auf der Höhe 304 und am Toten Mann dicht unter dem Gipfel, wühlte sich tief in die Hänge und legte mit Artillerie- und Maschinengewehrfeuer eine undurchdringliche Sperre um seine neuen Stellungen.

An diesem blutigen Tage gelang auch Mudra ein neuer Ruck. Die 19. Reservedivision brach von Haudromont vor und erzwang sich den Zugang zur Thiaumontschlucht. Die Franzosen wichen fechtend aus ihren Schanzen im Umkreis der Thiaumontferme gegen die festen Werke an der Straße Douaumont—Froide Terre. Die Linie Vaux—Thiaumont—Froide Terre war von Durchbrechung bedroht.

Doch nun raffte Nivelle alle Kräfte zu einem großangelegten Gegenstoß zusammen. Er fühlte, daß die Behauptung des rechten Maasufers unmöglich wurde, wenn die Deutschen über Vaux, Thiaumont und Froide Terre gegen den inneren Fortskranz und die Linie Bras—Fleury—Souville Raum gewannen. Der Verteidiger sah sich in eine neue Krise verstrickt und tat alles, sie zu überwinden. Ein Maigewitter störte Nivelles Vorbereitungen zum Gegenangriff, riß seine Fesselballone und Drachen los und wirbelte sie über die deutschen Linien nach Nordosten. Seine Batterien waren aber schon so gut eingeschossen, daß sie trotzdem verheerend wirkten. Die deutschen Linien wurden von amerikanischen Preßstahlgranaten zerfetzt. Das junge Grün, das an zerwühlten Halden und in zersplitterten Wäldchen aufgeschossen war, lag verdorrt. In Schluchten und Steinbrüchen wogten giftige Gasschwaden. Fort Douaumont, noch einmal in Grund und Boden geschossen, verschwand in Staub und Rauch. Als Nivelle am 22. Mai den Befehl zum Angriff gab, stürzte sich Mangins 5. Division mit

Todesverachtung auf Haudromont und Fort Douaumont, um den Deutschen die Hauptstützpunkte ihrer Keilstellung in überraschendem Anlauf zu entreißen. Mangins Stürmer erreichten das Glacis, durchbrachen die zerstörten Hindernisse und drangen über die abgekämmten Wälle in die aufgewühlte Feste. Sie konnten sich indes in den Trümmern nicht behaupten und wurden zwei Tage später von der Garde-Ersatzbrigade mit Handgranaten herausgeschlagen. Auch der Angriff auf Haudromont führte zum Nahkampf. Der Steinbruch ging von Hand zu Hand, bis die 13. Reservedivision die letzten Kräfte zusammenraffte und die Franzosen auf die Kalte Erde zurückwarf.

Nivelle fiel auch auf dem linken Ufer aus, und der Kampf um den Besitz der Höhe 304 und den Toten Mann begann aufs neue. Gräben gingen verloren und wurden wiedergewonnen, der Forgesgrund tiefer und tiefer aufgewühlt, die Stangenwäldchen an den Hängen völlig zersplittert und neue Opfer gehäuft, aber die Verstrickung nicht gelöst.

In diese hart an die Erde gefesselten Kämpfe, die jeder Bewegung entbehrten und längst den Sinn einer Entscheidungsschlacht verloren hatten, schlug der Donner der Tiroler Offensive. Conrad ging nach wochenlangem Harren in verschneiten Bergstellungen zum raumverschlingenden Angriff auf Cadornas Flankenarmee über und trieb die Italiener im Mai von den Voralpen gen Asiago hinunter. Sollte die Wiederaufnahme der „Offensiven nach zwei Seiten“ und „getrenntes Schlagen“ auf der inneren Linie den Mittelmächten am Ende doch noch zum Heil gereichen?

Da ging der Kronprinz, allen Bedenken zum Trotz, noch einmal mit frischen Truppen und gesammelten Kräften zum Sturm über, um die Franzosen auf Esnes zu werfen. Der Tote Mann fiel in die Hand der 56. Division, und der Osthang der Höhe 304 wurde am 21. Mai von der 38. Division genommen. Drei Tage später stürmte die 22. Reservedivision die Trümmer von Cumières und das Cauretteswäldchen und reichte dem VII. Reservekorps im Maasgrund die Hand. Als Nivelle von Chattancourt Verstärkungen vortrieb, wurden die Franzosen von der herbeieilenden 44. Reservedivision empfangen und Cumières samt der Caurettehöhe in tagelangem Ringen behauptet.

Der Sturm auf die Feste Vaux

Kurz darauf flammte die Schlacht auf dem rechten Maasufer wieder höher auf. Mudra schritt nach neuen Vorbereitungen am 1. Juni zum entscheidenden Sturm auf den hin- und hergezerrten Caillettewald, das Dorf Damloup und die Schanzen am Vauxteich. Die Angriffsziele fielen nach mörderischem Kampf in die Hände der 1. Division

der 7. Reservedivision und der 2. Bayerndivision. Die Franzosen wichen, behaupteten sich aber in den Thiaumontwerken, die jetzt in die erste Linie rückten.

Die Eroberung des Dorfes Damloup war der Auftakt zur Eroberung der Panzerfeste Vaux. Das Fort hatte bisher allen Angriffen getrotzt. Wohl waren am 8. März die Reserveregimenter 6 und 19 der 9. Reservedivision weit vorprallend am nackten Berghang emporgebrandet, aber die Franzosen hatten den Sturm durch Flankenfeuer aus Damloup und der Vauxschlucht hart vor den Wällen gebrochen und die Deutschen zum Belagerungsangriff gezwungen. Schritt für Schritt war der Angreifer seit jenem Sturm in der Vauxschlucht und gegen Damloup vorgedrungen. Das Dorf Vaux war Haus für Haus erobert und der Verteidiger über den Stauteich in die Schluchten des Fuminwaldes zurückgeworfen worden. Als Damloup fiel und die Sappen am Nordhang des Bergglacis die Hindernisse erreicht hatten, war der Augenblick zum letzten Sturm gekommen. Mudra rief seine Divisionen zum Angriff. Im Caillettewald lag die Masse der 1. Division (ohne das 3. Grenadierregiment), vor Vaux die 50. Division und vor den Flankenbatterien von Damloup eine gemischte Division, die aus dem 3. Grenadierregiment und den Regimentern 105 und 116 des XV. Korps gebildet worden war.

Nivelle hält die Feste Vaux für uneinnehmbar. General Tatin hat drei Regimenter, das 24., 101. und 142. Linienregiment, zur unmittelbaren Verteidigung des Forts und der Bergkuppe zusammengezogen. Sie liegen tief eingegraben und von allen Batterien zwischen Vaux und Souville unterstützt, auf dem kahlen Rücken und in den Wasserrissen und erwarten zuversichtlich den Sturm. Das Fort wird von Major Raynal verteidigt.

Die Angreifer und die Verteidiger sind diesmal zum äußersten entschlossen. Die deutsche Artillerie zerschlägt die Wälle des Forts, pflügt die nackten Hänge, zerfetzt die Wälder, fegt die Schluchten und errichtet eine Wand aus Feuer und Stahl auf den Straßen zwischen der Feste Souville und dem Vauxberg. Die Franzosen erwidern das Feuer aus allen Schlünden und machen die Schluchten von Vaux und Damloup, aus denen der deutsche Ansturm erwartet wird, zur Hölle. Trotzdem bricht sich der Angreifer bergauf Bahn. Am 2. Juni erreicht die Infanterie die Drahthindernisse vor der Feste und überrennt trotz peitschenden Kreuzfeuers aus den Grabenstreichen die feindlichen Linien. Vergebens suchen die Franzosen den Angreifer zu werfen. Er setzt sich in zwei Breschen fest, die sich an der Nordwest- und Nordostfront der Feste geöffnet haben, und trotzt jedem Gegenstoß. Am 3. Juni reißt der französische Schutzgürtel auf der Höhe des Vauxberges auseinander, Tatin wird von der Feste abgedrängt. Raynal ist mit 500 Mann des 142. und 100 Mann des 101. Regiments abgeschnitten. Er verteidigt das

Werk Schritt für Schritt, Graben um Graben, Stein um Stein gegen den unerschrocken vordringenden Feind. Da die Kehle noch vom Feinde frei ist, sendet Raynal Läufer ab, um Tatin und General Mangin über seine verzweifelte Lage zu unterrichten. Er sitzt im Kernwerk und feuert aus allen Scharten und Spalten auf den über ihm liegenden Feind. Allmählich gewinnt der Deutsche auch in den Schluchten des Fuminwaldes Boden und drängt den Gegner gegen die linke Flanke der Feste ab. Unterdessen wütet in Gräben und Kasematten Mann gegen Mann. Am 5. Juni geht Raynal das Trinkwasser aus. Er ist auf den innersten Kern der Feste zurückgedrängt, über der Erde gehört Vaux den Deutschen, unter der Erde ist es noch sein.

Die Stürmer leiden sehr. Das Füsilierregiment Nr. 39 liegt wie der Löwe über wehrhafter Beute auf den zerschlagenen Wällen, trotzt dem französischen Geschützfeuer, das von allen Seiten auf die Oberbauten niedergeht, und drückt die Feste langsam zu Tode. Raynal schlägt sich unverzagt und späht aus den Scharten des Kehlgrabens nach Hilfe.

Dreimal setzt Tatin zum Entsatz an. Mangin, Pétain, Castelnau, Joffre sorgen sich um Vaux. Meldungen, Befehle und Weisungen jagen einander, aber am Sperrfeuer der deutschen Artillerie, am unerschütterlichen Widerstand der den Vauxberg umklammernden 50. Division prallen alle Entsatzversuche ab. Fort Souville, die Batterie Damloup und die Werke im Umkreis feuern vergebens. Angriffswogen, die bis zum Fort gelangen, zerflattern unter den Garben der Maschinengewehre, die Leutnant Rackow in den Trümmern aufgepflanzt hat. In der Morgenfrühe des 6. Juni stürmen die Franzosen noch einmal. Das 238. und 321. Regiment dringen bis zum Kehlgraben. Aber Raynal hofft umsonst, zerschlagene Kompagnien fluten rückwärts. Da wendet Nivelle sich an die Afrikaner, ballt eine Brigade Zuaven und Marokkaner als „troupe à sacrifier“ und richtet zugleich seine Haubitzen auf das Werk. Gasgranaten und Sprengbomben fallen auf Gräben und Wälle. Die Kasematten dröhnen vom Aufschlag der Geschosse. In der Schlucht von Souville warten die afrikanischen Bataillone auf die Abenddämmerung. Sie kommen nicht zum Stürmen. Das deutsche Feuer überfällt sie in der Bereitschaft, zerschlägt ihre Reihen und hält sie am Boden fest. Fort Vaux verstummt. Die letzte Brieftaube wird vom Geschoßwirbel verschlungen. Blinkfeuer aus der Feste Souville bleibt ohne Antwort. Raynal hat kein Wasser mehr. Seine Offiziere liegen im Blut. Es wird Nacht. Um 9 Uhr abends blitzen im Fort Souville noch einmal Lichtzeichen auf. Sie gehen im Orkan des Sperrfeuers verloren. Die Signale sind ein Abschiedsgruß. Sie melden Raynal Joffres Dank für die bewunderungswerte Verteidigung der Feste — der Entsatz ist aufgegeben. Als der 7. Juni tagt, züngelt ein weißes Fähnlein aus einer Öffnung des unterirdischen Verlieses, Raynal kapituliert. Aus dem Munde

des Generalleutnants v. Gündell erfährt er, daß er von Joffre zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt worden ist. Der Kronprinz beläßt ihm den Degen.

Die Kämpfe um Thiaumont, Fleury und den Toten Mann vom 7. Juni bis 4. Juli 1916

In dieser heroischen Episode gipfelt die Schlacht bei Verdun. Zwar wird noch wochenlang, vom 7. Juni bis 23. Juni, auf beiden Ufern der Maas mit Anspannung aller Kräfte gerungen, aber die Schlacht beginnt nicht nur operativ zu erstarren, sondern verschlingt auch zusehends mehr Kräfte, als zu solchem Zweck aufgewendet werden dürfen. Der Krieg häuft auf den blutigen, zerwühlten Maashöhen Hekatomben von Menschen, Berge verbrauchter Munition und Stapel zerbrochener Gewehre und abgenutzter Rohre, als könnte hier auf engbegrenzter Walstatt in einer Dauerschlacht durch Zermürbung lebendiger Kräfte und Abnutzung kostbaren Materials die Entscheidung im Weltkrieg erzwungen werden.

Der Franzose kann den Verlust der zweiten Panzerfeste nicht verwinden und trifft Rüstungen zum Gegenstoß.

Am 8. Juni schlägt die 50. Division heftige Gegenangriffe ab, die Nivelle mit großen Verstärkungen unternimmt, um Fort Vaux und den Fuminwald zurückzuerobern. Der Kronprinz muß frische Truppen ins Feld führen, will er nicht ins grauenvolle Trichterfeld zurückgeschleudert werden. Das Alpenkorps tritt auf den Plan und erstürmt die letzte große Redoute am Fuminhang. Am 12. und 13. Juni wirft das Alpenkorps sich auf die Thiaumontferme. Die Franzosen weichen aus Gehöft und Waldzipfel über die Straße auf die festen Werke von Thiaumont zurück. Die Schlacht wird zum fressenden Geschwür.

Vom 15. bis 18. Juni prallen die Gegner am Toten Mann in heftigen Infanteriekämpfen aufeinander. Die 13. Reservedivision behauptet sich in schwerem Kampfe auf dem Nordosthang. Unterdessen setzt das Alpenkorps seine Angriffe unermüdlich fort und kämpft sich vom 15. bis 23. Juni Schritt für Schritt an das Dorf Fleury heran. Fleury liegt im Zentrum der Linie Souville-Bras, am Fuße der letzten großen Hügelstellungen Froide Terre und Höhe 285 vor den Innenforts St. Michel und Belleville. Seine Steinhäuser lehnen am Hang der Belleviller Hochfläche. In den tiefen Weinkellern des Dorfes hält der Verteidiger zuversichtlich stand. Da gelingt es der 50. Division am 21. Juni sich links heranzuziehen, eine starke Stellung in einem Steinbruch südwestlich der Feste Vaux zu erstürmen und das Fort Souville zu bedrohen. Eine einzige Kuppe, die Hohe Batterie von Damloup, hält noch stand. Sie trotzt allen Stürmen und hemmt das Vorrücken der 50. Division gegen Souville aus der rechten Flanke. Während die 50. Divi-

sion verschnauft, nützen die Bayern die Lage im Zentrum und stoßen am 23. Juni an der Straßengabel von Thiaumont durch. Der Angriff klaftert vom Bois Fumin bis zur Côte de Poivre. Die bayrischen Divisionen werfen den Feind in wildem Kampf mit Handgranate und Bajonett gegen die Kalte Erde und das Dorf Fleury zurück. Mit Mühe gelingt es den Franzosen, den Ansturm im Chapitrewald anzuhalten. Der Kampf um das unterirdische Fleury kommt am 27. Juni zum Austrag. Die letzten Haustrümmer und die Felsenkeller am Hang fallen in deutsche Hand. Nun scheint Verdun auf das äußerste bedroht.

Die Franzosen nehmen die Gefährdung der letzten Verteidigungslinie Tavannes—Souville-Bras nicht hin. Wütend rennen sie immer wieder gegen die vorgeschobenen deutschen Gräben an, um Fleury und die Werke von Thiaumont zurückzuerobern. Dreimal wechselt Fort Thiaumont den Besitzer. Nivelles 129. Division dringt in die Trümmer ein und behauptet sich 24 Stunden, dann schlagen die Bayern sie wieder hinaus. Mudra verstärkt seinen linken Flügel durch die 103. Division, um über Damloup—Vaux und aus dem Lausséegrund in die Woëvreflanke einzubrechen. Nivelle vertritt ihm den Weg und bringt den Angriff in der Schlucht vor der Feste Souville zum Stehen. Am 3. Juli glückt den Deutschen ein Sturm auf die letzte Schanze der durchbrochenen zweiten Linie. Die Hohe Batterie von Damloup fällt in Gündells Hand. Die Innenfesten Tavannes und Souville geraten in den Angriffsbereich.

Am 4. Juli zieht sich die Belagerungsfront auf dem linken Maasufer vom Wald von Avocourt über die Nordhänge der Höhe 304, die Südkuppe des Toten Mannes, Cumières und den Gansrücken zum Fluß, auf dem rechten Ufer von der Côte de Talou über die Kalte Erde am Südrand von Fleury entlang zur Schlucht von Souville und in der Woëvre von Eix über Fresnes nach Combres und St. Mihiel. In vier Monaten sind die Verteidiger auf den inneren Festungsgürtel zurückgewälzt worden. Verdun ist seiner überragenden Bedeutung als Ausfallsstellung beraubt, aber die Festung ist nicht erobert worden. Der Kampf um die Maashöhen wird zu einem Ringen ohne Ende. Der Einsatz an Kraft und Blut war auf seiten der Verteidiger größer als der des Angreifers, aber der Deutsche ist im Hinblick auf die allgemeine Entwicklung des Krieges schwerer geschädigt worden als der Franzose.

Die strategische Sonnenwende

Als die Hohe Batterie von Damloup erlag und die Schlachthandlung sich vor Avocourt und Chattancourt, Fleury und Souville ohne höhere Zielsetzung in Sumpf und Blut hin und her wälzte, hallen aus der Ferne

schon die Donner neuer gewaltiger Durchbruchsschlachten. Der Russe griff in Galizien an, Engländer und Franzosen schritten an der Somme zum Sturm. Deutsche und Österreicher sahen sich das Gesetz des Handelns entrissen und von einem Tag auf den anderen in die Abwehr gedrängt. Die strategische Sonnenwende kündigte sich an.

Wohl hatten die Briten am 29. April in Kut-el-Amara vor der 6. türkischen Armee die Waffen gestreckt, aber das englische Unterhaus nahm am 3. Mai das Gesetz über die allgemeine Dienstpflicht an. Wohl hatte am 31. Mai die deutsche Flotte in einer großen Begegnungsschlacht vor dem Skaggerrak den britischen Geschwadern schwerere Verluste beigebracht als sie selbst erlitt, aber die Blockade Mitteleuropas blieb ungebrochen. Wohl war Conrad bei Asiago und Asiero tief in Cadornas linke Flanke gelangt, aber der Angriff, den Brussilow am 4. Juni mit vier Armeen zwischen Stochod und Pruth ausführte, durchbrach schon am ersten Tage die Front der k. und k. 4. Armee und drohte die ganze Ostfront bis zum Karpathenwall einzureißen. Wohl war in der Schlacht bei Verdun die ganze französische Armee zum Bluten gebracht worden, aber als am 1. Juli Engländer und Franzosen an der Somme in einer Breite von 40 Kilometern zum Angriff schritten, zeigte sich, daß sie stärkere lebendige und materielle Kräfte ins Feld führen konnten, als der vor Verdun gebundene und von Österreich um Hilfe angegangene Deutsche. Die strategische „Abkürzung", durch die Falkenhayn und Conrad v. Hötzendorf, jeder für sich, den Krieg zu entscheiden gehofft hatten, war der Kriegführung der Mittelmächte verhängnisvoll geworden. Sie waren getrennt marschiert, hatten getrennt geschlagen und darüber die Handlungsfreiheit verloren. Der Gegner griff an.

Der Feldzug im Osten
vom 14. November 1915 bis 31. August 1916

Die Ostfronten im Winter 1915/16

Rußland hatte den Winter und die Zeit der Ruhe mit erstaunlicher Tatkraft ausgenützt. Die russischen Armeen standen schon im Februar schlagfertig und waren bereit, den Kampf wieder aufzunehmen, den die siegreichen Gegner im Spätherbst abgebrochen hatten, um die Entscheidung im sprunghaften Wechsel der Angriffsfront zum zweitenmal auf anderem Felde zu suchen.

Schon die Winterkämpfe, die in Wolhynien und an der beßarabischen Grenze ausgefochten worden waren, hatten von neuer Erstarkung der russischen Wehrmacht gezeugt. Der Russe hatte im November am Styr, an der Strypa und am Dnjestr große Schlachten geliefert und sich in wechselvollem Ringen vor den wolhynischen Wäldern und auf der podolischen Platte behauptet. Er stand zwar nicht mehr auf dem Karpathenwall und in der Senke von Gorlice—Dukla, aber er lagerte noch hart vor den Zugängen des transkarpathischen Stromlandes und vor den Tälern der Bukowina. Solange er sich streitbar vor Brody, im Besitze von Tarnopol und vor den Toren von Czernowitz behauptete, blieb die Ostfront der Mittelmächte trotz aller Siege und trotz der Eroberung Polens in der rechten Flanke bedroht. Darüber durfte der Ausgang der Winterkämpfe vor den Toren von Czernowitz nicht hinwegtäuschen, obwohl das Ringen um die Jahreswende mit einem Abwehrsiege der Armee Pflanzer-Baltin geendet hatte. Gelang es den Russen jemals wieder gegen Lemberg und Kolomea vorzustoßen, so zerriß dieser konzentrisch gedachte Angriff nicht nur die österreichisch-ungarische Front, sondern war auch dazu angetan, die ganze Ostfront der Mittelmächte ins Wanken zu bringen. Standen doch die Deutschen jetzt nicht mehr links rückwärts gestaffelt in gesicherter Stellung, sondern mit den Österreichern auf gleicher Höhe ausgerichtet. Und zwar bildeten sie von Rafalowka am Styr über Pinsk, Baranowitschi, Postawy, Illuxt, Jakobstadt bis zum Tirulsumpf vor den Toren Rigas weitauseinandergezogen einen schwach bemannten durchlaufenden Kordon, den jeder Stirnangriff starker Massen mit Zerreißen der Front, jeder Einbruch in Galizien mit Aufrollung aus der Flanke bedrohte.

Da der Russe vor den deutschen Gräben sehr starke Kräfte bereithielt, und in Riga, Jakobstadt, Dünaburg und Minsk weitgeöffnete Ausfallstore besaß, war die Lage der Deutschen auf der Ostfront im Jahre 1916 schon vor Beginn des Frühlings gespannt. Im Hauptquartier Hindenburgs zu Kowno gab man sich darüber in mancher ernsten Betrachtung

Rechenschaft. Als Falkenhayn im Januar den Befehl zum Angriff auf Verdun gab, sah sich Hindenburg zum Stillsitzen verdammt und der Möglichkeit beraubt, die Drohung durch einen kräftigen Ausfall abzuwenden. Zwar schien die Front der Verbündeten von Czernowitz bis Mitau wohl gesichert, aber sie war fortan zur Abwehr verurteilt, und den Russen war die Freiheit des Handelns zurückgegeben. Ob den Armeen des Zaren damit auch die Kraft zum Handeln zuwuchs, mußte die Zukunft lehren.

Weder Österreicher noch Deutsche besaßen im Osten strategische Reserven. Die freigewordenen deutsche Kräfte fochten bei Verdun, die österreichischen Kerntruppen rückten nach Südtirol. Nur wenn die Entscheidung vor Verdun so rasch fiel, daß der Russe nicht dazukam zum Schlag auszuholen, war jede Gefahr im Osten beschworen, denn dann war Hindenburg, war Prinz Leopold von Bayern imstande, dem Feind unbesorgt um Flanke und Rücken, entgegenzutreten. Dann waren die Führer der deutschen Heeresgruppen im Osten wohl auch in der Lage, den Österreichern vom Fleck weg Hilfe zu bringen, wenn die Russen in Wolhynien oder in der Bukowina zum Angriff schritten. An die Wiederaufnahme des im September vor Wileika, im Oktober vor Rowno steckengebliebenen Angriffsfeldzuges war freilich auch dann nicht zu denken.

Der letzte große strategische Gedanke, die Überflügelung und Umfassung der russischen Nordarmeen, der im September zu spät Gestalt angenommen hatte, um zur Zertrümmerung des russischen Nordflügels, zur Eroberung von Minsk und zur Wegnahme der Dünalinie zu führen, war nicht mehr zum Leben zu erwecken. Selbst zu einem gewaltsamen Angriff auf Riga über den vereisten Tirulsumpf und die Düna fehlten die Kräfte.

Hindenburg hatte sich darauf beschränken müssen, in seinem Befehlsbereich die Verteidigung auf feste Füße zu stellen. Das war nicht nur in der Front geschehen, wo Grabenanlagen geschaffen, Feldbahnen gebaut und taktische Reserven ausgeschieden worden waren, sondern auch im Hinterland, das von Ludendorff zu kriegerischen Zwecken musterhaft organisiert und mit straffen Verwaltungen ausgestattet wurde. Als „Land Ober-Ost" wurden Kurland, Litauen und Nordpolen der Kriegführung dienstbar gemacht. Ludendorff, der im Oktober 1914 Polens Bahn- und Straßennetz zerstört hatte, um den Rückzug auf die Warta zu sichern, wurde hier zum Gestalter. Er ließ Wege, Bahnen, Kanäle, Forsten, Weiden und Felder pflegen, gab dem Lande neue Gesetze und ordnete das Leben und die Tätigkeit von 3 Millionen Menschen nach den Gesichtspunkten der Kriegführung, ohne sie allzusehr zu vergewaltigen. Das Land Ober-Ost umfaßte 109000 Quadratkilometer und lag hinter den Hindenburgischen Linien in guter Hut.

Hindenburgs Befehl reichte von der See bis zu den litauischen Seen. Von der Beresina bis zum Unterlauf des Stochod befehligte Prinz Leopold von Bayern.

Die Heeresgruppen Hindenburg und Prinz Leopold unterstanden der deutschen Obersten Heeresleitung und erhielten ihre Weisungen aus Pleß.

Die Heeresgruppe Hindenburg umfaßte die 12., 10., 8. Armee und die Armeeabteilung Scholtz. Vom Rigaischen Meerbusen bis Illuxt hielt die 8. Armee unter General Otto v. Below das Feld, von Illuxt bis Widsy stand die Armeeabteilung des Generals v. Scholtz, von Widsy bis Krewo im Gebiet der litauischen Seen die 10. Armee unter Generaloberst v. Eichhorn, von Krewo bis zum Oberlauf des Njemen an den Ufern der Beresina die 12. Armee unter General v. Fabeck.

Die Heeresgruppe Prinz Leopold umfaßte die 9. Armee, die der Prinz selbst führte, und die Armeeabteilungen Woyrsch und Gronau. Die 9. Armee focht am linken Flügel vom Njemen bis in die Gegend nördlich von Baranowitschi. Die Armeeabteilung Woyrsch stand im Raume Baranowitschi an Serwetsch, Schara und Jasiolda. Von Pinsk bis zum Stochod, in den Pripjetsümpfen, focht die Armeeabteilung Gronau.

Vom Stochod bis zur beßarabischen Grenze befehligte die österreichisch-ungarische Heeresleitung. Ihr unterstanden die Heeresgruppen Linsingen, Boehm-Ermolli und die k. und k. 7. Armee. Zu der Heeresgruppe Linsingen gehörten die Armee Linsingen und die k. und k. 4. Armee. Linsingen stand am Unterlauf des Stochod und bis Rafalowka am Styr, die von Erzherzog Josef Ferdinand geführte 4. Armee war im Raume Luzk, hart vor Rowno aufgepflanzt. Vor Dubno focht auf Boehm-Ermollis linkem Flügel die von Puhallo befehligte k. und k. 1. Armee. Boehm-Ermollis 2. Armee stand noch immer in ihren Gräben vor dem Kremeniezer Bergland an den Ikwateichen und im Serethgrund und hütete die Südostzugänge Galiziens und Lembergs. An Boehms rechter Schulter kämpfte Bothmers Südarmee, die, aus Deutschen, Österreichern und Ungarn gebildet, am Sereth und an der Strypa von Hladki bis Buczacz aufmarschiert stand. Den rechten Flügel der Ostfront bildete Pflanzer-Baltins k. und k. 7. Armee. Sie hielt zwischen Buczacz und Czernowitz auf beiden Ufern des Dnjestr und am Pruth stand und sperrte das Dnjestrtal und die Tore der Bukowina.

Dieser dünngespannten Front lag der Russe mit viel stärkeren, zu drei gewaltigen Heeresgruppen zusammengefaßten Kräften gegenüber. Die russische Streitmacht stand aufgefüllt, sorgfältig ausgebildet und gut bewaffnet hinter starken, natürlichen und künstlichen Hindernissen verschanzt und wartete auf den Frühling, um das Waffenglück zu versuchen. Der Zar konnte den Ort und den Zeitpunkt des Angriffs nach Belieben wählen, ganze Armeen zum Durchbruch ballen und den Feind zwingen, sich in seinen dünnen Linien gegen tief gestaffelte Massen zu schlagen.

Der Geist dieses neuen russischen Heeres war gut, die Offiziere von hingebender Vaterlandsliebe beseelt, der Muschik stumpf, aber tapfer und opferwilliger als je. Eine Riesenfülle amerikanischen, englischen und japa-

nischen Kriegsgeräts war im Land angehäuft worden. Japanische, englische und französische Geschütze und Flugzeuge und belgische Panzerwagen standen bereit, französische Offiziere wirkten in den Offiziersschulen und in den Generalstäben. Eine neue Taktik, die Massensturm und Schwarmlinie verflocht, durchdrang die Armee mit rücksichtslosem Angriffsgeist.

Nicht weniger als 60 Korps stark stand Rußlands Heer zur Generaloffensive bereit, um im Sommer 1916 mit Engländern, Franzosen und Italienern im Bunde den Krieg trotz aller Niederlagen siegreich zu beenden. Als symbolische Maßnahme und Bekräftigung der Allianz mit den Westmächten entsandte der Zar im Winter eine Division an die französische Front. Sie bestieg am 3. Februar unter dem Befehl des Generals Lohkwitzki in Moskau die sibirische Bahn, fuhr nach Wladiwostok und schiffte sich dort über Honkong und Suez nach Marseille ein. Kurz darauf ordnete der Zar den Oberbefehl neu. Er enthob Rußki vom Oberbefehl an der Nordfront, nahm den General Kuropatkin, der unverdientermaßen für den unglücklichen Ausgang des Japanisch-Russischen Krieges verantwortlich gemacht worden war, wieder in Gnaden auf und übertrug ihm das Kommando an der Düna. Der kränkelnde Rußki trat als Generaladjutant in den Kriegsrat ein. Die Westfront, die von den litauischen Seen bis in die Pripjetsümpfe lief, blieb unter dem Oberbefehl Everths, die Südfront in Wolhynien und Galizien unterstand dem Befehle des Karpathenkämpfers Iwanow. Als Chef des Generalstabs wirkte Alexejew.

Die Offensive der Russen im Frühling 1916

Die Bestellung Kuropatkins zum Oberbefehlshaber der Nordfront bildete den Auftakt zur russischen Offensive, die kurz darauf über Hindenburgs rechten Flügel hereinbrach. Sie war vorgerückt worden, um die bei Verdun in Bedrängnis geratenen Franzosen zu entlasten, wurde indes nach sorgfältig fertiggestellten Plänen, mit völlig sturmbereiten Truppen und im Aufblick zu großen strategischen Zielen ausgeführt. Siegeskunde aus Armenien — die Eroberung Erzerums — beflügelte den Vorwärtsdrang der russischen Generale, die am 26. Februar zum Sturm auf Hindenburgs Wehrstellung aufgerufen wurden. Nord- und Westfront, Kuropatkin und Everth, traten zum konzentrisch gedachten Angriff auf die Armeen Below, Scholtz und Eichhorn an, Kuropatkin, indem er aus den Brückenköpfen der Düna hervorbrach, Everth, indem er zwischen den Litauischen Seen gegen die deutsche Front anrannte. Mit sicherem strategischem Blick war die deutsche Sehnenstellung zwischen dem Wisznewsee und dem Driswjatysee als die richtige und wichtigste Angriffsstelle erkannt worden. Fesselte Kuropatkin die Deutschen bei Jakobstadt und Dünaburg, so konnte Hinden-

burg dem entscheidend gedachten Angriff Everths an den Seen nur sehr geringe Kräfte entgegenstellen. Gelang Everth aber die Durchbrechung der Armee Eichhorn in der Richtung auf Wilna und Kowno, so geriet der ganze Nordflügel der Ostfront von selbst ins Wanken und Scholtz in Gefahr, vom Rückzug abgeschnitten zu werden. Ähnlich hatten Foch und French zu operieren gedacht, als sie im Frühling 1915 die Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern zwischen Lys und Scarpe angriffen, um auf Lille durchzustoßen, die flandrische Küstenfront aufzurollen und die Armee Herzog Albrechts von dem Rückzug auf Antwerpen abzuschneiden. Die Unternehmung der Engländer und Franzosen war schon in den ersten deutschen Linien im Lyßgrund, am La Basséekanal und auf den Höhen von Vimy zusammengebrochen, aber der Russe focht unter günstigeren Sternen als seine Bundesgenossen. Er führte weit überlegene Massen ins Feld, stand vor schwach bemannten vorgeschobenen Linien, hinter denen nur wenige Verbindungen, liefen und wußte, daß der Feind ihm keine großen Reserven entgegenwerfen konnte. Die russische Heeresmacht folgte daher dem Hilferuf aus dem Westen, trotz des vorzeitigen Aufmarsches zur Schlacht, diesmal mit großer Zuversicht.

Am 28. Februar ritt eine Kosakenpatrouille über den vereisten Naroczsee, durchbrach die Postenkette des XXI. Korps und verschwand in der Wildnis der Sumpfwälder, die sich hinter den deutschen Linien bis zur Bahnlinie Wilna—Dünaburg erstreckten. Sie wurde aufgestöbert, gefaßt und als Sprengkommando erkannt, das den Befehl erhalten hatte, Geleise und Brücken auf der Strecke Lida—Wilna—Dünaburg, der großen Rochadelinie der deutschen Nordfront, zu zerstören und die rückwärtigen Verbindungen Eichhorns zu lähmen. Um dieselbe Zeit tauchten vor Jakobstadt und Illuxt an der Düna und zwischen Driswyaty- und Naroczsee, an der Komaika neue Batterien auf, die sich auf die deutschen Gräben einschossen. Bei Dünaburg und Minsk wurden große Heereskörper sichtbar, die sich in den Kamaikawäldern zu bergen trachteten. Am 11. März schwoll der Kanonendonner von der Düna, der Komaika und vom Naroczsee bis zur Beresina und wurde zu rollender Beschießung. Am 5. März sanken plötzlich die Doppeltürme der Kirche von Widsy, von denen die deutschen Beobachter das Komaikagelände überblickt hatten, unter wohlgezielten japanischen Granaten in Trümmer. Die Russen eröffneten das Spiel.

Die Schlacht am Naroczsee

Schneetreiben und tiefhängendes Gewölk verfinsterten die Luft. Vergebens stiegen deutsche Flieger zur Erkundung der feindlichen Absichten auf. Der Steppenwinter warf ihnen Flocken und Eiskristalle ins Gesicht und ver-

barg ihnen den feindlichen Aufmarsch, der sich hinter den Waldkulissen der Disna und der Komaika zwischen Molodeczno und Kosjany vor der Front der Armee Eichhorn vollzog und das von Generalleutnant v. Hutier geführte XXI. Korps am Naroczsee mit riesiger Übermacht bedrohte.

General Everth hatte die 2. Armee unter dem Oberbefehl des Generals Ragosa, des Nachfolgers Smirnows, zum Angriff an den Seen bestimmt. Ragosa bildete vor den Flügeln des XXI. Korps zwei Stoßgruppen, am Nordflügel, im Umkreis von Postawy vor der Komaikafront die Gruppe Pleschkow, die 7 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen zählte, am Südflügel, im Umkreis von Sloboda am Naroczfluß vor der See-Enge die Gruppe Balujew, die nicht weniger als 8 Infanteriedivisionen und ein Kosakenkorps umfaßte. Auch weiter südlich, bei Smorgon, wo im September 1915 Hindenburgs Heereskavallerie so blutig gekämpft hatte, zog der Russe stärkere Kräfte zusammen. Es waren Täuschungsversuche, die Eichhorns Augenmerk vom Naroczsee ablenken sollten. Kuropatkin fesselte unterdessen die Aufmerksamkeit Otto v. Belows und der Armeeabteilung Scholtz, indem er vor Dünaburg, im Brückenkopf Jakobstadt und bei Riga große Bewegungen ausführte und sich herausfordernd zum Angriff bereitstellte.

Am 15. März machten sich die Russen vor den eisstarrenden Flüssen und Seen zum Sturme fertig. Die Artilleriekämpfe wuchsen zum dröhnenden Duell. Immer gewaltiger flammte das russische Feuer auf, bis 800 schwere Rohre zwischen dem Naroczsee und der Komaika die Schlachtpauke schlugen. Ragosas Infanterie hüllte sich in weiße Sturmhemden und rückte unter dem Schutz des Vernichtungsschießens in die Waldschneisen.

Da zerbrach in der Nacht auf den 16. März plötzlich der Winterbann, der Schnee wurde zu Regen, Südwestwind fuhr in die Moorwälder, kämmte Erlen und Birken und schmolz die tiefe Schneeschicht, die weiß auf Feldern und Seen gehäuft lag, zu schwappendem Brei. Von den Lehmhügeln rannen braune Bäche, dunstige Trübe verschlang die letzte Sicht. Aber es gab kein Halten mehr, Ragosas Uhr schlug die Angriffsstunde, und am 17. März hing Trommelfeuer über den deutschen Gräben. Vom Ufer des Naroczflusses, unfern des Wisznieswsees, bis zur Mündung der Komaika in die Birwita sprühte die russische Artilleriefront vom Mündungsfeuer der Geschütze. In Sloboda, Postawy und Kosjany wurde Everths flammender Schlachtbefehl angeschlagen. General Everth rief nicht zur Eroberung einiger zerschlagener Gräben, sondern „zur Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches".

Im Hauptquartier Hindenburgs zu Kowno war man auf schweren Ansturm gefaßt. Eichhorns Meldungen hatten keinen Zweifel über die Größe der drohenden Gefahr gelassen. Ludendorff sorgte vor. Die Armeen der eigenen Heeresgruppe und Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern wurden vom Heranbrausen der Flut verständigt und auf kritische

Stunden vorbereitet. Es galt, den letzten Mann zur Abwendung dieses Durchbruches an der litauischen Front einzusetzen.

Generalleutnant v. Hutier verfügte zu Beginn des Angriffs über 6 Divisionen, die, zwischen Seen und Sümpfen verteilt, einen Abschnitt von 100 Kilometern Breite hüteten. Auf dem rechten Flügel zwischen dem Wisznieswsee und dem Naroczsee fochten die 9. Kavalleriedivision und die 75. Reservedivision, in der Mitte zwischen dem Naroczsee und dem Miadziolsee und nördlich vom Miadziolsee bis zum kleinen Sporysee die 31. und 115. Division und am linken Flügel des Sporysees bis zur Komaika die 42. Division und die 3. Kavalleriedivision. Die linke Fronthälfte schmiegte sich vom Miadziolsee bis zur Komaika den kleinen Seen an, die sich als blitzende Kette von Süden nach Norden ziehen, und folgte dann vom Komaikaknie bei Wileity dem Laufe des Flusses bis zur Mündung der Komaika in die Birwita. Die rechte Hälfte wurde durch das Riesenbecken des Naroczsees in zwei räumlich getrennte Abschnitte zerlegt. Der innere Abschnitt wurde durch die 15 Kilometer messende Enge zwischen Wiszniew- und Naroczsee, der äußere durch die 15 Kilometer breite Enge zwischen Narocz- und Miadziolsee gebildet.

Als der Tauwind hereinbrach, die Eisschicht der Seen sich mit Schmelzwasser bedeckte und das Grundeis zu bersten anfing, wurden die deutschen Divisionen der Gefahr enthoben, über das Eis angegriffen zu werden, aber in den See-Engen und am schmalen Fluß stieg die Not um so höher, denn das Wasser trat in die Gräben, überschwemmte die Unterstände und unterwühlte die Schneewehren. In Erlenbrüchen und Sumpfmooren lockerte sich der Boden, die Kolonnenwege versanken, die Zufuhren stockten, die rückwärtigen Verbindungen begannen zu reißen. Hutiers Korps lag auf sich selbst gestellt in Dunst und Trübe dem Massenangriff des kraftvoll zupackenden Feindes preisgegeben. Zerbrach der Riegel, riß Ragosas Zangenangriff, die Flügel zermalmend, das XXI. Korps aus dem Gefüge der deutschen Wehrstellung heraus, so drohte der deutschen Ostfront eine größere Katastrophe als die französische Front sie je vor Verdun zu fürchten hatte, denn am Naroczsee handelt es sich nicht um einen vorspringenden Schulterpunkt, der zugunsten einer Sehnenstellung aufgegeben werden konnte, sondern um die Sehne selbst. Zerriß der gestreckte Bau, so fiel die ganze Front zwischen Beresina und Ostsee nach Norden und Süden auseinander. Doch so ernst auch die deutsche Führung die Lage prüfte, so zuversichtlich blickte sie auf den Mann im Graben, der seit drei Tagen auf den Angriff wartete.

In der Nacht auf den 18. März schob sich die russische Infanterie auf Sturmentfernung an die Linien des XXI. Korps heran. Im Seufzer des Tauwindes, der im gefrorenen Schilf wühlte, im Glucksen des Schmelzwassers, das von den durchweichten Böschungen rann, im Prasseln des Gewehrfeuers, das unruhig die Front entlang lief, ging der Marschtritt der Kolonnen verloren.

Ragosa schickte dem geplanten Flügelangriff einen Überfall voraus. Während die Angriffsgruppen Balujew und Pleschkow die Dörfer vor der Front besetzten, aus denen sie am nächsten Tage zum Sturm auf die Linien der 9. Kavalleriedivision und der 75. Reservedivision im Süden und der 42. Division im Norden übergehen sollten, warf der Führer der 2. Armee die im Zentrum seiner Schlachthandlung stehenden Truppen, das IV. sibirische Korps und das XXXIV. Korps, gegen die Front der 31. Division und der 115. Division und suchte sich der See-Engen von Lotwa und Woronez zu bemächtigen. Anfangs gedieh der Vormarsch ungehört und ungesehen, aber als die Schwarmlinie näher kam, verriet sie das Waten im Tauschnee dem wachsamen Feind. Leuchtkugeln stiegen, Scheinwerfer zuckten, fahles Licht fiel auf das weiße Glacis und die grauen Wälder und erfaßte die heranwogenden Kolonnen. Die Schützenpfeifen schrillten, die Maschinengewehre hämmerten, Feldgeschütze spien drein, zerschlagen wich der Russe ins schützende Dunkel. Der Überfall war abgeschlagen.

Im Hauptquartier Hutiers betrachtete man den Angriff im Zentrum als Täuschungsversuch und machte sich auf einen Doppelangriff auf den Flügeln zwischen Wisznieiw- und Naroczsee und zwischen dem Sporysee und der Komaika gefaßt.

Ludendorff hatte Eichhorn Verstärkungen zugesandt, indem er kurz entschlossen Truppen aus der Düna- und der Beresinafront herauszog. So wurde Eichhorn instand gesetzt, Hutier vier Divisionen zuzuführen. Sie trafen binnen wenigen Tagen ein. Am 18. März marschierte hinter dem linken Flügel des XXI. Korps die 107. Division auf und nahm bei Goduzischki an der Komaika Stellung. Landsturmbataillone rückten nach. Dem gefährdeten rechten Flügel ward Hilfe durch die 80. Reservedivision, die 86. Division und die 170. Landwehrbrigade, die am 20. März in dem Durchgang zwischen Wisznieiw- und Naroczsee hinter dem Perekopfluß bereitstehen sollten. Am 22. März konnte dort noch die 119. Division eintreffen. Das war alles, was aus der überall von Übermacht bedrohten Front herausgelöst werden konnte, um den Russen an den litauischen Seen Schach zu bieten.

Der 18. März zog trüb herauf. Graue, feuchte Nebel hingen über Seen und Wäldern. Als sie sich langsam hoben, flammten auf der ganzen Front von Sloboda gegenüber dem Wiszniewsee bis Kosjany gegenüber der der Komaikamündung noch einmal Ragosas Geschütze auf. Ein Vernichtungsschießen begann, wie es der Russe noch nie entfesselt hatte. Die Schule des Westens sprach aus dem Trommelfeuer aller Kaliber, das aus verborgen gehaltenen Batterien auf die deutschen Stellungen niederging. Die Lehmwälle zersprangen, Dünensand und Moorgrund stiegen in weißen und schwarzen Erdfahnen gen Himmel, die litauischen Bauernhäuser wurden zu rotem Staub gemahlen. Die Drahthindernisse zerstoben und die aufgetürmten Schneewehren lösten sich in graue Klumpen auf. Aufgewühlt, eingeebnet

lagen Gräben und Schanzen. Am schwersten lastete Ragosas Feuer auf Hutiers Flügelstellungen, denen der Zangengriff galt.

Balujew hatte den Vortritt. Er führte das V. Korps rechts und das XXXVI. Korps links zum Angriff vor, um den Riegel, den die 75. Reservedivision und die 9. Kavalleriedivision zwischen dem Naroczsee und dem Wisznietwsee bildeten, auf einen Schlag zu sprengen. Zuerst schob er die rechte Schulter vor. Aus den Schluchten und Wäldern der Dünenlandschaft von Stachowce-Kolodin zwischen dem Tschißtjezsumpf und dem Naroczsee stürmte Bataillon um Bataillon gegen die Stellungen der Reserveregimenter 250 und 251, die den Streifen festen Bodens zwischen dem Ostupibruch und dem Strandort Blizniki mit ihrem Blut verteidigten.

Eine Stunde später schleuderte Pleschkow das XXXIV. Korps gegen die Stellungen der 42. Division, um am Nordflügel einzudringen und von Postawy auf Godizischki durchzubrechen. In Schneehemden quollen die Bataillone Pleschkows aus dem Walde von Postawy und liefen keuchend gegen die zerschossenen Stellungen an, auch hier bestrebt, Hutiers Front in schmal angesetztem Keil auf einen Schlag zu durchhauen. Der Stoß zielte zwischen den Dörfern Moscheiki und Wileity auf eine Lücke der Seenkette, in der die Regimenter 17 und 131 sich im hartgefrorenen Sumpf auf Sandinseln und Lehmstreifen verschanzt hatten.

Aber weder Balujews noch Pleschkows erste Angriffswoge gelangte in die deutschen Gräben. Schweres Feuer zerschlug die russischen Kolonnen, ehe sie sich entwickeln konnten. Vorprallende Schwärme wurden mit Maschinengewehren weggefegt.

Da erneuerte Ragosa die Artillerieschlacht. Doch diesmal nahmen die Deutschen das Duell mit verstärkten Kräften auf und hausten bös unter den russischen Batterien. Trotzdem brach russische Infanterie im Laufe des Tages noch viermal gegen die deutschen Stellungen vor.

Am äußersten Südflügel gelang es der 25. Division des russischen XXXVI. Korps gegen Abend an die Linien der 9. Kavalleriedivision heranzukommen und sich dicht vor den Gräben des 48. Landwehrregiments festzukrallen. Balujews V. Korps nistete sich in den Schluchten von Stachowce fest und strebte unermüdlich zu den zerfetzten Stellungen der 75. Reservedivision empor, vermochte aber die ersten Gräben nicht zu überschreiten. Nur Gefangene sahen den Perekop an diesem Tage. Als die Abendnebel sich mit Gasschwaden und Pulverrauch zu rostfarbener Dämmerung ballten, wichen Balujews Sturmdivisionen auf der ganzen Linie zwischen den großen Seen in ihre Ausgangsstellungen zurück. Der Verteidiger lag ermattet, aber unerschüttert im Trichtergelände, das an die Stelle seiner sauber abgesteckten Grabenlinien getreten war.

Größer waren die deutschen Verluste am Nordflügel. Als die russische Kanonade die morsche Eisdecke der Sümpfe zerschlagen und die Unterstände

ersäuft hatte, war Ragosa am Nachmittag zu breit entfalteten Angriffen übergegangen. Er packte auf der ganzen Front von Moscheiki bis Wileity und darüber hinaus bis zur Mündung der Komaika an. Das I. Russenkorps warf drei Divisionen in den Kampf, um den Durchbruch bei Postawy zu erzwingen. Umsonst. An der Birwita scheiterte der Angriff am Widerstand des VI. Kavalleriekorps, das unter Garniers Befehl Hutiers linke Flanke hütete, bei Postawy schlug die 42. Division alle Stürme ab. Als es nachtete, lag die 42. Division, ihrer aufgeschütteten Grabenstellungen beraubt, auf nackter Erde im eisigen Sumpf und wartete, von Feuerwellen überschüttet, frierend, hungernd, nach Munition verlangend, auf den zweiten Kampftag.

Ragosa verzweifelte trotz der fürchterlichen Verluste, die ihn die Tagesstürme gekostet hatten, nicht am Erfolg. Er ließ seine Artillerie die Beschießung schon in der Nacht wieder aufnehmen und begann die Einbruchsstellen vom ersten Drahtnetz bis zum letzten Geschützstand noch einmal Schritt für Schritt zu zerstampfen. Die französische Schießschule trug blutige Früchte. Hutiers Infanterie und Pioniere mußten es aufgeben, die zerrissenen Hindernisse und die eingesunkenen Brustwehren wiederherzustellen, und harrten duldend und blutend in Trichtern und Löchern aus. Als es tagte, ging Ragosas Infanterie zu neuem Angriff vor. Aber sie hatte es mehr auf ein Hinhalten und Ermüden des Verteidigers abgesehen, als auf rücksichtslosen Einsatz ihrer Kraft. Um so wilder tobte die Artillerieschlacht. Von Stunde zu Stunde tauchten neue russische Batterien auf. Die Einbruchsstellen zeichneten sich jetzt scharf umgrenzt vom Schlachtfeld ab. Sie lagen in dem Gefechtsstreifen der 42. Division zwischen Moscheiki und Wileity und dem der 75. Reservedivision zwischen Stachowce und Blizniki. Da die Russen bald hier, bald dort in Massen aus den Wäldern traten und neue Angriffe vortäuschten, wurden die Deutschen in ständiger Unruhe gehalten. Ihre hin- und herhetzenden Reserven, selbst die weit hinten in Ruhe liegenden Bataillone litten durch Ragosas fernwirkende Batterien schweren Schaden. Trotzdem blühte dem Russen kein Erfolg. Wo er angriff, schleuderte ihn das aufgesparte deutsche Feuer in seine Wälder zurück.

Allmählich strahlte die Schlacht nach Norden bis zur Düna aus. Vor den Stellungen Garniers, am Unterlauf der Komaika, kam es zu Kämpfen im Vorfeld, weiter nördlich, im Befehlsbereich des Generals v. Scholtz, zum Handgemenge um vorgeschobene Posten am Driswyatysee. Bis Jakobstadt züngelte das Feuer. Aber alles, was nördlich von Wileity vor sich ging, war Ablenkung und Täuschung — die Entscheidung reifte in der Lücke Moscheiky—Wileity und auf den Hügeln von Stachowce—Blizniki.

Ragosa hielt am angesetzten Zangengriff fest und häufte hinter Pleschkows und Balujews blutenden Fronten Verstärkungen zum großen Sturm.

Als der 19. März zur Rüste ging, hatte das XXI. Korps seine Linien behauptet, aber seine Stellungen lagen zerschossen, die Kampftruppen waren

gelichtet und sahen einer zweiten schlaflosen Nacht entgegen. Und mit der Nacht kam neuer Frost, der ihnen die letzte Wärme aus den erstarrenden Gliedern zog.

Der Russe rechnete auf diese dunklen Stunden und änderte seine Taktik. Statt auf den Morgen zu warten, griff er am Nordflügel schon nach Mitternacht an. Von Moscheiki bis Wileity folgte Anprall auf Anprall. Geisterhaft quollen sie in ihren Schneehemden aus den Wäldern. Bei Moscheiki drohte Gefahr. Hier führte eine Waldschneise unmittelbar in die deutschen Linien. Sie wurde vom 131. Regiment und ostpreußischem Landsturm in verzweifeltem Kampf verteidigt. Sturm auf Sturm prallte ab, aber immer wieder erneuerte der Russe den Anlauf, bis die Flut überquoll und die Lammfellmützen des I. sibirischen Korps über den zerstörten Gräben auftauchten. Bredows 42. Division focht mit Teilen der 107. Division vermischt um Leib und Leben. In der Bresche standen Trümmer des 131. Regiments. Was von den 131ern noch lebte — meist Leichtverwundete und Leute mit erfrorenen Füßen —, verschoß die letzten Patronen, was vom Pionierbataillon 27 noch mit Spaten und Pumpen arbeitete, warf sein Gerät beiseite und griff zur Handgranate. In würgendem Gemetzel wurde der Angreifer gefesselt. Nur an einer Stelle gelang es ihm durchzustoßen und den ersten Graben zu überwinden. Nachströmende Haufen erweiterten die Bresche und warfen die Verteidiger in den Sumpfwald zurück. Die 42. Division war durchbrochen. Schon bedrohten die Sibiriaken die Batteriestellungen, schon quollen neue Stürmer nach, da warf General v. Moser die Reserven seiner 107. Division ins Gewühl. Als der Morgen graute, war die Lücke abgeriegelt. Todmüde sanken die Deutschen zwischen Toten und Verwundeten nieder. Der Russe wich in die Wälder.

Hutier sah dem aufsteigenden Tag mit großer Besorgnis entgegen. Er hatte die 107. Division aus der Hand geben müssen, um die 42. Division zu stützen, und sah sich gezwungen, die neueintreffenden Reserven in Gewaltmärschen heranzuziehen. Sie kamen in der letzten Stunde. Durch tauenden Schnee, über brüchiges See-Eis und auf zerwühlten Lehmwegen marschierten die 80. Reservedivision, die 86. Division und die 107. Landwehrbrigade dem Schlachtfeld zu.

Der Russe versäumte kostbare Zeit. Er ließ am dritten Schlachttag abermals seine Artillerie spielen und sparte die Infanterie wieder auf den Abend. Ragosa hoffte, daß es ihm in der Nacht gelingen werde, die Zange tief in die aufgelockerte Front zu bohren und Hutiers Zentrum zwischen ihren Backen zu zermalmen. Er richtete seine Geschütze noch einmal auf die Einbruchsstellen und befahl Pleschkow und Balujew vor Tagesanbruch unter Einsatz der Reservekorps zu stürmen. Es galt bitteren Ernst. Während der Deutsche noch marschierte, stellte der Russe schon Korps an Korps zum Sturm bereit. Pleschkow rief das XV. und das XXVII. Korps nach vorn,

und Balujew stützte das XXXVI. und das V. Korps durch das III. sibirische und das XXXV. Korps. Hinter Pleschkows Infanterie stand das VII. Kavalleriekorps zum Nachhauen bereit, bei Sloboda warteten Balujews Uralkosaken auf den Befehl zur Verfolgung.

Der Artilleriekampf vermählte sich in dieser Nacht mit den Infanterieangriffen zur einheitlichen Handlung und wurde von den Russen meisterlich geführt. Schwere, kurze Feuerschläge wechselten mit stundenlangem Strichfeuer, breit ausladende Beschießung der deutschen Grabenstellungen mit tieffressendem, flankierend angesetztem Trommelfeuer auf die Einbruchsstellen und die dahinter vermuteten Reserven.

Als die Infanterie in dichten Massen auf den Plan trat und Woge auf Woge heranbrauste, erhielt das wilde Ringen für die Deutschen den Charakter einer Abwehrschlacht im Stellungskrieg. Es war das erstemal, daß die deutsche Ostfront sich vor diese entsagungsvolle, kraftfressende Aufgabe gestellt sah, und war zugleich ein Zeichen der veränderten strategischen Lage. Las die Oberste deutsche Heeresleitung, die damals vor Verdun noch einen entscheidenden Erfolg im gewaltsamen Angriff suchte, dieses Zeichen richtig, so mußte sie die blutige Schrift als ernste Warnung deuten und daran denken, die Schlacht auf den Maashöhen abzubrechen, bevor sie als Zermürbungsschlacht im Trichterfeld erstarrte.

Das geschah mitnichten. Auch Conrad v. Hötzendorf ließ sich nicht warnen, obwohl er bei Trient und Bozen erst im Aufmarsch begriffen war und den Strauß ohne die deutsche Hilfe ausfechten mußte, die er vergeblich verlangt hatte, um Italien außer Gefecht zu setzen.

In der Nacht auf den 21. März gipfelte die Schlacht am Naroczsee in einer schweren Krisis der Verteidigung.

Hinter einem Vorhang von Rauch- und Gasgranaten, der sich erstickend auf die deutschen Stellungen senkte, gingen die Russen auf dem Südflügel zum entscheidenden Sturm auf die Hügel westlich von Stachowce vor. Balujew war entschlossen, die 75. Reservedivision zu zerschlagen und zwischen Mokrzyce und Blizniki durchzubrechen. Er schob eine Brigade des III. sibirischen Korps als Sturmbock vor das V. Korps, warf die Masse in endlos flutenden Wellen gegen die vorspringende Stellung der 75. Reservedivision, umfaßte ihre Flanken und drückte sie ein. Die Reserveregimenter 250 und 251 wehrten sich, von allen Verbindungen abgeschnitten, bis zur Vernichtung. Da keine Meldung, kein Signal mehr durchgedrungen war, schwieg in der entscheidenden Stunde das Sperrfeuer der Artillerie. Die Maschinengewehre lagen zerschossen, die Gräben zerschlagen, die Hänge abgekämmt. Drei Wellen trieben die Verteidiger noch mit Gewehren und Handgranaten auseinander, dann ging der Sturm über sie hinweg. Aus den Schluchten von Stachowce schwoll der Angriff zu den Gräben der 251er, durchbrach sie und hob die 250er am Seeufer aus dem Stand. Die Russen

rollten die Gräben auf und schnitten den linken Flügel der 75. Reservedivision bei Blizniki hart am Strand von allen Seiten ab. Verzweifelt fechtend hielten die Trümmer der überrannten Regimenter in Trichtern und Nestern stand, doch der Feind ließ sich nicht fesseln; er überließ die Vernichtung dieser Reste den nachrückenden Staffeln und drang in das Waldgelände von Mokrzyce ein, setzte sich darin fest und schlug heranrückenden Entsatz im Morgengrauen ab. Mit Mühe gelang es den Deutschen Mokrzyce selbst und die Höhenwellen südwestlich und westlich von Blizniki zu behaupten und dem Feind nach einem Einbruch von 4 Kilometern Tiefe Halt zu bieten.

Balujew schöpfte Atem, füllte die Lücken und zog die Artillerie näher, um den Angriff so rasch als möglich fortzusetzen. Aber als er am nachmittag den Sturm erneuerte, traf er auf neue Feinde. Die 80. Division war in Gewaltmärschen am Perekop eingetroffen und sperrte ihm den Weg. Seine Angriffe wurden abgeschlagen und die Bresche verriegelt. Er behauptete seinen Gewinn, kam aber nicht über Blizniki hinaus.

Vor der Front der 9. Kavalleriedivision waren Balujews Angriffe im Kreuzfeuer der Artillerie zusammengebrochen. Geschütze des III. Reservekorps, die südlich des Wiszniewsees standen, faßten Balujews linken Flügel in der Flanke und betteten seine Stürmer vor den Hindernissen zu Haufen.

Auch an der Komaika war die Nacht den Deutschen gefährlich geworden. Pleschkows Artillerie spie Rauch- und Gasschwaden aus, die sich gegen Morgen mit den Sumpfnebeln und plötzlich einsetzendem Schneetreiben zu einer undurchdringlichen Dunstmasse verbanden. Licht und Schall erstickten darin, und als der Verteidiger den Feind gewahr wurde, stand dieser schon hart vor den Gräben. Wieder führte das I. sibirische Korps den Sturm. Mit ihm brachen Regimenter der 22., 59. und 76. Division in den übermüdeten, zusammengeschossenen Feind, eroberten die zerstörte erste Linie auf eine Länge von 1000 Metern und drangen wiederum gegen die Waldverhaue und die Geschützstellungen Mosers vor. Zwischen Wileity und Moscheiki kam es zum Handgemenge um abgeschnittene Stützpunkte der zweiten Linie, in denen sich die Trümmer der 42. Division zum Widerstand ballten. Pleschkow suchte den Keil sofort tiefer zu stoßen, gewann aber in der Wirrnis und im Brodem der Schlacht nicht genügend Klarheit, um seinen Vorteil wahrzunehmen. Als der Tag graute, kämpfte man immer noch in Klumpen geballt um einzelne Stützpunkte in den überschwemmten Linien. Da gingen die Reserven der 42. und 107. Division zum Gegenstoß über und warfen die Angreifer im Handgemenge aus den Waldstücken und den Sümpfen auf den Kampfgraben zurück. Den hielt der Russe fest, bis zusammengefaßtes Artilleriefeuer zermalmend auf ihn niederging und die von Moscheiki herbeieilenden Reserven zurückscheuchte. Da war's um ihn geschehen. Mit letzter Kraft gepackt, wurde er im Nahkampf von Schulterwehr zu Schulterwehr

getrieben und in der Abenddämmerung in seine Wälder zurückgescheucht. Auch das vielbestürmte Wileity, das von dem 14. Husarenregiment mit Feuergewehr und Handgranate verteidigt wurde, tauchte unbezwungen aus Kampf und Graus.

Als der Abend sank, sah Hutier die ihm zur Verfügung gestellten Verstärkungen auf dem Schlachtfeld vereinigt. Er war der Krisis Herr geworden. Das XXI. Korps hatte sich auf dem Nordflügel in völlig zerstörten Linien behauptet und am Südflügel vor die verlorene Dünenstellung einen Flankenriegel gelegt, den der Feind trotz aller Anstrengungen im Nachstoß nicht mehr zerbrechen konnte. Wohl brannte die Schlacht noch tagelang fort, wohl lief Ragosa bei Postawy und Stachowce immer wieder an, aber die Entscheidung war gefallen.

Ragosa griff am 26. März noch einmal zum Staffelangriff und versuchte, zwischen Wiszniew- und Naroczsee und an der Komaika mit ausgeruhten Kräften den Sieg zu erzwingen. Umsonst, die Deutschen hielten unverrückbar stand. Am 27. März ging die 86. Division am äußersten Südflügel zum Gegenstoß über und säuberte das Vorfeld von Mokrzyce. Blizniki blieb den Russen.

Die Schlacht war zu Ende.

Die Deutschen bezahlten das hartnäckige, verbissene Ausharren in den zerstörten Stellungen teuer, aber nicht entfernt so teuer wie der Angreifer, dessen groß angelegte Operation am Prellbock des verstärkten XXI. Korps der 10. Armee gescheitert und zwischen den litauischen Seen in Sumpf und Blut erstickt war.

Die Kämpfe an der Düna

Inzwischen war auch der Begleitkampf, den Kuropatkin an der Düna entfesselte, um Everth die Durchbrechung und Aufrollung der Armee Eichhorn zu erleichtern, ausgefochten worden.

Als die Naroczschlacht in der Schwebe hing, waren die Russen bei Dünaburg, Jakobstadt und vor Riga zum Angriff angetreten. Kuropatkin versammelte in der Dünaschleife von Jakobstadt vier Korps, bei Eckau im Rigaer Brückenkopf über drei Divisionen und schritt nach verwirrenden Kleinkämpfen am 21. März zu starken Ausfällen.

Belows 8. Armee stand dem Feind ohne Reserven gegenüber. Sie mußte sich aus allen Kräften wehren, um die Linie Mitau—Illuxt zu behaupten, die von der 12. Armee ungestüm angegriffen wurde.

Vom Tirulsumpf bis zu den Vorwerken von Dünaburg rollte der Donner heftiger Artillerieschlacht. Dann ging der Russe am Tirulsumpf zum Angriff vor. Die 6. Reservedivision, die an der Straße Eckau—Kekkau eingegraben lag, wurde vom ersten Stoß getroffen. Dick standen die Gas-

wolken im Kiefernbusch. Vom Tauwind niedergedrückt, krochen sie in die aufgesprengten Unterstände und erstickten die Verteidiger, ehe sie die Schutzmasken hervorreißen konnten. Um 5 Uhr in der Frühe stürzten Sibiriaken, Letten und Seesoldaten mit Masken versehen durch Rauch- und Gasschwaden und überschwemmten die Gräben des 35. Reserveregiments. Es kam zu verzweifeltem Fechten. Als der Tag hoch stand, war der Russe Sieger; als der Abend kam, warf ihn ein Gegenstoß der Brandenburger wieder auf seine Ausgangsstellung zurück.

Im Abschnitt von Jakobstadt begannen die Kämpfe am 19. März mit mächtigem Artillerieduell und flackerndem Infanteriegefecht. Heereskavallerie und die verstärkte 41. und 109. Division waren zur Abwehr gerüstet. Sie wurden am 21. März in ernstere Kämpfe verwickelt. Russische Kolonnen marschierten über das Dünaeis heran. Sie suchten den Brückenkopf zu erweitern und den Verteidiger in die Njemenekſümpfe zu werfen. Es kam zu heftigen Kämpfen an der Bahnlinie Dünaburg—Mitau. Gehöfte und vorgeschobene Posten gingen verloren. Am 22. März gewannen die Kämpfe Kuropatkins bei Jakobstadt das Aussehen einer Schlacht. Auch hier erschienen sibirische Kerntruppen im Felde. Die 4. und 5. sibirische Division und die 78. und 79. Division drängten aus den Brückenköpfen heraus und suchten Belows Mitte in wütendem Ansturm zu durchbrechen. Die Schlacht erfaßte den Raum vom Eglonbach südlich von Jakobstadt bis Dünhof, nordwestlich von Friedrichsstadt und führte am 26. März zu blutiger Verstrickung. Mühsam erwehrte sich Belows 41. Division der Sibiriaken, die ihre Front bei Selburg zu sprengen suchten, während die 109. Division in den Waldsümpfen der Sussey Maly die Flanke der 8. Armee verteidigte.

Am 27. März stellte Kuropatkin den Angriff ein. Er hatte nichts mehr zu gewinnen, nachdem Everths 2. Armee am Naroczsee erschöpft und verblutend zurückgesunken war. Immerhin hatte Kuropatkin auf dem linken Ufer der Düna vor Riga und Jakobstadt starke Kräfte vereinigt, die sich nun eifrig verschanzten und die Straße Mitau—Illuxt dauernd bedrohten.

Die Armeeabteilung Scholtz sah sich nicht mit geballten Kräften angegriffen, aber in Atem gehalten. Sie tauschte vor Dünaburg mit dem Feind heftiges Feuer aus großem und kleinem Gewehr, ließ am Dryswiatysee größere Sprengungen über sich ergehen und wies am 21. März am Dryswiatysee und weiter südlich bei Widsy heftige Vorstöße ab. Am 22. März flammten die Gefechte bei Dünaburg lebhafter auf. Scholtzens XXXIX. Reservekorps mußte starken Angriffen standhalten und tat dem entschlossen anlaufenden Feind großen Schaden.

Am 27. März wurde es vor der Front Hindenburgs stiller. Der erste große Angriff der wieder erstarkten russischen Armeen war im Schatten der Verdunschlacht angenommen und abgeschlagen worden.

Die strategische Lage nach der Frühlingswende

In Kowno ging trotzdem ernste Sorge um. Man wurde im Hauptquartier Hindenburgs das Gefühl nicht los, daß Kuropatkin und Everth aufs neue rüsteten und sich während der Schneeschmelze zu einer allgemeinen Offensive bereitstellten. In dumpfer Erwartung verflossen die Tage. Das Eis brach, die litauischen Seen, Serwetsch, Schara, Beresina, Komaika, Disna und Düna tauten auf und zogen Zentnerlasten deutschen Stacheldrahtes in die Tiefe, Sumpfbatterien drohten im Bodenlosen zu verschwinden, Schneewehren und Sandsackbarrikaden fielen ein und die Unterstände ersoffen. Stürzende Kolonnenpferde erstickten im Schlamm grundlos gewordener Wege, und die Lazarette füllten sich mit Kranken. Vor der Front des XXI. Korps lagen noch Tausende toter Russen unbestattet, bei Blizniki schlief Balujew auf eroberten Positionen. Erstes Grün und der rauschende Flug nordwärts ziehender Vögel verkündeten den Steppenfrühling, in dem der Kosak schon in alter Zeit sein Roß zum Kampf gesattelt hatte.

Hindenburg ließ schanzen. Die zerstörten Stellungen wurden wieder instand gesetzt, neue Feldbahnen gelegt und die Verbindung mit Prinz Leopold enger gezogen. Je heftiger um Verdun gerungen wurde, desto schwerer lastete der Druck der erstarkten russischen Macht auf der in Abwehr gebannten Ostfront der Verbündeten. In Kowno zweifelte niemand, daß der Russe die vorzeitig entfesselte Offensive im Frühsommer wieder aufnehmen werde. Die Brückenköpfe, die Kuropatkin vor Riga, Jakobstadt und Dünaburg besetzt hielt, lockten zum Ausfall gegen Hindenburgs schwachen Nordflügel. Auch Everth war sicher nicht gesonnen untätig zu bleiben. Ragosas Armee lag zwar erschöpft und gelichtet in den Wäldern von Postawy, aber in Smorgon und Baranowitschi waren Verstärkungen eingetroffen, die auf Angriffsabsichten des linken Flügels der Heeresgruppe Everth schließen ließen.

Die Österreicher waren sorgloser. Der Abzug der alpenländischen und niederösterreichischen Korps nach Trient und Bozen war in Ruhe erfolgt, die Lücke durch Dehnung der Abschnitte und Einschub von Ersatz ausgefüllt und der Feind nicht so zahlreich, daß man in Teschen einen überwältigenden Ansturm fürchtete.

Conrad v. Hötzendorf hatte sich von Linsingens Stabschef, General Stoltzmann, von Erzherzog Josef Ferdinand, Puhallo, Boehm-Ermolli, Bothmer und Pflanzer-Baltin versichern lassen, daß sie jedem Angriff gewachsen seien, und arbeitete eifrig an den Plänen der Trentino-Offensive. Am 25. April ließ Conrad der deutschen Heeresleitung mitteilen, daß zwischen dem Etsch- und dem Suganatal zwei Armeen sprungbereit versammelt ständen, am 3. Mai schlug er los.

Auch in Pleß maß man der russischen Gefahr geringe Bedeutung bei, um so geringere, als Eichhorn des Angriffs Ragosas binnen acht Tagen Herr

geworden war. Man wandte dem Osten den Rücken, um bei Verdun unentwegt die Schlachtentscheidung und mit ihr die Beugung des feindlichen Kriegswillens unter das deutsche Schwert zu suchen.

Als Kaiser Wilhelm in den letzten Tagen des Monats Mai die deutsche Ostfront bereiste, um die Gewaltigen von Kowno zu beschwichtigen, lag auf der Operation von Verdun schon der Fluch der Zermürbungsschlacht, aber die Erstürmung von Cumières, der Höhe 304 und des Vauxberges täuschten noch über das Steckenbleiben im Trichterfeld hinweg, und aus Teschen kamen Meldungen über den siegreichen Vormarsch des Erzherzogs Eugen und die Eroberung der Linie Asiago—Arsiero.

Am Naroczsee fand der Monarch Blizniki wieder in deutscher Hand. Eichhorn hatte Balujew am 28. April — am Tage, da in Kut-el-Amara 12 000 Mann indobritischer Truppen vor den Türken die Waffen streckten — in einem einzigen Anlauf aus den teuer erkauften Stellungen vertrieben und ihn in die Linie Stachowce—Zanarocze zurückgeworfen. Es war der erste Angriff im Osten, der von den Deutschen mit den Kampfmitteln des Westens geführt wurde. Es war aber auch der letzte größere Ausfall und blieb die einzige Angriffshandlung, zu der der Russe den Verbündeten noch Zeit ließ.

Als Kaiser Wilhelm am 31. Mai in Baranowitschi bei der Armeeabteilung Woyrsch weilte, begann die russische Südwestfront plötzlich vom Stochod bis zum Dnjestr im Artilleriekampf aufzuflammen. Das war die Antwort auf Asiago und zugleich der Beginn der russischen Sommeroffensive.

Die Offensive der Russen im Sommer 1916

Nie ist eine Offensive gründlicher vorbereitet und nirgends die Entscheidung rücksichtsloser gesucht worden.

Der Zar hatte im April die Befehlsgewalten noch einmal neu geordnet. Er beseitigte dadurch einen Zwiespalt, der den russischen Kriegsrat seit der Schlacht am Naroczsee zerklüftete. Die Armeen der Südfront wurden dem Führer der 8. Armee, General Brussilow, unterstellt. Iwanow schied aus dem Frontdienst. Er war gegen die Eröffnung der Märzoffensive gewesen und hielt auch die Sommeroffensive für verfrüht.

Der Angriffsplan

Alexejews Operationsplan fußte auf den Beschlüssen des interalliierten Kriegsrates. Er wollte das ganze russische Heer in Bewegung bringen, um dem Feinde die Möglichkeit zu nehmen, angegriffene Frontteile durch Heraus-

ziehen von Verstärkungen aus nicht angegriffenen Abschnitten zu verstärken. Alexejew nannte das „l'enfance de l'art“ und wies auf die Überlegenheit des russischen Heeres an Streitern und Streitmitteln hin, eine Überlegenheit, die so groß war, daß überall mit Übermacht angegriffen werden konnte. Sobald die Klingen im Kreuz lagen und der Feind auf der ganzen Linie gebunden war, sollten dann die bereit gehaltenen Massen an bestimmten Druckpunkten vorbrechen und das Gefüge der Verteidigung zertrümmern. Mitau, Wilna, Slonim im Norden, Kowel, Lemberg, Kolomea im Süden waren die idealen geographischen Ziele der Offensive, das strategische Ziel aber das Vernichten großer Heereskräfte und daraus sich ergebend der Zusammenbruch der Front.

Auch ein politisches Ziel tauchte aus Alexejews Plänen: die Aufpeitschung Rumäniens zum Eintritt in den Krieg. Daß Rumänien zum Kriege auf der Seite Rußlands und der Westmächte willig war, war nach dem Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte nicht mehr zu bezweifeln. Aber die Rumänen zögerten. Sie forderten mit Recht gesicherte Anlehnung ihrer rechten Flanke an ein siegreiches russisches Heer und Ausbau Salonikis zu einer Offensivbasis, bevor sie sich in das blutige Spiel warfen. Standen die Russen wieder im Moldautal und vor den Pässen der Waldkarpathen und General Sarrail vor der bulgarischen Südgrenze zum Angriff bereit, so war Rumänien in der Lage loszuschlagen. Es galt, diese Voraussetzungen zu schaffen, ehe der Sommer schied, und dann vereint in Ungarn einzudringen und Nikolai Nikolajewitschs Traum, den Einzug in Budapest, im Herbst des Jahres 1916 zu verwirklichen.

Das russische Heer war zu Beginn der Offensive mit etwa 2 240 000 Mann zum Kampf bereit. Davon standen etwa 1 590 000 Mann nördlich und 650 000 Mann südlich des Pripjetstromes. Hindenburg und Leopold hatten dem russischen Massenaufgebot, das vor ihren Linien versammelt war, etwa 590 000 Mann, darunter 30 000 Österreicher und Ungarn, entgegenzustellen, die eine Front von 600 Kilometern Breite verteidigten. Es stand also, schematisch ausgedrückt, Meter für Meter auf deutscher Seite ein Mann, während der Russe zwei Glieder tief antreten und noch 390 000 Mann in Reserve halten konnte. Südlich des Pripjetstromes standen etwa 456 000 Österreicher und Ungarn und 30 000 Deutsche 650 000 Russen gegenüber. Hier war der Russe also den Verbündeten nur um 164 000 Mann überlegen. Das war, auf eine Frontbreite von 500 Kilometern berechnet, keine große Übermacht. Das Schwergewicht des russischen Aufmarsches zur Angriffsschlacht lag also drückend auf dem Nordflügel. Im Süden wies die Wahl Brussilows auf rücksichtsloses Anpacken. Ihm war nicht umsonst der erste Angriff zugedacht, der die ganze österreichisch-ungarische Streitmacht fesseln und ins Gedränge bringen sollte, um Conrad zu zwingen, abermals deutschen Beistand zu erbitten und dadurch Hindenburgs und Leopolds Front

noch weiter zu schwächen. Traten Kuropatkin und Everth dann in der Staffel zum entscheidend gedachten Angriff an, so mußte nach Schilinskys, Alexejews, Kuropatkins und Brussilows Überzeugung die deutsche Ostfront, die jeder Möglichkeit operativer Gegenwirkung entbehrte, unfehlbar zusammenbrechen. Die Verankerung im Stellungskrieg mit angelehnten Flanken hatte ja die Deutschen ihrer Überlegenheit im Felde beraubt. Sie mit blinder Stoßkraft niederzuwerfen war russisch. Suworows Geist schwebte über den Entwürfen Alexejews.

Nie ist ein größerer Plan gefaßt worden. Trug er auch wie alles, was der gern ins Uferlose geratende Russe sinnt, phantastische Züge, so wohnte ihm doch angesichts der Schwächung der österreichisch-ungarischen Front die Wahrscheinlichkeit eines größeren Erfolges inne.

London, Paris und Rom harrten des russischen Vormarsches in atemloser Spannung. Lord Kitchener, der durch den Fall Kut-el-Amaras schwerer getroffen war als durch die Niederlage auf Gallipoli, stieg zu Schiff, um selbst nach Rußland zu fahren und der Eröffnung der Offensive beizuwohnen. Als der Kreuzer „Hampshire", der ihn und seinen Stab nach Murman bringen sollte, am 5. Juni in der Nähe der Orkneyinseln auf eine deutsche Mine stieß und der Organisator der britischen Freiwilligen-Armee den Tod im Meere fand, hatte Brussilow schon das Zeichen zum Angriff gegeben.

Vom 31. Mai bis 3. Juni tobte die Artillerieschlacht, die Brussilows Armeen die Bahn freischlagen sollte. Vier Armeen standen bereit. Am rechten Flügel war die 8. Armee, deren Führung General Kaledin aus Brussilows Händen übernommen hatte, am Unterlauf des Styrflusses und im wolhynischen Festungsdreieck aufmarschiert. Von Rowno bis Tarnopol stand die 7. Armee unter dem Befehl Scherbatschews im Felde. Von Tarnopol bis zur Serethmündung kämpfte General Sacharows 11. Armee, und am äußersten linken Flügel wartete die 9. Armee unter dem Befehle Leschitzkis darauf, von Chotin gegen Czernowitz vorzugehen. Hinter Leschitzkis Fußvolk hielten 30 Dragoner-, Husaren- und Kosakenregimenter unter General Grafen Keller mit dem Fuß im Bügel, um in die Bukowina einzufallen. Brussilow rüstete also zu einem allgemeinen Angriff auf die Wehrstellung der Österreicher. Ob diese brüchig war und wo sie seinem Sturm nachgab, mußte die Zukunft lehren. Vielleicht war es nur eine gewaltsame Erkundung größten Stils, mit vier Armeen auf 350 Kilometern Breite ausgeführt, auf die das schöne Wort aus Napoleons strategischem Brevier zutrifft: „On s'engage partout et puis on voit", aber es handelte sich unbeschadet dieser Kennzeichnung doch wohl eher um einen Einbruch ins Dnjestr- und Pruthtal, als um einen Durchbruch auf Kowel oder Brody, denn an Dnjestr und Pruth winkten nähere Ziele und reiften bestimmte politische Hoffnungen.

Die Verteidigung

Als der Kanonendonner am 31. Mai auf dem Ostufer des Styr einsetzte und nach Süden rollend die ganze Front bis Czernowitz erfaßte, herrschte weder in den österreichischen Gräben noch in den Hauptquartieren der angegriffenen Armeen große Besorgnis. General v. Linsingen, der in einem lockeren, nur auf operative Maßnahmen gerichteten Befehlsverhältnis zur k. und k. 4. Armee stand, hielt die Lage des Erzherzogs Josef Ferdinand nicht für gefährdet. Besaß doch die 4. Armee im Luzker Styrbogen östlich des Flusses und auf den Hügeln von Olyka gute Stellungen und hinter den Kampfgräben genügende Reserven. Der wichtigste Frontabschnitt des Erzherzogs lag zu beiden Seiten der Straße Rowno—Luzk. Hier standen in erster Linie die 2. Division und die 70. Honveddivision der Korps Martini und Szurmay, dahinter je zwei Brigaden und bei Luzk als Armeereserve abermals zwei Brigaden aufmarschiert. Die k. und k. 1. Armee, die an der rechten Schulter des Erzherzogs focht, hatte sich auf den Kaolinhügeln von Dubno über dem Ikwatal tief eingegraben. Die k. und k. 2. Armee wurde durch den Kanonendonner nicht erschreckt. General v. Boehm-Ermolli sah dem drohenden Wetter ernst, aber gefaßt entgegen. Er war auf Sicherung seines rechten Flügels bedacht, denn von Nowo-Aleksinec und Zbaraz konnten Gefahren drohen. Seine Südflanke war in guter Hut. Sie hatte bei Hladki im Serethgrund am linken Flügel der Südarmee des Generals Grafen Bothmer eine zuverlässige Stütze gefunden. Bothmer stand von Hladki bis Buczacz fest. Unsicherer erschien die Lage der südwärts anschließenden k. und k. 7. Armee, die auf beiden Dnjestrufern und vor den Toren von Czernowitz zwar eng versammelt war, aber durch den Dnjestrstrom in zwei Teile gespalten kämpfte. Die Russen hatten am 19. März die Brückenschanze von Uscierzko, in der die Österreicher einen Schulterpunkt vor der Verbindungsstelle der beiden Armeeteile östlich von Zaleszczyki besaßen, nach langwieriger Belagerung erstürmt und dadurch einem Angriff auf beiden Dnjestrufern vorgearbeitet. Trotzdem sah Pflanzer-Baltin ruhig in die Zukunft. Er hatte im Januar 1915 in den Karpathen und im Winter am Dnjestr und Pruth so glücklich gekämpft, daß er sich jedem Ansturm gewachsen glaubte.

Am sorglosesten war der Führer der k. und k. 4. Armee, Erzherzog Josef Ferdinand, der in seinem Hauptquartier Luzk seinem Toskanerblut die Zügel schießen ließ. Er hatte sich am Styr häuslich eingerichtet, Wiener Leben an die Front verpflanzt, schulterte die Jagdflinte, liebte Musik und Chansonetten, tafelte im Kreise seiner Offiziere und ließ auch dem Mann im Graben fröhlich aufspielen. Der Beginn der Beschießung wurde von seiner Tafelmusik übertönt. Mochten die Russen schießen und sich im Anlauf blutige Köpfe holen!

Und der Russe schoß, schoß an den Hauptangriffsstellen am Styr und am Dnjestr mit Tausenden von Geschützen aller Kaliber, mit Flügelminen von fürchterlicher Stärke und trieb in der Nacht auf den 1. Juni Streifwachen ins Niemandland vor, die mit Scheren und Handgranaten in den Drahthindernissen wühlten. Am 1. Juni schwoll die Tätigkeit der russischen Artillerie zu methodischem Wirkungsschießen. Die österreichischen Batterien wurden gezwungen, den Handschuh aufzunehmen. Da erkannte der Russe, daß manches feindliche Geschützrohr, das im Winter noch geschossen, seine Stimme nicht mehr in den Kampf mischte. Sie waren verschwunden und feuerten, statt in Wolhynien, vor Asiago und Arsiero. Der Russe demaskierte neue Batterien. Am 2. Juni tobte die Artillerieschlacht am Styr, an der Ikwa und am Dnjestr mit wachsender Kraft, am 3. Juni brach sie auch über den Abschnitt von Tarnopol herein und erfaßte Bothmers linken Flügel. In der Frühe des 4. Juni gipfelte sie bei Olyka vor der Front Josef Ferdinands, bei Kozlow vor der Front Bothmers und bei Okna vor der Front Pflanzer-Baltins in rollendem Trommelfeuer. Das wütete bis zur Mittagsstunde und schlug breite Gassen in die Verteidigungszone. Um 12 Uhr ging die russische Infanterie ohne Besinnen, ohne Schwanken auf der ganzen Linie zum Angriff vor. Überall tauchte sie sturmbereit aus Wäldern und Mulden und lief in dichten Wellen an.

Die 4. Armee erlag dem Ansturm schon am ersten Tag, die 7. Armee begann am zweiten Tag auseinanderzubrechen, die Südarmee hielt in der geschlagenen Bresche stand und warf den eindringenden Feind am 9. Juni aus ihren Gräben.

Die Doppelschlacht bei Luzk und Okna vom 31. Mai bis 5. Juni 1916

Bei Olyka rächte der Russe den Tag von Gorlice. Die Beschießung hatte die Kaolinerde Wolhyniens zu grauen Wolken aufgerührt. Turmhoch stand die Staubwand über den österreichischen Gräben, als Kaledin zum Sturm ansetzte. Wohl schlug dem Angreifer Gewehrfeuer entgegen, aber die Artillerie des Verteidigers stand gelähmt. Sie fand den Weg nicht durch die Dunstschicht, die sich unter dem Aufschlag des russischen Sperrfeuers kilometerweit ins Hinterland gefressen und die Batterien geblendet hatte. Die 2. Division und die 70. Honveddivision glaubten den Feind geschlagen, als seine ersten Wellen vor den Gräben zusammenbrachen. Da sahen sie sich plötzlich von neuen Massen überlaufen, und ehe sie sich fassen konnten, war's geschehen. Hier und da hielten einzelne Gruppen, von braven Unterführern aufgerüttelt, verzweifelt stand, aber durch klaffende Lücken drang der Russe, von seinen Offizieren angefeuert, mit Bajonett und Handgranate in die zweite Linie und sprengte die Verteidiger auseinander. Die Führung verlor

die Nerven und warf die Reserven Hals über Kopf ins Getümmel, das sie verschlang. Gegen Abend flutete alles in der Richtung auf Luzk zurück. Der Geist war schwach geworden, der letzte Halt zerbrach, in Auflösung geratend, räumte die Armee des Erzherzogs das Feld. Der Erzherzog hatte die Meldung, daß der Feind abgeschlagen sei, nach Teschen weitergegeben, und saß noch an der Tafel, als Szurmay plötzlich dringend um Einsatz der Armeereserve bat. Josef Ferdinand fiel in den Fehler seiner Korpsgenerale, verlor den Kopf und warf seine Reservebrigaden in die rückwärts flutenden Massen. Er sah sie nicht mehr wieder. Der Russe brach in der Nacht auf Luzk durch und zersprengte die 4. Armee. Tausende und aber Tausende streckten die Waffen. Der Erzherzog flüchtete gen Kowel. Am 5. Juni fielen die letzten Stützpunkte. Die Front der 4. Armee war aus der großen Wehrstellung herausgebrochen.

Die 1. Armee vermochte dieser Katastrophe nicht zu begegnen. Puhallos linker Flügel verlor den Halt und wurde in den Strudel hineingerissen. Mit Mühe gelang es Puhallo an der Ikwa eine Verteidigungsflanke zu bilden. Auch Linsingen geriet in Gefahr. Er sah sich plötzlich rechts umgangen, fing aber den Stoß am Styr ab und raffte alles zusammen, was er in der Front entbehren konnte, um das Loch zu stopfen, das den Russen den Weg nach Kowel und Brody freigab. Am 5. Juni setzte Kaledins Kavallerie mit fliegenden Standarten über den Styr.

An diesem Tage wurde die österreichische Front von einem neuen Schlag getroffen. Leschitzki warf das Korps Benigni nach zweitägigen Kämpfen aus seinen Gräben und drang durch die Bresche von Okna 5 Kilometer tief in die Front Pflanzer-Baltins. Die 7. Armee drohte auseinanderzubrechen. Pflanzer-Baltins linker Flügel wurde von den südlich des Stromes fechtenden Teilen der Armee getrennt. Auch der Führer der 7. Armee verlor den Überblick über die Lage, auch ihm schwanden die Reserven unter den Händen. Er war noch mit dem Stopfen der Oknaer Lücke beschäftigt, als die Russen zu einem dritten Schlag ausholten. Scherbatschew fiel den Nordflügel, das VI. und XIII. Korps der Österreicher auf dem Norduſer des Stromes zwischen Buczacz und Jaglowiec so wuchtig an, daß am 6. Juni auch hier der Riegel sprang. Unter schweren Verlusten wich Pflanzer-Baltins linker Flügel über die Strypa. Dadurch geriet Bothmers rechte Flanke in Gefahr. Das ganze strategische Baugerüst der Ostfront begann zu wanken. Die Festung Mitteleuropa, vor deren Toren vor wenigen Tagen um den Sieg gekämpft wurde, schien vom Einsturz bedroht.

In der Tat war binnen drei Tagen Entscheidendes geschehen. Brussilow hatte die österreichisch-ungarische Front bei Okna und Olyka an zwei wichtigen strategischen Punkten durchbrochen und im Raume Luzk eine feindliche Armee zur Hälfte vernichtet. Wo er durchgedrungen war, hatte er ansehnliche Verluste erlitten, wo er zurückgeschlagen worden war, sehr

schwere Opfer gebracht — jetzt stand er, von der Größe des eigenen Erfolges überrascht, vor neuen Zielen.

Der Erfolg war so groß, daß Brussilow die Mittel fehlten, ihn rasch und völlig auszubeuten. Der Grundsatz, „on s'engage partout et puis on voit" verpflichtet eben auch zur Bildung einer Operationsreserve, wie sie Napoleon in Gestalt der Garde bereitzuhalten pflegte. Nun sah Brussilow wohl, wo die Schwäche des Gegners saß, aber ihm fehlten frische geschlossene Truppenmassen, um sofort in die geschlagenen Lücken einzubrechen und die feindliche Front aufzurollen. Da die Stellungsschlacht über 350 Kilometer klafterte, war es ihm auch nicht möglich, seine Streitkräfte zu verschieben und so rasch zur Verfolgung zu ballen, daß er dadurch die fehlende Operationsarmee hätte ersetzen können. Brussilow suchte nach Aushilfen. Die zutage getretene Schwäche der Österreicher war so groß, daß er auch ohne den Einsatz neuer Kräfte die Verfolgung einleiten konnte. Er stand in Luzk am 7. Juni schon tief in der Flanke zweier feindlicher Armeen und sah vor sich nur Trümmer, die planlos gen Westen flüchteten, und fand im Dnjestrtal und am Pruth nur noch ungeordneten Widerstand.

Pleß und Teschen

Im österreichisch-ungarischen Hauptquartier zu Teschen schlug die Nachricht von der Katastrophe bei Luzk vernichtend ein. Conrad v. Hötzendorf war schon seit einigen Tagen durch eine Stockung der südtiroler Offensive beunruhigt worden und wurde nun durch die Zertrümmerung der wolhynischen Front aus allen Himmeln gestürzt.

Der glänzend vorbereitete, von österreichischen Alpentruppen kraftvoll geführte Stoß in Cadornas Flanke war von Cadornas Reserven auf der letzten großen Bergschranke, der Hochfläche der Sieben Gemeinden, vor dem Becken von Schio zum Stehen gebracht worden. Kam der Angriff über Nacht nicht in frischeren Fluß, so gewann Cadorna Zeit, eine neue Schlachtordnung zu bilden und den Österreichern den Weg in die Ebene zu verlegen. Gerade als Conrad daranging, diese Stockung zu überwinden, brach an der russischen Front das Unheil herein und schlug den Österreichern bei Asiago das Schwert aus der Hand. Es blieb nichts übrig als völliger Verzicht auf die Fortführung des Unternehmens und — hier handelte Conrad klug und unbekümmert um falschen Schein — Rücknahme der vorgeprallten Armee in eine gesicherte Stellung auf die Höhen nördlich von Arsiero—Asiago. Dieser Verzicht war ungeheuer schwer. Conrad wehrte sich noch sechs Tage gegen die bessere Erkenntnis, daß der Siegeslauf an der Posina abgebrochen werden mußte, dann ergab er sich darein. Am 11. Juni erging der Befehl nach Bozen, einzelne Divisionen nach Galizien zurückzuschaffen, und wiederum

zehn Tage später die Weisung an Erzherzog Eugen, den Kampf abzubrechen und in die Verteidigung zurückzufallen. Alles, was im Etschtal, im Suganatal und in den Kärntner Alpen entbehrt werden konnte, erhielt den Befehl, nach Galizien zu eilen, um dem Zusammenbruch zu steuern.

Aber damit war nichts getan, denn der Russe ließ den Österreichern keine Zeit, eine neue Armee zu bilden. Der Zusammenbruch Josef Ferdinands verlangte raschere Aushilfe. Nur die Deutschen konnten helfen. Zu dieser Erkenntnis war Conrad schon am 6. Juni gekommen, und dabei war die Lage noch schlimmer, als er ahnte. Er hielt große Stücke auf Pflanzer-Baltin und glaubte, die 7. Armee werde sich trotz des Rückschlages bei Okna am Unterlauf der Strypa und zwischen Dnjestr und Pruth im Felde behaupten. Er sorgte sich daher viel mehr um Kowel und Brody als um Czernowitz und Kolomea.

In dieser Zwangslage faßte er den bittern Entschluß, Falkenhayn um Beistand anzugehen.

Im deutschen Hauptquartier zu Pleß herrschte noch ernstere Stimmung als in Teschen. Als am 6. Juni Conrads Hilferuf eintraf, der das Blut deutscher Divisionen forderte, um bei Kowel zum Gegenangriff anzutreten, fielen schwere Schatten auf die allgemeine Lage. Die wolhynische Katastrophe bedeutete mehr als eine Erschütterung der Ostfront. Sie schlug die letzte Hoffnung auf rasche glückliche Beendigung der Schlacht bei Verdun in Scherben. Sie tat noch Schlimmeres — Verdun wog schon schwerer als Asiago — sie brachte die Deutschen in Ost und West um ihre letzten beweglichen Reserven.

Am 8. Juni trafen Conrad und Falkenhayn in Berlin zusammen. Zwischen ihnen standen die Schatten von Verdun und Asiago. Der Österreicher kam als Bittender. Falkenhayn konnte nicht anders als ihn erhören und gab die geforderten Divisionen. Ob sie noch zurecht kamen, wußte am 8. Juni niemand zu sagen.

Die Kämpfe am Styr, an der Strypa und am Pruth vom 6. bis 10. Juni 1916

Während zwischen Pleß und Teschen über die Stellung von Hilfskräften und eine neue Abgrenzung der Befehlsgewalten verhandelt wurde, hallte der Kriegsrat des Zaren von Brussilows Siegesmeldungen wider. Man maß staunend die Größe des Erfolges, den der Anprall von vier Frontarmeen in Wolhynien und Galizien über Nacht gezeitigt hatte. Der Kriegsrat sah ein, daß der Erfolg noch nicht ausgereift war, und daß es nur kraftvollen Nachdrängens bedurfte, um aus der Schlacht in eine Verfolgung großen Stiles überzugehen. Er verschloß sich aber auch der Erkenntnis nicht,

daß die Aufstellung des Heeres der durch den Sieg geschaffenen Sachlage nicht mehr entsprach.

Brussilow verlangte Truppen von Everth und Kuropatkin, um den Erfolg seiner Armeen auszubeuten. Aus einem allgemeinen Angriff war eine kombinierte Operation geworden, ein Doppeleinbruch an Styr und Dnjestr, und daraus die Möglichkeit zu einem Zangenangriff von ungeheurer Spannweite erwachsen. Brach die österreichisch-ungarische Front unter diesem Klammergriff vollends zusammen, so waren die Deutschen in Polen und Litauen ohne Schlacht zum Rückzug genötigt. Der Kriegsrat des Zaren konnte sich trotzdem nicht entschließen, sofort alle verfügbaren Kräfte von der Düna und der Beresina abzurufen, denn Kuropatkin stand in seiner mächtigen Flankenstellung von Jakobstadt bis zum Tirulsumpf drohend bereit und Everth rüstete zum Stoß auf Baranowitschi. Man beschloß daher, auf die Schwächung der deutschen Linien zu warten, an der jetzt nicht mehr zu zweifeln war und dann, dem Plane getreu, Hindenburg und Leopold mit dreifacher Übermacht anzugreifen. Brussilow begnügte sich mit der Zusicherung, daß ihm trotzdem eine Anzahl Divisionen zugeschoben werden sollten, und trieb inzwischen seine Generale zur Verfolgung des geschlagenen Feindes an.

Am Tage, da Falkenhayn und Conrad am Königsplatz zu Berlin zusammentrafen, wälzte Brussilow die Verfolgung in Wolhynien über den Styr, in Galizien über die Strypa, in der Bukowina gegen den Pruth.

Es kam überall zu wirrem, verzweifeltem Fechten. Hier kämpften einzelne österreichische Bataillone bis zum bittern Ende, dort lieferten sich ganze Haufen einer Handvoll anreitender Kosaken aus. In Wolhynien gingen die Vorräte der 4. Armee verloren. Riesenstapel von Kriegszeug wurden angezündet, ganze Lager liegen gelassen, bis Wladimir-Wolynsk rasten flüchtende Kolonnen zurück.

Am 9. Juni überschritten die Russen ober- und unterhalb von Luzk in breiter Front den Styr. Bei Rafalowka warfen sich ihnen die ersten deutschen Bataillone in den Weg und erkämpften kurzen Aufenthalt. Mehr war nicht zu erreichen.

Linsingen war durch die Niederlage Josef Ferdinands schwer getroffen worden. Er sah sich genötigt, einzelne Bataillone zu opfern, um seine Flanke zu verriegeln und suchte vergebens die Trümmer der 4. Armee zum Widerstand zu ballen. Generalleutnant Stoltzmann büßte Josef Ferdinands Zusammenbruch mit der Enthebung von seinem Posten. An seine Stelle trat Oberst Hell. Erzherzog Josef Ferdinand wurde von Kaiser Franz Joseph abgerufen und durch Generaloberst v. Terſztyanſki ersetzt. Terſztyanſki bemühte sich, am Stochod und an der Lipa eine neue Front zu bilden, während Linsingen und Puhallo versuchten, die furchtbare Bresche rechts und links abzuriegeln. Es kam zu zusammenhanglosen Gefechten. Am 12. Juni ritten Kaledins Kosaken bis Torczyn, 25 Kilometer über Luzk hinaus nach

Westen. Hinter ihnen marschierten Sturmdivisionen und Reserven zu neuer Schlacht auf.

Während Linsingen sich bestrebte, dem Feind am Unterlauf des Styr und am Oberlauf des Stochod Halt zu gebieten, hielt Puhallo mit zurückgedrücktem linken Flügel an der Lipa und mit dem rechten Flügel an der Plazewka stand. Boehm-Ermolli war in seinen Gräben vor den Ikwateichen stehengeblieben. Beide Generale sahen sich von Sacharow schwer bedroht, der sich bei Dubno zum Angriff entwickelte.

Noch bedenklicher stand die Schlacht am 12. Juni für die Österreicher am Südflügel der galizischen Front. Die 7. Armee, die am 8. Juni noch fähig schien, die bei Okna und Jazlowice geschlagenen Breschen zu schließen, war erneuten Massenangriffen Scherbatschews auf dem Nordufer und Leschitzkis auf dem Südufer des Dnjestr erlegen und wich auf beiden Ufern stromaufwärts.

Das war schlimm, denn die Lage der 7. Armee war schon durch den Einbruch bei Okna aufs schwerste gefährdet worden, da dadurch die schmale Sehnenstellung zwischen Dnjestr und Pruth zerschnitten wurde. Je tiefer Leschitzkis Keil zwischen den Strömen eindrang, je mehr die Flügel des Verteidigers auseinanderklafften, desto geräumiger wurde das Kampffeld und desto größer der Truppenverbrauch auf seiten der Österreicher. Als der linke, auf dem Nordufer des Dnjestr stehende Flügel Pflanzers am 8. Juni bei Jaslowice durchbrochen wurde, sah Pflanzer-Baltin die Front seiner Armee an zwei lebenswichtigen Punkten zerrissen. Da verzichtete die Armeeleitung darauf, die Lage um jeden Preis wiederherzustellen, und gab ihren Willen in die stärkere Hand.

Pflanzer ließ Schamade blasen und suchte sich dem Feind durch eiligen Rückzug auf den Pruth und die Strypa zu entziehen. In wandernden Gefechten, die am Dnjestr zu zahlreichen Absprengungen österreichischer Heeresteile führten, fraß sich die Schlacht nach Westen und Südwesten. Südlich des Stromes leisteten die Österreicher am 8. und 9. Juni noch lebhaften Widerstand, aber es war ein Fechten ohne Aussicht auf Erfolg, denn die Reserven schwanden, und die Abwehr war im offenen Feld zwischen Okna und Czernowitz an kurze Fristen gebunden. Am 10. Juni erstürmte Leschitzki die befestigten Linien vor Dobronoutz, um die Iwanow in den Winterschlachten vergeblich gerungen hatte. Diesmal fielen sie, von zwei Seiten angegriffen, nach kurzem Kampf. Abgeschnittene und versprengte Nachhuten gerieten zu Tausenden in Gefangenschaft. Pflanzer wich auf Sadagora. Czernowitz, von Norden umgangen, reifte raschem Fall.

Auch auf dem Nordufer des Dnjestrstromes war kein Halten mehr. Scherbatschew nahm am 10. Juni Buczacz und setzte dem VI. und XIII. Korps so hart zu, daß der linke Flügel der 7. Armee nur unter schweren Verlusten an Gefangenen das linke Strypaufer gewinnen konnte.

Fels Bothmer

Vergeblich hatte Graf Bothmer die Leitung der 7. Armee beschworen, ihren linken Flügel zu stützen und ihm durch harten Befehl neue Kraft einzuflößen. Pflanzer-Baltins Wille zum Widerstand in den Breschen war gebrochen. Er trug sich schon seit dem 8. Juni mit dem Gedanken, seine beiden Flügelkorps auf das rechte Dnjestrufer zurückzunehmen — eine gefährliche Schwenkung mit dem Feind auf den Hacken und dem Strom in der rechten Flanke —, bat jedoch zugleich Bothmer dringend um Hilfe, um sich aus der fürchterlichen Verstrickung zu lösen. Er bat also die Nachbararmee um Beistand, ging aber zugleich mit einem Plane um, der deren Südflanke abdeckte und die Rettung der eigenen Armee auf Kosten des Helfers zu bewerkstelligen suchte. Wichen seine beiden Korps über Strypa und Dnjestr aus, so war zwar, wenn die Bewegung gelang, die 7. Armee auf engem, ungeteiltem Kampffeld vereinigt, aber der Zusammenhang mit der Südarmee zerrissen. Dann wurde die Südarmee gezwungen, ungeschlagen den Rückzug anzutreten. Der Rückzug Bothmers aber hätte die Stellungen Boehm-Ermollis an den Ikwateichen und im Serethgrund unhaltbar gemacht. Ging die österreichische 2. Armee in diesem Falle nicht Hals über Kopf auf die Linie Brody—Zborow zurück, so war sie verloren. Pflanzer-Baltins Entschluß barg also eine Katastrophe, die die ganze Südfront vom Dnjestr bis zum Styr wie eine Reihe Zinnsoldaten über den Haufen werfen konnte.

Setzte Pflanzer-Baltin diesen Gedanken in die Tat um, so ging die Front der Verbündeten in Galizien dem völligen Zerfall entgegen. Nicht so sehr, weil Luzk verloren war und Kaledin Kowel, Sacharow Wladimir-Wolynsk bedrohte — dort kämpften seit dem 8. Juni deutsche und österreichische Korps, in kleinen Paketen eingesetzt, um Zeitgewinn —, sondern weil Pflanzer-Baltin nach dem Falle von Okna nichts Besseres, nichts Größeres zu tun wußte, als seine Armee vom Feinde loszureißen und ihr Schicksal von dem der Südarmee und der im Zentrum der Verbündeten noch feststehenden Südarmee zu trennen.

General Graf Bothmer erkannte die furchtbare Gefahr, die hinter den Verzichtplänen Pflanzer-Baltins lauerte, und handelte danach. In seinem Hauptquartier war seit dem 4. Juni eine böse Kunde nach der anderen eingelaufen, aber der Erstürmer des Zwinin war nicht der Mann, Schamade zu blasen, weil der Russe in Wolhynien und in der Bukowina die Front zweier Armeen durchbrochen hatte. Er maß die Lage an dem Widerstand seiner eigenen Armee. Diese war nicht stärker, sondern schwächer als die Josef Ferdinands und Pflanzer-Baltins, bestand zu Beginn der Offensive Brussilows nur noch aus 5 Divisionen und hielt mit diesen einen Abschnitt von 70 Kilometern. Den linken Flügel bildete das österreichische IX. Korps, im Zentrum stand die deutsche 48. Reservedivision und auf dem rechten

Flügel das österreichische Korps Hofmann. Da eine deutsche Division nach Verdun abgegangen war, mußte sich Bothmer mit einem einzigen deutschen Regiment als Armeereserve behelfen. Zwar stand noch die 38. Honveddivision als Heeresreserve Erzherzog Friedrichs hinter der Südarmee aufmarschiert, aber diese schmolz schon in den ersten Tagen auf die Hälfte ihres Bestandes, da Conrad auf Pflanzers ersten Hilferuf eine ihrer Brigaden an den Dnjestr sandte. So stand Bothmer mit $5^1/_2$ Divisionen, auf eigene Kraft vertrauend, vom Serethgrund bis zu den Wäldern von Burkanow festgewurzelt. Vier deutsche Infanterieregimenter bildeten das eiserne Gerüst dieser kleinen Armee, aber auch der Österreicher und der Ungar fochten unter Bothmers Führung mit voller Hingabe der letzten Kraft.

Die Kämpfe der Südarmee vom 4. bis 16. Juni 1916

Die Südarmee war am 4. Juni bei Cebrow, an der Straße Tarnopol—Zborow von starken Kräften angegriffen worden. In schweren Kämpfen hielt das k. und k. IX. Korps dem Ansturm stand. Der Russe erneuerte seine Angriffe am 6. und 8. Juni und drang endlich bei Worobijowka in die österreichischen Gräben, doch blieb ihm jede Ausnützung des örtlich gebundenen Erfolges versagt. Da auch Boehm-Ermolli bei Nowo-Aleksinec alle russischen Angriffe durch das Feuer seiner Artillerie erstickt hatte, war Brussilows Absicht, am Oberlauf der Ikwa und der Strypa auf Zloczow durchzubrechen, am 10. Juni als gescheitert zu betrachten. Der Verteidigung erwuchs daraus ein unschätzbarer Vorteil, denn die Abweisung des Durchbruches im Zentrum der wolhynisch-galizischen Front gestattete der k. und k. 2. Armee und der Südarmee Schulter an Schulter auszuharren und die rechts und links durchgebrochenen Russen von der Seite zu fassen.

Dazu bedurfte es freilich unmittelbarer Einwirkung auf die Nachbararmeen. Boehm-Ermolli wurde dieser Sorge enthoben, weil Puhallos rechter Flügel an seiner linken Schulter standhielt, Bothmer hingegen wurde durch Pflanzers mattherzigen Entschluß, den linken Flügel der 7. Armee schon am 8. Juni über Strypa—Dnjestr zurückzuschwenken, zu rücksichtslosem Handeln gedrängt. Er verlangte von Teschen, daß die beiden Flügelkorps Pflanzers dem Oberbefehl der Südarmee unterstellt würden. Conrad versagte seine Einwilligung. Erst als Buczacz fiel, erhielt Bothmer am 10. Juni auf erneutes Verlangen das k. und k. VI. und zwei Tage später das XIII. Korps überwiesen.

Als dies geschah, hatte Pflanzer-Baltins Schamade schon verheerend gewirkt. Das VI. Korps hatte nach der Zertrümmerung des XIII. Korps und dem Falle von Buczacz seine Gräben verlassen und war nach der Zurückbiegung des rechten Flügels über die Strypa zurückgegangen. Trümmer des

XIII. Korps kämpften bei Barysz auf dem Ostufer der Gnila Lipa und suchten sich vom Gegner zu lösen. Bothmers rechter Flügel, das Korps Hofmann, harrte trotz der verlorengegangenen Verbindung mit dem VI. Korps in seiner Stellung aus. Bothmers erster Befehl an das ihm endlich unterstellte VI. Korps lautete: Feindwärts frontmachen und standhalten! Gleichzeitig schied er aus seiner kargen Reserve ein paar deutsche und österreichische Bataillone und Batterien aus und entsandte diese unter dem Befehle des Führers der preußischen 48. Reservedivision, des Generalleutnants v. Oppeln, von Burkanow gen Süden. Doch bevor Oppeln das Kampffeld des VI. Korps erreichte, brach neues Unheil herein. Die Russen griffen am 11. Juni in aller Frühe die 12. Division, den rechten Flügel des k. und k. VI. Korps bei Olesza nördlich von Buczacz an und sprengten ihn von der auf dem linken Flügel fechtenden 39. Honveddivision los. Olesza ging verloren. Der Russe erstieg die Hänge. Die Schlacht rollte über die wellige Hochfläche gen Westen. Kosaken ritten an. Im Galopp verließ die österreichische Artillerie ihre Stellungen und raste gegen Podhajce zurück, um westlich der Straße Podhajce—Monasterzyska wieder aufzufahren. Die 12. Division wurde umgerissen, die 39. Honveddivision sah sich umfaßt. Drei Stunden vor Mittag entwickelten sich die Bataillone des Verfolgers auf der Hochebene zum Vormarsch und drangen von Jezierzany und Wisniowczyk durch die klaffende Bresche gegen Podhajce vor.

Da trat Oppeln zum geschlossenen Gegenangriff an. Der kraftvolle Stoß traf die Russen in die rechte Seite, riß die 12. Division wieder nach vorn und warf den Feind von der Hochfläche auf Olesza zurück. Vergebens klammerte sich der Russe an Olesza fest, der Ort wurde ihm in blutigem Kampf entrissen und die russische Linie bis Jezierzany aufgerollt. Scherbatschews linker Flügel wich gegen Buczacz. Das VI. Korps war zum Stehen gebracht und gliederte sich, von neuem Geist erfaßt, der Schlachtfront Bothmers an. Da um dieselbe Stunde Bothmers linker Flügel bei Worobijowka zum Gegenangriff angetreten war und auch die 32. Division des k. und k. IX. Korps den Feind zurückgeworfen hatte, war die Südarmee am 11. Juni der Lage Meister geworden, die noch wenige Stunden vorher mit einer Katastrophe gedroht hatte.

Als Bothmer der österreichisch-ungarischen Heeresleitung am 12. Juni auch den Befehl zur Unterstellung des k. und k. XIII. Korps unter sein Kommando entriß, war die Gefahr der Zertrümmerung der Strypafront beschworen.

Es war die höchste Zeit. Pflanzer-Baltin hatte auf der ganzen Linie zum Rückzug gerufen. Er richtete sich nach der Lage des am schlechtesten weggekommenen Teiles seiner Armee, der bei Okna geschlagenen Gruppe Benigni, und fand weder Willen noch Kraft, sich nach vorn Luft zu machen. Benigni war schon von Sadagora auf Zablotow zurückgegangen und stand

nur noch 20 Kilometer östlich von Kolomea. Sich nach ihm richten, hieß für das k. und k. XIII. Korps und die diesem zugeteilte 2. Kavalleriedivision nichts anderes als Ausweichen auf Jezupol.

Die 7. Armee war also im Auseinanderfallen. Sie klammerte sich nur noch an Czernowitz, Kolomea und Jezupol und war nicht mehr fähig dem Feind in gefestigter Front die Stirn zu bieten. Wich das XIII. Korps, dem Befehl entsprechend, über Nacht auf die Zlota Lipa und darüber hinaus auf Uscie, Zielone und Jezupol, so hing Bothmers rechter Flügel abermals in der Luft. Und war der Russe stark und beweglich genug, die Verfolgung durchzuführen und mit geballten Kräften über Buczacz—Monasterzyska gegen die Linie Halicz—Rohatyn vorzustoßen, so waren Bothmer und Boehm-Ermolli trotz siegreicher Abwehr am Sereth gezwungen, ihre Dauerstellungen preiszugeben und Hals über Kopf in der Richtung auf Lemberg abzuziehen. Dann öffnete sich der Armee Leschitzki das Dnjestrtal bis Stryj und zum Gebiet der großen Erdölquellen.

Da weder Conrad noch Falkenhayn in der Lage waren, eine neue Armee aus dem Boden zu stampfen, um solchem Unheil durch einen Gegenstoß mit weitgesteckten Zielen zu begegnen, hing von dem Festhalten Bothmers an der Strypa und der Verstopfung der bei Barysz aufgesprungenen Lücke mehr ab; als man sich im Hauptquartier Pflanzer-Baltins träumen ließ.

Hier schaffte die Unterstellung des k. und k. XIII. Korps unter den Oberbefehl Bothmers mit einem Schlage Wandel. Als Bothmers Stabschef, Oberst v. Hemmer, am 12. Juni dem XIII. Korps den harten Befehl übermittelte, den überstürzten Rückzug abzubrechen und auf dem linken Ufer der Gnila Lipa wieder Front zu machen und den schon westwärts abgeschobenen Troß des Korps wieder an sich zu ziehen, vollzog sich eine Wendung von strategischer Bedeutung. Pflanzer-Baltins Befehl zum allgemeinen Rückzug war durchkreuzt.

Während das XIII. Korps willig an Bothmers rechtem Flügel in den Kampf zurückkehrte, wurde die 7. Armee veranlaßt, sich bei Czernowitz, Sniatyn, Zablotow und Horodenka in Gruppen zum Widerstand zu ballen und den Vormarsch Leschitzkis tunlichst zu hemmen, bis in ihrem Rücken Verstärkungen eintrafen. Das erforderte Zeit, denn Deutsche und Österreicher mußten die Reserven von entlegenen Fronten herbeischaffen. Aber — sie kamen.

Die Südarmee war nicht so glücklich auf Beistand rechnen zu können. Bothmers Gesuch um Verstärkung war von Falkenhayn abgeschlagen worden. Er hatte zunächst nichts mehr zu vergeben. Luzk und Kolomea schnappten wie gierige Hunde die Brocken, die die deutsche Heeresleitung nach Osten warf, im Fluge weg.

Bothmer half sich selbst. Sein Befehl zum Standhalten durchdrang auch die ihm neu zugeteilten Divisionen Pflanzers mit frischem Mut. Das

k. und k. XIII. Korps schlug sorglos anreitende Kosaken des siegestrunkenen Feindes ab und grub sich wieder auf dem linken Ufer der Zlota Lipa ein. Als Scherbatschew darauf den Angriff wieder auf den Nordflügel des k. und k. VI. Korps verlegte und dieses südlich von Wisniowsk zu durchbrechen suchte, flackerte neue Unsicherheit auf. Die 39. Honveddivision wurde am 13. Juni mit Ungestüm angefallen und unter schweren Verlusten von der Strypa auf Kurowanowka und Kotuzow hügelan geworfen. Wiederum drohte ein Durchbruch, aber noch einmal stellte rascher Einsatz Oppelns und Hofmanns die Lage her. Es war ein verzweifelter Kampf. Deutsche und österreichische Bataillone fochten wirr durcheinander und nahmen dem Angreifer nach blutigem Würgen die Kraft. Die völlige Durchbrechung des VI. Korps war so nahe gewesen, daß nur Zurückbiegen des rechten Flügels und rücksichtsloses Hineinwerfen der Reserven die Bildung einer neuen Front ermöglichte.

Abgekämpft lagen sich die Gegner am 14. Juni auf den Höhen zwischen Strypa und Koropiec gegenüber. Rings reifte das fruchtbare Land der ersten Ernte entgegen. Mannshoch stand das Korn, die Wasserrisse verschwanden im grünen Laub. Brennende Dörfer kündeten eine neue Schlacht.

Die russische Artillerie walzte die Kornfelder, fegte die Wasserrisse, zerstörte die Lehmkaten und heftete die Verteidiger in ihren kärglichen Deckungen fest. Es war nicht möglich, die untereinander geratenen Bataillone zu ordnen. Buntgemischt lagen Oppelns und Hofmanns Reserven und die Verbände des VI. Korps im rollenden Feuer und harrten neuer Angriffe. Ihre dünnen Linien waren jedem Stoß preisgegeben, wenn der Russe frische Kräfte ballte.

In der Tat griff Scherbatschew am 14. Juni abermals an. Die Verteidiger litten entsetzlich. Die Sonne brannte, die Erde dampfte, Gasschwaden stiegen aus dem Strypatal, die Luft flimmerte auf den Visieren, und blutsaugende Mücken schwärmten gierig um die Verwundeten. Aber noch einmal gelang es den Feind abzuschlagen. Nach hartem Kampfe ließ er gegen Mittag vom VI. Korps und Oppelns Bataillonen ab und legte sich müde an den Kanten der Hochfläche nieder. Die russische Artillerie nahm die Beschießung wieder auf.

Im Brande der Mittagssonne lagen Bothmers gelichtete Bataillone an den Boden geschmiegt und warteten auf die Nacht. Sie fürchteten den abgeschlagenen Feind nicht mehr. Sie suchten sich nur zu decken, so gut es ging, und manchem sanken die Augen bleischwer von Hitze und Schlaf. Über sie hinweg schossen Scherbatschews Batterien nach Kotuzow und Gnilowody. Da tauchten um 5 Uhr abends plötzlich dunkle Massen über die Höhenkante und warfen sich mit verhängtem Zügel auf die sorglos ruhenden Schützen. Kosaken und Tscherkessen brachen über Oppelns Bataillone und die 39. Honveddivision herein und überritten die dünnen Linien. Hinter der Kavallerie

stürmte Infanterie heran, jagten Batterien nach vorn — Bothmers rechter Flügel war durchbrochen. Von Panik erfaßt flutete die Honveddivision zurück und glitt ihrer Führung völlig aus den Händen. Auch Oppeln wich. Gnilowody ging verloren, Kotuzow wurde preisgegeben. Flüchtlinge enteilten gen Podhajce. Um 6 Uhr fuhren russische Batterien bei Gnilowody, mehr als zwei Kilometer hinter den durchbrochenen Linien auf und beschossen die Zugänge von Podhajce. Zwischen Hofmann und dem XIII. Korps war eine Lücke gerissen, in der der Russe reißend Boden gewann.

Wiederum schien alles verloren, aber noch einmal raffte Bothmer alle Kraft zusammen und stemmte sich fest. Die in Podhajce lagernde Armeereserve — ein paar einzelne Bataillone — wurde in die Lücke geworfen und versperrte dem Verfolger den Weg. Einbrechende Dunkelheit kam dem Verteidiger zu Hilfe. Der Russe überschätzte die Stärke des Gegners und beschloß, seine Verbände in der Nacht neu zu ordnen, um seinen Erfolg bei Tagesgrauen zu vollenden. Nahm er Podhajce, so war die Strypalinie verloren. Doch als er am 16. Juni wieder angreifen wollte, hatte sich die Lücke geschlossen, und ehe er die dünne Linie sprengen konnte, traf ihn ein von Norden kommender Gegenangriff verheerend in die Flanke. Oppeln hatte nur wenige deutsche und österreichische Bataillone zu diesem Stoß vereinigen können, führte ihn aber so entschlossen durch, daß der Russe die Fassung verlor und entwich. Er gab Kotuzow und Gnilowody auf und ging eiligst gen Osten zurück.

Fortan behauptete sich Bothmers Südflügel auf der Hügelflur von Gnilowody und Barycz, so heftig der Russe auch zwischen Burkanow und der Koropiecmündung anrannte.

Auch der Nordflügel der Südarmee hatte sich gefestigt. Der umsichtige Boehm-Ermolli schied einige Bataillone aus, die bei Zborow als Reserve aufmarschierten und dem k. und k. IX. Korps Entlastung sicherten. Am 16. Juni zwang Bothmer die Russen durch einen Gegenangriff bei Worobijowka sich selbst ihrer Haut zu erwehren. Die Gefahr war beschworen, die Südarmee stand fest.

Die allgemeine Lage am 16. Juni 1916

Zwei Wochen waren seit der Eröffnung der russischen Offensive verstrichen. Brussilow kündigte die Gefangennahme von 120 000 Mann an und führte 130 Geschütze und 260 Maschinengewehre als Beute heim. Was er selbst gelitten, entzieht sich der Berechnung, aber vor den Fronten Puhallos, Boehm-Ermollis und Bothmers lagen ungezählte Tote.

An ein Erlahmen der Russen war am 16. Juni noch nicht zu denken. Man konnte kaum von einer Atempause sprechen, so kraftvoll stießen russische

Armeen in diesen Tagen südlich und nördlich der Poljesje vor. Die Armee Kaledin setzte ihre Versuche fort, den Stochod zu überwinden, bekämpfte nördlich der Bahnlinie Rowno—Kowel die alten Divisionen Linsingens, trieb westlich von Luzk auf beiden Ufern der Polonka ihre Kavallerie gegen Wladimir—Wolynsk vor und wartete ungeduldig auf Verstärkungen aus dem Befehlsbereich Kuropatkins, um den Vormarsch mit überlegenen Kräften wieder aufzunehmen. Linsingens Gegenangriffe blieben örtlich gebunden. Man war kaum imstande, sich der Übermacht zu erwehren, fehlten doch der k. und k. 4. Armee mehr als die Hälfte ihrer Streiter und Geschütze.

Die Armee Sacharow hatte den linken Flügel Puhallos weiter zurückgedrückt und erreichte am 15. Juni die Placzewka, hinter der Puhallo noch standhielt, um Boehms Flanke zn decken. Sacharow griff an. Bis an den Hals im Wasser durchwateten die Russen den Fluß, verloren zahlreiche Kämpfer in Untiefen und Drahtverhauen, zwangen aber die 1. Armee durch Überflügelung, den zerfetzten Flügel noch schärfer zurückzuschwenken.

Vor der Front der k. und k. 2. Armee löste Sacharow zahlreiche Fesselungsangriffe aus. Boehm-Ermolli ließ sich dadurch weder verwirren noch zu überstürztem Rückzug bewegen, sondern hielt stand.

Die Armee Scherbatschew lag vor der Front der Südarmee gebunden. Die Südarmee stand vor Hladki bis Burkanow unerschüttert und von Olesza bis zum Dnjestr neu gefestigt. Die schweren Krisen, die der verlängerte Südflügel durchgemacht hatte, waren am 16. Juni überwunden. Neue heraufzubeschwören, fehlte es Scherbatschew an Kräften.

Die Armeen Brussilows begannen, an Menschen Mangel zu leiden. Selbst Leschitzki rief nach Verstärkungen. Er hatte die 7. Armee aus dem Sattel gehoben und stand zwischen Pruth und Dnjestr in zerstreuten Kämpfen, war aber nicht mehr stark genug, die Pruthlinie zu bezwingen und an ihr vorbei in einem Zug bis Kolomea—Stanislau durchzustoßen. Seine Truppen waren erschöpft, der Nachschub stockte, die Verbindungen begannen sich zu dehnen, aber der Angriff hatte sich trotz dieser Schwierigkeiten noch nicht totgelaufen. Am 17. Juni fiel Czernowitz als reife Frucht zum drittenmal in die Hände der Russen. Pflanzer-Baltin, der in 14 Tagen 57 Prozent seiner Stärke verloren hatte, wich über den Pruth.

Die erste Offensive der Russen hatte im ersten Anlauf in Wolhynien, Galizien und der Bukowina ungewöhnliche Erfolge davongetragen. Aber nun drängte sich dem russischen Kriegsrat gebieterisch die Frage auf, wie der Feldzug fortgesetzt werden sollte. Diesmal siegte Brussilows Anschauung. Diesmal behielt der Sieger recht. Alexejew entlieh den Nordarmeen Kuropatkins sehr starke Kräfte und übergab sie Brussilow zur Fortführung der Durchbruchsschlachten in Wolhynien und Galizien, die zur großen Operation reiften. Während Kuropatkins Artillerie die Stellungen Belows und Scholtzens beschoß, rollten Division um Division von Dünaburg über

Minsk nach Süden. Auch die Heeresgruppe Everth gab Kräfte her. Trotzdem blieb der Russe den Armeen Hindenburgs und Leopolds überlegen und stark genug, auch nördlich des Pripjet zum Angriff überzugehen.

Die Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern erfuhr dies schon am 13. Juni. Sie wurde angegriffen und der Abschnitt von Baranowitschi so ausgiebig mit schwerstem Feuer belegt, daß an einem sehr ernst gemeinten Vorstoß der Armee Lesch nicht zu zweifeln war. Woyrsch hielt stand, mußte aber bald seine Reserven einsetzen und Leopold um Hilfe angehen, um der rücksichtslos stürmenden Russen Herr zu werden. Im Nahkampf geworfen, wich der Russe unter großen Verlusten zurück und ließ den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Baranowitschi in deutscher Hand. Everth verzweifelte trotz dieses Rückschlages nicht am Erfolg. Er zog Verstärkungen zusammen und bereitete neue Stürme vor. Woyrsch sah diesen nicht ohne Sorge entgegen, denn Falkenhayn war genötigt, die Fronten nördlich des Projetstromes geradezu auszuplündern, und entführte Hindenburg und Leopold in diesen Tagen die letzten Reserven. Schon klafften an der Dünafront, an der Komaika und bei Smorgon Lücken, die nur durch Streckung der Linien verdeckt werden konnten. Abgesessene Reiterei, Landsturm, Rekruten und ein paar Batterien, das war alles, was die deutsche Front noch als Generalreserve besaß. Die Krise, die über die österreichisch-ungarische Front hereingebrochen war und die Heeresmacht Franz Josephs so zerrieb, daß einige Tage nach Beginn der Offensive Brussilows zwei Armeen nur noch in aufgelösten Gruppen fochten und ohne den Einsatz deutscher Truppen das Feld geräumt hätten, rüttelte mittelbar auch am Gefüge der deutschen Ostfront und zehrte diese zum Gerippe aus. Um dieselbe Zeit lagen vor Verdun mehr als dreißig deutsche Divisionen in festgeratener Schlacht verstrickt, rückten an der Somme die englisch-französischen Armeen in ihre Angriffsräume.

Brussilow ließ nicht locker. Er beschäftigte den Feind auf der ganzen Front von den Pripjetsümpfen bis zum Pruth und führte unterdessen die ihm zugeteilten Verstärkungen in die breit- und tiefgestoßenen Einbruchstellen am Styr und am Dnjestr. Die Russen wähnten die Armeen Österreich-Ungarns dem Zusammenbruch nahe und hofften sie völlig aus dem Felde zu schlagen, bevor deutsche Hilfe und von Bozen herbeieilende Kerntruppen die zermürbten Heeresteile mit neuen Widerstandskräften erfüllten.

Conrad v. Hötzendorf ertrug die Niederlagen, die zugleich über Asiago das Verdammungsurteil sprachen, mit größerer Seelenstärke als sein Heer. Sein feines Gefühl für das strategisch Richtige riet ihm, die im Luzker Styrbogen und zwischen Dnjestr und Pruth stehenden Armeen Brussilows mit neuaufgestellten Angriffsgruppen anzufallen, in die Zange zu nehmen und zu zerdrücken, aber er konnte die Faust nicht mehr ballen, um solche Schläge zu führen, denn der Russe hatte ihm die Finger gebrochen, und Falkenhayns erste Hilfe wurde zur Aushilfe, die in der Glut der Abwehrschlachten ver-

dampfte. Zu großen operativen Gegenmaßnahmen fehlten am 16. Juni immer noch Zeit und Kräfte, obwohl der Russe schon das Tor der Bukowina eingeschlagen hatte, im Begriffe war, zu den Pässen des Waldgebirges aufzusteigen und im Styrbogen zum entscheidenden Stoß auf Wladimir Wolynsk und Kowel rüstete. Es blieb den Verbündeten nichts übrig, als am Stochod zu örtlichen Gegenangriffen überzugehen und dort den Feind um jeden Preis zu fesseln, am Dnjestr vor Stanislau standzuhalten und in der Bukowina den Rückzug ins Waldgebirge anzutreten.

Die Kämpfe in Wolhynien vom 16. bis 23. Juni 1916

Die Kämpfe in Wolhynien begannen am 16. Juni im Raume zwischen Styr und Stochod und an der Lipa wirr durcheinander zu fluten. Wieder wurde das weitschollige Gelände zwischen Styr und Stochod mit seinen schwarzgründigen Äckern, seinen grünen Mooren und blauen Teichen zum Schauplatz hin- und herschwankender Gefechte, in denen hier Kompagnien und Schwadronen, dort Divisionen und Artilleriemassen miteinander rangen. Nach dem Vorbild, das Iwanow im September und Oktober 1915 geliefert hatte, suchte Brussilow jetzt in breiter Front den Übergang über den Styr und den Stochod zu erzwingen und die Schlagader der feindlichen Front zwischen Wladimir Wolynsk und Kowel zu durchhauen. Wie damals suchte Linsingen, den Russen das Schwert aus der Hand zu winden und sie über den Styr zurückzudrängen.

Vergebens strebte Linsingen die Bereitstellung einer geschlossenen Kampfgruppe an, um mit dieser den Gegenstoß zu führen. Die tropfenweise eintreffenden Reserven zerrannen ihm unter den Händen. Sie bluteten, kaum aus den Wagen geworfen, in zerstreuten Gefechten, bevor sie gegliedert und zum einheitlichen Angriff angesetzt werden konnten.

Am 16. Juni stand die Heeresgruppe Linsingen von Rafalowka bis Radziwilow im Kampf. Kaledin gewann bei Kolki und Swidniki Boden und wurde an der Turija zurückgeworfen. Bei Gorochow und Lohkaczy kämpften Tertszczanskis aufgefrischte Divisionen mit wechselndem Glück. Am 18. Juni drang der Russe in Radziwilow ein. Am Tage darauf zwang Linsingen Kaledin bei Kisielin zum Rückzug. Bei Gorochow kam der Kampf zum Stehen. Am 20. Juni warf ein Gegenstoß Linsingens die über Kolki gegen Gruziatyn vorgebrochenen Russen wieder gegen den Styr. Gruziatyn blieb nach dreimaligem Besitzwechsel in deutscher Hand. Dagegen drangen die Russen bei Kisielin vor und schlugen deutsche Gegenangriffe ab.

Erst am 23. Juni fühlte sich Linsingen stark genug, dem Feind überall Halt zu gebieten. Ob endgültig oder nur vorübergehend, mußte die Zukunft lehren. Unter Linsingens Oberbefehl standen jetzt die Österreicher Puhallo

und Tertszczanski als Armeeführer, Fath als Armeeführer eines Armeekorps und Hauer als Führer eines Kavalleriekorps. Neben ihnen fochten die deutschen Gruppenführer. Da war Marwitz, der im Februar noch bei Frise an der Somme gefochten, kämpfte Bernhardi, der an der Bahnlinie Luzk—Kowel zuerst den Riegel vorgestoßen hatte, standen die Korpsführer Falkenhayn und Lüttwitz. Allmählich füllten sich die Lücken der aufgebrochenen Front. Hindenburg sandte die 107. und 108. Division der Armeeabteilung Scholtz und die bayerische und die 9. Kavalleriedivision Eichhorns. Von Verdun kam die 11. bayerische Infanteriedivision. Im ganzen standen um diese Zeit etwa 10 deutsche Infanterie- und zwei deutsche Kavalleriedivisionen und etwa ebenso viele österreichisch-ungarische Divisionen an der Ikwa, am Stochod und am Styr unter Linsingens Befehl. Alle diese Verbände waren gelichtet, die österreichischen so zerzaust, daß sie kaum noch ein Drittel der alten Kampfkraft in die Wagschale werfen konnten. Trotzdem hielt Linsingen Kaledins Stürmen stand. Aber er fühlte, daß der Gegner auf Größeres sann und die örtlichen Erfolge zeitlich bedingt waren.

In der Tat dachte der Russe nicht daran, den Angriff einzustellen und wertete die verlustreichen Gefechte, die seit dem 15. Juni die wolhynischen Gefilde zwischen Styr und Stochod zerstampften, als Vorkämpfe zu neuer Schlacht. Sobald die Korps der russischen Nordfront in den Styrbogen eingerückt waren, sollte der entscheidende Kampf um Kowel und die Straße Brody—Lemberg beginnen.

Die Kämpfe in der Bukowina und im Dnjestrtal vom 19. Juni bis 3. Juli 1916

Während Linsingen die Russen zwang, sich in der Moorlandschaft und auf den Sandzungen zwischen Styr und Stochod und an den Ufern der Lipa und Turija in hin- und herwogenden Gefechten zu schlagen, standen Boehm-Ermolli und Bothmer im Serethgrund und an der Strypa immer noch fest. Erst als Pflanzer-Baltin Czernowitz preisgab und Puhallo an der Slonowka zurückgedrängt wurde, begann sich die Lage der beiden Armeen zu verschlechtern.

Die k. und k. 7. Armee wurde allmählich aus der Front herausgedrückt und ihr Zusammenhang mit Bothmers verlängertem Südflügel gelockert. Am 19. Juni rollte Leschitzki den rechten Flügel Pflanzer-Baltins auf und setzte den eiligst über den großen Sereth weichenden Österreichern die Kavalleriekorps Kellers auf die Fersen. Es blieb den Österreichern nichts übrig als die ganze Bukowina zu räumen, um Hals über Kopf die Karpathen zu gewinnen und die Pässe zu sperren. Während der linke Flügel der 7. Armee noch zwischen Dnjestr und Pruth focht und sich bei Zablotow hinter der

Czerniawa neu einzugraben suchte, entwich der rechte gen Südwesten und Süden. Am 22. Juni stand der Russe schon im Czeremoztal vor dem vielumkämpften Kuty, in der Nähe der Serpentinen des Jablonikapasses, erreichte im Szuzawatal Straza, westlich von Radautz, und im oberen Moldawatal Gurahumora vor den Zugängen von Kimpolung. Die österreichischen Nachhuten bekehrten sich zum Kleinkrieg, in dem General Pflanzer einst die ersten Lorbeeren gepflückt hatte, und fügten dem Feind in den Waldschluchten großen Schaden zu, waren aber so entkräftet, daß sie ihm keinen Aufenthalt bereiten konnten. Es war ein hastiges, atemloses Fechten.

Schwere Gewitterregen gingen nieder und machten die Bewegungen zur Qual. Die Wälder dampften, die Wege wurden grundlos, aber zäh folgte der Russe und stand schon am 23. Juni vor Kimpolung. Am Abend drang er nach hartem Kampf in die Stadt. Die Österreicher wichen das schmale Tal aufwärts und stiegen über Valeputna nach Jakobeny zur Goldenen Bistritz hinab, um die Paßstraße Jakobeny—Kirlibaba zu sperren. Bei Kirlibaba und Kuty fanden Pflanzers Nachhuten an schanzendem Landsturm den ersten Halt. Am 25. Juni griff Keller an der Spitze seiner Kavalleriedivisionen die Stellungen bei Jakobeny und Kuty an. Der Angriff wurde abgeschlagen und General Graf Keller verwundet aus dem Gefecht getragen. Am 26. Juni ritt russische Kavallerie im Moldawatal bis Izwor und im Suczawatal aufwärts bis Seletin. Hier prallten sie am Feuer der Paßhuten ab, schanzten sich aber rasch ein und warteten auf Verstärkungen.

Die Bukowina war von Schützen, Kosaken und reitenden Batterien erobert worden.

Während die Bukowina leichten Kaufes in den Besitz der Russen zurückkehrte, die am 1. Juli 1916 wieder vor den im Januar 1915 preisgegebenen Pässe erschienen, wurde um die Öffnung des Dnjestrtales und die Zugänge der Strymbalandschaft noch einmal hart gekämpft.

Die Österreicher waren bemüht, die Czerniawalinie zu halten, bis die aus Italien, Litauen und der Champagne anrollenden Divisionen bei Halicz ausgeladen waren. Conrads Hoffnungen, wenigstens hier zur Bildung einer Armee zu gelangen, die einheitlich zum Angriff angesetzt werden konnte, wurden rasch enttäuscht. Leschitzki ließ den Österreichern keine Zeit zu solchen Gegenmaßnahmen. Er raffte alles zusammen, was er an unverbrauchten Kräften besaß, griff die 7. Armee am 28. Juni in der Linie Zablotow—Obertyn—Niezwiska an und befahl den bis Zabie und Kuty vorgedrungenen Divisionen gegen den Jablonikapaß vorzugehen.

Der rechte Flügel der Österreicher fand an den Karpathen, der linke an der Dnjestrschleife von Monaster-Navali Halt. In dem großen Strombogen standen Teile des k. und k. XIII. Korps, das am 16. Juni unter der Führung des Generals Leide auf das rechte Ufer übergegangen war und Pflanzer-Baltins linke Schulter stützte.

Der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie. Leschitzki hatte Befehl erhalten, die Entscheidung um jeden Preis zu suchen und warf Infanterie und Kavallerie rücksichtslos ins Feuer. Als es Abend wurde, hatte er im Dnjestrtal und an der Czerniawa vergeblich geblutet. Es gelang den Österreichern sich zu behaupten. Da kam Hiobsbotschaft aus dem Czeremoszta. Der Russe war bei Kuty durchgebrochen. Er drängte die Verteidiger über Kosow und Pistyn ins Tal der Pistunka zurück und nahm am 29. Juni Pistyn. Nun stand er in der rechten Flanke der bei Zablotow fechtenden Österreicher. Da zerbrach auch bei Obertyn der Widerstand. Pflanzer-Baltin räumte Zablotow und Obertyn und befahl den Rückzug auf Delatyn und Ottynia. Kolomea war verloren.

Vom Feind hitzig verfolgt, wichen die Österreicher von Pistyn auf Berezow und von Obertyn auf Chocimirz gen Ottynia zurück. Es gelang Pflanzer-Baltin nicht mehr den Feind abzuschütteln. Miteinander vermengt erreichten Österreicher und Russen die Karpathenhöhen südlich von Kolomea. Im Pruthtal war kein Halten mehr. Leschitzkis Kavallerie setzte den letzten Hauch von Mann und Roß an die Verfolgung. Wo die Österreicher geschlossen zurückgingen, prallten die Kosaken unter schweren Verlusten ab, wo der Rückzug zur Auflösung führte, rafften sie Gefangene und Beute weg. Die fruchtbare Stromlandschaft zwischen Pruth und Dnjestr, Worona und Tlumacz wurde zum drittenmal in diesem mühsam hin- und hergewälzten Krieg zerstampft. Wieder flüchtete die Bevölkerung vor der Russenflut gen Stanislau und verstopfte Straßen und Brücken. Der letzte Halt drohte zu brechen.

Da griff Bothmers starker Wille über den Dnjestr und stemmte sich der Verfolgung entgegen, die am Nordflügel schon zur Umfassung reifte. Leide hielt seine Bataillone fest zusammen und ging fechtend auf Isakow und Olesza zurück, um sich hier wieder zum Kampf zu stellen. Auch gegen ihn führte der Feind Kavallerie vor. Im reifenden Korn empfingen Leides Schützen die anreitenden Schwadronen mit Schnellfeuer und mähten Mann und Roß. Hart bedrängt zog General Leide sich in der Nacht auf Fluß und Stadt Tlumacz zurück.

Der 1. Juli ist der kritischste Tag zwischen Dnjestr und Pruth. Kolomea ist genommen, die 7. Armee in zwei Teile auseinandergebrochen, der Jablonikapaß und im ferneren Ausblick Körösmezö bedroht, der Russe im Vormarsch auf Ottynia—Stanislau. Stanislau ist schon verstopft mit rückwärts strebenden Kolonnen, abgekämpfte österreichische und ungarische Bataillone ziehen gen Nadworna ab.

Die Österreicher bilden vor dem Woronaabschnitt in der Linie Ottynia—Tlumacz eine neue Front, um Zeit zu gewinnen. Die Kampflinie zieht sich am Rande grüner Wäldchen und durch reifende Roggenschläge hin. Die Sommersonne brennt. Dunstige Luft zittert über der ausgetrockneten

Erde. Russische Schrapnellwölkchen hängen über den Baumkronen und verkünden das Nahen des Feindes, der auf der ganzen Linie von Bereczo bis Tlumacz zum Angriff schreitet. Er will heute den letzten Widerstand brechen und sich den Weg nach Delatyn und Stanislau öffnen. Gelingt ihm das, so reißt er auf der einen Seite die Südarmee von ihrer Verankerung am Dnjestr los und legt auf der anderen die Höhe von Jablonika und den Tartarenpaß bloß. Dann bricht die galizische Front bis Brody und mit ihr die Karpathenverteidigung zusammen.

Leschitzki kämpft exzentrisch, seine rückwärtigen Verbindungen liegen im argen, ein rascher, mit äußerster Kraftanstrengung geführter Erfolg soll seinen Siegeszug krönen. Er hat keine Zeit, Verstärkungen heranzuziehen und kann nicht auf schweres Geschütz und langes Schießen warten. Er weiß, daß der Österreicher sein Letztes hergegeben hat und im offenen Felde schlagen muß — er greift mit reitender Artillerie, Kavallerie und Schützenbrigaden an. Schwadron auf Schwadron, Kosakenregimenter, abgesessene Dragoner mit zahlreichen Maschinengewehren, fliegende Batterien, geschlossene Verbände schwerer Reiterei erscheinen im Vorfeld und werfen sich rücksichtslos auf den von tagelangen Märschen und Kämpfen erschöpften Verteidiger. Gelingt es der Kavallerie am ersten Tag durchzubrechen, so fällt die Woronalinie ohne Schlacht. Die Österreicher haben flüchtige Drahthindernisse gesponnen, Schützenlöcher ausgehoben und Straßensperren angelegt. Sie können nicht mehr tun als ausharren und schießen, bis die Rohre glühen. Und Attacke auf Attacke braust über die Roggenfelder. Vom Feuer zerschlagene Schwadronen werden von neuen Wellen wieder vorgerissen, Hindernisse durch das Gewicht stürzender Pferde gesprengt, Löcher und Gräben übersprungen, aber der Durchbruch gelingt mitnichten.

Als sich Haufen von Männern und Rossen in den Erntefeldern türmen, vergessen die Verteidiger Erschöpfung und Schlaf. Ihr Selbstvertrauen kehrt wieder, sie halten einbrechenden Geschwadern selbst mit blanker Waffe stand. Aber unaufhörlich traben neue Massen an, Batterien ordnen sich zu langen Zeilen, französische Artillerieoffiziere bemächtigen sich der Feuerleitung, belgische Panzerkraftwagen stoßen nach vorn, an Leides rechtem Flügel gewinnt der Russe in der Richtung Tlumacz Boden und entwickelt Schützendivisionen, die sich gegen die Worona vorbewegen. Leide sieht sich abermals von Umfassung bedroht. Die Sonne steigt höher. Über den Karpathen brauen Gewitterdünste. Von Kolomea kommt der Schlag schweren Geschützes. Die Kämpfe reifen zur Schlacht. Umfassung kündigt sich an, die österreichischen Linien beginnen gegen die Tlumacz- und die Woronabrücken zurückzugehen. Die Russen rücken vor, die Schlacht wälzt sich nach Westen und droht sich zur Verfolgung auszuwachsen.

Da tauchen vor den russischen Schwarmlinien plötzlich deutsche Helme aus wogendem Korn. Die 105. Division, die mit der 11. Armee den serbi-

schen Feldzug durchgefochten und ihre Fahnen bis zum Doiransee getragen hat, ist zur Stelle. Bald folgt ihr die 119. Division, die vom blutigen Naroczsee kommt.

Angriff und Gegenangriff prallen aufeinander. Die 105. Division gewinnt südöstlich von Tlumacz Raum und drängt gegen Chocimirz vor. Enttäuscht und verwirrt bricht der Russe das Gefecht ab und zieht sich gegen Chocimirz und Olesza zurück.

Die Deutschen schieben sich in die Trümmer der 7. Armee ein, nehmen die Gruppen Leide auf und stehen am Abend des 1. Juli als eiserne Schranke auf den Kuppen vor dem Woronaabschnitt fest. Leschitzkis Versuch, das letzte Rennen mit fliegendem Start zu gewinnen, ist gescheitert. Er marschiert in der Nacht auf und greift am Tage darauf mit versammelten Kräften an. Am frühen Morgen entbrennt das Feuer seiner Artillerie und steigert sich mittags zum Trommelfeuer. Leschitzki ist gewillt die letzte Kartusche einzusetzen, um die deutschen Linien sturmreif zu machen. Die Straßen von Ottynia, Tlumacz, Tysmienica und Nizniow werden unter Granaten begraben, gegen den Dnjestr abschwenkende Batterien feuern über den Koropiec in Bothmers rechte Flanke.

Bothmer hat am 1. Juli bei Worobijowka die österreichische 32. Division, unterstützt von abgetrennten Teilen der deutschen 105. Division, zum Sturm auf die dort verlorengegangene Kuppe geführt und diese Scherbatschew wieder abgenommen. Er tritt am 2. Juli den Befehl über die 105. Division an das Oberkommando der k. und k. 7. Armee ab und entläßt auch die Truppen Leides aus seinem Bereich. Vor Tlumacz haben sich Deutsche und Österreicher in Schützenlöchern eingegraben und lassen das wütende Geschützfeuer über sich ergehen. Die Sonne brennt noch heißer als am ersten Kampftag. Ein Gewitter steht am Himmel, schwefelgelb geränderte Wolken wälzen sich langsam von den Karpathen ins Hügelland. Um die Mittagsstunde wirft sich das Feuer Leschitzkis auf die rückwärtigen Verbindungslinien, seine Infanterie tritt an. Hinter ihr sammeln sich neue Reiterharste zum Nachhauen. Welle auf Welle ergießt sich in die sanften Mulden und über die breiten Kuppen zwischen Tlumacz und Ottynia; neun Glieder tief rennen sie an. Aber aus den deutschen Schützenlöchern sprüht Schnellfeuer, und von den Waldrändern hämmern flankierend eingebaute Maschinengewehre. Wo der Russe einbricht, wird er zu Boden geschlagen, wo er abprallt, läßt er Tausende liegen. Südöstlich von Tlumacz und westlich von Kolomea kommt es zum Kampf Mann gegen Mann.

Unterdessen hat die Wolkenwand die Sonne erreicht, ein gewitternder Schein überzieht das geräumige Schlachtfeld. Leschitzki ruft seine Kavallerie zum Sturm. Rauchgase und Pulverschwaden kleben in den Mulden, fahle Dünste hängen um die Kuppen. Die Fernsicht leidet. Leschitzkis Reisige traben an, entwickeln sich südöstlich von Tlumacz zu einer 1500 Meter klaf-

ternden Schwarmattacke und fallen die von der 105. Division und den Truppen Leides gehaltenen Linien mit Picke und Säbel an. Wiederum stürzen Mann und Roß, wiederum setzen einzelne Reiter über Drähte und Gräben, jagen reiterlose Pferde in Rudeln über das leere Schlachtfeld. Die Angriffe zerschellen. Als der Abend naht, wird das Feuer schwächer. Das Gewitter steigt vom Gebirge in die Stromlandschaft hinab, schwere Regenböen ziehen dem Dnjestr zu. Die Schlacht schläft ein.

Doch General Leschitzki bekennt sich noch immer nicht geschlagen. Er nimmt den Kampf am nächsten Tage wieder auf und bricht nach dreitägigem Ringen bei Sadzawka am Pruth ein. Alpenländische Landwehr wirft sich ihm entgegen und rettet den Tag. Leschitzki wartet kämpfend auf Verstärkungen. Er erhält sie, wenn auch nicht in dem Maße wie Sacharow und Kaledin, die um die Monatswende bereits um 14 Divisionen Kuropatkinscher Truppen verstärkt worden sind, aber Scherbatschew unterstützt Leschitzkis Vorgehen, indem er sich schwer an Bothmers rechten Flügel hängt.

Unruhig klirrt die Wage, in der die galizischen und wolhynischen Schlachten geschaukelt werden. Neue Gewichte füllen die schwankenden Schalen.

Die strategische Lage am 1. Juli 1916

So deutete am 1. Juli, dem Tage, da Engländer und Franzosen an der Somme aus den Gräben stiegen, im Osten noch nichts auf Nachlassen der russischen Offensive. Es war der deutschen Obersten Heeresleitung zwar gelungen, das Äußerste zu verhüten und durch Einsetzen deutscher Divisionen die gewaltigen Stoßkeile Brussilows am Stochod und an der Worona abzustumpfen, aber zu operativen Gegenmaßnahmen hatten weder Zeit noch Kräfte gereicht. Auch die Abwehr war nicht überall geglückt. Die Truppen Österreich-Ungarns besaßen nicht mehr die nötige Standfestigkeit, um ohne Einsatz deutscher Verbände zu fechten. Nur wo der Deutsche erschien, festigte sich die Front.

An die Bildung neuer Armeen war unter solchen Umständen nicht zu denken. Alle Hoffnungen Conrads, alle Pläne Falkenhayns wurden von den Ereignissen weggeschwemmt, der taktische Zwang war stärker als die schönsten strategischen Spekulationen. Leicht beieinander wohnten die Gedanken, doch hart im Raume stießen sich die Sachen.

Linsingen mußte zufrieden sein, dem Feind am Stochod Halt zu bieten, und Bothmer sah sich am 2. Juli genötigt, seinen schwachen rechten Flügel unter schmerzlichen Verlusten südlich von Barycz auf das Westufer des Koropiecbaches zurückzuschwenken.

Der Plan Conrads und Falkenhayns hinter den inneren Flügeln Bothmers und Pflanzer-Baltins im Raume Halicz eine neue Armee aufzustellen

und mit dieser zum Gegenangriff zu schreiten, um das Dnjestrtal auszuräumen und die Russen dadurch zur Preisgabe der Bukowina zu zwingen, war am 1. Juli in der noch nicht ausgetragenen Schlacht bei Tlumacz und Kolomea im Keime erstickt worden. Die 105. und 119. Division, die zum Kern einer neuaufzustellenden k. und k. 12. Armee unter dem Oberbefehl des Erzherzogs-Thronfolgers ausersehen waren, mußten schon am ersten Tag Pflanzer-Baltins weichenden linken Flügel aufnehmen und auf den Höhen von Tlumacz mit ihrem Blute zahlen, und die Landwehr aus den österreichischen Alpenländern, die die zweite Staffel der 12. Armee bilden sollte, blutete kurz darauf bei Sadzawka.

Conrad v. Hötzendorf und Falkenhayn erkannten, daß das Oberkommando der 7. Armee im Dnjestrtal nichts mehr zu gewinnen hatte. Man beschränkte die Aufgabe der völlig entkräfteten Trümmer Pflanzer-Baltins deshalb auf die Verteidigung der Karpathenpässe zwischen Jakobeny und Jablonika, und gab dem österreichischen General in Mackensens ehemaligen Berater, General v. Seeckt, einen neuen Generalstabschef. Die Russen breiteten sich in den Quelltälern der Suczawa, des Sereth, des Czeremosz und des Pruth aus und suchten die Linie Worochta—Zabie—Jawornic—Seletin zu gewinnen. Die Pässe gerieten in Gefahr. Die Endpunkte Valeputna an der Goldenen Bistritz, und Mikuliczyn, 20 Kilometer südlich von Delatyn, waren schon in russischem Besitz. Wahrlich, es war keine Zeit zu verlieren. Die in Ungarn eintreffenden Verstärkungen konnten daher ebenfalls nichts Besseres tun, als sich Hals über Kopf in Bewegung zu setzen, um als Lückenbüßer im Felde zu erscheinen und den Gegner zu schlagen, wo immer sie ihn trafen.

Wie ein Ballspieler seine Bälle wirft, so schleuderte Falkenhayn schnell gefaßt seine Divisionen von Westen nach Osten und von Norden nach Süden. Aber alles planmäßige Handeln ging darüber verloren, mußte verloren gehen, da die deutsche Kriegführung durch den Zusammensturz der österreichischen Front in Galizien, die Verstrickung vor Verdun, die Bedrohung Mitaus und Baranowitschis, den überraschend starken Anprall der englisch-französischen Armeen an der Somme und den beginnenden Aufmarsch Rumäniens um alle strategischen Perspektiven betrogen wurde.

Während Falkenhayn unter dem Zwange der Verhältnisse kraftvoll handelte und immer rascher spielend, immer kühner greifend, aber auch immer kürzer atmend seine Bälle über sich warf, stand Hindenburg in Kowno auf halbvergessenem Posten und hütete die Wege nach Wilna. Ludendorffs Sorgen waren seine Sorgen. Beide sorgten sich weniger um die eigene Front als um das Ganze. Aber auch ihnen wurde nichts geschenkt. Kuropatkin war trotz der Abgabe an Brussilow immer noch fähig, Mitau aus seiner Flankenstellung am Tirulsumpf zu bedrohen, und Everth war so stark geblieben, daß er um die Monatswende gleichzeitig am Naroczsee und bei

Baranowitschi zu neuen Angriffen übergehen konnte. Da Hindenburg und Prinz Leopold ihre Linien verdünnt und Reserven nach Süden gesandt hatten, nahmen diese Angriffe — zumal der bei Baranowitschi — drohende Gestalt an.

Die Kämpfe bei Baranowitschi und Smorgon vom 13. Juni bis 27. Juli 1916

Als Everth am 13. Juni bei Baranowitschi zum erstenmal zum Sturm geschritten war, hatte der Angriff wohl nur der Eroberung des wichtigen Knotenpunktes Baranowitschi gegolten. Ragosa war zur Führung des Angriffs ausersehen.

General Ragosa hatte mit dem Moskauer Grenadierkorps angegriffen. Die Grenadiere trafen auf einen alten Feind, das schlesische Landwehrkorps, das sie im Sommer 1915 von der Weichsel bis zur Schara zurückgetrieben hatte. An der Seite der Schlesier fochten immer noch das von Generalleutnant v. Hofmann geführte Beskidenkorps, die Division Bredow und das k. und k. XII. Korps, aber sie waren durch Abgaben nach Galizien und Wolhynien geschwächt. Der Russe stand diesen sieben Divisionen mit zwölf Divisionen gegenüber.

Als der Kampf um Baranowitschi begann, blaute der Himmel über dem von Wäldern, Sümpfen und Wasserläufen bedeckten Schlachtgelände.

Der Angriff wird durch breitentfaltetes Artilleriefeuer aller Kaliber eingeleitet, das von den Österreichern bis zur Division reicht und nur das Beskidenkorps verschont. Die Schlesier werden am härtesten getroffen und der Frontabschnitt Sagorje—Skrobowa völlig zerschlagen. Dahinter liegt Baranowitschi.

Die Deutschen stehen vor Stolowitschi und Gorodischtsche in der Lücke zwischen der Schara und dem Serwetsch auf Sandzungen und Lehmkuppen eingegraben. Der Südflügel des angegriffenen Abschnittes ist bei Sagorje—Wlassy, der Nordflügel bei Wygode—Skrobowa verankert. In der Mitte liegt der von breiter Sumpfzone umgürtete Kolytschewasee. Hinter dem See stehen deutsche und österreichische Batterien an der Straße Stolowitschi—Gorodischtsche aufgepflanzt. Auch sie werden von dem russischen Feuer erfaßt, das zwölf Stunden lang über Gräben und Geschütze niedergeht und breite Sturmgassen in die Hindernisse reißt.

Am Abend, kurz vor Eintritt der Dunkelheit, erheben sich die Moskauer Grenadiere und stürmen, 24 Bataillone stark, gegen die 4. Landwehrdivision an, die nur mit 4 Bataillonen im Feuer liegt. Der Stoß folgt den Straßenzügen und der Bahnlinie Minsk—Baranowitschi. Von ihren Offizieren geführt, stürmt die 1. und 2. Grenadierdivision, sieben Wellen hintereinander, gegen die zerschlagenen Stellungen. Belgische Panzerwagen

begleiten den Stoß, fahren voraus und fegen die Gräben der Länge nach mit ihren Maschinengewehren. Aber das Feuer der Schlesier zerfetzt Woge auf Woge in den Hindernissen.

Am Kolytschewosee wird der Befehl „Sperrfeuer" ausgegeben. Ein eiserner Vorhang senkt sich auf die Hügel von Sagorje und Wygoda, erfaßt die vor den Gräben stutzenden Grenadiere und peitscht sie gegen Kraschin und Bortniki zurück. Feldwachstellungen gehen verloren und werden im Dämmerschein der hellen Juninacht zurückerobert. Als die Sonne des 14. Juni aufgeht, ist alles vorüber. Ragosa will drei Korps zum Nachstoß ansetzen, aber das Grenadierkorps ist so schlimm zugerichtet, daß dem russischen Armeeführer der Atem stockt. Er gibt den Angriff auf und sammelt frische Kraft.

Am 1. Juli stellt er sich zu neuer Schlacht. Diesmal mit größeren Kräften und höheren Zielen. Der Angriff gilt nicht mehr Baranowitschi allein, sondern der Durchbrechung der ganzen Front Woyrschs. Der Russe handelt im Zusammenhang mit den Bewegungen Brussilows und sucht den Sieg mit dem Einsatz seiner vollen Stärke.

General Ragosa hatte seine Armee zu dem großgedachten Unternehmen neu gegliedert und in zwei Stoßgruppen geschieden. Everth stellte ihm zwei ausgeruhte Korps, das IX. und das XXV. zur Verfügung und entsandte das III. sibirische Korps, das im März am Naroczsee mit Auszeichnung gefochten hatte, an die Schara. Außer diesen Korps und den Grenadieren verfügte Ragosa noch über das X. Korps und sibirische Schützen. Im Hintertreffen hielt Everth das XXXV. Korps und das III. kaukasische Korps als Reserve bereit.

Everth ging noch weiter. Er befahl auch an den Seen wieder anzugreifen. Die Russen hatten sich von der Märzschlacht erholt und fühlten sich stark genug, die Front Eichhorns zwischen Smorgon und Komaika noch einmal zu berennen.

Ragosa und Balujew griffen zu gleicher Zeit an. Balujew stützte seinen Angriff auf monatelange Minierarbeiten, die die Stellungen der 14. Landwehrdivision bei Borowy Mlya, nordöstlich von Smorgon, tief unterwühlt hatten. Am Abend des 2. Juli sprengte der Russe seine Öfen und riß drei Krater von je 15 Metern Tiefe und 70 Metern Durchmesser in die deutschen Linien. Der Donner der Entladung übertönte das Geschützfeuer, ein Erdbeben schüttelte die Hügel im Umkreis, zerrissen lag die ganze Hinderniszone, erschlagen und verschüttet die Besatzung. Hinter den Erdwolken, die sich mit den Pulverschwaden zu schwarzem Brodem mischten, brachen die Russen zum Sturm hervor und drangen durch die geschlagene Bresche ins Gefüge der deutschen Stellung. Sie bemächtigten sich der Riesentrichter und besetzten eine Höhenschanze an der Smorgoner Straße. Ihre Artillerie eröffnete Sperrfeuer um die Deutschen von Gegenangriffen abzuhalten, während

Trichter, Gräben und Höhe zur Verteidigung eingerichtet und gegen den Feind gekehrt wurden. Aber die Verteidiger überwanden den Schrecken rasch, riegelten die Einbruchsstelle ab und drängten den Feind in zähem Kampf Mann gegen Mann wieder aus den Gräben.

Um die Höhenstellung wurde in heller Sommernacht wütend gekämpft. Als es tagte, stürmten sächsische Reserven mit Hurra die verlorene Kuppe. Am 4. Juli wurden auch die höllischen Trichter vom Feind gesäubert. Als der Russe am 5. Juli Reserven vorführte, zerflatterten sie im Feuer vor den Hindernissen.

Auch der neue Angriff Balujews am Naroczsee blieb ohne Erfolg. Zwar gelang es einer sibirischen Division am 4. Juli bei Stachowce noch einmal einzubrechen und die Hand wiederum nach Mokrzyce auszustrecken, aber ein Gegenangriff fegte sie rasch aus den Gräben. Am 7. Juli griffen die Sibiriaken zum zweitenmal an und drangen in die Gräben der 80. Reservedivision. Auch dieser Angriff führte nicht zum Ziele. Sie wurden abermals vom Gegenangriff erfaßt und fluteten gegen Abend in die Wälder zurück. Da schwächere Vorstöße nördlich des Naroczsees in der Woronaenge und an der Komaika im Feuer erstorben waren, brannten die Kämpfe vor der Front Eichhorns am 9. Juli langsam aus.

Um so heftiger wütete die Schlacht bei Baranowitschi, wo Everth den Erfolg durch Massenaufgebote zu erzwingen hoffte. Die Russen hatten in der Nacht auf den 2. Juli Schara und Serwetsch an zahlreichen Stellen überbrückt und eröffneten um 4 Uhr in der Frühe das Feuer.

Vier Stunden später liegen die Abschnitte der Division Bredow, des Landwehrkorps und des k. und k. XII. Korps in Rauch und Staub gehüllt. Feldgeschütze, Haubitzen, Langrohre, schwere Mörser zerstampfen die Stellungen und halten blutige Ernte. Die Beschießung hält den ganzen Tag an und währt noch bis tief in die Nacht. Dann steigen graue Nebel aus den aufgestörten Gewässern und lagern sich schwer und dicht auf der Walstatt. Da bricht der Russe aus den Gräben und schreitet in einer Frontbreite von 40 Kilometern zum Angriff. Er setzt die Südgruppe zwischen Lyachowitschi und Kraschin an, um bei Daworo-Labushy eine Bresche zu schlagen und stellt die Nordgruppe zwischen Woikowitsch und Bortniki auf, um bei Kartschewa einzubrechen. Am Südflügel stehen die Moskauer Grenadiere, durch die 81. Division verstärkt, als Stoßgruppe aufmarschiert. Sie greifen im ersten blassen Morgenschein an und gehen mit großer Schneid in dichten Wellen, oft Schulter an Schulter, über die Scharawiesen zum Sturm vor. Die Flußnebel liegen noch als lockeres Gespinst in den Gründen, der Windmühlenhügel von Darowo, den die zerschossenen Gräben der Schlesier umgürten, hebt sich schwarz in die flimmernde Luft. Als die braunen Menschenwellen aus dem Dunst emporwachsen, springen die schlesischen Landwehrleute trotz des Geschützfeuers auf die zerstörten Brustwehren und schießen

stehend auf die anstürmenden Massen. Die Russen stutzen, fluten zurück, werden von geschlossenen Kompagnien aufgenommen und nochmals vorgerissen und brechen endlich bei Darowo und Labusy durch die Hindernisse. Als der Tag sich neigt, wird in Stoß und Gegenstoß um einzelne Grabenstücke gekämpft.

Um dieselbe Stunde greift das XXV. Korps, gefolgt vom IX. Korps, bei Skrobowa und Kartschewa zwischen dem Serwetschfluß und dem Sumpfgürtel des Kolytschewosees an. Die Gräben der Österreicher liegen zerstampft. Haubitzen von 28-cm-Kaliber haben tiefe Krater gerissen, und die Verteidigung erschüttert. General v. Henriquez ist entschlossen standzuhalten, so lange seine zerfetzten Divisionen fechten können, aber der russische Ansturm überflutet das Vorfeld und bricht sich trotz verzweifelter Abwehr bei Skrobowa-Bahn. Auch bei Kartschewa gehen Gräben und Werke verloren. Der Feind dringt in die zweite Linie. Deutsche Reserven durcheilen das Sperrfeuer und werfen den Feind bei Kartschewa aus den eroberten Stellungen, vermögen ihm aber Skrobowa nicht mehr zu entreißen. Auf beiden Seiten werden Gefangene gemacht, eng verstrickt erwarten die Gegner den zweiten Sturmtag.

Die helle Nacht sieht neue Kämpfe. Reserven marschieren, Artillerie schießt nach unsichtbaren Zielen, Handgranatenkämpfe wüten vom Serwetsch bis zur Schara.

Am 3. Juli häuft Ragosa Verstärkungen bei Skrobowa. Noch einmal wird um Darowo gerungen und der Russe dort zum Rückzug genötigt, noch einmal bei Skrobowa Brust an Brust gefochten und hier der Gewinn des ersten Tages von den Russen behauptet. Der Abschnitt Skrobowa—Wygoda ist verloren. Die Siebenbürgener kämpfen jetzt auf der ganzen Linie, von deutschen Verbänden durchsetzt, im freien Felde und Granattrichtern ums Leben, nein, um das Halten der Front, denn sie darf nicht brechen. „Bis zum letzten Blutstropfen halten" heißt es im Tagesbefehl des 4. Juli! Regenwolken hängen tief herab auf die schwankende Schlacht. Die 5. Reservedivision und das Beskidenkorps stehen im Feuer, Prinz Leopold sendet Hilfe, Hindenburg setzt Bataillone von der Düna in Bewegung — die Schlacht ist unverkennbar zur Durchbruchsschlacht geworden und fordert vom Verteidiger große, vom Angreifer ungeheuerliche Opfer. Woyrschs Nordflügel ist in Gefahr, völlig eingedrückt zu werden. Posener, Schlesier, Brandenburger und Siebenbürgener halten fünffacher Übermacht stand. Ein Wolkenbruch geht nieder, zerstört Wege und Stege und ertränkt die Verwundeten in den moorigen Gründen. Am 5. Juli sammelt der Russe neue Kraft. Everth zieht Verstärkungen von Minsk heran, stellt am 7. Juli 226 Bataillone ins Feld und greift bei Kraschin und Skrobowa aufs neue an.

Die 11. sibirische Schützendivision wirft sich schon um 3 Uhr in der Frühe auf die Straßensperre bei Darowo. Rechts von ihr stürmt die 2. Grenadier-

division. Es ist ein nächtlicher Überfall ohne Artilleriefeuer, ohne Trommel und Horn. Dreimal branden die Angriffswogen an den zerschossenen Stellungen der Landwehr empor, um dreimal unter schweren Verlusten im Grabengewirr zu zerfließen. Die Sibirier lassen mehr als zwei Drittel ihres Bestandes liegen. Auch bei Wygoda am Nordsaum der Kolytschewosümpfe scheitern neue Stürme. Bei Skrobowa sitzt der Russe tief eingegraben in den eroberten Linien, aber Woynas 5. Reservedivision schlägt seine Stürme ab. Henriquez kämpft zwischen seiner zweiten und dritten Linie mit versiegender Kraft. Da trifft die Division Zöllner ein und stützt den Wankenden. Aber die Krisis ist noch nicht beschworen. Erst am 14. Juli gelingt es Woyna in strömendem Regen gegen Skrobowa vorzudringen und dem Russen einen Teil seines Gewinnes zu entreißen.

Da verschiebt Ragosa das Schwergewicht nach Süden, ohne auf die Fortsetzung des Angriffs bei Skrobowa zu verzichten. Am 25. Juli ist er sprungbereit und führt seine aufgesparten Reserven dicht geballt zum entscheidenden Sturm. „Gorodischtsche oder der Tod" hat er seinen Generalen zugerufen und drei Divisionen, die 55. und 67. des XXXV. Korps, das im März an der Romaika gefochten, und die 52. Division des III. kaukasischen Korps treten in einem Gefechtsstreifen von 3 Kilometern Breite zum Durchbruch an. Die Divisionen Woyna und Dickhuth-Harrach brechen den Sturm. Am Abend ist der Angriff nach fürchterlichem Ringen abgeschlagen, in den zurückflutenden Kolonnen haust die deutsche Artillerie, Tausende von russischen Toten decken die Walstatt.

General Ragosa erhält den Befehl, Brussilows Offensive durch unmittelbares Eingreifen in der Poljessje an Kaledins rechten Flügel zu unterstützen, setzt aber trotzdem den Angriff auf Baranowitschi fort. In den Abendstunden des 26. Juli stößt die Südgruppe noch einmal gegen Darowo vor. Sibiriaken und Grenadiere stürmen hinter der Feuerwalze von 30 Batterien und suchen die Landwehr aus dem Stand zu heben. Gräben gehen von Hand zu Hand, Granate und Bajonett wüten, verwundete sibirische Schützen raffen sich beim Vorprallen neuer Wellen auf und laufen mit durchschossener Brust noch einmal an, die russischen Geschütze schießen haarscharf hinter die Gräben, in denen das Handgemenge tobt, aber alles ist umsonst. Wohl biegt sich die deutsche Linie unter dem Anprall, wohl bröckeln einzelne Grabenstücke ab, aber an eine Durchbrechung der elastischen Front, aus deren Tiefe Gegenangriffe hervorschnellen und die Stöße des Angreifers abstumpfen, ist nicht mehr zu denken.

Als Ragosa am Abend des 27. Juli mit dem III. kaukasischen und dem XXXV. Korps bei Skrobowa noch einmal angreift in der Hoffnung, die tagsüber wieder völlig zusammengeschossene neue Stellung zu überrennen, stehen statt der abgekämpften Österreicher nur noch Brandenburger in den Trichtern. Der Russe beißt auf Granit. Er stürmt im Abendglanz

des Steppensommers, stürmt in weißer Nacht und im hellen Schein der Morgensonne, und gibt das blutige Spiel erst auf, als seine Angriffswellen vor dem Totenfeld stutzen, das sich braunbesät vor den Brustwehren der Brandenburger hinzieht. Die Schlacht brennt aus. Baranowitschi, Stolowitsche und Gorodischtsche blieben unerreicht.

Die Kämpfe an der Düna vom 5. bis 20. Juli 1916

Die Schlacht bei Baranowitschi war noch im Gange und nicht nur Woyrschs und Prinz Leopolds letzter Mann dort eingesetzt, sondern auch Hilfe von Hindenburg erbeten und die Danziger Hauptreserve aufgeboten worden, als Kuropatkin an der Düna zum Angriff schritt. Er hatte schon in den letzten Tagen des Juni drohende Gebärden ausgeführt und seine Artillerie bei Jakobstadt lebhaft feuern lassen. Nun wollte er seine Flankenstellung vor den Toren Rigas benützen, um Mitau zu bedrohen, und griff am 5. Juli bei Katharinenhof, am 16. Juli auf breiter Front an der Straße Kekkau—Eckau an. Der erste Vorstoß war ein Ausfall, der zweite ein Anlauf mit größeren Zielen.

General Gorbatkowski führte am 16. Juli 4 Divisionen an der Kekkauer Straße zum flankierend gedachten Stoß auf die deutschen Stellungen am Tirulsumpf. Um die Aufmerksamkeit des Verteidigers von der Einbruchstelle abzulenken, ließ er die Küstenhut herausfordernd gegen die linke Flanke der Deutschen vorgehen und zur See von Monitoren unterstützen, die dieser Finte das Echo ihrer schweren Geschütze liehen. Der Hauptangriff traf die 6. Reservedivision und brachte sie in schwere Not. Generalleutnant v. Papprit, der die Mitauer Front befehligte, sah Angriff auf Angriff gegen die dünnen Linien der Brandenburger heranrollen und konnte wenig tun, ihnen zu helfen. Die 8. Armee war durch Abgaben so geschwächt, daß die einzelnen Abschnitte auf ihre eigenen Kräfte angewiesen waren. Da Below immer noch Durchbruchsversuche bei Jakobstadt und Friedrichstadt erwartete, konnte er Papprit nur herausgepflückte Bataillone und Batterien zur Hilfe senden. So rang die 6. Reservedivision vor Riga vom 16. bis 19. Juli keuchend und blutend mit der Übermacht, während ihre Schwesterdivision bei Skrobowa Ragosas Durchbruch vereitelte. Am 20. Juli rannte sich der Angriff Gorbatkowskis in Stellungskämpfen fest und verebbte. Doch Kuropatkins Artillerie schwieg mitnichten, und Hindenburg blickte mit Sorgen auf seine erschöpften, hin- und hergehetzten Truppen. Seine ausgeplünderten Armeen behaupteten die weitgespannten Linien, weil ihre Kraft in der unerschütterlichen Ruhe ihres Feldherrn wurzelte, im stillen aber verglich Hindenburg seine geschwächte Heeresfront mit einer „dünnen Kattunschürze,“ die den Russen einen eisernen Vorhang vortäuschte.

Da die Heeresgruppe Prinz Leopold nicht weniger entkräftet war und bei Baranowitschi immer noch schwer gekämpft wurde, stand das Schicksal der ganzen Ostfront im Juli 1916 auf des Messers Schneide.

Die Kämpfe am Styr vom 11. Juni bis 4. Juli 1916

Brussilows Offensive begegnete nur noch den von Falkenhayn im Juni herangeholten Reserven, und die waren von den österreichischen Armeen gleichsam aufgesogen worden. Floß dadurch genügend Eisen ins dünn gewordene Blut der um Hunderttausende geschwächten österreichisch-ungarischen Heeresmacht, in der das Vertrauen auf die eigene Kraft zusehends am Schwinden war, so konnte der Russe wieder gebändigt werden; war das nicht der Fall, so brach das Verhängnis unabwendbar herein, denn im Westen rüttelte die Sommeschlacht an der durch die Kämpfe um Verdun geschwächten Front, und in der Walachei begann sich das rumänische Ungewitter in der offenen Flanke Ungarns zu ballen.

Die Entscheidung fiel in Wolhynien.

Während Leschitzki bei Tlumacz und Kolomea focht, Kellers Reiterdivisionen ins Gebirge bis Zabie und Valeputna vordrangen und Everth bei Baranowitschi und Smorgon seine Sturmkeile einzuschlagen suchte, bildete Brussilow in Wolhynien hinter der bewegten Front am Styr und an der Ikwa neue gewaltige Kampfgruppen, um den Angriffsfeldzug durch den Vormarsch auf Lemberg und Kowel zu krönen.

Die Kriegslage wurde in Wolhynien um die Monatswende noch durch Linsingens Gegenstöße bestimmt, erfuhr aber durch die starke Bedrängnis Puhallos schon eine Berichtigung zugunsten der Russen. Die k. und k. 1. Armee ging schrittweise gegen Brody zurück und zog den linken Flügel der k. und k. 2. Armee allmählich mit. Boehm-Ermolli mußte seine Dauerstellungen vor dem Bergland von Kremieniec und an den Ikwateichen aufgeben und in der Richtung Brody—Zalosze Rückhalt suchen. Das geschah jedoch in voller Ordnung und dem Feinde zugekehrt.

Linsingen stieß vorwärts. Nicht mit zusammengefaßten Kräften, nicht in großen konzentrisch wirkenden Angriffen, sondern in örtlich begrenzten Teilstößen, die bald hier, bald dort einen Nagel ins russische Fleisch trieben und Kaledin wehe genug taten. Am 3. Juli gipfelten diese Gegenangriffe in der Rückeroberung von Swidniki. Die Russen hatten diesen wichtigen Brückenkopf an der Kreuzung der Bahnlinie Luzk—Kowel und des Stochod am 15. Juni erstritten und ihn 14 Tage lang verteidigt. In Sumpf und Bruch, in leuchtenden Mohnfeldern, in Erlen und Weidendickichten, in brennender Sonne und unter schweren Gewittergüssen war der Kampf um Swidniki und Liniewka ausgetragen worden. Der Russe wich erst, als Oberst

Höfer den Brückenkopf von drei Seiten umfaßte und seine Westfalen in den Rücken des Verteidigers führte. Am 4. Juli flüchtete der Russe über den Stochod. Die Deutschen drängten nach und überschritten zu beiden Seiten der Bahn den Fluß. Blank lag die Straße nach Luzk vor ihnen aufgeschlagen, Linsingen freute sich des Tages.

Da kommt vom Unterlauf des Styr böse Kunde. Starke russische Kräfte haben den Fluß bei Kolki überschritten, die schwachen österreichischen Truppen überrannt und dringen über Tuman und Gruziatyn gegen das große Stochodknie bei Uglh vor. Auch bei Czartorysk schreitet der Russe zum Sturm. Kein Zweifel — Kaledin hat Verstärkungen erhalten, seine Armee nach Norden zusammengeschoben und greift an. Aber auch im Süden droht Gefahr. Sacharow greift an und bestürmt die Lipalinie. Die Österreicher werden bei Werben und Beresteczko in schweren Kampf verstrickt.

Brussilow setzt den Einzelstößen Linsingens einen großen, zusammengesetzten Angriff entgegen.

Die Armee Kaledin umfaßt den nach Osten ausspringenden Styrwinkel von Czartorysk, indem sie die Schenkellinien Czartorysk—Rafelowka und Czartorysk—Kolki angreift und den darin liegenden Österreichern die Flanken eindrückt. Von Umfassung bedroht und bei Gruziatyn in Gefahr von den Deutschen getrennt zu werden, weicht das Korps Fath, das hier vier Monate standgehalten hat, unter Einbuße von Gefangenen an der Bahnlinie Sarny—Kowel gegen den Stochod.

Linsingen ist in die Abwehr zurückgeworfen. Sie wird ihm bitter schwer, denn der Russe macht sich sofort zur Verfolgung der Österreicher auf, überschreitet mit allen Waffengattungen den Styr und setzt dem abziehenden Feind die Kavallerie auf die Fersen. Bis zum Pripjet greift der russische Vormarsch aus.

General Lesch führt die Truppen der Poljessje zum Angriff. Im Pripjetgebiet und am Oginskikanal wimmelt es von Kosaken und Schützendivisionen, die General Lesch am Pripjet aufwärts führt. Der schwache rechte Flügel der Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern wird in die Schlappe des linken Flügels Linsingens hineingezogen. General v. Gronau sieht sich am Unterlauf des Styr angefallen und gegen Nobel und den Nobelsee ins Quellgebiet des Stochod zurückgeworfen. Das XXXXI. Reservekorps weicht, von Landwehr und Kavallerie unterstützt, fechtend gegen den Stochod.

Irrungen, Wirrungen

Wieder beginnt das Lückenstopfen, das Heranholen einzelner Regimenter und Batterien, wieder werden deutsche Stellungen unhaltbar, weil österreichisch-ungarische Stellungen zusammenbrechen. Und wiederum wird

die Ostfront von einer Krise geschüttelt, die von Riga bis Kirlibaba ausstrahlt. Durchbricht Brussilow die Stochodlinie an der Bahn Sarny—Kowel, so ist Kowel verloren, Linsingens Hauptmacht bei Swidniki an der Bahn Luzk—Kowel und weiter südwärts von Umfassung bedroht und gezwungen nach Südwesten auszuweichen und dem Feind die Bahn Kowel—Brest-Litowsk zu überlassen. Konzentrischer Rückzug Linsingens, Boehm-Ermollis und Bothmers auf Lemberg wäre die Folge. Was hülfe Woyrsch dann noch sein Heldenkampf um den Besitz Baranowitschis!

Weiß der Himmel, Hindenburg hatte Recht, als er im verschlossenen Zelt schweren Sorgen Raum gab. Die Gesamtlage war ernster als je. Mochte die Oberste deutsche Heeresleitung sie scheinbar auch noch spielend beherrschen, so war dieses bewunderungswerte Ballspiel, in dem Falkenhayn ungezählte Bälle warf, fing und wieder warf und wieder fing, doch nur ein System von Aushilfen, das ein einzelner Fehlgriff zerstören und in Nichts verwandeln konnte.

Blickte Kaiser Wilhelm mit ungetrübtem Auge auf die Kriegskarte, so erkannte er, daß die deutschen Streitkräfte in schwerste Kämpfe verwickelt lagen und nicht mehr übersichtlich gegliedert waren. Deutsche Fähnlein überall, im Westen dichtgereiht, im Osten lockergesteckt, hier unter sich zu Massen geballt, dort zwischen schwarzgelben zerstreut. Von einer straffen Befehlsorganisation war wenig mehr zu spüren. Im Westen standen fünf Armeen und drei Armeeabteilungen, die sich zwar gegenseitig aushalfen, in schweren Krisen aber nicht einheitlich bewegt werden konnten. Im Osten war die Front nicht nur mehrfach geteilt, sondern auch in Befehlsbereiche gespalten, die von verschiedenen Generalstäben abhingen. Der Umweg über Pleß engte Hindenburgs und Leopolds Wirken ein, und die Abhängigkeit von Teschen band Linsingen und Bothmer die Hände. Kamen dazu noch Unstimmigkeiten zwischen Pleß und Teschen, so geriet vieles nicht nach Wunsch, kam manches zu spät zur Ausführung. In dieser unsicheren Lage, in diesem Wirbel der Geschehnisse stand der Mann im Graben unbewegt, wurde der deutsche Soldat zum Träger des Geschicks. Jeder einzelne trug im Kampfe des Vaterlandes Last.

Während Falkenhayn und Conrad der Sorgen und Wirrungen Herr zu werden suchten, die der Wandel der strategischen Lage mit sich gebracht hatte, gingen die Schlachten im Osten und Westen ihren blutigen Gang. Als gar Cadorna noch mit Macht angriff und nach Wiederherstellung der Sicherheit in der Südtiroler Flanke Görz zum fünftenmal berannte, begann das strategische Gebäude, das die Mittelmächte in zwei kampferfüllten Jahren auf Feindesboden errichtet hatten, in seinen Grundfesten zu erzittern. Und da dieses Gebäude so beschaffen war, daß keine Front, kein Frontabschnitt einstürzen durfte, ohne den ganzen kunstvollen Rundbau zu Fall zu bringen, sah sich Deutschland in den letzten Julitagen des Jahres 1916 hart an den

Abgrund gedrängt. Die Schlacht an der Somme und die Schlacht am Stochod schrieben diese Feststellung mit blutigen Zeichen in die Akten der deutschen und der österreichisch-ungarischen Heeresleitung. Das voreinander geheim gehaltene getrennte Marschieren und getrennte Schlagen bei Verdun und vor Asiago hatte bittere Früchte getragen. Der im Herbst 1915 zwischen den Brettern des polnischen Feldzuges eingesargte Russe war auferstanden und schlug in Wolhynien und Galizien neue Schlachten, um die Strategie der Mittelmächte blutig zu strafen.

Die Schlacht am Stochod und an der Lipa vom 3. bis 28. Juli 1916

Die Schlacht am Styr war nach dem Rückzug des linken Flügels Linsingens und der Armeeabteilung Gronau zur Schlacht am Stochod geworden. In drei Tagen wälzte Brussilow die Österreicher und die mit ihnen vermischt kämpfenden Deutschen 35 Kilometer weit auf das sandige Bett des Stochodflusses zurück. Gronau wich grimmig fechtend und wies dem Feind entschlossen die Zähne. Auch die Österreicher wehrten sich nach Kräften, aber ihre Reihen lockerten sich von Tag zu Tag. Die Verfolger taten Fath großen Abbruch, so opferwillig das Kavalleriekorps Hauer sich auch schlug. Am 6. Juli brach Brussilows rechter Flügel den letzten Widerstand in der Hügellandschaft von Kostiuchnowka-Wolczeck auf dem linken Styrufer westlich von Rafalowka und verfolgte den Feind an der Bahnlinie Sarny—Kowel bis Meniewiczy. Kaledin warf die Österreicher westlich von Czartorysk über Kamarow—Kukli auf Okonsk, stieß von Kolki auf Gradie und Gruziatyn gegen Ugly vor, raffte versprengte und steckengebliebene Geschütze an sich und erschien am 7. Juli mit Kavallerie vor Nova Ruda, Trojanowka, Hulewicze und Kaszowka am Stochodabschnitt. Ermattet niedergesunkene österreichische Nachhuten erwehrten sich mühsam der Kosaken und brachten am Tage darauf das Flußbett zwischen sich und den Verfolger. Hier wurden sie von Bernhardi aufgenommen und machten an Gronaus rechter Schulter in der Linie Stobychwa—Smolary—Zajaczewka—Sitowicze wieder Front. Bei Ugly war die Verstrickung am größten. Der Russe drang an der Flußbiegung über den Stochod vor und drückte die Österreicher aus ihren festen Stellungen bei Navoz heraus.

Am 9. Juli griffen Kaledins Vortruppen von Stobychwa, 20 Kilometer nördlich der Bahn Sarny—Kowel bis Kisielin 35 Kilometer südlich der Bahn Luzk—Kowel an. Sie wurden abgewiesen, legten sich aber hart am Verteidiger nieder. Brussilow rief die 11. Armee zum Angriff auf Linsingens rechte Flügelgruppe und befahl Sacharow, die Armee Tersztyanski zu werfen und bei Brody Bresche zu schlagen.

Linsingen kam nicht mehr zu Atem. Kaum hatte er die Lage am linken Flügel notdürftig wieder hergestellt, kam schlimme Kunde von der Lipa. Er sah sein Hauptquartier Kowel unmittelbar bedroht und die Schlacht am Stochod zur Schlacht um den Besitz Kowels werden. Der Bericht traf ihn nicht ganz unvorbereitet. Da sich auch im Luzker Stellungsbogen Angriffsabsichten der Russen abgezeichnet hatten, waren deutsche Truppen von Swiniuchy vorgegangen, um dem Feind den Angriff abzukaufen. Aber es war zu spät zum Schlagen. Sacharow hatte die Österreicher schon so kraftvoll angegriffen, daß ihre Front zwischen Nieswiecz und Gubin ins Wanken kam und bei Szklin, an der Straße Luzk—Sokal, durchbrochen wurde. Der Stoß pflanzte sich seitlich bis Zwiniacze und Krasin fort und nötigte die Österreicher am 21. Juli nach Süden und Westen auszuweichen. Nach Westen wichen sie über Pustomyty, nach Süden über die Lipa. Die Deutschen sahen sich in die Verteidigung gezwungen.

Es war ein verlustreicher Rückzug, denn Sacharow drängte stürmisch nach und suchte den Feind in die Lipa zu werfen. Die Mitte gab nach, die Flügel hielten. An der Lipamündung stemmten sich die Österreicher dem Feind kräftig entgegen, bei Pustomyty rettete sie ein rücksichtslos durchgeführter Gegenstoß der Deutschen in die rechte Flanke des Verfolgers vor dem Erliegen. Die Verfolgung wurde in der Linie Tereszkowiec—Zwiniacze, 20 Kilometer westlich von Gubin aufgefangen und die Front neu abgesteckt.

Aber nun ist die Slonowkalinie nicht mehr zu halten. Puhallo gerät in schwere Bedrängnis. Die Österreicher fechten an der Lipamündung auf das tapferste. Das österreichische 13. Landwehrregiment wehrt sich zwischen dem Flusse und dem Feinde eingekeilt, bis es unter den anstürmenden Massen begraben wird. Was nicht erliegt oder gefangen wird, entkommt mitten durch den Feind gen Beresteczko. Oberst Dokoupil fällt an der Spitze seines Stabes. Auch Beresteczko ist nicht mehr zu halten, denn nun drückt der Russe so schwer auf Puhallos Flanke, daß die 1. Armee über die Tiefenlinie der Slonowka auf und hinter die Boldurka weichen muß. Der Russe greift unermüdlich an und erkämpft am 27. Juli die Linie Radziwillow—Lesznjow.

Eine neue Krisis dämmert. Die Straße Lesznjow—Brody springt auf. Boehm-Ermolli sieht seinen Flankenstützpunkt Brody, das größte Vorratslager der galizischen Front, von Norden und Osten angegriffen. Die Österreicher kämpfen mit dem Mut der Verzweiflung, aber sie haben den Glauben an ihren Stern verloren und geben dem über Leichen stürmenden Feind Schritt für Schritt Raum. Am Abend des 27. Juli werden sie von einem neuen Massensturm hinweggespült. Boehm-Ermolli läßt die Riesenstapel von Brody anzünden, die Munitionslager in die Luft sprengen und zieht sich in der Nacht durch die Straßen nach Süden zurück, um sich auf den Höhen westlich und südwestlich der Stadt, am Luhbach zu verschanzen. Sacharow rückt am 28. Juli in Brody ein und läßt Halt blasen.

Das Echo von Brody

Die Nachricht vom Falle Brodys wirkte in Teschen wie ein reinigendes Gewitter. Conrad v. Hötzendorf ließ alle Bedenken und Einwände, die er im Meinungsstreit mit Falkenhayn gegen eine Unterstellung weiterer österreichischer Armeen unter deutschen Oberbefehl erhoben hatte, fallen und gab die 2. Armee in Hindenburgs Hand. Der Feldmarschall erhielt den Oberbefehl von der Ostsee bis zum Serethgrund, der Erzherzog-Thronfolger Karl den Oberbefehl vom Sereth bis zur rumänischen Karpathengrenze. Ludendorff blieb Hindenburgs Generalstabschef, dem Thronfolger trat General v. Seeckt zur Seite.

Falkenhayn hatte anfangs den Befehl über die wolhynisch-galizische Front in Mackensens Hand legen wollen, aber Mackensens harrte in Sofia eine andere Aufgabe. Ihm schlug die Stunde, wenn Rumänien an der Seite Rußlands und der Westmächte in den Krieg trat. Diese Stunde nahte, und Falkenhayn und Conrad brachten am 28. Juli die ersten rumänischen Feldzugspläne zu Papier. Die Vereinfachung der Befehlsverhältnisse im Osten war eine halbe Lösung, denn die Zweiteilung des Oberbefehls blieb immer noch eine doppelte. Hindenburg war der deutschen Obersten Heeresleitung in Pleß, der Erzherzog-Thronfolger dem Armeeoberkommando in Teschen unterstellt, und Falkenhayn und Conrad daher von Fall zu Fall immer wieder auf gegenseitige Verständigung angewiesen, also ein Kompromiß in einer Lage, die nicht nur Einigkeit, sondern unteilbare Einheit forderte. Der Fluch des Koalitionskrieges war wohl gemildert, aber keineswegs beschworen.

Als Sacharow in Brody einzog, trat der russische Angriffsfeldzug in eine neue Phase. Brussilow erkannte, daß er den richtigen Augenblick, die Trümmer der k. und k. 4. und des linken Flügels der 1. Armee zu überrennen und die inneren Flügel Linsingens und Boehm-Ermollis nach innen aufzurollen, unwiederbringlich versäumt hatte. Wäre er am Tage nach dem überraschenden Durchbruch bei Luzk an der Spitze einer Verfolgungsarmee in westlicher Richtung vorgebrochen, so hätte er auf den Feldern zwischen Gorochow und Brody keinen Gegner mehr gefunden. Aber damals besaß er nur Kavallerie, und die war durch österreichische und deutsche Reiter und ein paar gefechtsfähige Bataillone so lange aufgehalten worden, daß die 50 Kilometer breite Lücke notdürftig verstopft werden konnte, bevor russische Infanterie zur Stelle war. Die neuen Angriffe Sacharows hatten die Heeresgruppe Linsingen und Boehm-Ermolli zwar schwer getroffen, waren aber nicht bis in die letzte Faser des neugespannten Kordons gedrungen. Die Eroberung der Tiefenlinie der Lipa, der Slonowka und der Boldurka und der Fall der Stadt Brody gaben Brussilow den Weg nach Lemberg und in den Rücken Boehm-Ermollis noch nicht frei. Anders lag die Sache nördlich der Bahn Luzk—Kowel. Gelang es Kaledin den Stochod zu

überschreiten und Kowel zu nehmen, so reiften Früchte in unermeßlicher Fülle. Wenn Brussilow strategisch groß gedacht hatte, so war Sacharows Angriff auf die Lipalinie und Brody nur der erste, neue Voraussetzungen schaffende Teil einer Operation, die in der Eroberung Kowels gipfeln sollte.

Die Kämpfe am Stochod vom 27. Juli bis 11. August 1916

In der Tat setzte Kaledin am Tage, da Brody fiel, mit verstärkten Kräften zur Wegnahme der Stochodlinie an. Der Zar hatte Brussilow zu diesem Zwecke seine Garde zur Verfügung gestellt. Dieser Entschluß war Nikolai sicher nicht leicht geworden, denn er fürchtete die revolutionären Umtriebe des unterirdischen Rußlands und hatte das Gardekorps seit den Schlachten bei Cholm und Wilna sorgfältig geschont. Die Garde, die damals die Hälfte ihres Bestandes auf dem Schlachtfelde liegen gelassen hatte, war durch erlesene Mannschaften und Offiziere ergänzt und wieder auf 70 000 Mann gebracht worden. Als sie im Juli 1916 zwischen Styr und Stochod zum Sturm antrat, gab der Zar seine stärkste militärische Stütze her, um den entscheidenden Sieg zu erringen. Man war im russischen Kriegsrat entschlossen, das Äußerste zu wagen und die an der Somme und am Isonzo vorschreitenden Bundesgenossen mit allen Mitteln zu unterstützen, man war bereit, nicht nur am Stochod, sondern auch an der Strypa und der Worona alles an den Enderfolg zu setzen. Nur einer warnte, einer, der wußte, daß Rußland zwar noch ungezählte Menschen, aber keine dritte zarentreue Armee mehr ins Feld führen konnte, wenn die Schöpfung des Winters 1915/16 in Galizien in Pyrrhussiegen verblutete. Dieser eine war Kuropatkin. Er wurde überstimmt und beiseite geschoben und schied kurz darauf enttäuscht aus der Front.

Am 27. Juli stand Brussilow vor der Stochodlinie sturmbereit. Kaledin und Lesch griffen an. Beide Armeen waren verstärkt worden. Sechs frische Korps waren allein im Abschnitt Torczyn—Stobychwa zum entscheidenden Angriff auf Kowel vereinigt. Kaledin hatte zwei Stoßgruppen gebildet. Auf dem rechten Flügel stand das I. sibirische Korps um Trojanowka, das I. turkestanische Korps um Hulewicze und Kaszowka. Südlich der Bahn Rowno—Kowel, am Oberlauf und im Quellgebiet des Stochod, traten das XXIII. und XXXIX. Korps an. Um Luzk ballte sich die Garde.

Auch Linsingen hatte Zuzug erhalten, aber die ihm zugeführten Verstärkungen bemaßen sich nur nach wenigen Divisionen. Marwitz, Bernhardy, und als neuer Paladin der Retter von Brzeziny, Generalleutnant Litzmann, hüteten die Stochodfront und die Zugänge des schwer bedrohten Kowel. Der Deutsche hatte in den Wäldern, in sumpfumgürteten Dörfern, auf Sandinseln, im tiefen üppigen Weizenboden und im leuchtenden Mohn neue Stel-

lungen geschaffen, Hindernisse geflochten, Gräben ausgehoben und Sandsackbarrikaden aufgerichtet und die beweglichste, gefährlichste Waffe standhafter Verteidigung, das Maschinengewehr, in tausend Nestern sorgsam eingebaut. Da schweres Geschütz in Sand und Sumpf und im tiefgründigen Ackerboden nicht vom Fleck kam, waren die Verbündeten auf die Ausnützung der Feuerkraft von Gewehr und Maschinengewehr und die Standhaftigkeit des einzelnen Mannes angewiesen, um dem Ansturm des überlegenen Feindes zu begegnen.

Kaledin hatte seine Artillerie mit ungezählten Pferden und Menschenkräften herangeschleppt und eröffnete am 28. Juli das Feuer, das die neue große Durchbruchsschlacht in Wolhynien einleitete. Als es Abend ward, schritt der Russe zum Sturm.

Der erste Anprall erfolgt im Süden, wo die Front der Verbündeten noch unter dem Eindruck der schweren Kämpfe von Pustomyty und Tereszkowiec leidet. Die Österreicher sehen sich mit ungeheurer Wucht angegriffen. Sie wanken, sie weichen. Deutsche Landwehrbataillone springen ihnen bei und erobern verlorengegangene Geschütze zurück. Zu Tausenden stürzen die Russen in den Wäldern von Swiniuchy im Kreuzfeuer der Maschinengewehre, aber neue Streiter wachsen aus dem Boden und dringen trotz fürchterlichster Verluste mit Bajonett und Handgranate vor. Bei Liniew und Zubilno schmilzt Tersztyanskis letzte Reserve. Da treten die letzten deutschen Kräfte zum Gegenstoß an. Ein deutsches Rekrutenbataillon und die 2. Garde-Kavalleriebrigade — Hindenburg hat sie sich am Munde abgespart — greifen an und stellen den Feind.

Noch heftiger ist der russische Ansturm bei Kisielin. Tag und Nacht stürmt Kaledin gegen den wichtigen Straßenknoten an. Drei Straßen führen von Nordosten, Osten und Südosten durch Tannenforste zwischen sandigen Hügeln in den brennenden Ort. Auf und zwischen ihnen entfalten sich die russischen Angriffswellen, um den Durchbruch zu erzwingen. Aber kein Angriff gelangt ans Ziel. Am Vorwerk Lenowka und in den Drahthindernissen zersplittern die dichtesten Kolonnen. Vom Kreuzfeuer dahingerafft liegen die Stürmer Mann an Mann unter den roten Tannen. Trotzdem greift der Russe am 1. August noch einmal an. Wiederum zerschellen sechs Angriffe, dann versagt die letzte Kraft. Die Angreifer sinken erschöpft und verblutend zurück, der Weg nach Wladimir-Wolynkij bleibt ihm verschlossen.

Glücklicher ist der Russe wenige Kilometer weiter nördlich. Bei Trysten bricht er unter unerhörten Opfern in die deutschen Linien und drängt das X. Korps, das hier noch auf dem rechten Ufer der Stochodquellen gefochten hat, über den Stochodgrund zurück. Nikolais II. Gardekorps ballt sich in der geschlagenen Bresche und stößt am Tage darauf durch Wald und Wiesen über den Wasserlauf vor. Da treten die Deutschen zum Gegenangriff an. Die Garde wird gegen den Fluß zurückgeworfen und an die Stelle geheftet.

Nördlich der Bahnlinie Rowno—Kowel sucht der Angreifer den Stochod zwischen Liniewka und Janowka zu überschreiten. Er hat die Sanddünen, in denen sich Deutsche und Österreicher eingegraben haben, mit schwerem Geschütz umgewühlt und setzt nun im Feuer des Verteidigers über das Wasser. Auf den Sandbänken, in den Untiefen und an den Steilwänden des Flusses gehen Tausende zugrunde. Trotzdem treibt die russische Führung immer wieder frische Kräfte vor. Sie stürmt, bis es ihr gelingt, oberhalb von Janowka, wo breites Anland mit Birken und Erlen bewachsen ist, den Fluß zu überschreiten. Sibirische Schützen ersteigen die Dünen und graben sich am linken Ufer ein. Der Verteidiger zieht sich im Schutze der Nacht gegen die Tiefenlinie des Flüßchens Stawok zurück.

Auch nördlich von Ugly droht Gefahr. General Fath sieht sich von Umfassung bedroht. Es gelingt den Russen bei Zarecze das linke Stochodufer zu erklimmen und die Österreicher gegen Westen zu werfen. Bataillon auf Bataillon geht über den Fluß. Im Frontabschnitt zu beiden Seiten der Bahn Sarny—Kowel entstehen Sprünge. In den Flußschleifen strecken abgeschnittene ungarische Bataillone nach hartem Kampf die Waffen. Im letzten Augenblick geht die 11. bayerische Division mit Faths Reserven zum Gegenangriff vor und treibt die Sibiriaken gegen den Stochod zurück.

Als es dunkelt, ist die Krisis beschworen. In der hellen Nacht wird auf der ganzen Front von Graben zu Graben, von Ufer zu Ufer gekämpft. Kaledin gibt die Schlacht noch nicht verloren. Er stürmt Tag und Nacht, behauptet sich bei Trysten und Janowka auf dem linken Stochodufer und opfert bei Kisielin, Liniewka, Kaszowka und Trojanowka seine Reserven, um die Front Linsingens durch fortgesetzte Angriffe zu zermürben. Am 1. August fühlt er sich stark genug aus dem Winkel von Ugly zum Angriff auf die Sehnenstellung hervorzubrechen, die Fath am Stawokflüßchen in der Linie westlich Janowka—Rudka-Mirynska eingerichtet hat. Eine Schützendivision tritt in der Nacht zum Angriff auf den Abschnitt von Rudka-Mirynska an, überschreitet, Gewehr im Arm, die hohen Kornfelder und wirft sich mit dem Bajonett auf den überraschten Feind. Der Überfall führt zu wildem Handgemenge und endet mit der Vertreibung des Angreifers.

Am Tage darauf tritt das ganze I. turkestanische Korps zum Angriff an, überschreitet hinter der Feuerwalze den Fluß, bricht bei Rudka-Mirynska in die österreichischen Gräben und nimmt das Dorf. Während die ersten Sturmstaffeln sich mit herbeieilenden Unterstützungen herumschlagen und die Gräben aufrollen, verwandeln nachrückende Bataillone die Dorfstellung in einen westwärts gerichteten Brückenkopf. Der Verteidiger erkennt die Gefahr und stößt ins Horn. Bayerische und preußische Bataillone eilen herbei, stoßen von Westen und Norden in das Gemenge und stürmen die russischen Schanzen. Nach heftigem Kampf weichen die Turkmenen aus dem Dorf, behaupten sich aber im Stochodknie.

Um den Feind vollends zu fesseln, hatten die Russen zu gleicher Zeit auch am Nobelsee und bei Luhieszow am Unterlauf des Stochod angegriffen und Gronaus XXXXI. Reservekorps hart bedrängt. Als Hindenburg Gronau die 86. Division vom Naroczsee zu Hilfe sandte, wandte sich das Blatt. Die Russen wurden am 3. August bei Lubieczow zurückgeschlagen.

General Kaledin prüfte das Ergebnis der siebentägigen Schlacht. Er hatte die Front Linsingens an drei Stellen eingekerbt und suchte nun daraus Nutzen zu ziehen. Er verschob das I. Gardekorps nach dem rechten Flügel. Vielleicht winkte ihm bei Janowka und Rudka-Mirynska der entscheidende Erfolg.

Auch das war Brussilow noch nicht genug. Er rief sein ganzes Heer in die Schlacht und erneuerte die Offensive vom Pripjet bis zu den Karpathen. Lesche, Kaledin, Sacharow, Scherbatschew und Leschitzki griffen gleichzeitig an.

Am Stochod wuchs die Bedrängnis der Verbündeten von Stunde zu Stunde. Am 8. August sah sich Linsingen dem Erliegen nahe. Die Sonne hatte sich verkrochen, Regendünste strichen über das wellige Gelände, die russische Artillerie feuerte nach längst erkannten Zielen über den Fluß. Von Swiniuchy bis Smolary griff Kaledin in dichten Wellen, sechs bis zwanzig Schwarmlinien hintereinander, mit Todesverachtung an. Kosakendivisionen und Garde-Kavalleriedivisionen standen zum Nachhauen bereit. General Besobrasow, der Befehlshaber der Garde, setzte das I. Gardekorps auf schmalem Raum zwischen Liniewka und Janowka zum Angriff an, um auf Mielnica durchzubrechen. Drei Tage, vom 8. bis 11. August, rangen die Gegner mit Hingabe des letzten Atems um die Stochodlinie, die der Russe bei Trysten südlich und bei Janowka und Rudka-Mirynsk nördlich der Bahn Rowno—Kowel überschritten hatte, ohne Bewegungsfreiheit zu erlangen.

Die Schlacht wurde Stirn gegen Stirn ausgefochten. Wohl litt der Verteidiger schwer, büßte Gefangene ein und brachte in Gegenangriffen blutige Opfer, aber seine Einbußen verschwanden vor denen des Angreifers, der seine Divisionen in ungezählten Sturmläufen opferte. Die russische Garde wurde bis zum letzten Bataillon eingesetzt und ließ bei Trysten im Süden und bei Janowka im Norden Tausende liegen. Bei Janowka drang Besobrasow am Abend des 8. August in die zweite Linie und setzte sich darin fest. Um Mitternacht wurde er wieder herausgeschlagen. Bei Smolary und Zarecze stürmte das I. sibirische Korps, nahm das linke Ufer in Besitz und eroberte nach zweitägigem Ringen den Vorsprung des Hügelrückens, der vom Stochod in westlicher Richtung gen Czeremoszno zieht. Aber alle Versuche, den Aufstieg zur Hochfläche zu gewinnen und auf Czeremoszno durchzubrechen, erstarben im Feuer. Die 77. Division des I. sibirischen Korps schaufelte sich im Sandgelände von Zarecze um kargen Gewinn ihr Grab. Am 11. August ließ Kaledin erschöpft vom Streit.

Dem Verteidiger zitterten die Knie von der furchtbaren Anstrengung, aber er fühlte, daß das Ärgste überstanden war. Die Schlacht erstarrte in Stellungskämpfen. Die Stochodlinie war bis auf den Verlust des Winkels von Ugly gehalten worden. Brussilow hatte Kowel nicht erstritten, und Kaledin brauchte Wochen, um sich zu erholen und die Lücken zu füllen, die der rücksichtslose, bis zur Sinnlosigkeit durchgeführte Ansturm in seine Armee gerissen hatte.

Die Kämpfe am Sereth und an der Graberka vom 3. bis 25. August 1916

Unterdessen war Boehm-Ermolli in seiner neuen Stellung westlich und südlich von Brody und in den noch festgehaltenen Linien im Serethgrund von Sacharow angegriffen worden. Er hatte sich westlich und südwestlich von Brody an den Schlauchseen des Styr, des Luhbaches und der Graberka festgesetzt und reichte Bothmer im Serethgrund die Hand, aber Sacharow hatte nicht darauf verzichtet, die beiden Armeen durch einen Einbruch zwischen Zalocze und Hladki zu trennen, und die Straße Tarnopol—Zloczow—Lemberg zu erstreiten. Da Bothmer Cebrow behauptet und die Höhe von Worobijowka wieder erobert hatte, richtete Sacharow den Hauptstoß gegen Boehm-Ermollis rechten Flügel bei Zalocze. Er versammelte zwischen Podkamien und Nowo-Alekssinec starke Artilleriemassen und überschüttete die Graberkalinie, die Dörfer im Serethgrund und die Höhenstellungen zwischen Zalocze und Zborow mit Trommelfeuer. Zalocze, Czystopady, Ratyszcze, Zwyzyn und Piemaky wurden zur Hölle. Am 3. August begann Sacharows Infanterie sich zum Angriff zu entwickeln und drang am 4. August zwischen Zalocze und Ratyszcze über den Fluß. Tagelang rangen die Österreicher, um dem Feind den Aufstieg zu den Höhen von Troscianiec und Manajow zu verwehren, aber als auch weiter nördlich, an der Graberka Risse aufsprangen, geriet der ganze rechte Flügel der k. und k. 2. Armee ins Wanken. Hindenburg schickte Hilfe. Ludendorff kratzte aus ein paar Kavallerie-Schützenregimentern, drei Infanteriebataillonen und einigen Batterien ein kleines Entsatzkorps zusammen und entsandte es unter der Führung des Generalleutnants Melior eiligst an den Sereth. Es kam gerade noch recht, das Schlimmste zu verhüten.

General Bok, der Führer der russischen Angriffsgruppe im Raume Zalocze, hatte am 6. August das Hügelland zwischen den Serethteichen und den Strypaquellen erstiegen und Troscianiec erobert. Boehm-Ermollis Rechte wich auf Manajow. Dadurch wurde Bothmers linke Flanke entblößt und die Südarmee gezwungen, zugleich gegen Nordosten und Osten Front zu machen. Troscianiec wurde zwar zurückerobert, aber die Front

war brüchig geworden, und als Bok abermals angriff, wich der rechte Flügel der 2. Armee, von Melior gestützt, am 11. August von Wertelka auf Bialoglowy und Horodyszcze. Die Verbindung zwischen Boehm und Bothmer begann zu reißen. Der Serethabschnitt war verloren.

Da die Kämpfe auf den Hügeln von Manajow und Troscianiec sich zum Nachteil der Österreicher wandten und die 2. Armee in Gefahr geriet, auf Zloczow und Zborow geworfen und zertrümmert zu werden, Hindenburg aber das Letzte hergegeben hatte, sah sich die deutsche Oberste Heeresleitung genötigt, noch zwei Divisionen aus dem Westen abzuziehen, um den Zusammenbruch der galizischen Front zum dritten und viertenmal zu verhindern.

Gab es überhaupt noch eine geschlossene Front?

Schon wurde es einsam um Bothmer. Rechts war die Verbindung mit der 7. Armee zerrissen, links ging die Fühlung mit Boehm verloren, die Flanken der Südarmee lagen offen und ihre Front wurde aufs neue angegriffen.

Unterdessen waren die 195. und 197. Division, die Falkenhayn nach Galizien entsandt hatte, unter der Führung des Generals v. Eben bei Zloczow eingetroffen und hatten den Russen auf den Hügeln von Zborow Halt geboten. Sacharow erreichte am 12. August die Linie Zwyzyn—Olejow—Bialoglowy und griff am nächsten Tage mit dem Einsatz der vollen Kraft an. Von Zarkow am Luhbach, 15 Kilometer südlich von Brody, bis zur Hügelflur von Bialoglowy, 7 Kilometer südlich von Zalocze, brüllte schweres Geschütz. Am Abend schob sich die russische Infanterie auf Sturmentfernung heran. Gasbomben fielen in die österreichischen Gräben, schwere Minenwerfer schleuderten ihre Ladungen gegen die schwachen Brustwehren — ein Massensturm begann. Aber diesmal stand die von deutschen Bataillonen durchsetzte Front fest. Im Luhgrund, an der Graberka und auf den zertretenen Getreidefeldern von Olejow und Bialoglowy brachen Sacharows Stürme im Feuer des Verteidigers zusammen. Der Russe erneuerte den Angriff am Tage darauf und trieb bei Manajow Keil auf Keil in die Linie der Verbündeten, vermochte aber nirgends Fuß zu fassen. Am 16. August führte Sacharow Verstärkungen von Podkamien heran und suchte um jeden Preis bei Pieniaki an der Graberka durchzustoßen. Umsonst; deutsche und österreichische Batterien und ungarische Infanterie schlugen alle Angriffe ab. Erschöpft und durch schwere Verluste entkräftet, stellte die russische 11. Armee am 18. August die Massenstürme ein. Sacharow hatte Brody, Zalosze und den Serethabschnitt erobert, aber Zloczow nicht erreicht. Der Weg nach Lemberg blieb ihm ebenso verschlossen, wie Kaledin der Weg nach Kowel. Als Sacharow am 22. August an der Graberka noch einmal angriff und wiederum ein Grabenstück an sich riß, waren die Kämpfe schon im Erstarren begriffen. Boehm-Ermolli eroberte die verlorenen Gräben drei Tage später zurück.

Die Kämpfe am Dnjestr vom 4. Juli bis 9. August 1916

Während Sacharow sich den Weg nach Zloczow zu öffnen suchte und Scherbatschew sich an der Südarmee die Zähne ausbiß, drängte Leschitzki mit frischen Kräften gegen Tlumacz vor. Er hatte den Rückschlag, der ihn am 3. Juli an der Worona festgebannt hatte, überwunden, Verstärkungen aus Beßarabien herangezogen und die Österreicher auf Delatyn zurückgeworfen. Im österreichischen Lager ergriff Generaloberst Köveß den Kommandostab und trat an die Spitze der kleinen Armee, die zwischen die Trümmer der auf den Karpathen fechtenden 7. Armee und die Südarmee eingeschoben worden war, um die Lücke im Dnjestrtal zu füllen. Erst k. und k. 12. Armee, dann k. und k. 3. Armee genannt, stand sie als Zentrumsarmee der Heeresgruppe des Erzherzog-Thronfolgers Karl im Dnjestrtal vor Stanislau auf wichtigem Posten. Zwar war sie kaum noch imstande, den von Zabie und Mikuliczyn her bedrohten Jablonicapaß zu hüten, aber sie war um den Preis ihres Lebens verpflichtet, den Feind von den Ölquellen Galiziens, dem Flankenraume Stryj und den rückwärtigen Verbindungen der Südarmee und der Armee Boehm-Ermollis fernzuhalten.

Aber zum Angriff fehlte ihr die Kraft. Nach heftigen Kämpfen, die vom 8. bis 28. Juli währten, sah sich Köveß zu eiligem Rückzug hinter die Worona gezwungen. Leschitzkis kaukasische Divisionen nahmen Jezierzany und drängten die Verbündeten allmählich gegen Stanislau zurück. Drückend und schiebend näherte sich Leschitzki der Linie Tlumacz—Ottynia und griff von Delatyn aus in die rechte Flanke des Verteidigers. Vergebens suchte Köveß sich durch Gegenstöße Luft zu machen. Leschitzki wehrte alle Gegenangriffe am Pruth ab und ließ sich durch das Erscheinen verbündeter Streitkräfte in seiner Flanke auf den Höhen von Zabie nur wenige Tage hinhalten. Am 7. August war er zur Schlacht bereit. Er eröffnete auf der ganzen Front der 3. Armee eine schwere Kanonade und führte Infanterie, Panzerwagen und Infanterie zum Sturm. Köveß sah seine dünnen Linien von Durchbrechung bedroht und wich fechtend auf Tlumacz und die Bahnlinie Kolomea—Stanislau. Am 8. August drangen die Russen in Tlumacz und Tysmienica ein. Vor dem Woronaabschnitt entspannen sich blutige Kämpfe, in denen die Deutschen große Opfer brachten, um den Feind aufzuhalten. Als letzte Reserven wurden Jäger und Landwehr eingesetzt, aber der Druck war zu stark. Von Nizniow bis Ottynia ergoß sich die russische Sturmflut und überschwemmte alle Höhen und Dörfer im Umkreis. Da sprengten die Deutschen die Tlumaczbrücken und die Bahn Tysmienica—Nizniow und wichen über den Fluß. Die Russen brachen im Strymbatal ein und erstritten die Straße Delatyn—Nadworna. Am 9. August nahm der

Angriff der Russen auch am linken Dnjestrufer drohende Gestalt an. Sogar bei Zabie wechselten die Rollen. Als Leschitzki gegen Solotwina und Stanislau vordrang und den rechten Flügel der 3. Armee aufzurollen begann, mußte Köveß sich zum Rückzug hinter Stanislau bequemen. Die reichen, im Schmucke der goldenen Ernte prangenden Bistritztäler fielen zum zweitenmal in russische Hand. Am 9. August rückte Leschitzki in Stanislau ein.

An diesem Tage fiel Görz in die Hände der Italiener...

Bothmers Rückzug auf die Zlota Lipa

Als Boehm-Ermolli vom Sereth wich und Köveß Stanislau räumte, stand die Südarmee mit entblößten Flanken, verlassen an der Strypa. Da schlug auch für sie die Stunde des Rückzugs. Bothmer nahm zuerst den am stärksten bedrohten Südflügel über Welesniow—Koropiec auf die Bahnlinie Monasterzyska—Nizniow, dann im gemeinsamen Kampf mit Boehm-Ermolli den linken Flügel von Cebrow auf Zborow zurück und lieferte dem Feinde im Abziehen auf der ganzen Front hartnäckige Gefechte. Wo er kehrtmachend dem Bedränger die Stirne bot, zahlte Scherbatschew blutigen Zoll. Am heftigsten kämpfte der rechte Flügel, der zwischen Buczacz und Monasterzyska immer wieder angefallen wurde. Trotzdem ging Bothmers Rückzug in voller Ordnung vor sich. Sein rechter Flügel wich erst, als der linke Flügel der Armee Köveß hinter den Tlumacz zurückgegangen war und sich auf den Höhen westlich von Stanislau in Sicherheit befand. Nun trat das k. und k. XIII. Korps, traten die in seinen Reihen fechtenden Teile der 1. und 48. Reservedivision den Rückzug auf Uszie Zielone an, den Pflanzer-Baltin ohne Bothmers Dazwischentreten schon im Juni eingeleitet hätte. Von Riegelstellung zu Riegelstellung in Staffeln rückwärtsstrebend, erreichte die Südarmee fechtend die Zlota Lipa und sprengte hinter sich Bahnen und Brücken. Scherbatschew tat dem zurückgehenden Feind nach Kräften Abbruch, brachte aber im Abwehrfeuer des Gegners große Opfer. Die Russen durchwateten und durchschwammen Flüsse und Bäche, drangen in blutigem Sturm bis in die Nachhutbatterien, ritten Attacken, von denen nur Trümmer wiederkehrten, und prallten schließlich im Süden an der vorbereiteten Horozankalinie, im Norden an der Zlota Lipa ab. Bothmers Nordflügel wich am 11. August von Cebrow auf Zborow. Als der Russe am 12. August von Cebrow bis Burkanow angriff, traf er auf geräumte Stellungen, und als Scherbatschew zur Verfolgung schreiten wollte, stieß er in Wäldern und Dörfern auf kampfbereite Nachhuten und fand nach zweitägigem wanderndem Gefecht die Südarmee an der Zlota Lipa zum Empfang bereit. Bothmer war als Letzter gewichen.

Die Kämpfe in den Karpathen vom 4. Juli bis 31. August 1916

Der Rückzug der Verbündeten war abgeschlossen. Doch nun drohte Gefahr im Süden, wo die Karpathenflanke zum Angriff lockte.

Die Reiterdivisionen Kellers hatten die Bukowina im Laufe des Juli beinahe ganz ausgefegt. Es war der k. und k. 7. Armee nur mit Mühe gelungen, sich auf den Pässen des Waldgebirges zu behaupten. Als stärkere russische Kräfte nachrückten und Köveß die Zugänge des Passes von Jablonika preisgeben mußte, war die ungarische Tiefebene zum drittenmal in diesem Kriege vom Einbruch russischer Heerscharen bedroht. In den letzten Julitagen lagerte die 7. Armee zwar noch auf den Pässen, aber der Feind stieg schon auf Nebenpfaden ins Gebirge, um die Paßstraßen zu umgehen und zwischen Kirlibaba und Körösmező einzubrechen.

Die Hauptkräfte Pflanzers hatten sich auf dem rechten Flügel bei Dorna Watra und in der Linie Tartawka—Capul bei Kirlibaba verschanzt, wo sie das Paßtal der Goldenen Bistritz sperrten, das Zentrum stand am Kopilas und hütete die Zugänge des Vasertales und des Ruszkowatales, die zum Vissotal hinunterziehen, und der linke Flügel kämpfte im Huzulenland zwischen Worochta, Zabie und Tartarow.

Als die Russen auf den Karpathengipfeln erschienen, war in Pest und Wien große Unruhe entstanden. Conrad v. Hötzendorf und Falkenhayn wurden genötigt, der 7. Armee unmittelbar zu Hilfe zu kommen. Die Sorge um die Erhaltung des Kriegswillens Ungarns und die Furcht vor rascherem Eingreifen Rumäniens verdrängten die strategischen Erwägungen, die eher zu einer Verstärkung der Armee Köveß rieten, und führten zur Bildung einer neuen deutschen Kampfgruppe hinter dem Karpathenwall. Falkenhayn rief den Generalleutnant v. Conta vom Doiransee nach Ungarn und übertrug ihm den Oberbefehl über die deutschen Divisionen, die sich in den letzten Julitagen bei Marmaros-Sziget versammelten und die Bezeichnung Karpathenkorps erhielten. Zuerst waren die 200. Division und die 2. Radfahrerbrigade zur Stelle, später folgte die 10. bayerische Division, die sich am 23. Juli aus der Sommeschlacht löste.

Als Conta in Marmaros-Sziget eintraf, war die Lage des linken Flügels der k. und k. 7. Armee kritisch geworden. Die Russen waren vom Quelltal des Pruth im Vordringen auf Körösmező. Um rasch zu helfen und wenn möglich auch Leschitzkis Vorgehen gegen Stanislau zu unterbinden, blieb Conta nichts übrig, als vom Fleck anzugreifen, als stünde er nicht hinter einem Gebirgswall, sondern in flacher Ebene ein paar Tagemärsche vom Feind. Er stellte sein kleines Korps im Vissotal bei Felsö-Viszó—Leordina vor den Öffnungen des Vasertales und des Ruszkowatales auf und führte es dem bei Zabie und Worochta vordrängenden Feind in die linke Flanke. Es war eine Bedrohung über ein 60 Kilometer breites Gebirge hinweg,

aber besser als nichts. Am 1. August trat die 200. Division mit österreichisch-ungarischen Verbänden zum Vormarsch an. Sie stieg aus den Tälern zum Waldgebirge empor, brach sich keuchend durch urwüchsigen Urwald Bahn, überquerte Schluchten und Wasserrisse, überstieg die erste Gipfelkette, gewann das Tal des Schwarzen Czeremosz und erschien am 3. August vor den russischen Hauptstellungen, die sich 600 Meter hoch über dem rechten Czeremoszufer von der Baba Ludowa zur Ludowa zogen und bei Jawornik das Flußtal sperrten.

Der Russe fühlte sich in seinen Felsenburgen jedem Angriff gewachsen. Seine Flanken waren angelehnt, seine Verbindungen gesichert. Der Angreifer dagegen stand zwischen Bergen eingeklemmt und wußte kaum noch etwas von seinem Nachschub, so weit hatte er sich von seiner Grundstellung entfernen müssen, um dem Gegner an den Leib zu kommen.

Es blieb Conta kein anderer taktischer Schlag als ein rascher, mit letzter Kraft geführter Kopfhieb. Er griff an, warf sich zuerst auf den rechten Flügel und stieß ihn von den Höhen bei Jawornik, pflanzte dann seine Gebirgsgeschütze auf, schoß zwei Stunden, was die Rohre hergaben, und rannte am hohen Mittag gegen den linken Flügel des Feindes an. Deutsche Jägerbataillone stürmten über Geröll und Grasnarbe bergan und entrissen den überraschten Russen im ersten Anprall die ganze Höhenstellung. Die Baba-Ludowa, die Hala-Mihailewa und die Hala-Lukowiec fielen, von Südwesten aufgerollt wie Kartenhäuser, und der Verteidiger flutete von dem 1500 Meter hohen Grat geschlagen ins Prohinatal in der Richtung auf Jablonica zurück.

Der Verfolger stürmte hinter ihm drein und setzte schon am Tage darauf den Angriff auf die zweite Stellung an, die sich in 1583, 1033 und 1218 Metern Höhe von Dereszkowata über Plaik bis Skubowa zwischen dem Schwarzen und dem Weißen Czeremosz hinzog. Regen und Nebel verhüllten die dunklen Karpathenkuppen, aber unverdrossen ging es vorwärts. Am 6. August wurde die zweite Stellung erstürmt und der Russe auf Jablonica—Zabie zurückgeworfen. Zwei Tage später stand Conta drohend in der Flanke des rechten Flügels der russischen Karpathenarmee. Wie zum Lohne glänzte das Gebirge in heller Sonne. Aber der Deutsche stand einsam, durch den hohen Gebirgswall von seinen Kraftquellen geschieden, ohne genügenden Nachschub an Munition und Verpflegung zwischen den wilden Flüssen. Er fühlte sich in Flanke und Rücken bedroht und durfte nicht daran denken, ins Czeremosztal hinabzusteigen und den Stoß bis Zabie durchzuführen, wo russische Verstärkungen sichtbar wurden und die Österreicher aufs neue bedrängten. Es galt zunächst für die Sicherheit der eigenen rechten Flanke zu sorgen und dem Feind den Durchbruch bei Kirlibaba zu verwehren.

Dazu bedurfte es frischer Kräfte.

Sie trafen am 7. August in Gestalt der 1. Division ein, die von Verdun in die Karpathen eilte und am rechten Flügel der 7. Armee eingesetzt wurde.

Es war die höchste Zeit. Der Russe blickte schon ins ungarische Bistritztal. Er hielt die Linie Capul—Magura—Stara Wipczyna—Sarata besetzt und konnte jeden Augenblick in das Cibotal und auf den Prisloppaß herabstoßen.

Pflanzer-Baltin hatte die Gefahr erkannt und gleichzeitig mit Contas Vorgehen gegen Ludowa—Zablonitza einen Angriff auf die Capulstellung angesetzt. Eine Honveddivision stieg aus dem Cibotal zu der Ormuluihöhe empor, um dieses mächtige Vorwerk der Gipfelstellung auf dem Capul zu bezwingen. Bewaldet und durchschluchtet ragt der Ormului zwischen der Paßstraße und dem Cibotal 1300 bis 1500 Meter hoch empor. Als die Ungarn am 3. August zum Angriff antraten, krochen Nebelschwaden um die Bergkuppen. Rauh blies der Wind. Trotzdem zerschlugen die Granaten die russischen Drahtverhaue, in denen Kosaken und Dragonerschützen sich eingenistet hatten. Am Abend räumte der erschütterte Verteidiger die erste Linie und wich gegen den Ostrand des Massivs. Am 4. August trat russische Infanterie zum Gegenstoß an, wurde aber geworfen. Strömender Regen erschwerte das Vorgehen der Ungarn. Sie gruben sich hart am Feind ein und wetterten zwei Tage lang Regenstürme und Russenstürme ab. Als der Russe in der Nacht auf den 7. August Reserven heranführte, die er im Moldawatal aufgeboten hatte, kam es auf dem Ormului zu blutigem Kampf. Das Bajonett der Russen und der Beilstock der Madjaren trafen aufeinander. Am 7. August schien den Ungarn die Sonne. Sie griffen an, schleuderten Ekrasitladungen in die russischen Gräben und brachen nach dreimaligem Anlauf in die Stellung am Osthang. Der Russe wich, von Umfassung bedroht, auf seine Hauptstellung am Capul und an der Magura zurück. Vor dieser kam der Angriff ins Stocken. Der Russe rief Reserven von Seletin und Izwor herbei, die ins Kirlibaba- und Serethtal einstiegen und die Besatzungen auf dem Capul und der Magura verstärkten. Auf dem Ostufer der Kirlibaba wurden so starke Kräfte sichtbar, daß an einem russischen Gegenschlag nicht zu zweifeln war. Schleuderte dieser die im Geröll klebenden Verteidiger des Prislopsattels ins Tal, so sprang die Bistritzklamm vor den Russen auf und die 7. Armee war umgangen.

Um die Lage wiederherzustellen, wurden die Hauptkräfte Contas an den rechten Flügel gebracht und gegen die Magura vorgeführt. Am 17. August war der rechte Flügel der Sturmgruppe Conta schlagbereit. Ostpreußen und Honveds griffen an und erstürmten nach zweitägigen erbitterten Kämpfen die Magurastellung. Zwei russische Gegenangriffe wurden bei Stara Wipczyna aufgefangen, der Feind zurückgeworfen und nach hin- und herwogendem Stellungskampf die Stara Wipczyna mit Granate, Beil und Bajonett angegriffen und genommen. Die unmittelbare Bedrohung der einzigen großen Verbindungslinie der 7. Armee, der Straße Kirlibaba—Prislop—Felsö-Veszö—Marmaros-Sziget war abgewehrt.

Pflanzer-Baltin konnte aufatmend zu seinem linken Flügel eilen, der 120 Kilometer von Kirlibaba entfernt bei Worochta und Tartarow in schwerem Kampfe lag und die Flanken des Tartarenpasses hütete. Inzwischen verkürzte Conta seine Linie, um eine Durchbrechung seiner ausgespannten Front zu verhindern. Er gab die Stellungen bei Jablonica auf und nahm seinen linken Flügel auf Jawornik und die Ludowa zurück und machte sich an der Magura auf neue Anläufe gefaßt.

Der linke Flügel der 7. Armee hatte nach flüchtigem Aufatmen den Rückzug von Worochta auf Lazescsina antreten und Leschitzki das Quelltal des Pruth überlassen müssen. Contas Angriff bei Ludowa war nicht weit genug gedrungen, um dies zu verhindern, und Leschitzki war nach dem Rückzug der k. und k. 3. Armee hinter Stanislau ohnehin in der Lage, das Huzulenland mit stärkeren Kräften zu überschwemmen und den linken Flügel der 7. Armee zu verdrängen. Ein einziges österreichisches Korps wehrte Leschitzki den Aufstieg zum Tartarenpaß, hatte aber schon den Höhenrücken zwischen Pruth und Lazescsina in der rechten Flanke der Serpentinenstraße verloren und war im Begriff gegen Körösmezö auszuweichen, als auch hier der Deutsche in die Bresche sprang. Eine neue deutsche Division, die 117., traf in Körösmezö ein. Sie hatte kurz nacheinander in Flandern und an der Somme gefochten und warf sich nun im Lazescsinatal ins rückwärts gleitende Gefecht. Am 29. August trat sie am linken Flügel der Österreicher zum Sturm auf die Berglinie Kowerla—Kukul an, wo auf 1500 Metern Höhe die Wasserscheide von Pruth und Theiß verläuft. Die Deutschen klommen die bewaldeten Hänge hinan und stürzten die 11. und 32. Division Leschitzkis in wütendem Nahkampf von den Gipfelschanzen des Kukul. Zu gleicher Zeit nahmen die Österreicher die Koverlakuppe. Die Gefahr war beschworen.

Als der August zu Ende ging, fochten im Verband der k. und k. 7. Armee von Tartarow bis Kirlibaba zerstreut drei Infanteriedivisionen, eine Radfahrerbrigade und zwei Landsturmregimenter deutscher Truppen und wehrten den Russen den Einbruch in die ungarische Tiefebene.

So war alles auf deutsche Hilfe gestellt. Vom Stochod bis zur Goldenen Bistritz, wo immer Österreich-Ungarns schwergetroffene Armeen noch stärkeren Halt verlangten, traten Deutsche auf den Plan, stützten die wankende Front und setzten der russischen Sommeroffensive, wenn auch spät, so doch nicht allzu spät trotz Luzk, trotz Okna, trotz Verdun und trotz der furchtbaren Prüfung der Sommeschlacht in unerschütterlicher Abwehr vor den Toren Kowels, Lembergs, vor Kirlibaba und Körösmezö ein Ziel. Die große russische Offensive hatte gegipfelt und erstarrte um die Herbstwende vor Lemberg und auf den Höhen der Karpathen.

Der Feldzug im Westen
vom 23. Juni bis 28. August 1916

Die Schlacht an der Somme vom 1. Juli bis 28. August 1916

Der englisch-französische Angriffsplan

Als Rußlands Angriffsfeldzug im Sommer 1916 vor Kowel gipfelte, Stanislau bedrohte und zu den Waldkarpathen emporstieg, war die Offensive Englands und Frankreichs in der Sommelandschaft vor den Toren Péronnes und auf den Höhenwellen von Combles angelangt. Der größte, erfolgreichste Angriff, den Franzosen und Engländer je unternommen, seit die Westfront erstarrt war, fraß sich tief und tiefer in die deutsche Wehrstellung und suchte den Widerstand lebendiger Menschen durch ungeheuere mechanische Vernichtungsmittel zu besiegen. Zum erstenmal drohte der Geist der Materie zu erliegen.

Die russische Offensive war auf einer Front von 160 Meilen geplant gewesen und binnen drei Tagen in zwei Abschnitten zur raumverschlingenden Sturmflut geworden, die englisch-französische wurde in einer Breite von 6 Meilen entfesselt und wälzte sich wie zähe versengende Lava schwerflüssig, aber scheinbar unaufhaltsam über die deutschen Linien.

Im Osten wurde daraus ein Feldzug, der eine Reihe von Schlachten gebar und sich zur Operation entwickelte, die nur mit Mühe gebändigt werden konnte, im Westen war's ein Angriff, der sofort als begrenzte Schlacht begann, an Vernichtungsschrecken alles übertraf, was bisher geschehen war, und nach Monaten in sich zusammensank, ohne zu enden.

Vielleicht war die Offensive des Westens größer geplant, vielleicht ist sie vom Kriegsrat der Alliierten als Erneuerung und Überbietung jener Zangenschlachten gedacht worden, die im Herbst 1915 die deutsche Front von zwei Seiten packten und das vorspringende Mittelstück herauszubrechen suchten. Damals hatten French und Foch Schulter an Schulter im Artois und in der Picardie, Castelnau für sich in der Champagne angegriffen, um den Somme-Aisnewinkel in konzentrisch gedachtem Doppelangriff einzudrücken, und dem Verteidiger bei Arras und Carency hart, in der Champagne härter zugesetzt, ohne ihr Ziel zu erreichen. Es liegt nahe anzunehmen, daß Joffre die tragende strategische Idee dieser Unternehmung nicht verworfen hat, weil die Ausführung des Ganzen mißlungen war. Zielten doch die Anstrengungen Englands und Frankreichs auf eine unerhörte Häufung von lebenden und toten Angriffsmitteln, die nur dann zu Gewicht kommen konnten, wenn der Einbruch in die deutsche Wehrstellung durch eine Umfassung gekrönt wurde. Und zur Umfassung lud der über Noyon vor-

springende Mittelbau der deutschen Front im Sommer 1916 nicht weniger ein als im Herbst 1915.

Dennoch ist es anders gekommen. Englands und Frankreichs Heere verzichteten auf den konzentrischen Angriff. Joffre und Haig entschieden sich für einen einfachen Stoß und schritten an der Somme und an der Ancre Schulter an Schulter zur Belagerungsschlacht. Die Aisne-Champagnefront blieb unbestürmt. Wenn die Behauptung gestattet ist, daß hierin ein gewisser strategischer Verzicht lag, so darf man auch der Vermutung Raum geben, daß der Angriff der Deutschen bei Verdun vielleicht doch auf die Vereinfachung der englisch-französischen Offensive hingewirkt hat und die Doppelhandlung in einen frontalen Durchbruchsversuch verwandelte, der zunächst auf Péronne und Bapaume zielte und aus der Ferne Cambrai bedrohte.

Das französische Heer hatte bei Verdun so stark geblutet, daß es im Sommer nicht mehr mit ungeschwächten Kräften zum Angriff schreiten und an der Aisne oder in der Champagne seine eigene Schlacht schlagen konnte. Aber der Franzose war stark genug geblieben, Schulter an Schulter mit dem Briten anzugreifen. Die Entfesselung der Schlacht bei Verdun hat diesen Angriff nicht verzögert, sondern beschleunigt.

Mehr als 5 Monate hatten die Alliierten zu dieser Schlacht gerüstet. Auch an der Aisne und der Vesle waren Vorbereitungen getroffen, Schienen gestreckt, Straßen gebaut, Geschosse angehäuft worden, aber im März blies Joffre vor Soissons Halt, um alles dem Frontabschnitt Arras—Chaulnes zuzuwenden. Nach einem Plane, dem niemand einen großen Zug absprechen wird, obwohl er schematisch angelegt war, entstanden im Gebietswinkel zwischen St. Omer, Arras und Amiens ganze Bündel von Bahnen und Straßen, die sich zur Angriffsfront verzweigten. Millionen von Granaten wurden aufgestapelt, Tausende von Rohren aller Kaliber aufgepflanzt und riesige Mengen tödlicher Gase bereitgestellt. Hinter der Front übten die Angriffsdivisionen, vor allem die jungen britischen Verbände, die Kitcheners letzter Heeresbefehl über den Kanal gesandt hatte, das neue Sturmverfahren.

Als Angriffsraum war der Abschnitt auf beiden Seiten der Somme ausersehen.

Die Lage des Verteidigers

Hier lagen die deutschen Gräben wahllos ins wellige Gelände gestreut. Es gab keine breite Befestigungszone, deren Außengürtel preisgegeben werden konnte, wenn der Feind anrannte. Man war immer noch auf die Verteidigung der ersten Linie eingeschworen, in der der Verteidiger Gewehr neben Gewehr einsetzte, um dem Angreifer den Durchbruch zu verwehren. Dahinter liefen wohl zahlreiche Annäherungsgräben, verdrahtete

Waldstücke und barrikadierte Dörfer, aber diese Stützpunkte waren nicht zum Durchfechten der Schlacht bestimmt, sondern bildeten die letzten Klammern der zerreißenden Linien. Die deutschen Batterien standen dicht hinter der Front und waren überdies dünn gesät. Die Beobachtung war erschwert, denn nur wenige Ballone wiegten sich über den deutschen Linien. Ein einziges Fliegergeschwader schwebte über der Somme.

Wie Conrad im Vorfrühling die Blüte seines Heeres und die kostbarsten Stücke seiner Artillerie vor Asiago vereinigt hatte, so war Falkenhayn im Winter daran gegangen, ausgewählte deutsche Streitkräfte und die besten Batterien vor Verdun zusammenzuziehen. Die schweren Geschütze, die bei Etain und Montfaucon aufgepflanzt wurden und die Geschoßvorräte, die sich in der Woëvre und an den Ufern der Maas häuften und im endlosen Kampf immer wieder ergänzt werden mußten, haben an der Somme bitter gefehlt, Kampfflieger, die über Verdun kreisten, Bombenflugzeuge, die die russischen Verschubbahnhöfe Dünaburg, Minsk und Sarny bewarfen, wurden an der Somme mit tausend Flüchen herbeigewünscht — umsonst, die größte Schlacht des Westens mußte von Mann und Offizier im deutschen Graben mit dem Bewußtsein ungeheuerlicher Unterlegenheit an Kampfmitteln und Kämpfern aufgenommen und mit einem Gefühl der Verlassenheit geschlagen werden, das die Hegelsche „Kraft des Gemütes" zu verzehren drohte.

Der Frontabschnitt wurde von der 2. Armee gehütet, die ihn seit dem Oktober 1914 besetzt hielt. Als Armeeführer waltete General Fritz v. Below, der in Litauen das XXI. Korps befehligt hatte. Sein Stabschef war Generalmajor Grünert. Die 2. Armee stand seit Monaten unangegriffen in den einst erstrittenen Linien. Kleine Grabenkämpfe hielten den Mann in Atem, der das Auftauchen neuer Batterien und frischer Streiter in den feindlichen Linien gelassener verfolgte als die ernst gestimmte Führung. Below war am 19. Februar zum letztenmal zu einem größeren Ausfall geschritten. Er hatte damals das Sommedorf Frise erobert und sich in der Sommeschleife eingerichtet. Das war eine Verbesserung der Stellung, aber die unregelmäßig gestaltete Linie bot dem Feind zwischen Ancre und Somme verletzliche Brechpunkte. Am meisten gefährdet erschien das gegen Albert vorgeschobene Fricourt, das von Westen und Süden angegriffen werden konnte.

Die Deutschen waren auf die Kräfte der 2. Armee angewiesen. Der Abschnitt Gommécourt—Beaumont—Hamel—Thiepval—Ovillers—La Boiselle—Fricourt—Frise—Dompierre—Estrées war damals von acht deutschen Divisionen besetzt. Nördlich der Somme, im Abschnitt Gommécourt—Frise, standen fünf, südlich der Sommeschleife, im westwärts geschwungenen Flußbogen drei Divisionen. Dahinter lagen drei abgekämpfte Divisionen, um die dünnen Linien im Falle der Not zu stützen. Das war wenig genug.

Als sich einige Tage nach der Eroberung von Frise bei Verdun das Wetter zu entladen begann, spähte man zwar überall, auch an der Somme,

aufmerksam nach feindlichen Entlastungsversuchen, blickte aber gleichwohl entschlossen in die Zukunft. Below gab sich keinem Zweifel über den Ernst der Lage hin und forderte wiederholt Verstärkungen, besonders an Artillerie, Ballonen, Flugzeugen und Grabenkampfmitteln. Aber es konnte ihm nur wenig gegeben werden. Falkenhayn verließ sich auf Aushilfen und den Kämpfer im Graben und hoffte, dem Feind bei Verdun so zur Ader zu lassen, daß dieser an der Somme oder in Flandern nur noch mit geteilten Kräften zum Angriff schreiten konnte. Als der Russe am 3. Juni die österreichische Front bei Luzk zerhieb, schwand den deutschen Armeen des Westens vollends die Hoffnung auf baldige Erlösung aus drückendster Not. Die „Mühle von Verdun“ mahlte weiter.

In den letzten Tagen des Juni begannen sich vor dem rechten Flügel der 2. Armee starke englische Massen zu zeigen. Alle Dörfer und Lager zwischen Arras und Albert füllten sich mit flachbehelmten britischen Divisionen. Endlose Kolonnen bedeckten die verbreiterten Straßen, grauer Staub erhob sich aus marschierenden Reitergeschwadern und zog in langen Schwaden über die reifenden Getreidefelder. Die deutschen Horchposten vernahmen das Rollen und Stampfen von Tret- und Kettenrädern, und die Flieger stießen überall auf gesteigerte Luftabwehr. Nur in den Mulden und Sümpfen der Sommeniederung blieb alles wie es war, und zwischen Frise und Péronne übertönte das tausendstimmige Orchester der Frösche die Geräusche in den feindlichen Gräben. Fritz v. Below gewann die Überzeugung, daß der Brite sich zur Schlacht bereitstellte.

Der englisch-französische Aufmarsch

Die Engländer waren schon seit dem März regsamer geworden und hatten auf der ganzen Front von Ypern bis Lens bald hier, bald dort kleine Teilstöße ausgeführt und die Front der 4. und 6. Armee in Unruhe versetzt. Deutsche Gegenstöße trafen auf starken Feind. Als die Bedrängnis Verduns wuchs, beschleunigte Haig seine Vorbereitungen, und als der Zusammenbruch der 4. österreichischen Armee bei Luzk in den ersten Tagen des Juni die Reserven der deutschen Heeresleitung zu verschlingen begann, entschloß sich Sir Douglas noch vor der Beendigung der Ausbildung seiner jüngsten Divisionen zum Angriff anzutreten. Am 16. Juni begann sich das Unwetter zwischen Scarpe und der Somme drohend zusammenzuziehen. Zwei englische und eine französische Armee marschierten auf. Die Engländer standen nördlich der Somme im Ancrebogen zwischen Gommécourt und Fricourt, die Franzosen südlich der Sommeschleife zwischen Frise und Estrées.

Haigs Aufmarschraum wurde durch die Ancre in zwei Abschnitte geteilt. Südlich des Baches stand die Armee Rawlinson, nördlich des Baches die Armee Allemby. Die Franzosen, die zwischen der Sommeschleife und

der Römerstraße auf ungeteiltem Feld antraten, wurden von General Fayolle geführt. Dahinter hielten Haig und Foch große Reserven bereit, um die Schlacht zu speisen. Die Briten wollten mit 12 Diwisionen in erster, 4 in zweiter Linie, die Franzosen mit 7 Diwisionen in erster und 5 Diwisionen in zweiter Linie angreifen. In den Lagern von St. Omer und Amiens wartete Ersatz. Große Kavalleriekörper wurden zur Verfolgung bereitgehalten. Das Hauptgewicht aber lag auf der ungeheuer vermehrten Artillerie, die für den Angriff befestigter Feldstellungen besonders geschult worden war und von vorzüglich ausgebildeten Fliegern unterstützt wurde. Die Engländer hatten die Bedeutung der Luftwaffe erkannt. Haig gedachte sich ihrer an der Somme vor allem als Artilleriebeobachter und zum Angriff auf erschütterte Grabenbesatzungen zu bedienen. Da die erste deutsche Linie von den am Hang liegenden Engländern eingesehen werden konnte, war Haig in der Lage, den Gegner an der Brust zu packen. Die Briten gingen mit großer Zuversicht in die Schlacht, auf die sie sich seit Monaten vorbereitet hatten, und in der sie zum erstenmal die Hauptlast des Kampfes auf sich nahmen, während der Franzose nur zur Verstärkung des rechten Flügels antrat. Das war gleichbedeutend mit einer neuen Phase der englisch-französischen Kriegführung. Der Brite trat als Angreifer auf den Plan und begann sich mit den Deutschen im Entscheidungskampf zu messen. Der Gallier, der bei Verdun in der Abwehr focht und an der Somme zunächst nur eine einzige Armee zum Hauptangriff bereitstellen konnte, ersetzte die Menge durch die Güte der Truppen und bildete seine Sturmkorps aus Veteranen aus der Champagne und von der Maas und aus der Blüte der Jahresklasse 1916, die hier die Feuertaufe erhalten sollte.

Am 23. Juni begann sich das Geschützfeuer an der anglo-gallischen Front zum Wirkungsschießen zu verdichten. Es war ein kritischer Tag. Der Deutsche stand vor Fleury und Souville im Kampf um Verduns Innengürtel, der Russe lag nach der Vernichtung der Armee Josef Ferdinands mit Linsingen im Styrbogen verkämpft.

Am 24. Juni eröffneten die Alliierten die Offensive an der Somme.

Die Artillerieschlacht

Von der Scarpe bis zur Oise flammte die Front auf. Das war keine Artillerievorbereitung mehr, sondern ein Vernichtungsschießen, das die Sicherung des Schlachterfolges in sich selbst tragen sollte. Bald erkannte der Deutsche, daß der eigentliche Feuerbogen sich von Monchy bis Chaulnes wölbte. Kraft und Methodik dieser Beschießung übertrafen alles, was er bisher erduldet hatte. Britische Marinerohre von 38-cm-Kaliber und französische Haubitzen von 40-cm-Kaliber zerschlugen die Anmarschstraßen und

zerstörten die Stützpunkte hinter der bedrohten Linie, auf die das Feuer tausender kleinerer Geschütze niederging. Flach- und Steilfeuer, Gasangriffe und Minenüberfälle verketteten sich und säten Tod und Vernichtung. Kein Uhrwerk schlug regelmäßiger als diese von Tag zu Tag wachsende, zuweilen aussetzende, plötzlich wiederkehrende Kanonade, die das ganze Gelände wie ein Schachbrett ausfegte. Kein Drahtnetz blieb heil, kein Verhau blieb aufrecht. Wege und Straßen, Dörfer und Städte wurden zerstört, Batterien zerschlagen, Kolonnen zugedeckt, Gräben und Stollen umgewühlt. Der Engländer schoß schematisch, aber mit überraschender Genauigkeit. Der Franzose setzte an die Stelle der starren Gebundenheit ein bewegliches Verfahren. Seine Batterien waren kunstvoller gegliedert, wechselten rascher Ziel und Richtung und wirkten durch überraschendes Kreuzfeuer und gewaltiges Zusammenfassen aller Kaliber noch verheerender als der Brite. Am 25. Juni warfen sich die Luftgeschwader der Verbündeten auf die deutschen Ballone und brachten sie zum Absturz. Während auf englisch-französischer Seite meilenweit Ballon neben Ballon stand, erblindete die deutsche Front mehr und mehr.

Die deutschen Flieger waren viel zu schwach, den feindlichen Geschwadern den Weg zu verlegen, die Artillerie war weder zahlreich noch beweglich genug, einem solchen Orkan die Spitze zu bieten. Kaum flammte ihr Abwehrfeuer auf, so kreisten englische und französische Artillerieflieger über ihr und riefen die Granaten der Gegenbatterien auf sie herab. Die deutsche Infanterie fühlte sich im Stich gelassen. Auch die Gasangriffe forderten schwere Opfer. Scharfe Chlordämpfe und süßliche Phosgenschwaden wälzten sich über die Felder, die Vögel stürzten aus der Luft, Blätter und Früchte hingen versengt, Pferde und Hunde, alles Getier lag vergiftet, bis in die tiefsten Stollen drang der Tod. Mit Strohfeuer und Masken suchte der Mann im Graben sich das schleichende Gift vom Leibe zu halten, das vom Westwind über die wellige Fläche zwischen Somme und Ancre bis zu den Stabsquartieren getrieben wurde. Da der Verteidiger nie wußte, ob die mit Bedacht eingestreuten Ruhepausen den Beginn des Infanteriesturmes anzeigten, wurde er immer wieder zur Unzeit aus seinen kümmerlichen Deckungen gelockt und erlitt im neueinsetzenden Granatenwirbel entsetzliche Verluste. Die Grabenkompagnien wurden ausgetilgt, Ersatz, der nachts über Leichen in die Kampflinien kroch, wiederum zusammengeschossen und verblutend in die Unterstände gejagt. Als das Feuer vier, fünf Tage anhielt, schien das Ende gekommen. Der kreidige Untergrund des Kampfgeländes lag wie ein Kirchhof aufgewühlt, Wälder waren zu Spänen zerschlagen, daß die Strünke wie phantastische tropische Gewächse auseinanderklafften, Teiche in Sümpfe verwandelt, Kuppen abgetragen und Mulden zu Kratern ausgeworfen. Kirchtürme, hohe Einzelbäume, Windmühlen, alles was als Landmarke und Beobachtungspunkt gedient hatte, wurde vertilgt.

Bombengeschwader überflogen im Nebel die deutschen Linien und suchten in Schwärmen die Bahnhöfe der Etappe auf. Von Roye bis Cambrai schlugen ihre Bomben ein, fielen auf Gleise und Transporte und zerstörten Brücken und Bauten. Der sechste Tag neigte sich, der siebente verging, der 1. Juli zog herauf, und das Feuer brüllte immer noch und schüttete Berge von Eisen auf die deutschen Linien.

Die Kämpfe vom 1. bis 5. Juli 1916

Erst in der Nacht auf den 1. Juli rückte die Infanterie des Angreifers in ihre Sturmstellungen. Die Franzosen Fayolles entwickelten sich zum Angriff auf die Linie Vermandovillers—Gouzeaucourt—Dompierre—Frise—Maricourt, die Engländer Rawlinsons auf die Linie Mametz—Fricourt—Ovillers—Thiepval—Hamel, und die Armee Allenby trat zum Angriff auf Beaumont—Serre—Hébuterne—Gommécourt an. Die Franzosen gedachten die Deutschen zwischen der Römerstraße und der Somme zu überrennen, die Dörfer Estrées, Belloy, Becquincourt, Herbecourt, Flaucourt, Frise, Feuillères zu nehmen und an der Somme auf beiden Ufern aufwärts gen Péronne vorzudringen. Von Westen und Nordwesten angegriffen, sollte Péronne rasch erliegen. Die Engländer wollten den Hauptangriff zu beiden Seiten der Straße Albert—Bapaume führen, mit dem rechten Flügel den Vorsprung von Fricourt umfassen, im ersten Anlauf die Hänge von Hardécourt, Montauban, Contalmaison, Pozières und Thiepval ersteigen und mit dem linken Flügel die Ancre zwischen Hamel und Miraumont gewinnen und aus Südwesten und Westen auf Bapaume durchbrechen.

Die Infanterie hatte durch deutsches Vergeltungsfeuer wenig gelitten und trat, von dem Schauspiel des eigenen überwältigenden Artilleriefeuers begeistert, zuversichtlich zum Sturm an.

Um 7 Uhr 30 in der Frühe stiegen Engländer und Franzosen aus den Gräben. Altengland schritt voran. Während Kanadier und Australier den Feind bei Lens und Ypern fesselten, griffen Kitcheners Divisionen und die auf die alte Feldarmee gepfropften Neubildungen an der Ancre an. Die Sturmkorps waren auf 4 Divisionen verstärkt. Engländer, Schotten, Iren fochten Schulter an Schulter, keiner zweifelte am Gelingen. Die Franzosen gingen mit dem Gefühl in die Schlacht, daß sie am Feinde für Verdun Rache zu nehmen hatten, obwohl die Festung nicht gefallen war. Der Angriff war auf gewaltsame Durchbrechung des zerschlagenen Frontstückes auf beiden Ancre- und Sommeufern gestellt und wurde mit rücksichtsloser Wucht geführt.

Da wiederholte sich das alte Heldenspiel. Da erstanden aus Trichtern und Trümmern die letzten Überlebenden der deutschen Grabenbesatzungen und richteten die heilgebliebenen Maschinengewehre auf den anlaufenden

Feind. In den zerschossenen Batterien wurde das letzte verwendungsfähige Geschütz aus der Deckung gerissen und hinter die Infanterie gerollt. Die letzten Flieger, die Below noch besaß, warfen sich den feindlichen Geschwadern entgegen. — Ein Verzweiflungskampf begann. Waren im Jahre 1915 nach tagelangen Kämpfen einzelne Gräben, Gehöfte, Mühlen und Hügelstellungen in die Hand des Angreifers gefallen, so gelang es ihm diesmal, ganze Stücke aus der angegriffenen Front herauszureißen. In der Herbstschlacht in der Champagne hatte der Angreifer seine Kraft im Anlauf verbraucht, diesmal wuchs seine Stärke von Tag zu Tag. Trotzdem wurde der Angriff nicht zum großen Erntegang, der das Feld mit blitzenden Sensen durchschritt. Aber er gewann mehr Raum und drückte größere Frontstücke ein, als sich mit der Festigkeit der deutschen Linien vertrug, und schlug dem Verteidiger schwere Wunden.

Die Franzosen standen am Abend des ersten Schlachttages am Nordufer der Somme vor Hardécourt und Curlu und hatten am Südufer zwischen Frise und Estrées die Orte Dompierre, Becquincourt, Bussu und Fay genommen. Curlu und Frise wurden umfaßt und fielen am Tage darauf. Am 3. Juli war Fayolles linker Flügel im Vorgehen gegen Ham und Feuillières, um auf beiden Ufern flußaufwärts zu marschieren und die Straße Péronne—Cléry—Albert zu gewinnen. In der Mitte und auf dem rechten Flügel focht der Franzose weniger glücklich. Sein Zentrum wurde nach dem Einbruch in die erste Linie vor Flaucourt und Assevillers von Gegenangriffen getroffen und in wütende Kämpfe verwickelt, und sein rechter Flügel schon nach kurzem Anlauf vor Estrées und Belloy an der Römerstraße angehalten.

Sir Douglas Haig war auf dem rechten Flügel vom Glück begünstigt. Er ließ die unter die deutschen Gräben getriebenen Minen springen, schoß mit Nebelbomben und führte seine Infanterie, in dichtes Gewölk gehüllt, an den Feind. Rawlinson stieß zwischen Maricourt und Fricourt auf Montauban durch, drang in Mametz ein und umfaßte Fricourt, in dem Trümmer der Besatzung nach drei Seiten Front machten, um die feindliche Flut zu dämmen. Unter schweren Opfern erreichte Haigs rechter Flügel die Höhenränder zwischen Hardécourt und Montauban. Um die Mittagstunde fiel Montauban in Rawlinsons Hand. Die ersten Gefangenen wanderten nach Albert. Es waren zerschlagene Grabenbesatzungen, die sich, von allen Verbindungen abgeschnitten, ohne Verpflegung, ohne Aussicht auf Entsatz, vom Durst verzehrt, vom Gas betäubt, in Schlamm und Moder gewehrt hatten, bis die englischen Sturmwogen über sie hinweggingen.

Doch wo der Deutsche sich tief in den Boden gegraben und in Felsenkellern und Waldschluchten der siebentägigen Artillerieschlacht Trotz geboten hatte, da brandete die englische Flut vergebens an. La Boiselle, Ovillers und Thiepval zu beiden Seiten der Straße Albert—Bapaume hielten stand. Hier lag das von Generalleutnant v. Stein geführte XIV. Reservekorps

zerschossen, verschüttet, erstickt in Gräben und Kasematten, als der Brite zum Sturm antrat. Aber als die Nebelwand sich öffnete und die englischen Schützenketten die sanften Hänge hinanstiegen, um die Dorftrümmer in Besitz zu nehmen, sprühte Maschinengewehrfeuer aus Erdlöchern und Granattrichtern, reckten sich hagere, staubbedeckte, vom schweren Sturmhelm beschirmte Gestalten aus zerwühlten Deckungen und boten dem Feind die offene Brust. Der Brite drang zwischen den Dorfstellungen in die deutschen Linien, brachte aber die festen Punkte nicht zu Fall. Furchtbar wütete das Flankenfeuer der Verteidiger in seinen dichten Reihen und heftete den Angriff des linken Flügels Rawlinsons in der ersten Linie fest.

Allemby focht noch unglücklicher. Sein Angriff kam nördlich der Ancre schon im Anlauf zum Stehen. Er führte den Angreifer zwischen Hamel und Gommécourt in Maschinengewehrfeuer, das vernichtend aus den Waldstellungen von Serre und Hébuterne herausschlug und die Stürmer niedermähte, ehe sie die deutschen Gräben überrennen konnten. Allemby brach den Angriff schon am Abend des ersten Schlachttages ab und wich blutend auf die eigene Linie zurück.

Haig kam zur Einsicht, daß er auf Allembys Mithilfe nicht mehr zählen konnte und beschloß, den Angriff zwischen Somme und Ancre auf schmalerer Grundlage fortzusetzen. Da Rawlinsons linker Flügel hängen geblieben war und durch Verluste bedeutend geschwächt schien, trennte der britische Oberbefehlshaber ihn von der Masse der 4. Armee ab und übergab ihn dem General Sir Hubert Gough, der Verstärkungen heranführte und sich alsbald bereitmachte, die Linie La Boiselle—Thiepval—Serre mit frischen Kräften anzugreifen. Unterdessen setzte Rawlinson seine Vorstöße mit verstärktem rechten Flügel und französischer Schulterstütze fort. Er nahm am 2. Juli Fricourt und am Tage darauf nach heftigem Ringen einige Waldstücke im Umkreis von Mametz und La Boiselle. Am Abend des 3. Juli befand sich Rawlinson im Besitz der ersten deutschen Linie.

Der englisch-französische Angriff, der auf breiter Front geführt worden war, um eine unausfüllbare Lücke in die deutsche Wehrstellung zu reißen, und den Franzosen in Péronne, den Engländern in Bapaume ein Doppelziel gesetzt hatte, spitzte sich am dritten Tag zum Keil zu und bedrohte die Straße Péronne—Bapaume, hatte aber seine Wirkung in die Breite verloren. Wäre es den Engländern geglückt, auf der ganzen Front vorzudringen und den Frontbogen von Monchy einzudrücken, wo sie trotz der gewaltigen Vorarbeit ihrer Artillerie nicht mit voller Kraft angegriffen hatten und rasch zurückgewichen waren, so hätte der Anfangserfolg in einer Umfassung Bapaumes gegipfelt.

Das XIV. Reservekorps hatte alle größeren Stützpunkte nördlich der Straße Albert—Bapaume behauptet. Die wütenden Anstürme 4 britischer Divisionen waren auf den zerfallenen Brustwehren von Ovillers—Thiepval—

Hamel abgeschlagen worden. Sir Douglas trieb Gough, hier Wandel zu schaffen, und Sir Hubert Gough bestürmte Ovillers und La Boiselle Tag und Nacht, um Rawlinsons linke Flanke zu entlasten und die Straße Albert—Bapaume zu erstreiten. Aber er kam nur Zoll für Zoll von der Stelle. In Häusertrümmern, Kellern und Katakomben leisteten Schwaben und Badener unerhörten Widerstand. Eingehüllt in Qualm und Gas, abgeschnitten von der Außenwelt, kämpften sie Mann für Mann ihren entsagungsvollen Heldenkampf. Sie waren dem überwältigenden Feuer eines an Artillerie zehnfach, an Infanterie fünffach überlegenen Feindes ausgesetzt, aber sie standen am 4. Juli immer noch unerschüttert in ihren Trümmerfesten. Bataillone waren zu Kompagnien geschmolzen, Kompagnien lagen verschüttet, Batterien zerstört, fast alle Offiziere waren gefallen, Leichen überall, aber hungernd und durstend, von Gaskrämpfen geschüttelt, vom Trommelfeuer taub geschlagen, hielten sie aus, bis der Feind tief in ihrem Rücken stand. Erst am 4. Juli fiel La Boiselle in britischen Besitz. Am Tage darauf näherte sich der Brite unter schweren Verlusten den Gehöften von Contalmaison.

Um dieselbe Zeit reichten sich Briten und Franzosen zwischen Montauban und Hardécourt die Hand.

Die Kämpfe vom 6. bis 16. Juli 1916

Ein heftiges Gewitter rauschte über die Walstatt, warf seine Blitze in die aufbrüllende Artillerieschlacht und schüttete Wassermassen aus, die vom Sturm getrieben in grauen Schwaden über das Gelände zogen. Die Karrenwege versanken im kreidigen Schlamm, die Wälder dampften, und im Sommegrund traten Flüsse und Altwasser über die Ufer. Die Schlacht wurde dadurch erschwert, aber nicht unterbrochen. Mit gesteigertem Aufwand an Artillerie und Infanterie traten die Alliierten am 6. Juli zu neuem Angriff an.

Im deutschen Lager herrschte schwere Sorge. Die Heeresleitung war durch die überwältigende Artilleriekraft, die Briten und Franzosen seit dem 24. Juni entfalteten, überrascht worden. Auf eine solche Steigerung der Angriffsmittel war man nicht gefaßt. Zur Ohnmacht verdammt sahen die Führer ihre Divisionen im Feuer schmelzen und die Reserven zur Schlacke ausbrennen, bevor der Kampf in die Entscheidung wuchs. Die Lage der 2. Armee wurde kritisch. In der großen Sommeschleife zwischen Frise und Péronne, die unter dem Kreuzfeuer der französischen Artillerie lag, drohte Vernichtung. Die Deutschen wichen daher auf beiden Flußufern gen Nordosten und Osten aus. Péronne rückte in den Feuerkreis. Verzweifelt hielt die verblutende Infanterie nach ihren Fliegern Ausschau, horchte umsonst auf wachsenden Donner eigener Artillerie — der Feind beherrschte mit beiden Waffen Luft und Feld. Es galt auszuharren und sich totschlagen zu lassen, bis es der Armee-

führung der Heeresgruppe, der Obersten Heeresleitung gelungen war, Hilfe zu senden. Schon schanzte der Deutsche im Umkreis von Péronne, um sich in einem Brückenkopf und an den Uferlehnen bis aufs äußerste zu verteidigen und die Durchbrechung des Zentrums zu verhindern. Hätte Fayolle Péronne von Nordwesten her genommen, so wäre es um alles geschehen gewesen, was weiter südlich noch auf dem linken Ufer der Somme focht.

Die Franzosen warfen sich rücksichtslos in die Schlacht. Am 3. Juli nahmen sie Buscourt und Flaucourt. Deutsche Bataillone opferten sich zwischen Herbécourt und Assevillers, um dem Feind den Weg nach Péronne zu verlegen, und erstritten Zeit zum Ausbau neuer Linien bei Barleux und auf den Höhen von Biaches und La Maisonette am Ufer der Somme. Am Abend nahm der Franzose Belloy und drang in Estrées ein.

Als der Deutsche in der Nacht zum Gegenangriff schritt und den Kampf um Belloy erneute, hatte sich der erste Anprall der Franzosen erschöpft. Fayolle war in den Besitz der deutschen Linien zwischen Hardécourt und Curlu gelangt und stand hart vor Péronne.

Die erste Phase der Schlacht neigte sich zu Ende. Die Alliierten zählten die Beute und führten 13 500 Gefangene, eine große Anzahl zerstörter Geschütze und 19 zurückeroberte Dörfer als Trophäen auf.

Die 2. Armee sah sich am vierten Tage der Schlacht auf Leben und Tod verstrickt. Below hatte 8 Divisionen ins Getümmel geworfen, vier waren so zusammengeschmolzen, daß sie kaum noch 3000 Feuergewehre führten, Gräben mit zahlreichem Gerät waren verloren, Batterien ausgelöscht und was noch stand und focht, dem Erliegen nahe. Mühsam quälte sich der Entsatz durch das schlammige, vom Gewitterregen aufgeweichte Trichterfeld. Flachgeschlagen lagen die neuausgehobenen Gräben, zerfetzt die flüchtig errichteten Drahthindernisse, Haufen Gefallener säumten die Annäherungswege. Aber immer noch war der Geist lebendig, der alle Schrecken überwand und den Feinden opferwillig die Brust bot.

Am 7. Juli traten Briten und Franzosen zu neuem Angriff an. Wiederum beherrschte die Artillerie das Schlachtfeld und die Schlacht. Alle Hügel und Wäldchen zwischen Hardécourt und Péronne wurden zerstampft, die Riegelstellungen zerquetscht, die großen Straßen, die ins deutsche Etappengebiet zogen, durch eiserne Schranken gesperrt und das Tal der langsam zur Somme ziehenden Tortille von der Mündung unterhalb Péronne bis zu den deutschen Reservestellungen bei Moislains der Länge nach bestrichen. In der Geländefurche zwischen Hardécourt, Ham und Cléry an der Somme, wo Briten und Franzosen sich die Hand gereicht hatten und die deutsche Front im gemeinsamen Schulterstoß zu durchbrechen suchten, lag jeder Acker aufgewühlt, jeder Hof zerschlagen.

Rawlinsons rechter und Fayolles linker Flügel führten den Stoß. Péronne drohte Umfassung von Norden und Bapaume Angriff aus Süd-

westen. Die Schlacht wurde zur Doppelschlacht und griff weiter nach Süden aus. An der Römerstraße rückten frische französische Divisionen auf und bedrohten Barleux.

Die Hauptangriffsmasse begann sich, schwerflüssig, von Gegenangriffen zerklüftet, in den Raum zwischen der Ancre und der Tortille hineinzuschieben. Die Alliierten suchten dadurch der Zuspitzung der Angriffsfront zu begegnen und ihrem mechanischen Kampfverfahren einen operativen Gedanken einzuhauchen. Trotzdem blieb die Schlacht im Ungeistigen gebunden und auf Massenwirkung lebendiger und toter Kräfte gestellt. Im Norden bildeten die Trümmerfeste von Thiepval, die Hügellehnen von Ham-Cléry die Flügelstützpunkte des Verteidigers. Im Süden hielt er im offenen Gelände von Flaucourt und Belloy stand.

Als Briten und Franzosen in der Frühe des 7. Juli gegen die deutschen Linien vorbrachen, schien wiederum jede Widerstandskraft gelähmt, aber als die Stürmer vor den zerschmetterten Grabenfesten auftauchten, um sie blind zu überrennen, schlug ihnen abermals das Feuer der Überlebenden entgegen, und als sie eindrangen, warf sich ihnen stoßbereite Infanterie in den Weg und fing den Ansturm auf.

Zwei Tage rang der Franzose um Hardécourt, dann erlosch dort der letzte Widerstand. Vor Cléry zersplitterten alle Anstürme am Widerstand der Schlesier, die am 5. Juli in den Riß getreten waren. Sie behaupteten die Ferme Monacu im Sommegrund und die Uferlehnen bis zur Weggabel von Maurepas trotz des vernichtenden französischen Artilleriefeuers und hielten den Angreifer durch Gegenstöße fest. Auf Fayolles rechtem Flügel blieb der Angriff im Grabengewirr vor Belloy und im grundlos durchweichten Boden stecken.

Die Engländer griffen zu beiden Seiten der Straße Albert—Bapaume an. Rawlinson und Gough setzten Division um Division ein, um über Montauban—Contalmaison—Ovillers—Thiepval auf Longueval—Bazentin—Pozières—Courcelette durchzustoßen und die letzte durchlaufende deutsche Linie am Südwestrand des Beckens von Bapaume zu durchbrechen. Aber alle Versuche Goughs, die Verteidigungsflanke von Thiepval einzudrücken, scheiterten. Er mußte darauf verzichten, die Ancre zwischen Thiepval und Grandcourt mit starken Kräften zu überschreiten und die deutsche Front zwischen der Ancre und der Straße Bapaume—Albert zu umfassen und auf Courcelette durchzubrechen. Rawlinson war glücklicher, wurde jedoch durch Goughs Mißerfolg vor Thiepval verhindert, sein Ziel höher zu stecken. Er kämpfte drei Tage um Contalmaison und die Waldstücke von Ovillers und Mametz und sah sich von Gegenstößen getroffen, die ihn immer wieder ein Stück zurückschleuderten.

Die Verluste des Angreifers wuchsen von Tag zu Tag. Doch trotz aller Verluste, trotz tapferer Gegenwehr des Verteidigers, der Bataillone

opferte, um verlorenen Boden wieder zu gewinnen, wühlte sich der Angriff zwischen der Straße Albert—Bapaume und der Sommeschleife allmählich tiefer und erreichte am 13. Juli Bazentin, das Trôneswäldchen und die Zugänge von Longueval. Die Kämpfe übertrafen an Erbitterung und Grauen selbst das Ringen um die Maashöhen. Neunzehnmal drang der Brite zwischen den Baumstümpfen des Trôneswäldchen ein und wurde achtzehnmal wieder hinausgeschlagen.

In der ersten Frühe des 14. Juli erhob sich Rawlinson zum entscheidend gedachten Sturm, um endlich bei Longueval durchzubrechen, wo der Erfolg in greifbare Nähe gerückt schien. Nach dreitägigem Ringen um und in Longueval sank der Brite erschöpft zurück und beschränkte sich darauf, den Widerstand hinter der erreichten Linie zu ersticken. Das Bois Delville, das Longueval als Kulisse gegen Osten schützte, wurde zum Leichenacker. Schotten und Südafrikaner, die in und vor ihm ihre Toten gesät hatten, tauften es schaudernd: the Devils wood. Erst am 17. Juli erstarb bei La Boiselle und Ovillers die letzte Gegenwehr.

Da Gough den Bremsklotz Thiepval nicht hatte beseitigen können, entstand im Laufe der zweiten Julidekade eine Knickung seiner Angriffsfront. Hätte Below über stärkere Artillerie verfügt, so wäre das dem Angreifer verhängnisvoll geworden. Um aus der unsicheren Lage herauszukommen, beschleunigte Haig seine Vorbereitungen zur Wegnahme Guillemonts und Thiepvals, die dem Vorrücken seiner Linie Halt geboten.

Während die Briten um Longueval kämpften, brachten die Franzosen das Dorf Hardécourt und seine Nordausgänge völlig in ihre Gewalt und behaupteten den Gewinn.

Fayolles Südflügel stieß unterdessen gegen Biaches vor und gelangte hart an Barleux heran. Nach erbitterten Kämpfen drangen die Franzosen zwischen Barleux und Biaches bis zu den Uferlehnen der Somme vor und nahmen am 10. Juli die Höhe La Maisonette. Der Verteidiger klammerte sich an die Hoftrümmer und an die Nordflanke der Uferhöhen. Der Franzose suchte den Gegner um jeden Preis in die Somme zu werfen. Er führte Kolonialinfanterie, algerische Schützen, Fremdenregimenter und Marokkaner zum Sturm auf die Höhen von Biaches, La Maisonette, Flaucourt und Barleux. Der Deutsche behauptete sich auf dem Westufer des Flusses und eroberte Barleux zurück. Am 12. Juli sank der Franzose ermattet zu Boden. Rachefeuer seiner Artillerie setzte ein und schoß trotz des Flußnebels und wandernder Regenschwaden alles kurz und klein. La Maisonette wurde in einen Krater verwandelt, Barleux zu Staub gemahlen. Erst als die Wolken sich tief auf die Sommelandschaft herabsenkten und mit den Flußnebeln zu lichtlosem Grau verbanden, verstummte das Feuer. Da warf sich der Deutsche auf den Brückenkopf Biaches und eroberte ihn noch einmal zurück. Der Franzose rief Verstärkungen heran, schritt am 16. Juli zum

Sturm und riß Biaches und La Maisonette wieder an sich. Der Deutsche harrte am Gegenhang der westlichen Uferlehnen aus und behauptete Barleux. Fayolle stellte den Angriff ein.

Engländer und Franzosen waren des Kampfes müde und schöpften Atem.

Die Lage am 19. Juli 1916

Haig und Foch stehen vor neuen Entschlüssen. Sie kommen überein, ihre Überlegenheit an Material und Menschen zu einem neuen Massensturm auszunützen und die zerschlissene deutsche Front zwischen Thiepval und Hem aufzureißen, über Guillemont und Combles in das Becken von Morval und Sailly-Saillisel einzubrechen und die Straße Péronne—Bapaume bei Transloy abzuschneiden. Gelingt es ihnen, diesen Keilangriff ihrer inneren Flügel auf einen Schlag durchzuführen, so sprengt er die überspannte deutsche Front und legt den Weg nach Cambrai frei. Dann kann ein umfassender Angriff Goughs und Allembys Belows rechten Flügel zwischen Pozières und Serre abquetschen und die am Südflügel der Franzosen neu aufrückende Armee Micheler im Verein mit Fayolles rechtem Flügel Belows linken Flügel zwischen Péronne und Chaulnes auf dem Westufer der Somme zertrümmern.

Die Deutschen sehen dem drohenden Unheil ins Auge. Sie sind nicht gesonnen, bei verzweifelter Abwehr und blutigen örtlichen Gegenstößen zu verharren, aber sie leiden immer noch Mangel an Rüstzeug und Menschen, vor allem an Fliegern, Geschützen und ausgebauten rückwärtigen Stellungen und müssen dem Himmel dankbar sein, der ihnen Regenstürme, Nebel und tiefhängende Wolken sendet und den Alliierten das Nachziehen der schweren Artillerie, die Erkundung der deutschen Stellungen, die Auslösung des Trommelfeuers und die Massenangriffe im Kreideschlamm klebender Infanterie erschwert.

Es gelingt dem Verteidiger, im Zwischenakt trotz seiner Bedrängnis seine Verbände und Befehlsverhältnisse neu zu ordnen. Der Deutsche gliedert seine zusammengewürfelten Divisionen und schafft neue Befehlsbereiche, um die Schlacht zu meistern, die so viele Kräfte verschlungen hat, daß alles aus den Fugen zu gehen droht. Es ist die höchste Zeit, den Mann im Graben aus seiner Heldenqual zu erlösen und ihm das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen. In der letzten Dekade des Juli schwillt die Stimme der deutschen Artillerie so laut an, daß die Infanterie sich wieder von der Kanone gestützt fühlt. Schwere Batterien rollen durch Cambrai heran, frische Divisionen setzen sich nach der Somme in Bewegung, die Schlacht zieht die ganze Westfront in ihren Bann.

Falkenhayn erkannte, daß er nicht länger zugleich an der Maas und an der Somme opfern konnte, während 20 deutsche Divisionen an der öster-

reichischen Front in Wolhynien, Galizien und auf den Karpathen im Kampf mit Brussilow gefesselt lagen. Er konnte sich zwar immer noch nicht entschließen, den Angriff auf Verdun abzubrechen, aber er speiste die Schlacht auf den Maashöhen nicht mehr mit neuem Blut, sondern wies den Kronprinzen an, den Gegner nur noch zu binden, und warf das Schwergewicht an die Somme. Der Angriff auf den Nordwestsektor der Festung wurde eingestellt. General v. Gallwitz eilte mit seinem Stabschef Oberst Bronsart v. Schellendorf nach Cambrai und übernahm den Oberbefehl über die nun in zwei Armeen gegliederte Schlachtfront an der Somme und die südlich der Somme fechtende 2. Armee. Fritz v. Belows Befehlsbereich wurde auf die nördlich der Somme kämpfende 1. Armee beschränkt und Below in der Person des Obersten v. Loßberg ein neuer Stabschef zur Seite gegeben. Aber all das genügte nicht, den Schlachterfolg zu sichern, der im wesentlichen an die Treue, die Entsagung und das Beharrungsvermögen des Mannes im Graben und des Kanoniers am Geschütz gebunden blieb. Wohl war am 20. Juli die erste große Krisis beschworen und dem Feind durch wuchtige Gegenstöße der Gewinn geschmälert worden, den er durch den Masseneinsatz von Material und Menschen erstritten hatte, aber das Gesetz des Handelns wurde immer noch von den Alliierten geprägt, und der Himmel hing noch voll schwerer Drohungen. Der Krieg, der um diese Zeit im Osten, Westen und Süden von der Entente angriffsweise geführt wurde, nahm an der Somme den Charakter einer Zermürbungsschlacht von unberechenbaren Ausmaßen an, einer Abwehrschlacht, der sich die deutsche Heeresleitung damals auf keine Weise entziehen konnte.

Der Feind hatte recht, als er am 20. Juli verkündete, er hätte die erste und zweite deutsche Linie erobert, aber er hatte unrecht, zu behaupten, er stände hart vor und zum Teil schon in der dritten und letzten Linie und dicht vor seinem strategischen Ziele. In Wirklichkeit gab es gar keine dritte Linie, keine ausgebauten Stellungen mehr, aber wo immer deutsche Infanterie auf freiem Felde, an Wegböschungen, in Geländefalten, in Waldstücken und Dorfruinen eine Zeile bildete und den Gegner in Gas- und Trommelfeuer mit Maschinengewehr und Handgranate erwartete, mußten Engländer und Franzosen kämpfen, als gelte es, die festesten Verschanzungen zusammenzuschießen und die größten Dauerwerke zu stürmen. Es war ein kraftverzehrender, unsäglich bedrückender Kampf.

Die Fortschritte, die die Alliierten an der Somme erzielt hatten, waren nicht so sehr am Geländegewinn und an der Schwächung des deutschen Kordonsystems zu erkennen, obwohl die Bedeutung des Kordons als strategischer Notbehelf dadurch scharf ins Licht gehoben wurde, als vielmehr in der Zerstörung lebendiger und toter Kräfte des Verteidigers. Als der 20. Juli heraufzog, hatten die Franzosen die Front südlich der Sommeschleife 10 Kilometer tief eingebeult, die Engländer nördlich der Schleife in nordöstlicher

Richtung 7 Kilometer Raum gewonnen. Die Kordonfixpunkte Péronne, Combles und Bapaume waren bedroht. Der Feind, der den neuen Massenstoß zentral auf Combles richtete, riß die Schlacht dadurch aus drohender Zersplitterung und stellte den Verteidiger vor eine neue Krisis.

Die Kämpfe vom 20. Juli bis 28. August 1916

Am 20. Juli brach Haigs rechter Flügel, von Fochs linkem Flügel in der Flanke gestützt, gegen Guillemont vor und erkämpfte geringen Bodengewinn. Am 23. Juli nahm Haigs IV. Korps den Staffelangriff auf und stürzte sich auf Pozières. Umsonst — der Deutsche wies den Ansturm blutig ab und behauptete sich, bis Gough am 25. Juli mit 2 Divisionen mühsam hinterm Granatpflug herschreitend gegen Pozières vordrang und Dorf und Friedhof in mörderischem Kampfe erstritt. Am 27. Juli gelang es Rawlinson, den „Teufelswald" endgültig in seinen Besitz zu bringen und über Longueval hinaus Boden zu gewinnen. Am 30. Juli gingen Engländer und Franzosen zwischen Longueval und Hem nördlich der Somme entschlossen zum entscheidend gedachten Angriff über, um Guillemont und die Hügel im Umkreis von Combles und die Linie Péronne—Bouchavesnes—Rancourt—Sailly—Transloy—Bapaume zu erobern. Dieser Sturm mißlang.

Unterdessen suchte Foch den linken Flügel der 2. Armee auf die Somme zurückzuwerfen, indem er die Angriffsfront allmählich von Estrée über Vermandovillers bis Lihons ausdehnte. Hier verloren die Deutschen Gräben, Geschütze und Gefangene, brachten aber dem Angreifer schwere Verluste bei, so daß er bald zum Stellungskampf zurückkehrte.

An der Hauptdruckstelle, zwischen Pozières und Hem, rannten Briten und Franzosen während des ganzen Monats August mit Aufbietung größter artilleristischer Mittel und vollem Einsatz frisch herangeführter oder neuaufgefüllter Divisionen an.

Der Franzose wirft sich auf die Sommedörfer Hem und Cléry und die im Waldgelände südlich von Combles gelegenen Orte Maurepas und Le Forest, der Brite stürzt sich auf Guillemont und Guinchy. Das XII. Reservekorps und das XIII. Korps bestehen den mit dreifacher Überlegenheit stürmenden Feind und zwingen ihn zu den schwersten Blutopfern. Sachsen, Bayern, Schwaben und preußische Garde werden vom Artilleriefeuer des Angreifers fürchterlich zerrissen, bringen aber alle Durchbruchsversuche zum Scheitern. Am 2. August erobert der Franzose die Trümmer der Monacu-Ferme im Uferwald der Somme, am 7. August ein Waldstück bei Hem und am 8. August einige Gräben an der Hügellehne zwischen Hardecourt und Combles.

Der Angriff, der am 8. August in den Gräben südlich von Combles stecken bleibt, wird gemeinsam mit Rawlinsons Sturmdivisionen geführt.

Rawlinson fällt Guillemont und Guinchy mit ungeheuerer Wucht an. Er kämpft um hohen Preis. Ergreift er von Guillemont Besitz, so kann er sich auf den Rand des Beckens schwingen, das zwischen Thiepval, Bapaume, Bertincourt, Bouchavesnes und Cléry eingebettet liegt.

Die Verteidigung Guillemonts ruht in den Händen der 27. Division, die Generalleutnant v. Moser am 30. Juli von Ypern herangeführt hat, um die Sachsen abzulösen. Als die Schwaben anrücken, hat die 24. Reservedivision den ersten großen Ansturm Rawlinsons zurückgeschlagen. Kaum ist die 27. Division in den Trümmern und an den Hügellehnen des zerwühlten Ortes eingerichtet, geht neues Trommelfeuer auf sie nieder. Englische Fliegergeschwader erscheinen über der Walstatt, englische Batterien von großer Tragweite zerschießen Moser schon am ersten Kampftage 7 schwere Rohre, 5 Mörser und 2 Haubitzen. Tag und Nacht liegt das britische Feuer auf den deutschen Linien. Von Guillemont bis Combles und von Guinchy bis Morval reiht sich Trichter an Trichter. Der Regen ist heißer Sonne gewichen. Leichengeruch zieht über das Schlachtfeld. Hungernd, durstend, von Dysenterie gequält und von Gaskrämpfen geschüttelt, kauern die Schwaben in kümmerlicher Deckung und warten auf den Infanterieangriff, der in der Frühe des 8. August seine Wogen gegen Guillemont wälzt und vom Teufelswald bis Guinchy ausgreift. Das ganze Gelände um Combles liegt zerklüftet, Tod und Verwesung überall. Leichenhaufen, niedergebrochene Fuhrwerke und Baumstrünke sind die einzigen Landmarken. In alten Kellern und in den Kalksteinkatakomben von Combles drängen sich Stäbe und Reserven. Die zu Schotter gemahlenen Ruinen von Guillemont, der flach geschlagene Körper der Nebenbahn Albert—Combles—Péronne werden noch einmal umgewendet, und der große Wald von St. Pierre Vaast, der sich zwischen der Straße Péronne—Bapaume und der Tortille nördlich von Bouchavesnes und östlich von Sailly hinzieht, gerät in das Fernfeuer der 38-cm-Geschütze. Im Tortillegrund springen Schlammgeiser auf. Über Etricourt, Bertincourt und Bapaume kreisen britische Bombengeschwader. Mehr als 30 Fesselballone stehen in Klumpen geballt über den englischen Linien und äugen über den Beckenrand von Guillemont und Morval, um die Schwächen des Verteidigers zu erspähen.

Der Verteidiger verliert Mann um Mann, sieht seine Batterien zusammenbrechen, seine Reserven zu Einzelreihen aufgelöst auf Trampelpfaden das Leichenfeld durchqueren, um die geschlagenen Lücken zu füllen, und wartet zähneknirschend auf den Feind. Der Brite läuft an. Altenglische Regimenter, Australier und Neuseeländer gehen in dichten Wellen gegen die Hügelränder von Guillemont vor. Da wird es auf der Stätte des verschwundenen Dorfes lebendig. Freistehend schießen die Württemberger in den anrennenden Feind, stürzen ihm, von entfesselter Wut gepackt, mit Handgranate und Bajonett entgegen, zerfetzen die Sturmwogen mit den letzten

freigebliebenen Maschinengewehren, reißen eindringende Haufen im Gemenge von den Trichterrändern in die Tiefe und behaupten die leichenbedeckte Walstatt. Völlig zerschlagen fluten die 2. und die 55. Division Rawlinsons in ihre Ausgangsstellungen zurück.

Haig gibt sich nicht besiegt. Er fordert Foch zu stärkerem Einsatz auf, überschüttet den Beckenrand noch einmal mit ungeheuerlichem Trommelfeuer, bläst Gas ab, zerschmettert die letzten Deckungen und greift in der Nacht auf den 12. August wiederum an. Den Briten winkt Guillemont, den Franzosen Maurepas. Von Hem bis Pozières lodert der Flammengürtel der verbündeten Artillerie. Der Nachthimmel glänzt rot und gelb vom Mündungsfeuer ungezählter Batterien, Scheinwerfer schießen breite weiße Lichtkegel ins dunkle Vorfeld, Raketen und Leuchtsterne steigen und erhellen das zernarbte Gelände. Leer und verlassen liegt die Walstatt, bis die Angriffswellen aus der Qualmwand hervorbrechen und der Verteidiger die Maschinengewehre aus den Löchern reißt. Der Brite tritt zuerst an und wird wiederum abgeschlagen. Der Franzose stürzt sich auf die 8. bayerische Reservedivision, die die Hügel von Maurepas mit 4000 Gewehren verteidigt, und wird blutend zurückgeworfen. Als Foch den Angriff am 15. August erneuert, geht Maurepas zum Teil verloren. Die 5. bayerische Reservedivision eilt herbei und wird sofort in den Strudel hineingerissen.

Die Alliierten wollen den Durchbruch um jeden Preis erzwingen. Frische Divisionen tauchen auf, die Erde bebt von Abschüssen und Aufschlägen der englischen Batterien, englische und französische Flieger stoßen tief auf die deutsche Infanterie herunter, die sich störrisch an die nackte Erde krallt, und peitschen die flachen Gräben mit Maschinengewehren. Schwaben und Bayern sind am Ende ihrer Kraft. Mosers 27. Division ist am 18. August um 3500 Mann und 90 Offiziere geschwächt, die 26. Division, die Guinchy hält, hat nicht weniger gelitten, aber die Stunde der Ablösung ist noch nicht gekommen. Sie halten aus und schlagen am 18. und 19. August neue Stürme ab. Am 23. August übergibt die 27. Division Guillemont, den Brennpunkt der Augustkämpfe, den Händen der 111. Division und rückt unbesiegt ab. Nur als ein Beispiel deutscher Standhaftigkeit sei sie hier genannt.

Die Schlacht geht weiter. Sie wälzt sich im Vernichtungstaumel zwischen der Ancre und der Tortille über Leichen hin und her. Schwere Gewitter überschwemmen das Trichtergelände. Sie erschweren Engländern und Franzosen das Heranführen von Verstärkungen, die sich drohend zwischen Cléry und Thiepval ansammeln, um die Schlacht ins Becken von Sailly zu tragen. Mit unendlicher Geduld schiebt der Brite seine Geschützmassen gegen Guillemont und Guinchy, der Franzose die seinen gegen Combles und Bouchavesnes vor. Die Alliierten haben die Hoffnung nicht aufgegeben, die Schlacht zu gewinnen, die am Marke des Gegners zehrt, und führen sie entschlossen weiter, um die Ernte im Herbst heimzuholen.

Die allgemeine strategische Lage im August 1916

Die Bedrängnis der Mittelmächte im Osten und Westen

Im deutschen Lager wohnt harte, von Sorge überschattete, aber unzerstörbare Entschlossenheit. Die Hoffnung, daß die Schlacht an der Somme sich bald zu Ende neigen werde, ist um diese Zeit begraben worden. Sie liegt auf dem Friedhof von Guillemont gebettet. Im Zelte des Kronprinzen Rupprecht von Bayern und seines Beraters, Generalleutnants v. Kuhl sieht man gewaltige Stürme nahen. Auch die Heeresleitung blickt sorgenvoll nach der Somme. Falkenhayn hat alles getan, was er im Augenblick hereinbrechender Krisen so oft mit meisterlicher Beherrschung von Kraft, Raum und Zeit zu tun wußte. Aber es gebricht ihm an Ruhe und Sammlung, sich dem strategischen Problem zu widmen, das der Übergang der Initiative an die Entente, der Beginn des englisch-französischen Angriffs mit den Mitteln der Belagerungskunst der deutschen Kriegführung zur Lösung vorgelegt hat. Er wird von der Kriegserklärung der Rumänen überrascht, verliert das Vertrauen des Kaisers und sieht sich genötigt, das verwirrte strategische Gespinst in Hindenburgs Hände zu legen, bevor die Schlacht an der Somme sich zum Abstieg neigt.

Die strategische Bedrängnis der Mittelmächte wurde im August 1916 durch die Hammerschläge, die England und Frankreich an der Somme führten, sinnfälliger gezeichnet als durch die Katastrophe von Luzk. Schlug dieser Hammer die deutsche Front auch nicht zu Schanden, so las doch die Welt aus den sprühenden Funken, daß die deutsche Heeresleitung in einer Selbsttäuschung befangen gewesen war, als sie bei Verdun den Erfolg im fortgesetzten Angriff und in der Zermürbung des Gegners gesucht hatte. Die deutsche Westfront hatte die Last nicht abgeschüttelt, die sie seit dem 13. September 1914 getragen hatte, sondern mußte den Nacken tief und tiefer beugen, um den wachsenden Druck auszuhalten. Schon berührte sie mit den Knien den Boden.

Auch im Osten war die Lage immer noch aufs äußerste gespannt. Österreich-Ungarns Kraft war nahezu erschöpft und deutsche Hilfe nur noch dazu da, den Russen vor Lemberg, im Dnjestrtal und auf dem Westhang der Karpathen vor dem Abstieg in die Pußta Halt zu gebieten. Asiago war Österreichs Kriegführung zum Verhängnis geworden.

Als die Italiener in den ersten Tagen des August am Isonzo zum fünftenmal mit Macht gegen Görz anstürmten, um sich den Weg nach Triest zu öffnen, entglitt den Österreichern die vielbegehrte Stadt. Wohl gelang es Boroevic, sich auf den Karsthöhen aufs neue festzusetzen, aber auch hier, an scheinbar unverwundbarer Stelle, war nun ein Riß sichtbar geworden,

der den strategischen Rundbau der auf den inneren Linien kämpfenden Mittelmächte mit Einsturz bedrohte und Österreich hinderte, stärkere Kräfte nach dem Osten zu entsenden.

Saloniki und Bukarest

An einer einzigen Stelle des europäischen Frontengürtels war der Vierbund im Angriff, um im Ausfall Raum zu gewinnen, aber auch diese letzte Angriffshandlung schlug ihm unter den gegebenen strategischen Verhältnissen zum Nachteil aus.

Die bulgarische Heeresleitung hatte sich entschlossen, aus dem Becken von Monastir und dem bulgarischen Strumatal hervorzubrechen und den Feind von den Randbergen der Wardarebene zu verdrängen. Aber der Augenblick, die Alliierten auf Saloniki zu werfen und sie ihrer Lauerstellung auf dem Balkan zu berauben, war längst versäumt. Die 2. Armee, die auf dem Ostflügel stand, gelangte zwar unangefochten an dem auf der Grenzwacht stehenden IV. griechischen Korps vorbei und betrat die Strumaebene, mußte aber am 27. August nach unbedeutenden Gefechten mit den Engländern angehalten werden, da der Angriff der 1. Armee nach kurzem, glücklichem Vormarsch bei Florina zusammengebrochen war.

Als die 1. Armee, bei der nur noch wenige deutsche Batterien und Bataillone zurückgeblieben waren, am 19. August die griechische Grenze bei Florina überschritt, winkte den Bulgaren anfangs ein Erfolg. Sie überrannten die Vortruppen der Armee Sarrail, die auf den Vorbergen der Malka Nidze aufgestellt waren, und rückten siegesgewiß gegen die Gipfelkette vor, um den Feind in die Ebene hinabzuwerfen. Da traf sie plötzlich ein wuchtiger Gegenstoß und stürzte sie unter schweren Verlusten von den Höhen. Sie waren an ihren erbittertsten Feind, die wieder erstandene serbische Armee, geraten, die 4 Divisionen stark in Sarrails linkem Zentrum focht und den überraschten Gegner wuchtig zurückschlug. Mit Mühe gelang es den Bulgaren, den Zusammenhalt zu bewahren.

Die Offensive erlahmte.

Auch hier wurden Rufe nach deutschen Truppen laut, aber die deutsche Heeresleitung konnte das IV. Reservekorps, das das eiserne Rückgrat der bulgarischen Armee gebildet hatte, nicht mehr nach Mazedonien zurücksenden. Es war im Drange der Not an die österreichische Front geworfen worden und stand um diese Zeit in den Karpathen im Kampf.

Sarrail nahm seinen Vorteil wahr und ging bald darauf zum Angriff über, der zu heftiger Verstrickung der bulgarischen Streitkräfte vor den Südtoren Mazedoniens führte. Das IV. Griechenkorps zog sich aus dem Streit und begab sich mit Waffen und Gepäck nach Görlitz in deutsche Bewachung.

Als um dieselbe Zeit bekannt wurde, daß Enwer-Pascha ein türkisches Korps von Gallipoli nach Galizien gesandt hatte, um Österreichs wankende Front zu stützen, wurde die furchtbare Zwangslage der Mittelmächte vor aller Welt offenbar. In die Verteidigung gedrängt, fochten sie auf den Außenwällen mit schwindenden Kräften um Halt und Leben.

Die Stunde Rumäniens war gekommen.

Von Falkenhayn zu Hindenburg und Ludendorff

Am 27. August verlangte Generalleutnant v. Cramon, der als bevollmächtigter deutscher General beim k. und k. Armeeoberkommando in Teschen weilte, Fernsprechverbindung mit Pleß und meldete dem Chef des Generalstabes, General v. Falkenhayn, Rumänien hätte soeben an Österreich-Ungarn den Krieg erklärt. Falkenhayn traute seinen Ohren nicht und ließ sich die Meldung wiederholen. Er hatte nicht bestimmt an ein Eingreifen Rumäniens geglaubt und sich für den Fall, daß der Rumäne wirklich das Schwert ziehen werde, den Gedanken zurecht gelegt, der Rumäne werde erst im Oktober losschlagen, wenn er seine Ernte geborgen habe. Erst als Cramon auf der Richtigkeit seiner Angaben beharrte, leitete Falkenhayn die Nachricht an Kaiser Wilhelm weiter.

Kaiser Wilhelm, der den dynastischen Vertrag, den er nicht mit Kaiser Franz Joseph und König Karol geschlossen hatte, als eine ewige Bindung betrachtete, verlor angesichts dieser Kunde das wankend gewordene Vertrauen zu seinem militärischen Berater und rief in der Stunde äußerster Not, als die Teilkrisen zur allgemeinen Krisis reiften, nach dem fast vergessenen Hindenburg.

Am 28. August flog der Befehl an Hindenburg und Ludendorff, sofort nach Pleß zu kommen.

Das Duumvirat des Ostens hatte Kowno erst vor Monatsfrist verlassen und sich in der Zitadelle der Brandstätte von Brest-Litowsk eingerichtet, um von hier aus die Operationen des erweiterten Befehlsbereiches vom Baltischen Meer bis zu den Sereth- und Bugquellen zu leiten. Hier erreichte es der kaiserliche Befehl, aus dem die Not der Stunde lauter schrie als aus dem Gebrüll der Schlachten, die an der Somme, vor Verdun, am Wardar, am Dnjestr und auf den Karpathen wüteten.

Am Tage darauf vollzog sich in Pleß der entscheidende Wechsel. Hindenburg wurde zum Chef des Generalstabes des Feldheeres ernannt, Ludendorff ihm als erster Generalquartiermeister zur Seite gesetzt. Ludendorff ließ sich die volle Verantwortung für alle zu fassenden Entschließungen und Maßnahmen zusichern. Von diesem Tage an trat die genialische Persönlichkeit des Generals Erich Ludendorff aus dem Halbdunkel, in das mili-

tärische Ordnung und geschichtliche Überlieferung den Berater des Feldherrn zu tauchen pflegen. Ludendorff wurde von dem Vertrauen Hindenburgs getragen, dessen gradliniger, monumentaler Charakter das Fundament bildete, auf dem Ludendorff seine strategischen und politischen Pläne zum Himmel türmte. Wohl wurde am 29. August das militärische Verhältnis Deutschlands zu den Bundesgenossen im Daseinskampfe neu geordnet und Kaiser Wilhelm II. zum Bundesfeldherrn gemacht, um eine einheitliche Leitung der Operationen zu gewährleisten und Österreich-Ungarns Wehrmacht fester an die deutsche Führung zu binden, aber nicht der Kaiser, sondern das Duumvirat Hindenburg-Ludendorff beherrschte die Szene.

Kaiser Wilhelm hatte auf die Kriegführung nie entscheidenden Einfluß genommen, obwohl er als „Oberster Kriegsherr" zu gebieten hatte. Er war weder absoluter politischer noch militärischer Führer des deutschen Volkes. Der große Krieg hatte seiner friedlichen Sendung ein Ende gesetzt und seine dynastischen Gefühle und seine autokratischen Anschauungen Prüfungen unterworfen, denen sie nicht gewachsen waren. Die persönliche Politik des Enkels Wilhelms I. war zusammengebrochen, als Rußland zum Kriege rüstete und England an Frankreichs Seite trat.

Als sein dynastisches Empfinden durch die Kriegserklärung Rumäniens und den Rückenangriff eines Königs aus dem Hause Hohenzollern tödlich verletzt wurde, fühlte er sich persönlich getroffen. Nicht die strategische Krisis, sondern die politische Krisis zwang den Kaiser, sich von Falkenhayn zu trennen. So ist der Politiker Falkenhayn früher zu Fall gekommen als der Stratege. Der eine riß den andern nach. Äußerlich unberührt blieb die politische Leitung des Reiches, deren Einfluß um so rascher sank, je schärfer der Krieg aus der militärischen Perspektive beurteilt und geführt wurde. Die Kriegführung, sonst ein Instrument der Politik, wurde zur Politik des Instruments. Da die auswärtige Politik Deutschlands seit zwei Jahrzehnten irregegangen war, fehlte ihr die innere Kraft, diesem Prozeß entgegenzuwirken, der sich im Kriege und mit dem Kriege vollendete.

Als General v. Falkenhayn im März 1915 die strategische Idee Conrads, von Gorlice ins Becken von Sanok durchzustoßen, zu der seinigen machte und ihr rasch und sicher Gestalt verlieh, öffnete er den Mittelmächten einen neuen Weg zum kriegerischen Erfolg. Aber er verzichtete auf die Durchführung des frontal angesetzten Feldzuges, als er das Spiel nach blutigen Siegesgängen vor Riga und Rowno stehen ließ und sich nach der Niederwerfung Serbiens von der drohenden strategischen und politischen Flanken- und Lauerstellung Saloniki abkehrte, um die Schlacht bei Verdun zu schlagen. Er ließ Conrad v. Hötzendorf bei Asiago allein zum Angriff schreiten, statt entweder mit ihm zusammen die Italiener im Doppelangriff bei Asiago und Tolmein anzufallen und ihnen zwischen Etsch und Isonzo eine Katastrophe zu bereiten, oder die Österreicher von ihrem Unternehmen abzuhalten

und den Feind mit ihnen gemeinsam im Osten oder auf dem Balkan niederzuringen.

Die Mittelmächte hatten sich um die Jahreswende gegen elementare Grundsätze der Kriegskunst versündigt. Sie griffen die ringsum gelagerte feindliche Übermacht an, indem sie nicht nur getrennt marschierten, sondern auch getrennt schlugen. Falkenhayns Strategie war auf kurze, rasche Züge gestellt. Sie entsprach dem Wesen eines Krieges nicht, der von den Mittelmächten nach dem Totlaufen des ersten großen Angriffsfeldzuges nicht mehr durch abgekürztes Verfahren und blendende Ausfälle, sondern nur noch durch methodische Durchführung und Vortragen des Angriffs in die Schwächen des Feindes gewonnen werden konnte. Ob es überhaupt gelang, die Gegner niederzuringen, blieb eine offene Frage. In keinem Fall aber war die von Falkenhayn geprägte Formel einer Kriegführung mit beschränkten Zielen geeignet, den Erfolg zu sichern, denn diese Formel machte sich politische Maximen zu eigen. Die Bestimmung und Beschränkung der Kriegsziele ist Sache der Politik, die Strategie kann im Zeitalter der Völkerkriege stets nur auf völlige Durchführung des Krieges in möglichst absoluter Form ausgehen, da die Reibungen den Erfolg ohnehin schmälern und die Ökonomie der Kräfte durch beschränkte Zielsetzung an sich nicht gewährleistet wird. Das wäre nur dann der Fall, wenn der Gegner sich sklavisch fügte, statt dem fremden Willen den eigenen freihandelnd entgegenzusetzen. Der Angriff auf Verdun und die Sommeschlacht widersprechen ohnehin der Falkenhaynschen Theorie von der Beschränkung der Kriegführung und der dadurch bedingten Erhaltung der Kraft.

Es liegt im Wesen des Krieges als eines Hilfsmittels der Politik begründet, daß an die Stelle einseitig festgesetzter Beschränkung nicht die Überstreckung der Kriegsziele und an die Stelle der Sparung nicht die Vergeudung der Kräfte treten darf. Wann und wo aber war dieses Problem schwieriger zu erfassen und reinlicher zu lösen als in diesem Weltkriege, der täglich neue Perspektiven aufschlug und nicht wie Napoleons kriegerisches Walten von einer zentralen Persönlichkeit, einem einzigen, Staats- und Kriegskunst in sich vereinigenden Genius beherrscht werden konnte?

Als Italien sich am 27. August 1916 auf Verlangen seiner Verbündeten genötigt sah, dem Deutschen formell den Krieg zu erklären, und Rumänien, dem Winke folgend, am 28. August Österreich-Ungarn den Fehdehandschuh hinwarf, öffneten sich Ausblicke, die der Kriegführung der Mittelmächte und den neuen Männern neue, überwältigende Aufgaben stellten.

Am Tage darauf rückten die Rumänen über die Transsylvanischen Alpen.

Der Feldzug in Rumänien
vom 28. August 1916 bis 19. Januar 1917

Der Eintritt Rumäniens in den Krieg

Rumänien trat seinen Schlachtengang voll großer Hoffnungen an. Es war mit politischen Versprechungen und militärischen Geschenken seiner Verbündeten überhäuft und durch Drohungen Rußlands zum letzten Entschluß getrieben worden. Beide Lager hatten um seine Gunst gerungen, aber die Mittelmächte waren nicht in der Lage, ihm mehr zu versprechen als Beßarabien, und mußten den Schatten König Karols beschwören, um die rumänische Regierung zum Stillsitzen zu veranlassen. Die Beschwörung versagte. Das Kabinett Bratianu zog aus der Ungunst der militärischen Lage der Entente Vorteil, indem es sich so lange stillverhielt, als die Verhältnisse irgend gestatteten. Erst als Verdun dem deutschen Anprall wiederstand, die Österreicher von ihrem Angriff auf Schio und Bassano nach Osten gerufen wurden, um die Katastrophe von Luzk zu beschwören, und die Schlacht an der Somme die Deutschen in bedrängte Abwehr zurückwarf, begann man sich in Bukarest ernsthaft mit dem Gedanken an einen großen Feldzug auf der Seite der Entente zu beschäftigen, für den die leidenschaftliche Königin geschäftig warb. Wohl war Bratianu entschlossen, den Krieg, der Österreich-Ungarns Zerfall näherrückte, nicht vorübergehen zu lassen, ohne das Schwert zu ziehen, aber man hätte die Schneide lieber nur zur Verteilung der Beute als zu einem Kampf auf Leben und Tod gezückt.

Der Augenblick, das blutige Spiel zu wagen, war im August 1916 gekommen. Trotzdem zögerte Rumänien. Der Preis, den die Entente cordiale zu bezahlen willens war, erschien den vom Glück verwöhnten Rumänen noch nicht hoch genug. Sie verlangten nicht nur die Erfüllung ihrer politischen Wünsche und allerlei Kriegsgerät, sondern auch militärische Sicherheiten. Das Beispiel Italiens warnte. Salandra-Sonnino hatten sich Trient und Triest und die Hegemonie in der Adria versprechen lassen, aber die Kräfte der Mittelmächte unterschätzt, als sie zum Kriege schritten. Das italienische Schwert, das mit stolzer Gebärde in die Wagschale geworfen worden war, hatte nicht genügt, den Krieg zugunsten der Entente zu entscheiden. Seit 15 Monaten bluteten Italiens Heere an der Etsch und am Isonzo, ohne die Fesseln des Stellungskrieges zerreißen zu können. Die Spada d'Italia drang nicht tief genug in Österreichs Südwestflanke, um die Donaumonarchie tödlich zu treffen.

Die Romänen beschlossen daher noch vorsichtiger, noch klüger zu handeln als die Römer. Sie verlangten nicht nur Munition und Kriegsgerät, sondern auch unmittelbare militärische Unterstützung. Bratianu erklärte dem Gesandten der Entente, Rumänien werde nicht losschlagen, solange die Bulgaren

ihm in den Rücken fallen könnten. Sei es unmöglich, Bulgarien durch diplomatische Mittel von den Mittelmächten zu trennen, so müsse die Armee Sarrail bei Saloniki so verstärkt werden, daß sie zum strategischen Angriff schreiten könne, um die Bulgaren bis auf den letzten Mann am Wardar zu fesseln. Als die Westmächte zögerten, am Wardar eine große Offensive einzuleiten, die eine Schwächung der Westfront und die Entblößung Ägyptens nach sich gezogen hätte, weigerte sich Bratianu zu bestimmter Frist in den Krieg einzutreten. Vergebens erbot sich Rußland, den Rumänen die Kriegführung durch Entsendung einiger Divisionen in die Dobrudscha und durch den Flankenangriff einer russisch-rumänischen Armee aus der Dobrudscha heraus zu erleichtern. Bratianus Kriegsziel lag nicht im Süden, sondern im Norden. Der rumänische Feldzugsplan ging auf Verteidigung an der Donau und in der Dobrudscha und auf den Einfall in Siebenbürgen aus. Hier lagen Rumäniens politische Ziele, hier winkte ihm nach dem militärischen Ermessen seiner eigenen Feldherren und vielleicht auch nach dem seiner Verbündeten ein leichter Erfolg.

Das Beispiel Italiens wirkte zwar auf die Entschlüsse der Machthaber in Bukarest, war aber nicht verstanden worden. Man glaubte sich ebenso wie Italien verhalten zu können, wenn die Südflanke gesichert war, und die Russen Schulter an Schulter mit den rumänischen Armeen über die Karpathen in Ungarn eindrangen, wo von der Goldenen Bistritz bis zum Eisernen Donautor kaum ein paar österreichische Schildwachen aufgestellt waren. Deshalb verwarf Bratianu nicht nur den Plan einer Offensive aus der Dobrudscha oder über die Donau, sondern auch den Gedanken, Bulgarien den Krieg zu erklären. Mochte Sarrail das Seine tun, um die bulgarische Armee zu fesseln, mochten die Russen an der bulgarischen Küste Kriegsschiffe aufstellen oder die uralte Länderbrücke der Dobrudscha benutzen, um in Bulgariens Nordostflanke die russische Fahne aufzupflanzen und Bulgarien dadurch zum Abfall vom Bündnis mit Deutschen, Österreichern, Ungarn und Türken zu verlocken — Rumänien wollte diese Operationen nicht zu den seinen machen, sondern sich den Bulgaren gegenüber die Miene des Unbeteiligten geben, um den Krieg als Nationalitätenkampf mit Österreich-Ungarn auszufechten.

Diese feingespaltene Politik fand ihren stärksten Ausdruck in der Forderung Bratianus, daß die Entente erst Frieden schließen dürfe, wenn Rumäniens Ansprüche auf habsburgisches Land erfüllt seien. Da Bratianu diese Forderung zähe aufrecht hielt, gaben die Westmächte seinem Ansinnen im Drange des geschichtlichen Augenblicks nach und sicherten Rumänien das Banat und Siebenbürgen im Falle eines allgemeinen günstigen Ausganges des Krieges auch dann zu, wenn die rumänische Armee diese Gebiete nicht ganz erobern sollte. Kaum war dieses Zugeständnis erfolgt, forderte das Bukarester Kabinett gleiches Recht mit den Großmächten am grünen

Tische. Da riß Rußland, das unterdessen seine Armeen am Styr und an der Strypa verbluten sah, die Geduld. Die Regierung des Zaren drohte, man werde die Offensive in Galizien und in der Bukowina einstellen, wenn Bratianu nicht endlich bindende, auf einen bestimmten Tag lautende Verpflichtungen eingehe.

Das war in den letzten Tagen des Juli, als Brussilows Ansturm an den Karpathen emporbrandete, und Engländer und Franzosen an der Somme um Guillemont und Combles rangen. Rußlands Drohung wirkte. Bratianu ließ sich zu gewissen Abschwächungen seiner letzten Forderungen herbei und verpflichtete sich, binnen vier Wochen den Krieg an Österreich-Ungarn zu erklären. Rumänien ging jedoch keine strategische Bindung ein, sondern behielt sich vor, den Krieg nach eigenem Ermessen zu führen, und beschränkte seine militärischen Verpflichtungen auf eine Militärkonvention mit Rußland, in der es den Russen unmittelbare Waffenhilfe in der Bukowina zusicherte, wogegen ihm Rußland Beistand in der Dobrudscha zusagte. Als die Bulgaren dem Angriff Sarrails zuvorkamen und im August an der Struma und am Wardar selbst zum Angriff schritten, erblickte Bratianu mit Recht darin eine strategische Bindung der bulgarischen Armee, die seinen Absichten Genüge tat, und öffnete die Pforten des Janustempels. Er ließ die Maske fallen, in der er die Mittelmächte bis zum letzten Augenblick über die längst getroffene Entscheidung im Ungewissen gehalten hatte, und erklärte Österreich-Ungarn zur ungelegensten Stunde den Krieg.

So traten die Rumänen am 28. August unter den glücklichsten Voraussetzungen und unter ausgeklügeltsten Bedingungen in die Arena. Die Entente war von Anfang an bereit gewesen, jeden Preis zu zahlen, um den Krieg noch vor Einbruch des Winters siegreich zu beenden, und rechnete klug, denn nichts schien den Rumänen mißglücken zu können, gleichgültig ob sie zugleich nach Norden und Süden ausfielen oder auf einer Front stillsaßen und mit der gesamten Macht an der anderen zum Angriff übergingen. Wohl lag die Walachei zwischen Österreich-Ungarn und Bulgarien eingeklemmt, wohl war Bukarest konzentrischem Angriff preisgegeben, aber wo waren die Kräfte, einen solchen Angriff mit Aussicht auf Erfolg zu führen?

Die Haltung der Bulgaren

Der erste Entwurf eines gegen Rumänien gerichteten Feldzugsplanes, von dem im Juli zwischen Falkenhayn, Conrad, Gantschew und Enver gesprochen worden war, hatte sich als flüchtig beschriebenes Papier erwiesen. Man hatte Armeen in Siebenbürgen und in Nordbulgarien versammeln wollen, um die Walachei im Doppelstoß aufzubrechen, aber die Strudel der Sommeschlacht, der Schlachten bei Baranowitschi, Kowel, Zborow, Tlu-

macz und Stanislau, das Ringen um die Karpathenpässe und die Kämpfe am Wardar und an der Struma saugten im Monat August alles an sich, was damals noch zum Einsatz auf einem neuen Kriegsschauplatz übrig gewesen wäre. Hätte nicht Conrad v. Hötzendorf im Einvernehmen mit Falkenhayn noch rechtzeitig seinen großen Donaubrückentrain und die Monitorenflotte stromabwärts gesandt und bei Swistow im Benelekanal hinter den bulgarischen Uferwäldern verankern lassen, so wäre von jenem Entwurf vor der Erklärung des Krieges so gut wie nichts in Gestalt geschossen. Weder in Siebenbürgen noch in Nordbulgarien stand eine schlagbereite Armee im Felde. Nur dünngesäter Paß- und Uferschutz und zwei Generale hielten an den rumänischen Grenzen Wacht. In Siebenbürgen lagerte Arz v. Straußenburg, in Bulgarien weilte Mackensen. Als Feldherr ohne Armee wartete der deutsche Feldmarschall in Sofia auf den Augenblick gegen Rumänien zu marschieren. Wie erstaunt mag jedoch dieser Feldherr gewesen sein, als Sofia zu der Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn schwieg! Deutschland hatte die Kriegserklärung der Rumänen an Österreich-Ungarn sofort mit der Kriegserklärung an Rumänien beantwortet, und die Türkei war diesem Beispiel gefolgt. Nur die Bulgaren zögerten.

Die Stellung Bulgariens zu den Mittelmächten und zu der Türkei war von Anbeginn des Weltkrieges nicht frei von Vorbehalten gewesen. Der Eintritt in den Krieg an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns hatte die Ansprüche Bulgariens keineswegs zu vollem Einklang mit den Interessen der Mittelmächte und den Ansprüchen der Türkei gebracht. Im Maritzavertrag war zwar zwischen der Hohen Pforte und Sofia eine Einigung erzielt worden, die Bulgarien bewog, das Schwert an der Seite Deutschlands zu zücken, aber die Bulgaren zogen nicht in sich geschlossen und zu allem entschlossen, sondern geteilten Herzens in den Krieg. Das Bündnis drohte schon im November 1915, wenige Wochen nach Beginn der bulgarischen Operationen, in die Brüche zu gehen. Als die Serben geschlagen in die albanischen Berge flüchteten und die Bulgaren Pristina und Prizren besetzten und gegen die Adria vordrängten, statt sich mit den Hauptkräften gegen Doiran und Monastir zu wenden, erhob Conrad Einspruch gegen dieses Vorgehen. Es kam zwischen österreichischen und bulgarischen Besatzungen sogar zu Zusammenstößen, in denen Blut floß. Nur mit Mühe war es Falkenhayn damals gelungen, den Hader zu schlichten, aber ein Stachel war zurückgeblieben. Die Bulgaren träumten von einem Großbulgarien, das, von drei Meeren, der Adria, der Ägäis und dem Schwarzen Meer bespült, die Balkanhalbinsel beherrschen sollte. Solange sie die Erfüllung dieses Traumes unter dem deutschen Schilde geborgen glaubten, standen sie zur Fahne. Als aber Verdun dem deutschen Angriff standhielt, Czernowitz und Luzk in die Hände der Russen fielen, Görz von den Italienern erobert wurde und ihre Todfeinde, die Serben, ihnen bei Vodena, wie aus dem Grabe

auferstanden, entgegentraten, kamen ihnen Zweifel an der Richtigkeit ihrer Stellungnahme im Weltkriege.

Diese Zweifel wurden von der Diplomatie der Entente und von der russophilen Partei des Landes fleißig genährt und schossen rasch in die Halme. Nur der Haß, der die Bulgaren gegen Rumänien beseelte, und der Glanz der deutschen Waffen hielten Bulgarien im Lager der Mittelmächte fest. Hätte Rumänien nicht im Balkankrieg dem Streit um die Hegemonie in Mazedonien dadurch ein Ende gemacht, daß es Bulgarien in den Rücken marschierte, die Süddobrudscha besetzte und den Bulgaren den Frieden von Bukarest aufzwang, so wäre es dem Zaren Ferdinand in den kritischen Augusttagen des Jahres 1916 sicher nicht gelungen, sein Volk zum Kampf gegen die Rumänen zu führen. Drei Tage rangen in Sofia die verschiedenen politischen Einflüsse, zauderte das Kabinett Radoslawow den entscheidenden Schritt zu tun, dann fiel der Entschluß zugunsten der Mittelmächte. Deutschland und Österreich erkannten Bulgariens Ansprüche auf die Dobrudscha an.

Als am 1. September die bulgarische Kriegserklärung erfolgte, atmete man in Berlin und Wien leichter, aber an einen konzentrischen Vormarsch, der die doppelt flankierte Walachei binnen vier Wochen eingekreist und die rumänische Armee im Kessel von Bukarest zusammengedrängt und von der Moldau abgeschnitten hätte, war nicht zu denken.

Trotzdem schlug Bulgariens diplomatisches Zögern dem Vierbund zum Vorteil aus. Rumänien hatte nie ernstlich mit einem von Süden drohenden Angriff gerechnet und sich darauf verlassen, daß das Aufpflanzen der russischen Fahne in der Dobrudscha genügen werde, die Bulgaren von einem Einfall abzuhalten. Als die bulgarische Kriegserklärung auf sich warten ließ, wurde die Aufmerksamkeit der rumänischen Staatsmänner vollends von der Donaufront und der Dobrudscha abgelenkt. Man glaubte in Bukarest, sich ganz gegen Siebenbürgen wenden zu können, und traf an der Donau und in der Dobrudscha keine weitgreifenden Maßnahmen. Die rumänischen Armeen zogen mit Roß und Wagen über die Pässe der Transsylvanischen Alpen, um ins Marostal hinabzusteigen und die Flanke der Österreicher aufzurollen.

Der Aufmarsch der Rumänen

Die Rumänen rückten mit 4 Armeen ins Feld. Die Angriffsmasse bestand aus der 1., 2. und 4. Armee, die alsbald gegen Siebenbürgen vorbrachen. Die 3. Armee, die nur wenige Divisionen zählte und schon vor der Kriegserklärung durch das russische XXXXVII. Korps verstärkt worden war, stand in der Dobrudscha aufmarschiert. Zwischen Bukarest und der Donau lag eine Generalreserve. Der Oberbefehl ruhte in den Händen des Königs,

Chef des Generalstabes war General Iliescu. Nicht weniger als 600 000 Mann stark und wohlversehen mit leichter und schwerer Artillerie gingen die Rumänen in den Kampf, den sie zu gewinnen trachteten, ehe die Ernte in der Walachei und in den Tälern Ungarns unter der Sichel fiel.

Der Feldzugsplan der Rumänen rechnete mit festen Größen und bekannten Verhältnissen. Doch als es galt, ihn auf die Räder zu setzen und mit Blitzesschnelle in die Tat umzuwandeln, ließen ihre Generale es an Entschlußkraft und Kühnheit fehlen. Schwerfällig schoben sich die Angriffsarmeen zur Überwindung der Transsylvanischen Alpen zurecht. Trotzdem gewannen sie in wenigen Tagen in Siebenbürgen so viel Raum, daß sie sich zwischen der Goldenen Bistritz und der Donau auf breitester Front zum Vormarsch entwickeln konnten. Ungehindert traten sie aus der Befestigungszone heraus, die sie auf den Paßhöhen angelegt und seit dem Beginn des Weltkrieges zu einem tiefgestaffelten System von Artillerie- und Infanteriewerken ausgebaut hatten. Von reichen Niederschlägen befruchtet, dehnte sich das Burzenland vor den Augen der rumänischen Heerscharen und schlug seine Täler, seine Hügel und Wälder im Glanze der Spätsommersonne vor ihnen auf. Die Straßen lagen offen, die Bahnhöfe verlassen, nur hie und da knallten ein paar Flintenschüsse, sah man kleine Haufen ungarischer Grenzjäger und österreichischen Landsturms nach der Sprengung von Brücken und Tunnelbauten ins Marostal und über den rauschenden Altfluß nach Norden und Westen abziehen.

Die Becken von Kronstadt, Hermannstadt und Petroseny luden zum Einmarsch. Verlorene Brände steckengebliebener österreichischer Proviantzüge und hastig angezündeter Kornspeicher zeugten von der Eile, mit der die Grenzwacht des Verteidigers wich. Aber als die Rumänen im Gyergyogebirge, an den Kronstädter Paßausgängen, in der Altklamm bei Hermannstadt, an den Nordflanken des Szurduk- und des Vulkanpasses, vor dem Kohlenbecken von Petroseny und bei Orsova an den Czernaufern sorglos zu Tal steigen wollten, trafen sie unversehens auf einzelne Batterien und Bataillone, die ihre Vorhuten in den Waldschluchten mit Feuer empfingen und rasch zum Stehen brachten. Einen Augenblick stockte der rumänische Vormarsch auf der ganzen Linie. Dann spülte der Andrang der rumänischen Flut die Verteidiger hinweg. Von allen Seiten umfaßt und umgangen, zogen sie sich am 29. und 30. August über Csik-Szerada, Kronstadt, Fogaras, Hermannstadt und Petroseny gegen Schäßburg und Karlsburg zurück. Die große Talfurche am West- und Nordhang der Transsylvanischen Alpen, durch die der Marosfluß und der Altfluß, voneinander abgewendet, ihren Weg aus dem Bergen- und Burgenland in die Ebenen suchen, fiel in rumänische Hand. Am 1. September wichen die Österreicher auch bei Orsova auf das Westufer des Czerna zurück. Am 2. September wechselten deutsche und österreichische Flankenhuten an der Goldenen Bistritz die ersten Schüsse

mit dem rechten Flügel der rumänischen Armeen, der die Verbindung mit Brussilows linker Flügelarmee bei Dorna-Watra aufgenommen hatte. Das rumänische Heer griff nach dem ersten strategischen Erfolg. Die Rumänen Siebenbürgens steckten die rumänische Kokarde auf, Bukarest frohlockte, und an der Seine erwachten neue Hoffnungen.

Die Lage der Mittelmächte war ernster als je.

Die Lage der Mittelmächte am 1. September 1916

Die Reserven, die Falkenhayn und Conrad Ende Juli ausgeschieden hatten, um sie an der Maros zu versammeln und den Rumänen den Vormarsch in Ungarns verletzliche Flanke zu verwehren, bis eine Armee zum Gegenangriff antreten konnte, waren vom Strudel der Offensive Brussilows verschlungen worden. Sie kämpften zu Beginn des rumänischen Feldzuges unter Erzherzog Karls Oberbefehl in der Dnjestrlandschaft und auf dem Westhang der Karpathen, um Leschitzki zu verhindern ins Theißtal einzubrechen. Außer Grenzbataillonen und den Trümmern einer von Brussilow zerschlagenen Liniendivision, die im Marostal lagerte, stand zwischen dem Petrosul und dem Vulkanpaß niemand zum Empfang der Rumänen bereit. Keine Festung, keine Straßensperre hütete die Übergänge des waldigen Gebirges. Conrad hatte sich darauf beschränken müssen, vor den Erdölquellen Petrosenys, bei Orsova, am Eisernen Tor und am Vulkanpaß ein paar tausend Mann aufzustellen und in Siebenbürgen ein Generalkommando einzusetzen, das die Abwehr vorbereiten sollte. Hiezu war General Arz v. Straußenburg ausersehen worden, der das Skelett der neuzubildenden 1. Armee — die alte war in den Kämpfen mit Brussilow zerrieben worden — an der Maros mühsam zusammensetzte.

Die Entente nützte die Gunst der Umstände.

Als die Rumänen am 1. September mit 240 000 Feuergewehren, 740 Geschützen und 12 000 Säbeln in Siebenbürgen einbrachen, griffen die Alliierten an allen Fronten mit erhöhtem Nachdruck an. Brussilow peitschte seine Armeen aufs neue gegen Kowel, Zloczow und Halicz vor und rüttelte mit verstärkten Kräften an den Karpathenpässen. Cadorna suchte in neuen Schlachten von Görz und Doberdo gegen Triest vorzudringen. Sarrail schob seine Armee nach links zusammen und führte serbische, französische und russische Divisionen gegen Monastir vor. Joffre rief die Armee Micheler zum Angriff an Fayolles Südflügel und wies Foch an, die deutsche Front zwischen Vermandovillers und Chaulnes auf eigene Faust zu durchbrechen, während nördlich der Somme Engländer und Franzosen, 3 Armeen stark, zum Durchbruch zwischen Péronne und Bapaume antraten. Die Schlachtenfolge an der Somme begann in fürchterlichen Stürmen zu gipfeln.

Unter diesem allgemeinen Ansturm bebte, zitterte, schwankte die rings bestürmte Rundfront der Zentralmächte, als müßte sie im nächsten Augenblick zerbrechen. Die Lage war auf das Äußerste, ja sie war über alle Maßen gespannt. Der Nibelungen Not schrie zum Himmel. Von allen Seiten erging der Ruf der Bundesgenossen um deutsche Hilfe. Österreich-Ungarn war am Erliegen und Bulgarien begann zu versagen. Österreich forderte eine Armee zur Rettung Siebenbürgens, das von den Rumänen langsam aber unaufhaltsam überflutet wurde; „meine Bulgaren wollen Pickelhauben sehen" klagte Zar Ferdinand, als seine Divisionen vor Monastir ins Wanken kamen.

Deutschland stand fest. Wohl herrschten im deutschen Volke, dessen kindlicher politischer Sinn die Größe der Gefahr nicht voll erfaßte, eine gewisse Beklemmung, aber der Zauber, der von den Namen Hindenburg und Ludendorff ausging, und die Zuversicht, die jeden Mann im Graben beseelte, ließen keine Entmutigung aufkommen. Nur wenige wußten die Not der Stunde zu deuten und die Größe der Gefahr zu ermessen.

Der Daseinskampf des deutschen Volkes, der bis vor wenigen Monaten trotz schwerer Rückschläge als Verteidigungskrieg angriffsweise geführt worden war und die deutschen Waffen tief nach Frankreich und Rußland hinein und bis vor die Tore Salonikis geführt hatte, war zur verzweifelten Abwehr geworden. Der Schwertarm ermüdete, der Schildarm trug die Last. Der Volkskörper begann unter Entbehrungen zu leiden, die Geldkraft zu schwinden, die Blockade tat langsam aber sicher ihr Werk. Trotzdem gab es nur ein einziges Mittel, sich des tödlichen Stoßes zu erwehren, der jetzt von der Walachei in die ungeschützte Flanke Österreich-Ungarns und mittelbar in Deutschlands Weiche zielte. Nicht durch Aufrichtung einer neuen Abwehrfront, die in dieser Ausdehnung nicht mehr herzustellen war, sondern nur durch rücksichtslosen Angriff konnte der neue Feind bekämpft werden, mußte er binnen wenigen Wochen niedergeworfen werden, oder der Krieg war verloren. Und das einzig Richtige, zugleich aber auch Unglaubliche geschah. Der Deutsche, der kaum noch zur Abwehr kräftig schien und schon unter dem Drucke der immer mehr erstarkenden Weltkoalition zu erliegen schien, ballte neue Armeen, entwarf neue Feldzugspläne und griff im Bunde mit den von ihm geführten Österreichern, Ungarn, Türken und Bulgaren den neuen Feind von allen Seiten an, während an den alten Fronten Hieb auf Hieb auf seinen breiten Schild und Österreichs schmale Tartsche niederging.

Mackensens Einbruch in die Dobrudscha

Da in Siebenbürgen noch keine größere Streitmacht vorhanden war, wurde Arz v. Straußenburg aufgefordert, sich, so gut es ging, zu behaupten und den Vormarsch der Rumänen an der Maros, am Alt und auf den Höhen

zwischen beiden Flüssen zu verzögern, bis eine Angriffsarmee zur Stelle war. Mackensen wurde angewiesen, mit allem, was binnen drei Tagen in Nordbulgarien zusammengekehrt werden konnte, in die Dobrudscha einzufallen, die ihm entgegentretenden Kräfte zu schlagen und gegen Konstanza vorzudringen. Es war die einzige Aushilfe, die der deutschen Heeresleitung blieb, denn zur Überschreitung der Donau und zum unmittelbaren Flankenangriff auf den Zentralraum Bukarest waren die Divisionen, die Mackensen am Süduser des Stromes vereinigen konnte, viel zu schwach. Sie wären vereinzelt geblieben und völliger Vernichtung anheimgefallen, da die Walachei nicht gleichzeitig von Norden oder Westen und von Süden her angegriffen werden konnte.

Aber diese Aushilfe war nicht nur als Ablenkung und Zeitgewinn gedacht, sondern wurde zugleich als Einleitung eines konzentrischen Angriffs betrachtet, um den Feind an einer empfindlichen Stelle zu treffen, allen Angriffsabsichten aus der Dobrudscha heraus zuvorzukommen und ihm das Gesetz des Handelns zu entreißen. Es war ein Unternehmen von großer Kühnheit, ein Angriff ins Unbekannte mit verletzlicher linker Flanke, der sich von der Grundstellung lösen mußte, um den Feind in einem Löwensprung zu erreichen und ihn niederzuschlagen, ehe er sich des Anpralls versah. Es war Krieg, wie ihn der im Stellungskampf und in Materialschlachten befangene Westen, wie ihn auch der wieder erstarrte Osten nicht mehr kannte, Krieg im Sinne hinreißender Bewegung, aus Unsicherheiten geboren, aber zu sicher gestalteten Entschlüssen verdichtet und von Männern geführt, die den letzten Hauch und die letzte Willensfaser an die Verwirklichung operativer Gedanken setzten.

Am Tage, da die rumänischen Armeen Kronstadt besetzten, brach Mackensen mit zusammengerafften Divisionen in die Dobrudscha ein und stürzte sich auf die russo-rumänischen Streitkräfte, die zwischen Tutrakan und Dobric aufmarschiert standen.

Von der Sonne ausgeglüht, die tagsüber auf die nackte, wasserarme Lößlandschaft niederbrannte, vom Seewind durchkältet, der nachts schneidend vom Schwarzen Meer herüberwehte, lag die Dobrudscha vor Mackensen ausgebreitet. Sie war seit alters die strategische Landbrücke von Norden kommender Eroberer, die den Weg nach Konstantinopel und den asiatischen Gestaden suchten, stellte aber einem Angreifer, der von Süden kam, große, natürliche Hindernisse entgegen. Im Hochsommer 1854 war die französische Division Espinasse auf der Verfolgung der nordwärts weichenden Russen in der Dobrudschasteppe beinahe kampflos zugrunde gegangen. Durst und Cholera hatten die Kraft der Franzosen verzehrt. Wohl waren seit den Zeiten des Krimkrieges in der Dobrudscha Bahnen und Straßen gebaut worden, aber sie kamen im Jahre 1916 nicht dem Angreifer, sondern dem Verteidiger zugut, der an der Südgrenze stand und zwischen der Donau-

festung Tutrakan und dem Orte Dobric, der Kopfstation der Dobrudschabahn, auf den Augenblick wartete, selbst zum Angriff überzugehen. Ein rumänisches und ein russisches Korps bildeten die stark verankerte Vorhut der russischen Hauptmacht, die aus Beßarabien im Anmarsch war und sich der Bahn Tulcea—Dobric und des Seewegs bediente, um über Medgidia und Konstantza heranzurücken und sich in Staffeln an der Bahnstrecke Medgidia—Topraisar—Kara Omer—Dobric zum Vormarsch in die bulgarische Nordostflanke aufzubauen. Den Russen, die von Tulcea südwärts zogen, um auf dem uralten Heerweg in die trazischen Gefilde zu gelangen, leuchteten die Kuppeln der Hagia Sofia als politische Fata Morgana am Horizont. Sie glaubten nicht, daß der Bulgare der russischen Fahne feindlich entgegentreten werde, und sahen sich schon laubbekränzt auf dem alten Siegeswege nach Konstantinopel.

Die Kämpfe bei Dobric und die Eroberung Tutrakans

Mackensen erkannte, daß nur ein überraschender Schlag Erfolg versprach, und trieb Bulgaren und Deutsche — die Türken waren erst im Anzug — in Gewaltmärschen gegen Tutrakan und Dobric vor. Er verfügte über die bulgarische 3. Armee, die General Toscheff befehligte und die 3 Divisionen umfaßte. Eine schwache deutsche Abteilung unter Oberst Bode bildete den Kern dieser aus Linie und Landsturm zusammengesetzten Streitmacht. Mackensen überschritt in der Nacht auf den 2. September die Grenze und warf sich unversehens auf den Feind. Der rechte Flügel griff Dobric an und nahm die Stadt nach zweitägigem Kampf. Die einrückenden Bulgaren wurden als Befreier empfangen. Unter schweren Verlusten wichen Rumänen und Russen fechtend von Dobric gen Norden. General Aslan, der den Befehl in der Dobrudscha übernommen hatte, suchte dem Rückzug zu steuern und sandte Verstärkungen von Tutrakan und Medgidia gen Kara Omer. Sie gruben sich an der Bahnlinie und auf den Hügeln zwischen Dobric und Kara Omer ein und brachten die Verfolgung zum Stehen. Vergebens suchte Toscheff bei Kara Agac durchzubrechen. Er war zu schwach an Artillerie und in seinen Bewegungen zu ungelenk, dem Feind den Vorteil und die linke Flanke abzugewinnen. Als er nach blutigen Anläufen den Angriff aufgab, gingen Russen und Rumänen zum Gegenstoß über. Die 61. Russendivision und eine aus österreichischen Überläufern und Gefangenen gebildete jugoslawische Division machten Toscheff schwer zu schaffen, aber der bulgarische Soldat schlug sich brav, stemmte sich fest und gab Dobric nicht mehr heraus.

Unterdessen führte Mackensen den Hauptangriff mit verstärktem linkem Flügel an der Donau, indem er das V. Korps Aslans kurzerhand überrumpelte und auf Tutrakan zurückwarf.

Die Rumänen hatten Tutrakan in weitem Umkreis befestigt. Der Höhenrücken, der als Steilwand zur Donau abfällt und sich in südwestlicher Richtung weit ins Land erstreckt, war mit Batterien gespickt, und die Ufer des Demirbabinar, eines wilden Dobrudschaflüßchens, das sich tief in den nackten Löß genagt hat, waren zum äußeren Gürtel der Südwestfront ausgestaltet worden. General Bessarabescu, der Führer des V. Korps, schien entschlossen, den Angriff in der Linie Kasimlar—Belica—Demizlar—Mese Mahle—Sijahlar—Staroselo und auf den dahinterliegenden, mit Erdwerken und Panzerfesten gekrönten Höhen abzuwettern. Er hielt die Stellung mit 40 Bataillonen, 20 Batterien und 6 Eskadronen besetzt und hatte im Vorfeld breite Drahthindernisse gesponnen, spanische Reiter gepflanzt und die Forts der Festung durch Zwischenwerke verstärkt. Die Stromflanke war durch vorgeschobene Erdwerke geschützt und auf dem linken Donauufer von Oltenita und der Mündung des Arges bis Tutrakan eine Flankenstellung eingerichtet, in der weittragende Geschütze aufgepflanzt standen. Da Bukarest nur 60 Kilometer von Tutrakan entfernt liegt, konnten die Rumänen auf Verstärkungen aus der Heeresreserve rechnen, die im Raume Ploesti—Bukarest—Pitesti, an den Ufern des Arges nordwestlich von Bukarest bereitstand.

Aber Mackensen ließ dem Feinde keine Zeit, sich auf den Angriff vorzubereiten, sondern kam ihm wie das Wetter über den Hals. Er warf die rumänischen Wachen im ersten Ansturm auf den Flußabschnitt zurück und brach schon am 2. September in die Südwestfront ein.

Auf dem rechten Flügel focht bulgarische Linieninfanterie, auf dem linken bulgarischer Landsturm, der sich fest um eine Abteilung deutscher Truppen, unter dem Befehl des Majors v. Hammerstein, ballte, und an der Donau beherzt gegen Tutrakan vordrang. Der deutsche Kern bestand aus dem 1. Bataillon des 21. Infanterieregiments, ein paar Zügen der 6. Ulanen und einigen Geschützen des 21. Feldartillerieregiments. Bessarabescus Uferschutz wurde bis Staroselo zurückgetrieben. Hier empfing der Verteidiger die Deutschen mit schwerem Feuer. Aslans Stromkanonenboote und die Batterien, die bei Oltenita aufgepflanzt standen, feuerten in die linke Flanke des Angreifers und zwangen den bulgarischen Landsturm die Bewegung einzustellen. Auch die rechte Flanke Hammersteins war bedroht, denn vom Steilufer des Flüßchens fegte Maschinengewehrfeuer über die nackte Distelflur, die sich südwestlich von Staroselo und der befestigten Höhe 131 ausdehnte. Trotzdem gelang es den Einundzwanzigern am 4. September die kahle Steppe zu überschreiten und die Höhe 131 im Sturm zu nehmen. Schwer erschüttert ging der Rumäne in der Nacht auf den 5. September auf den Höhenkranz zwischen Staroselo und Tutrakan zurück, um an den Panzerfesten und den Zwischenwerken des Fortsgürtels Halt zu suchen. Aber der Angreifer ließ ihm keine Zeit, sich zu setzen und von der Überraschung zu erholen. Deutsche Geschütze fuhren an der Höhe 131 und vor Sijahlar auf,

richteten die Rohre auf die Höhen 109 und 124 und warfen den Schrecken des ersten Vernichtungsschießens in die rumänische Infanterie. Die Werke 2, 3 und 4 wurden von schweren Haubitzen zusammengeschossen.

Gleichzeitig schwenkte der rechte Flügel der Bulgaren nach Norden ein und griff die Werke 5, 6, 7 und 8 an, die die Südfront der Festung deckten. Weitausholend stießen deutsche und bulgarische Reiter nach Osten vor und legten die Hand auf die von Tutrakan in die Dobrudscha ausstrahlenden Verbindungen. Der Kreis um den Brückenkopf war geschlossen. Schon setzten kampfunfähige Scharen in Booten und Fähren über die Donau, um sich der Umfassung zu entziehen und sich ans Nordufer zu retten.

Unterdessen schob sich die Infanterie des Angreifers feuernd und stürmend gegen die Werke vor. Durch Dornen, Disteln und zertretenes Korn brach Welle auf Welle in die Verteidigungszone. Der Rumäne begann den Mut zu verlieren. Unsicher schoß er mit hohem Anschlag aus seinen tiefen Gräben, um dem Feinde kein Ziel zu bieten. In seinen gepanzerten Batterien herrschte Verwirrung, vorgeführte Reserven fluteten im Feuer deutscher Artillerie auf Tutrakan zurück. Als es Abend wurde, drangen die Bulgaren in das Fort 8 ein. Die Deutschen stürmten Fort 2 und rollten die Front nach Osten auf. Wie Kartenhäuser fielen die dazwischenliegenden Werke der Reihe nach in des Stürmers Hand. Von eigenen, vom Sieger eiligst herumgeschwenkten Geschützen beschossen, flüchteten die Rumänen aus den Außenwerken gegen die Kernfeste am Donaustrand. Aber noch hielt der Verteidiger auf den äußersten Flügeln stand. Er saß auf dem Steilrand, der sich von Staroselo gegen die Donau zieht, suchte das von hier aus gen Süden streichende, in der Höhe 62 gipfelnde Glacis zu behaupten und klammerte sich auf dem linken Flügel an ein tief eingeschnittenes Bachbett, um Zeit und Kraft zum Gegenangriff zu gewinnen. Da der Angreifer ermattet, mit gelichteten, durcheinandergeratenen Verbänden im Feuer lag, war die Lage der Rumänen noch nicht so verzweifelt, als sie schien. In der Tat gelang es den rumänischen Generalen, ihre Truppen am 6. September noch einmal vorzureißen. Aber es war zu spät, den eisernen Ring zu sprengen. Bevor der Keil gebildet war, der über die Höhe 62 in die Mitte der lockeren Belagerungsfront zielte, wo abgesessene deutsche und bulgarische Kavallerie die Verbindung der Angriffsflügel sicherte, reifte auf dem Höhenrücken über dem Donautal die Entscheidung. Hammerstein raffte seine Deutschen zum Gewaltstoß zusammen, stürmte die letzten Werke und entriß den Rumänen die auf dem Grat aufgepflanzten Batterien. Bessarabescus Versuch bei Höhe 62 durchzubrechen, fiel in sich zusammen. Der General verlor den Kopf und ließ die Zügel fallen. Am Abend stand das 1. Bataillon der Einundzwanziger vor den Toren der Stadt. Im Südosten und Osten erschienen die Bulgaren und zogen die Schlinge zu. In wilder Flucht setzte der Rumäne über den feuergepeitschten Strom. Kanonenboote und Uferbatterien

deckten die Überfahrt, aber manches Ponton trieb zerschossen talab. General Bessarabescu ertrank. Da verzweifelten die Rumänen am Entrinnen. Auf engem Raum am Steilufer der Donau zusammengedrängt, kämpfte die Masse zweier Divisionen noch bis in die Nacht, dann streckten 28 000 Mann mit 100 Geschützen die Waffen.

Mackensen stand am 7. September vor neuen Entschlüssen. Die Lage war trotz der Eroberung Tutrakans und der Vernichtung der Hälfte der 3. rumänischen Armee gespannt. Deutsche Truppen taten not, denn es galt den Angriff mit einem Drauf und Dran, mit einer Kraft und einer Hingebung als Verfolgung fortzusetzen, die Bulgaren und Türken fremd waren. Auch war der Kampf bei Dobric noch keineswegs entschieden. Toscheff focht dort immer noch um den Sieg. Er erwehrte sich mit Mühe der russo-rumänischen Gegenangriffe, die von Tag zu Tag an Nachdruck zunahmen und ihn in wachsende Gefahr brachten. Trotzdem entschied sich der Marschall nicht für unmittelbare Verstärkung der bedrängten Bulgaren, sondern für Fortsetzung des Angriffs von Tutrakan in nordöstlicher Richtung, um dem bei Dobric verstrickten Feinde die Flanke abzugewinnen.

Der Entschluß war auf der Schneide des Schwertes gewogen worden. Wurde Toscheff bei Dobric erdrückt und auf Warna und Schumla geworfen, bevor die Sieger von Tutrakan zur Stelle waren, so konnten die russo-rumänischen Divisionen gegen den linken Flügel Mackensens einschwenken und die von Tutrakan donauabwärts vorgehenden Kräfte ihrerseits in der Flanke fassen und mit verwandter Front und dem Strom im Rücken zum Kampfe zwingen. Stieß Mackensens linker Flügel dagegen so rasch gegen Nordosten vor, daß er den zurückhängenden rechten Flügel des Feindes zerschmettern und von der Donau gegen die Bahn Dobric—Kara Omer—Gobadinu—Medgidia drängen konnte, ehe Toscheffs Kraft erlahmte, so wurden Russen und Rumänen von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten und genötigt, mit dem Schwarzen Meer im Rücken in den Salzsteppen zu fechten.

Mackensen folgte seinem Stern. Er handelte mit dem alten Wagemut, der ihn von Wloklawek nach Lodz und von Gorlice nach Brest-Litowsk geführt hatte. Er forderte die Türken, die die Walstatt noch nicht erreicht hatten, zur Beschleunigung des Vormarsches auf, um Toscheff bei Dobric stärkeren Rückhalt zu leihen, ballte aus deutschen Kräften — in Gewaltmärschen strebten einzelne preußische Bataillone aus Mazedonien der Dobrudscha zu — eine Stoßgruppe und schleuderte diese unter dem Befehle des Obersten Bode von Tutrakan auf Silistria. Das Wagnis gelang. Drei Tage nach dem Falle Tutrakans drangen die 6. Ulanen, bulgarische Dragoner und Teile der Regimenter 21 und 45 unter Führung des Oberstleutnants Kaufmann in Silistria ein. Der zweite große Donaubrückenkopf fiel in deutsche Hand. Durch das Beispiel Tutrakans gewarnt, gaben die Rumänen die veraltete Festung kampflos preis und enteilten gen Nordosten.

Die Kämpfe bei Curu Orman und Kara Omer

Aslan versuchte die Lage wiederherzustellen, indem er den durchbrochenen rechten Flügel zurückschwenkte. Er stellte die Angriffe bei Dobric ein und setzte den linken Flügel vom Feinde ab, um den Kampf in der Linie Oltina—Aptaat—Musubej—Kara Agac mit vereinigten Kräften wieder aufzunehmen.

Auf der großen Bodenschwelle, die sich südlich von Cobadinu von den Donausümpfen zu den Salzlagunen des Schwarzen Meeres zieht, gruben sich die russo-rumänischen Divisionen ein und erwarteten, von Bukarest und Tulcea her verstärkt, den Angriff des Feindes. Mackensen trieb die schwerfällig folgenden Bulgaren zur Eile, denn der Verteidiger ging eifrig daran, seinen abgebrochenen rechten Flügel wieder aufzurichten und begann seine Rückzugslinie durch Verschiebungen von dem linken auf den rechten Flügel gegen Flankenangriffe zu sichern. Da zwischen der Masse der Bulgaren und der Donaugruppe nur dünne Verbindungsfäden liefen, waren die Rumänen in der Lage, Mackensens überdehnte Front durch einen Vorstoß gegen die Mitte und Umfassung der inneren Flügel seiner exzentrisch fechtenden Gruppen zu sprengen, wenn Toscheff nicht lange Beine machte und dem Gegner an der Klinge blieb. Doch die Rumänen fanden weder Entschluß noch Kraft zum Gegenstoß, und es gelang Mackensen trotz der Ermüdung seiner Truppen und mangelnder Verpflegung seine Streitmacht zwischen Parachioi und Kara Agac enger zu versammeln und die gefährliche Lücke zu schließen.

Es war ein mühseliges Marschieren. Regenwinde brausten über die Steppe, weglos dehnte sich die wellige Hochfläche, graues tiefhängendes Gewölk rollte über die fahle Landschaft und trübte die Sicht. Der Bahnkörper war zerstört, grundlos lagen die von den Rädern der Ochsenkarren zerfleischten Kolonnenwege, Brunnen und Quellen waren verpestet, ungenießbares Brackwasser füllte die Mulden. Der Troß vermochte der fechtenden Truppe nicht zu folgen. Die Pferde brachen in den Sielen zusammen, die schweren Fuhrwerke blieben stecken, die Versorgung mit Munition und Gerät begann zu stocken. Im Schrittmaß der breitgehörnten Büffel, die allein vom Fleck kamen, bewegte sich die Armee gen Norden.

Erst am Abend des 11. September war Mackensen in der Lage, dem Feind die ersehnte Schlacht zu liefern. Zwar waren die Türken noch nicht zur Stelle, aber ihr Führer Hilmi-Pascha hatte dem Marschall versprochen, daß er den letzten Atem aus seinen Anatoliern herausholen werde, um seinen Platz in der Schlachtordnung einzunehmen. Mackensen befahl Toscheff, auf der ganzen Linie anzugreifen. Der Rumäne sollte um seinen eigenen rechten Flügel zurückgedreht und in die Salzlagunen gedrängt werden. Bode führte die Schwenkung am äußersten linken Flügel und brach am Südufer des großen Donausumpfes Ezerul, gegenüber von Oltina in den Feind. Er überrannte die Vorposten, drang in das bebuschte, von Maisfeldern durchsetzte Hügel-

land, das sich am Donauufer gen Rasova zieht, und nahm am 12. September nach schwerem Feuerkampf Curu Orman. Um den Erfolg zu sichern, warfen sich abgesessene Ulanen unter der Führung des Prinzen Wilhelm von Hessen im Vollmondschein auf den Feind, der in dem hohen Mais gute Deckung gefunden hatte und wieder gegen das Dorf andrängte. Der kühne Anlauf mißlang. Vom Flankenfeuer erfaßt, stürzten die Reiter und zahlten, der Prinz an der Spitze, den Angriff mit Blut und Leben. Aber der Rumäne erschrak, fand die Kraft zum Gegenangriff nicht mehr, und als Bode im Morgengrauen nach vorn stieß, traf er auf erschütterten Feind, der nach kurzem Kampf gen Rasova entwich. Bode heftete sich dem Gegner an die Fersen, entriß ihm Gefangene und Geschütze und drängte ihn gen Osten ab.

Am 15. September focht Aslans rechter Flügel mit der Front nach Westen. Hätte Mackensens rechter Flügel die Stoßkraft Bodes besessen, so wäre das Schicksal der 3. rumänischen Armee besiegelt gewesen.

Aber Toscheff war inzwischen selbst ins Gedränge gekommen. Er hatte am 12. September die Linie Kara Agac—Musubej—Hadzikoi angegriffen und seine Kavallerie zur Umfassung des linken Flügels der Rumänen gen Kara Omer entsandt. Die Kavallerie wurde abgeschlagen und mußte zum hinhaltenden Gefecht übergehen, die Masse des Fußvolks nahm nach schwerem Kampf die erste Linie, wurde dann aber aufgehalten und sah sich plötzlich von einem Gegenstoß getroffen, der tief in die bulgarische Front drang. In verzweifeltem Ringen stellte Toscheff die Lage wieder her. Abteilungen des deutschen Feldartillerieregiments 21 eilten herbei und halfen den Ansturm der Jugoslawen brechen, die dicht vor den Geschützen nahezu vernichtet wurden. Als Hilmi-Paschas erste Bataillone am 13. September auf dem Schlachtfeld eintrafen, war die Krisis beschworen.

Zwei Tage schwankte die Schlacht unsicher hin und her. Noch einmal drohte ein Gegenstoß der Russen Mackensens Zentrum zu durchbrechen. Erst am 14. September gelang es Toscheff, die Hügelkette zu überwinden und den Verteidiger aus dem Stand zu heben. Aber es war zu spät. Der Feind hatte die Gefahr erkannt, die ihm von Bodes Umfassung seines äußersten rechten Flügels drohte, und trat planvoll fechtend den Rückzug an, indem er seinen linken Flügel staffelweise gegen Cobadinu zurücknahm. In der Nacht auf den 15. September räumte er die letzten Stellungen und entwich nach Norden. Wohl lockten die flachen, wie erstarrte Grundwogen verlaufenden Hügelketten, die weite Busch- und Grassteppe und die niedergetretenen Maisfelder zur Verfolgung, aber der geschlagene Feind ging so geordnet zurück, daß der Bulgare sich begnügen mußte, ihm durch Fernfeuer Abbruch zu tun. Die Kavallerie war zu schwach, ihm ernstlich zu schaden. Verderblich wirkten nur die reitenden Batterien, die, mit allen Mitteln vorgerissen, von jeder Erhöhung in die zurückflutenden Kolonnen feuerten.

Mackensen hatte die Schlacht gewonnen, aber das strategische Ziel war nicht erreicht. Russen und Rumänen wurden nicht von der Bahn Dobric—Medgidia nach der Meeresküste abgedrängt, sondern gingen zu beiden Seiten der Bahnlinie in der Richtung auf die Trajanswälle und die Linie Cernavoda—Konstanza zurück. Um dem geschlagenen Gegner den Rückzug zu erschweren und die Nachlese der Schlacht ergiebiger zu gestalten, befahl Mackensen General Toscheff, dem Gegner diesmal hart auf den Fersen zu bleiben. Die Brigade Bode entsprach dem Befehl und jagte den Feind abermals in Unordnung vor sich her, aber die Masse der Armee vermochte sich nicht mehr zu drängender Verfolgung aufzuraffen.

Vor den befestigten Linien von Topraisar

Als die 3. bulgarische Armee am Tage darauf bis Cobadinu gelangte, stieß sie hier, 30 Kilometer nördlich von Kara Omer, an verengter Stelle zwischen der Donau und der See auf eine befestigte Dauerstellung, die von dem geschlagenen Feinde bereits bezogen war und dem Vormarsch ein Ziel setzte. Aslan hatte sich in Gräben und Verhauen eingerichtet, die von Rasova an der Donau über Cobadinu und Topraisar zum Schwarzen Meer liefen, wo der linke Flügel an der Lagune von Tuzla sichere Anlehnung fand. Betonierte Unterstände, Panzerkuppeln, zu Labyrinthen ausgebaute Dörfer und meilenweit gesponnene Drahthindernisse deuteten auf weit zurückreichende Vorbereitungen. Aslan hatte in dieser Sperrstellung frische, aus der Walachei und aus Beßarabien herangeführte Verstärkungen an rumänischen und russischen Regimentern vorgefunden und war bereit, die Linie Konstanza—Medgidia—Cernavoda, die Hauptschlagader der Dobrudscha, den großen Kriegs- und Handelshafen Konstanza und die Donaubrücke von Cernavoda zu verteidigen. Deutsche Flieger, die sich hoch über der Steppe wiegten und kühn über Aslans Stellung und Medgidia gen Norden vorstießen, erblickten lange Geschützzeilen und große Truppenlager. Auf der Reede von Konstanza lagen zahlreiche russische Kriegs- und Frachtdampfer. Der Vormarsch Mackensens war zum Stehen gekommen. Konstanza und Cernavoda spotteten jeden Angriffs. Gewaltiger Verkehr pulste auf der Bahnstrecke, die die beiden Städte und die Walachei mit dem Schwarzen Meer verband. Friedlich lag die grüne, sanft ansteigende Norddobrudscha hinter den Trajanswällen gebettet. Die Seeflanke Rumäniens und die Mündung der Donau waren jeder Gefahr entrückt, so lange der Verteidiger in seiner Trutzstellung von Tuzla bis Rasova standhielt.

Im Zelte Mackensens herrschte der feste Wille, den Weg nach Konstanza freizuschlagen, aber der Marschall bedurfte dazu schwerer Artillerie, gesicherter rückwärtiger Verbindungen und vor allem einer stärkeren Kerntruppe. Er bat Ludendorff um eine deutsche Division und grub sich in der Hoffnung,

daß seiner Bitte früher oder später entsprochen werde, vor Rasova und Cobadinu ein. Die Dobrudschafront fiel in Erstarrung, aber drohend lastete Mackensens Druck auf den feindlichen Linien. Er zwang dadurch den Feind, die modernen Trajanswälle mit starken Kräften besetzt zu halten, zog rumänische Reservedivisionen auf sich, die zum Unheil Rumäniens in den entscheidenden Schlachten jenseits der Transsylvanischen Alpen fehlen sollten, und sammelte die Glieder zu neuem Sprung.

Die Schlachten in Siebenbürgen

Der Vormarsch der Rumänen

Als Mackensen am 15. September die Rumänen in der Dobrudscha auf Cobadinu warf, standen die rumänischen Angriffsarmeen siegesgewiß, von keinem starken Feind bedrängt, auf dem Boden Siebenbürgens.

Es war den verbündeten Heeresleitungen trotz übermenschlicher Anstrengungen noch nicht gelungen, dem Angreifer im Felde entgegenzutreten, denn sie litten damals im Westen, im Süden und im Osten große Not. Die Österreicher sahen sich am 14. September auf der Karsthochfläche von Doberdo erneut angegriffen und mußten sich in der 9. Isonzoschlacht verzweifelt wehren, die Deutschen wurden an der Somme von frischen Kräften angefallen und abermals gezwungen, auf nackter Erde und in dumpfen Kellern dem Vernichtungsschießen ungezählter Batterien aller Kaliber standzuhalten. Der Granatensturm gipfelte wenige Tage später in den gewaltigsten Durchbruchsversuch, der jemals die deutsche West- und Leidensfront erschütterte. In Wolhynien und Galizien standen Deutsche und Österreicher in neuen schweren Abwehrschlachten, und auf den Karpathen drohte täglich neue Krisis. Auch in Mazedonien verdichteten sich die Gefahren. Da die Entente Mackensens Einbruch in die Dobrudscha nach der Abwehr des bulgarischen Vorstoßes auf Florina durch einen Angriff auf die bulgarische Hauptmacht bei Monastir zu entkräften suchte, war die deutsche Heeresleitung gezwungen, die wankende bulgarische Front durch Zuteilung deutscher Jägerbataillone und Errichtung eines deutschen Gruppenkommandos zu kräftigen. General Otto v. Below eilte von der Düna an den Wardar und übernahm den Oberbefehl über die 11. Armee, in der Bulgaren und Deutsche Seite an Seite fochten, um die plötzlich zu strategischer Bedrohung gewordenen Angriffe Sarrails abzuwehren. So war den Rumänen um diese Zeit trotz ihrer Niederlagen in der Dobrudscha noch wenig Leids geschehen. Hielten sie vor Cobadinu stand und setzten sie ihren Feldzug in Siebenbürgen kräftig fort, so war Arz v. Straußenburg nicht in der Lage, sie zwischen Alt und Maros aufzuhalten, bis Entsatz zur Stelle war.

Arz hatte sein Hauptquartier in Klausenburg aufgeschlagen. Er mühte sich nach Kräften, aber es gelang ihm nicht, den Rahmen der k. und k. 1. Armee mit den tropfenweise anlangenden Kräften so rasch zu füllen, daß er die über das Gebirge drängenden Rumänen in der weiträumigen Hügellandschaft auf dem linken Ufer des Altflusses und dem rechten Marosufer hätte aufhalten können. Sie bahnten sich langsam, aber unaufhaltsam den Weg durch den Geisterwald und das siebenbürgische Hügelland zu den Ufern des Haarbaches und des Kokelflusses, um ins untere Marostal durchzubrechen.

Alexejew hatte den Rumänen den Angriff überlassen und darauf verzichtet, russische Kräfte zur Überflügelung der im Tale der Goldenen Bistritz fechtenden Paßhuten Pflanzer-Baltins anzusetzen. Russen und Rumänen wollten Schulter an Schulter in die ungarische Tiefebene hinabsteigen. Es war also an den Rumänen, zu marschieren und sich auf gleicher Höhe mit den Russen zwischen Bistritz und Alt zum geschlossenen Vorgehen zu entwickeln. Dadurch gewann Arz Zeit, Verstärkungen zu sammeln, aber der feindliche Druck wirkte trotz langsamen, gequälten methodischen Vorgehens der Rumänen doch so stark, daß die Österreicher schon in den ersten Septembertagen gegen Westen zurückgingen. Am 15. September sah General v. Arz sich von zwei Seiten gegen den großen Kokel gedrängt, der von Oberhellen über Schäßburg in westlicher Richtung zur Maros fließt. Das fruchtbare Becken von Kronstadt, die Landschaft von Fogaras, das mächtige Massiv des Geisterwaldes in der Kronstadter Altschleife, das Quellgebiet der Maros, das obere Alttal, die wichtige Klamm von Rotenturm, durch die der Alt in die Walachei hinunterströmt, das Becken von Hermannstadt, das Vulkangebirge, die Kohlengruben von Petroseny und Orsova waren in Feindeshand. Arz konnte sich nur noch mühsam halten. Die ihm zufließenden Verstärkungen reichten nicht, eine durchlaufende Linie zu bilden, noch weniger, den Rumänen geschlossen entgegenzutreten.

Die rumänische Heerflut quoll wie zähflüssige Lava in die breit aufgeschlagenen Täler.

Die Angriffsmasse war in drei Gruppen gegliedert. Am rechten Flügel marschierte die 4. Armee, die von General Presan durch das Bereczker Bergland über den Tölgyespaß, den Bekeaspaß und das Trotustal aufwärts geführt worden war. Sie überschritt das Gyergyo-, das Kelemen- und das Görgenygebirge, drang in die Quelltäler der Maros und des Altflusses und stieg nun in die Kokellandschaft ein, um von Osten nach Westen talwärts zu rücken. Im Zentrum focht die 2. Armee, die unter dem Befehl des Generals Grainiceanu den Predealpaß überschritten, das Bodzai-, das Kronstadter und das Fogaraser Gebirge durchquert und Kronstadt und Fogaras besetzt hatte. Sie war im Begriff die Engpässe des Geisterwaldes zu überwinden. Auf dem linken Flügel focht die 1. Armee, die von General Culcer befehligt wurde und in zwei getrennten Gruppen kämpfte. Die eine war über den

Rotenturmpaß in das Becken von Hermannstadt vorgedrungen, die andere über das Vulkangebirge in das Becken von Petroseny eingefallen. Bei Orsova stand eine einzelne Division auf der Wacht. Sie war nicht stark genug, ihre Fahnen in das schwach gesicherte Altserbien zu tragen, um den Balkankorridor bei Nisch zu unterbrechen, wie man an der Seine geträumt hatte, war aber Orsovas Meister geworden, hatte die österreichische Grenzhut auf das Westufer des Cerna zurückgedrängt und enthob Culcer jeder Sorge um seine linke Flanke.

Da an der Donau Sicherungstruppen aufgestellt waren, die das Norduser des Stromes von Turnu-Severin bis Cernavoda hüteten, und die Heeresreserven zwischen Pitesci, Ploesti und Bukarest so nahe an den Zentralpunkten des rumänischen Eisenbahnnetzes lagerten, daß sie leicht und rasch über Sinaia gen Kronstadt, über den Rotenturmpaß gen Hermannstadt, über Craiova das Jiutal aufwärts nach Tergu-Jiu und Petroseny, über Craiova—Filiasu nach Turnu-Severin über Bukarest nach Oltenita und Cernavoda geworfen werden konnten, war die rumänische Heeresleitung am 15. September immer noch in der Lage, im Angriff auf Siebenbürgen entscheidende Erfolge zu suchen, ohne sich der Rückendeckung zu berauben. Strategische Gefahren erwuchsen ihr erst, wenn ihre Hauptkräfte in Siebenbürgen heftig angefallen wurden und in Bedrängnis gerieten. Forderten Aslan, Grainiceanu und Culcer gleichzeitig Verstärkungen, so floß das Sammelbecken im Zentralraum wie ein von allen Seiten angestochener Stauteich aus. Aber weder Bratianu noch Iliescu dachten an diese Gefahr. Sie nahmen die Niederlagen von Dobric und Tutrakan in Kauf, überließen die Verteidigung der Dobrudscha den Russen und hielten an dem Vormarsch auf Schäßburg und Karlsburg fest. Ihre Augen waren von dem Weihrauch verschleiert, den man in Paris und Rom zu Ehren der lateinischen Schwesternation verbrannte, und das beflaggte Bukarest wartete zuversichtlich auf die Eroberung Siebenbürgens.

Der Aufmarsch der Deutschen und Österreicher

Unterdessen rüsteten Deutsche und Österreicher mit dem Aufgebot der äußersten Kraft zu Gegenwehr und Gegenschlag. Wich Arz auch notgedrungen von den Säumen des neuen Kriegstheaters gegen die Maros, so verdichtete sich sein Widerstand doch allmählich zu heftigeren Kämpfen. Seine Divisionen rückten enger zusammen und erlegten dem Feinde Blutopfer und Zeitverluste auf, die die rumänischen Generale zur Vorsicht mahnten.

Arz hatte seine Streitkräfte in eine Nordost- und eine Südgruppe geteilt. Die Nordostgruppe unterstand dem preußischen General v. Morgen, dem Führer des I. Reservekorps in den großen Ostschlachten, der von Hinden-

burg nach Siebenbürgen gesandt worden war und hier österreichisch-ungarische Truppen, die 61. und 39. Honveddivision, die 71. Liniendivision und eine Brigade Landsturmhusaren, befehligte. Er kämpfte im großen Winkel zwischen Maros und Alt und band die rumänische Nordarmee und den rechten Flügel Grainiceanus. Seine Husaren reichten der Südgruppe nördlich von Fogaras die Hand. Die Südgruppe war am 15. September noch schwächer als die Nordostgruppe. Sie kämpfte zwischen Fogaras und Petroseny, um Culcers 1. Armee den Vormarsch zu erschweren. Ihre Führung war dem preußischen Generalleutnant Staabs, dem Führer des XXXIX. Reservekorps, zugedacht, der vor Dünaburg gefochten hatte, aber am 15. September noch nicht zur Stelle war. Da die 1. rumänische Armee in zwei selbständigen Gruppen vorgegangen war, die durch unwegsames Gebirge voneinander geschieden, bei Hermannstadt und bei Petroseny zum Angriff schritten, war auch der Gegner in zwei Gruppen gespalten. Die Verbündeten waren hier kaum 3 Divisionen stark. Am Altfluß und im Becken von Hermannstadt befehligte Generalleutnant Graf v. Schmettow, der mit der 3. Kavalleriedivision vom Naroczsee nach Siebenbürgen geeilt war und außer seinen drei schwachen Regimentern noch die k. und k. 1. Kavalleriedivision und die 51. Honveddivision zugeteilt erhielt. Bei Petroseny focht in den ersten Tagen nur österreichischer Landsturm, der die Päße und die Zugänge des Kohlenbeckens nicht zu halten vermochte und schon am Erliegen war, als Generalleutnant Sunkel die 187. Division aus dem Elsaß heranführte, um dem über Petroseny vorgebrochenen Feind in letzter Stunde den Weg nach Hötzing zu verlegen.

Das war alles, was Arz v. Straußenburg am 15. September am Feinde stehen hatte, der ihn mit 12 Infanteriedivisionen zu 20 Bataillonen und 8 Kavalleriebrigaden bedrängte. Aber hinter dieser dünnen Linie braute ein gewaltiges Wetter. Die überlasteten, schlechten ungarischen Bahnen dröhnten von hastenden Transporten. Während die Entente in Ost und West, am Isonzo und am Wardar den Hammer schwang und die Fronten der Mittelmächte unter dem Aufschlag ungeheuerer Eisenmassen erbebten, ballten Hindenburg und Ludendorff in Siebenbürgen eine Armee zum Angriffsfeldzug gegen Rumänien, zu dem Mackensen in der Dobrudscha bereits das Vorwort geschrieben hatte. So wurde eine glänzende Aushilfsoperation zur Einleitung einer hochfliegenden Offensive.

Die Zeit drängte. Der Rumäne durfte keinen Schritt mehr weiter gelangen, wenn der Schlag glücken sollte. Schon traten Grainiceanus Vorhuten aus Fogaras und aus den Schluchten des Geisterwaldes hervor, um in Arzens Mitte einzubrechen. Culcers Rotenturmgruppe rückte schon drohend auf Hermannstadt. Da trafen im großen Marostal die ersten Staffeln der Angriffsarmee ein. Drei deutsche Divisionen entstiegen den Wagen. Von allen Fronten rückten sie an. Das Alpenkorps kam von Verdun, die

89. Division aus Litauen, die 76. Reservedivision aus Kurland. Conrad sandte seine 72. Division. Die deutschen Kräfte rückten als neuzubildende 9. Armee — die alte war aufgelöst worden — im Marostal zusammen.

Auch die Befehlsverhältnisse wurden neu geordnet. Im Drange der Not gelang es damals endlich, im ganzen Osten und auf dem Balkan, von Riga bis Orsova, feste, klare Verhältnisse zu schaffen. Zwar forderte Conrad v. Hötzendorf den Oberbefehl in Siebenbürgen für Österreich, aber er bot nun doch die Hand zur Zusammenfassung der Ostfront vom Baltischen Meer bis zum Ostrand der Karpathen unter deutscher Führung. Die k. und k. 2. Armee, die Südarmee und die k. und k. 3. Armee wurden zu einer Heeresgruppe unter dem Befehle Boehm-Ermollis vereinigt und dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern unterstellt. Die k. und k. 7. Armee, die k. und k. 1. Armee und die neuzubildende deutsche 9. Armee traten zur Heeresgruppe Erzherzog Karl zusammen. Den Oberbefehl über die 9. Armee erhielt General v. Falkenhayn. Er war der nächste, die Rumänen zu schlagen und den 28. August zu rächen. Als Stabschef trat ihm Oberst Hesse zur Seite, der die Abwehr in den Vogesen geleitet hatte.

Die Schlacht bei Hermannstadt

Aufmarsch und Vorkämpfe

Als Falkenhayn in Siebenbürgen eintraf, war kein Augenblick mehr zu verlieren. Schon begannen sich die inneren Flügelgruppen der 1. und 2. Rumänenarmee westlich von Fogaras zu vereinigen, schon wich Morgen fechtend gegen die Linie Maros—Vasarhely—Schäßburg, schon war bei Petroseny der Einsatz der 89. Division notwendig geworden, um das Schlimmste zu verhüten.

Falkenhayn trat den Oberbefehl am 19. September an und riß sofort die Zügel an sich. Niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß den Rumänen das Gesetz binnen wenigen Tagen aus der Hand gerungen werden mußte. Das konnte nur durch einen überraschenden Angriff auf die am leichtesten zu fassende Kampfgruppe des Feindes erreicht werden. Das war Culcers rechte Flügelgruppe, die General Manolescu gegen Hermannstadt vorgetrieben hatte. Es galt, den Schlag von Tutrakan bei Hermannstadt zu erneuern. Im Grunde war dieser Angriff ein Gegenangriff. Er mußte den Gegner bis zur Vernichtung treffen, bevor er seine Streitmacht im Alttal vereinigt und die Höhen von Hermannstadt überwunden hatte.

General Culcer war durch die Zweiteilung seiner Armee um den Überblick über die Lage betrogen worden. Da sein rechter Flügel vor der Altklamm, am Rotenturm und im Becken von Hermannstadt nur auf schwachen-

Widerstand gestoßen war, hatte er seine Aufmerksamkeit ganz auf Petroseny gerichtet. Hier suchte er sich in heftigen Kämpfen gegen den Unterlauf der Maros Bahn zu brechen, um tief in die linke Flanke der Österreicher zu gelangen. Er drängte die österreichische Landwehrbrigade 144 in zehntägigen Gefechten weit zurück und richtete sie so schlimm zu, daß sie das Feld nicht mehr halten konnte. Da trat ihm Sunkel am 14. September mit 6 Bataillonen der 187. Division und 3 Bataillonen des Alpenkorps entgegen und warf ihn binnen vier Tagen aus dem Grubenland gegen den Szurdukpaß und das Vulkangebirge zurück. Erst als Culcer die Kraft zweier Divisionen einsetzte, kam der Kampf auf dem Grenzgrat zum Stehen.

Während General Culcer neue Verstärkungen das Jiutal aufwärts führte, um die Deutschen wieder auf Petroseny zurückzuwerfen, schob sich Manolescu langsam an Hermannstadt heran. Da er stärkere feindliche Kräfte im Anmarsch wußte — der rumänische Teil der Bevölkerung trug ihm eifrig Nachrichten zu —, löste er sich ungern von den Randhöhen der Fogaraser Alpen und des Cibingebirges. Er hatte am Nordausgang des Rotenturmpasses Halt gemacht und tagelang gezögert, in das Becken von Hermannstadt hinabzusteigen, dessen grüne Wiesen, goldgelbe Maisfelder und blitzende Wasserläufe weit vor ihm aufgeschlagen lagen. Erst als er den linken Flügel Grainiceanus im Besitz von Fogaras wußte, war er über Talmesch gegen Hermannstadt vorgerückt, um das Becken von Hermannstadt zu besetzen. Manolescu führte zwei Divisionen über die Tiefenlinien des Cibinbaches und des Haarbaches, die sich südlich von Hermannstadt dicht vor der Klamm in den Altfluß ergießen, und schickte sich an, das Weißbachtal aufzuschließen, das über Salzburg und Markt-Schelken durch den alten Sachsengau zur Maros hinunterzieht. Sein Vormarsch führte ihn auf diesem Wege unmittelbar in die Flanke der Nordgruppe der k. und k. 1. Armee, wenn es ihm gelang, die auf den Hermannstadter Höhen stehenden Kräfte der Südgruppe zu schlagen oder zu verdrängen. Culcers rechte Flügelgruppe trug also den Flankenangriff noch näher und unmittelbarer an den Feind, als die bei Petroseny kämpfende linke Gruppe.

Da Presan und Grainiceanu Morgens schwache Divisionen mit überlegenen Kräften vor sich herdrückten und Arz v. Straußenburg zwangen, von Osten und Südosten konzentrisch nach Westen zurückzugehen, drohte zwischen Hermannstadt und Schäßburg im Gebiet des Kokelflusses und des Haarbaches doppelseitige Umfassung. Ihr konnte am rascheſten durch die Vernichtung Manolescus begegnet werden. Dazu bedurfte Falkenhayn noch einiger Tage Zeit. Arz mußte standhalten, bis der Aufmarsch der 9. Armee in seiner rechten Flanke vollendet war. Der Aufmarsch zur Schlacht bei Hermannstadt aber war nicht nur an Morgens Ausdauer sondern auch an die Festigung der Lage bei Petroseny geknüpft, denn man bedurfte der Bataillone und Batterien, die dort im Kampfe standen, um den vernichten-

den Schlag zu führen. Erst am 22. September war diese Voraussetzung erfüllt. So lange hielt Morgen mit der Front nach Osten, Schmettow mit der Stirn nach Süden dem schwerfällig vorrückenden Gegner stand. Am 23. September rückte Sunkel von Petroseny nach Hermannstadt ab. Er ließ zwei deutsche Bataillone und zwei Batterien zur Unterstützung der Österreicher auf den Hängen des Vulkangebirges stehen, in der Hoffnung, daß diese schwache Kräfte genügen würden, Culcer in Schach zu halten, bis der Schlag bei Hermannstadt gefallen war.

Falkenhayn ging auf doppelseitige Umfassung des Gegners aus. Da verschob sich über Nacht die Lage. Die Rumänen lösten sich plötzlich vom Nordrand des Cibingebirges und gingen auf dem linken Flügel mit starken Kräften gegen Hermannstadt vor. Auch im Alttal und an den Haarbacher Höhen wuchs feindlicher Druck. Manolescu griff an. Er erstieg in der Nacht auf den 22. September zu beiden Seiten der Stadt die Höhen und begann Hermannstadt einzuschließen. Die Rumänen hatten dem Verteidiger trotz ihres Zögerns scheinbar die Vorhand abgewonnen. Drang Manolescu gegen das Weißbachtal vor, so war der Haarbachabschnitt umgangen, auf den Arz v. Straußenburgs rechter Flügel vor Grainiceanu fechtend zurückwich. Aber noch hatte Grainiceanu die Verbindung mit Manolescus rechtem Flügel nicht hergestellt. Statt sofort von Fogaras altabwärts zu rücken und Manolescu am Porumbach die Hand zu reichen, ließ er sich von Morgen nach Nordwesten ziehen. Falkenhayn forderte Arz noch einmal auf, am Kokel und vor dem Haarbach, an den Nordwestausläufern des Geisterwaldes standzuhalten, und beschleunigte den Aufmarsch der 9. Armee, um über Manolescu herzufallen und ihn im letzten Augenblick im Becken von Hermannstadt vernichtend zu schlagen.

Die Kämpfe im Alttal und am Rotenturmpaß vom 22. bis 25. September 1916

Falkenhayns Armee konnte nicht vor dem 25. September bereitstehen. Schlug Manolescu binnen drei Tagen die ihm entgegengeworfenen Kräfte, so blieb der Schlachtenentwurf Falkenhayns, der sich mit den Weisungen Ludendorffs deckte, ein Traum, obwohl die grundlegenden Befehle zur Vergeltungsschlacht bereits erlassen waren. Da Manolescus rechter Flügel schon die Höhen zwischen dem Alt und dem Cibin erstiegen hatte, verlegte Falkenhayn das Schwergewicht auf den rechten Flügel und setzte an die Stelle der doppelseitigen Umfassung die Umgehung des feindlichen linken Flügels.

Schmettow ließ sich durch die rumänischen Angriffe nicht irremachen, sondern hielt noch zwei Tage kräftig stand. Während Mitte und linker Flügel den Anprall Manolescus aufhielten und die Armeegruppe Morgen linke

Flanke und Rücken des Aufmarsches der 9. Armee deckten, trat Falkenhayns rechter Flügel zur Umfassung an, die zu einer weit ausholenden Umgehung werden sollte. In diesem Umgehungsmarsch, der tief ins Cibingebirge führte und den Rotenturmpaß in Manolescus Rücken zu erreichen suchte, schlug schon der Puls der Schlacht, als der Rumäne den Gegner noch an Händen und Füßen gebunden glaubte, und den Erfolg noch im konzentrischen Vormarsch und Angriff auf die Linie Schäßburg—Hermannstadt suchte.

Zu dieser kühnen Umgehung war das Alpenkorps des Generals Krafft v. Dellmensingen als einzige deutsche Hochgebirgstruppe bestimmt. Es trat den Marsch am 22. September an. Nur 8 Bataillone stark und von einer Abteilung deutscher Gebirgskanonen und zwei österreichischen Batterien begleitet, brach es unter der Führung des Generalmajors v. Tutschek in der Frühe von Szinna, 35 Kilometer westlich von Hermannstadt auf, um über Gipfel und Gründe, durch Hochwald und Felsgeröll die Altklamm zu erreichen und dem Feind die einzige große Verbindungsstraße mit der Walachei zu verlegen. Als Tutschek diesen verwegenen Zug antrat, war Falkenhayns Zentrum, die 187. Division und die 51. Honveddivision, unter der Führung des Generalleutnants Staabs schon hart westlich von Hermannstadt auf dem Nordufer des Cibinbaches in Abwehrkämpfe verwickelt worden. Staabs wies die rumänischen Angriffe blutig ab und wartete auf den Befehl, im gegebenen Augenblick zum Gegenangriff aus der Linie Kakova—Hermannstadt vorzubrechen. Falkenhayns schwacher linker Flügel, das Kavalleriekorps Schmettow, erwehrte sich unterdessen auf dem Norduser des Alt und am Haarbach östlich von Hermannstadt mühsam des Feindes. Schmettow konnte am 22. September nicht mehr daran denken, die Umfassung des rechten Flügels Manolescus einzuleiten. General Popovici führte die 2. Division der 1. rumänischen Armee entschlossen zum Angriff vor und brachte Schmettow in schwere Bedrängnis. Schmettow geriet selbst in Gefahr umfaßt und in nordwestlicher Richtung über den Haarbach zurückgeworfen zu werden. Schon krönten rumänische Batterien die Höhen zwischen Alt und Haarbach. Der Brückenkopf Hermany ging verloren. In schwerem Ringen behaupteten sich die leichten Reiter und die Husaren der 3. Kavalleriedivision auf den Höhen südlich von Veresmart auf dem Nordufer des Baches. Auch die österreichische 1. Kavalleriedivision, die Schmettows äußersten linken Flügel bildete, war angegriffen worden und hielt nur noch mühsam stand. Sie behauptete sich auf dem Süduser des Haarbaches südlich von Cornitzel, bis sie einer Überflügelung erlag. Der Rumäne setzte bei Glimboka, 25 Kilometer östlich von Hermannstadt, über den Alt und packte sie in der Flanke. Da blieb Schmettow nichts übrig, als den ganzen gefährdeten Flügel nach Nordosten zurückzuschwenken und zwischen Veresmart und Hozmengen eine Verteidigungsflanke zu bilden.

Als der 22. September zu Ende ging, hielt Popovici das Alttal vom Paßeingang flußaufwärts bis zur Mündung des Porumbaches und die 7 Kilometer breite Höhenwelle zwischen den parallel ziehenden Betten des Altflusses und des Haarbaches in der Hand. Er drückte schon so scharf auf den linken Flügel der 9. Armee, daß Falkenhayn es nicht mehr wagen durfte, die von der Maros heranmarschierende 76. Reservedivision, wie geplant, östlich von Hermannstadt mit der Front nach Südwesten zum Angriff anzusetzen. Damit war dem Schlachtentwurf Ludendorffs und Falkenhayns der Charakter einer doppelseitigen Umfassung endgültig genommen. Der Feind war aus dem gedachten Kreis herausmarschiert. Das geschah sicher nicht bewußt, wohl aber durch einfaches Handeln nach vorn, das die Grundlagen der geplanten Operation veränderte. Ob es Falkenhayn glückte, die Rumänen wieder in den Kreis zu zwingen, oder auch die Umgehung ihres linken Flügels im unwegsamen Hochgebirge mißlang, mußten die nächsten Tage lehren.

Da Culcers linke Kampfgruppe um diese Zeit wieder zum Angriff überging und vom Vulkangebirge erneut ins Becken von Petroseny hinabdrängte, war der ganze linke Flügel der rumänischen Armeen nach vorn in Bewegung gekommen, und da Presan und Grainiceanu langsam, aber stetig Boden gewannen, begann sich die Lage der Verbündeten kritisch zu gestalten.

Das Alpenkorps war unterwegs. Zwischen den beiden Gruppen der 1. rumänischen Armee stieg es verwegen bergan. Tutschek überwand Schluchten und Gipfel, zwängte sich durch Windbrüche, trat aus den Buchenwäldern, in denen der Herbststurm rauschte, in die stillen Fichtenbestände, zog sich 1700 Meter empor und erreichte am 23. September den Kamm, auf dem die Krüppelkiefer wurzelte und weiße Schneeflächen im Schein der Morgensonne glänzten. Eiskalt blies der Höhenwind. Der Atem rauchte, die Kleider froren am Leibe, Tragtiere glitten im feuchten Alpgras aus und stürzten ab.

Die Truppe wußte, was es galt. Falkenhayns und Kraffts Befehle trieben sie nicht schärfer als der eigene Entschluß, Raum und Zeit um jeden Preis zu überwinden und die Faust an die Lebensader des Feindes zu legen, bevor sich Manolescu und Grainiceanu zwischen Hermannstadt, Schäßburg und Fogaras vereinigten oder Culcer die drohende Gefahr erkannte und den Paß durch frische Streiter aus der Walachei gegen jeden Angriff sicherstellte

Am 23. September überschritt Tutschek die Höhe von 2200 Metern, am 24. September erreichte er den Grenzgrat, und am Tage darauf stand das Alpenkorps mit dem rechten Flügel auf dem Vrh Mare und schob sein Spitzenbataillon noch in der Nacht von Stufe zu Stufe gegen die Paßstraße und die Eisenbahnlinie vor, die zusammen mit dem Altfluß die tiefeingeschnittene Senke zwischen dem Cibiner und dem Fogaraser Gebirge füllen.

Aufgescheuchte rumänische Posten trugen die Kunde von dem verwegenen Marsch und der drohenden Gefahr zu den Paßstationen und in die walachischen Täler. Aber es war zu spät, den Überfall abzuwehren. Das

1. Bataillon des bayerischen Leibregiments erschien schon in der Frühe des 26. September, wie aus den Wolken gefallen, vor der Paßstation Caneni und sprengte dort, 15 Kilometer südlich vom Nordeingang der Klamm, auf rumänischem Boden Brücke und Bahn.

Unterdessen rückte Falkenhayns Angriffsarmee um Hermannstadt zusammen. Dort hatte der Rumäne seinen Erfolg vom 22. September nicht ausgenützt, sondern seine Angriffe eingestellt, um sich auf den Höhen von Glimboka und am Südufer des Haarbaches einzugraben. Offenbar wartete Manolescu auf Grainiceanu.

Um so heftiger wurde am Vulkanpaß gekämpft. Vielleicht war General Culcer der Ansicht, daß er hier rascher zum Ziele gelangen werde und die rechte Flanke der gegen ihn zusammengezogenen Kräfte eindrücken könne Da Presan und Grainiceanu im Vorrücken blieben und tiefer in die westwärts ziehenden Täler der Maros, des großen und des kleinen Kokel einzudringen begannen, schien ein Vorstoß über Petroseny und Hatszeg gegen die untere Maroslinie großen Erfolg zu versprechen. Gelang es Culcer, den Feind von Petroseny nur 40 Kilometer nach Norden zu werfen, so legte er die Hand auf die Marosflanke und unterband die rückwärtigen Verbindungen aller in Siebenbürgen eingeklemmten Streitkräfte. Er setzte daher alles daran, den Rückschlag wettzumachen, der ihn bei Petroseny getroffen hatte. Er verlor zwar am 22. September sogar noch den Vulkanpaß, der von den letzten dort im Felde stehenden deutschen Bataillonen erstürmt wurde, ging aber am Tage darauf zu Gegenstößen über und brachte den österreichischen Landsturm zum Weichen. Die beiden deutschen Bataillone wurden umfaßt und mußten sich nach zweitägigen Kämpfen ins Kohlenbecken von Petroseny zurückziehen. Culcer drängte nach. Er konnte binnen wenigen Tagen, ja bei rücksichtslosem Zufassen, schon am 26. September an der Maros stehen und sich dann flußaufwärts gegen Mühlbach und den Rücken Falkenhayns und Arz v. Straußenburgs wenden.

Vielleicht hat die rumänische Heeresleitung den Feldzug in Siebenbürgen durch diesen kühnen strategischen Schachzug auf einen Schlag entscheiden wollen. Zu dieser Schlußfolgerung verführt das Verhalten Presans, Grainiceanus und Manolescus. Die 4., die 2. Armee und die Gruppe Manolescu führten ihre Angriffe nicht mit voller Kraft, sondern begnügten sich damit, den Feind zurückzudrängen, statt ihn über den Haufen zu rennen. Trug sich der rumänische Generalstab mit solchen Plänen, so wiegte er sich in Illusionen, aus denen er am 24. September unsanft geweckt wurde. Die Schlacht, zu der Falkenhayn bei Hermannstadt aufmarschierte, warf ihre Schatten voraus. Manolescu wurde unsicher und wich an diesem Tage von den eroberten Höhen nördlich von Glimboka wieder auf das Südufer des Alt zurück. Er schien plötzlich mehr auf Fesselung des Gegners und Schutz des Rotenturmpasses als auf Fortsetzung des Angriffs bedacht.

In der Nacht auf den 25. September erhielt Falkenhayn von Landesbewohnern die Kunde, daß rumänische Artillerie durch die Altklamm nach der Walachei abfahre. Gleichzeitig glaubte Staabs vor seiner Front rückläufige Bewegungen wahrzunehmen. Manolescu schien nicht mehr auf Verweilen im Becken von Hermannstadt, sondern sogar schon auf Rückzug zu sinnen. Hatten ihn die Botschaften vom Erscheinen des Alpenkorps in der Gebirgsflanke so erschreckt oder zog Culcer auch von Hermannstadt Verstärkungen nach Petroseny?

Die Kämpfe im Alttal und am Rotenturmpaß vom 25. bis 28. September 1916

Falkenhayns Stunde war gekommen. Seine Divisionen standen sprungbereit. Der Aufmarsch war trotz der von allen Seiten drängenden Ereignisse, trotz aller auftauchenden Zweifelsfragen mit erstaunlicher Ruhe und Sicherheit zu Ende geführt worden. Die Umgehung war so gut wie gelungen. Die Brigade Tutschek des Alpenkorps stand an und auf der Paßstraße im Rücken der Rumänen, das verstärkte XXXIX. Reservekorps des Generals Staabs stand mit der 187. Division westlich von Hermannstadt im Cibintal bei Kokova und an den Hängen des Distelberges, mit der 51. Honveddivision nordwestlich anschließend vom Distelberg bis zur Straße Hermannstadt—Salzburg und mit der ins Zentrum der Front gezogenen 76. Reservedivision auf den Höhen nördlich und nordöstlich von Hermannstadt zum Gegenangriff bereit. Schmettow hatte sich nach hartem Kampf in der Linie Veresmart—Holzmengen an den Hängen des Rotberges und an den Ufern des Haarbaches gesetzt und hütete die Flanke der Armee. Um ganz sicher zu gehen, spähte eine weit vorgeschobene Abteilung talaufwärts, wo jeden Augenblick die Spitzen der 2. rumänischen Armee erscheinen konnten, um Popovici die Hand zu reichen.

Falkenhayn befahl Staabs in der Frühe des 26. September mit vorgeschobener rechter Schulter zum Angriff anzutreten.

Es war ein Herbsttag in Blau und Gold. Vom Distelberg, auf dem General v. Falkenhayn seinen Standort genommen hatte, umfaßte der Blick das weitgespannte, sanftgebettete Schlachtgefilde. Weit aufgeschlagen lagen die Täler. Die Berge standen in die bunte Pracht ihrer Wälder gehüllt und von klarer Sonne überströmt, in tausendfältiger Gliederung aufgeschlossen. Auf einzelnen hochgereckten Gipfeln des Fogaraser Gebirges leuchtete frisch gefallener Schnee. Ein wolkenloser Himmel spannte seine Bläue über die romantische Landschaft, in der Städte, Dörfer, Burgen und Höfe ausgestreut lagen. Meist alte deutsche Siedlungen, deren Namen erbarmungslos madjarisiert waren, deren Anlage aber vielfach die germanische Herkunft nicht verleugnete.

Falkenhayn blickte mißtrauisch zum Fogaraser Gebirge hinüber. Er hatte Tutschek durch Krafft v. Dellmensingen anweisen lassen, nicht nur die Paßstraße zu sperren, sondern auch Truppen quer über die Klamm gen Osten vorzutreiben, um die Waldpfade zu sperren. Er glaubte durch das Glas Schluchten zu erkennen, mit deren Hilfe man den Grenzgrat zwischen Rotenturm und dem Surul, einem 2281 Meter hohen Gipfel, zur Not wohl überschreiten konnte. Aber die Brigade Tutschek, die sich unter unsäglichen Schwierigkeiten zur Paßhut durchgerungen hatte, wurde am 26. September von Norden und Süden so heftig angegriffen, war so sehr mit ihrer Hauptaufgabe, der Sperrung der Paßstraße, beschäftigt, daß ihr zu einem Vorstoß über diese hinaus weder Zeit noch Kraft blieb. Sie kämpfte bei Caneni schon auf Leben und Tod, als das Korps Staabs noch am Trinkbach, dem ersten großen Abschnitt südwestlich von Hermannstadt, rang und Manolescu noch im Zentrum, südlich von Hermannstadt zu Gegenstößen schritt.

Die Talschlacht begann. Staabs griff an, überschritt den Cibin und erkämpfte am 26. September die Höhen von Guraro und Poplaka. Am 27. September erreichte er in südöstlicher Richtung vordringend mit dem rechten Flügel den Trinkbach. Während die 187. Division am gebirgigen Ufer des Trinkbaches Fuß faßte, gewann die 51. Honveddivision in der Ebene südlich von Hermannstadt Raum. Da ging Manolescu am 27. September zum Gegenstoß über und heftete die Ungarn wenige Kilometer südlich von Hermannstadt fest. Unterdessen drängte die 76. Reservedivision den Gegner in zähen Kämpfen vom Rotberg auf Kastenholz—Hermany an den Haarbach zurück.

Schmettow stützte den Angriff des Korps Staabs so gut er konnte und schob seinen linken Flügel am 26. September wieder an den Altfluß vor. Unbekümmert um die von Osten drohende Gefahr, warf er einige Schwadronen leichter Reiter mit Geschützen auf das Süduƒer des Flusses, um das Tal zu sperren und am Porumbach gegen das Fogaraser Gebirge Raum zu gewinnen. Als von Fogaras her rumänische Kavallerie erschien, die offenbar die Verbindung Grainiceanus mit Manolescu herstellen sollte, empfing Schmettow sie am Arpas, einem etwa 25 Kilometer östlich vom Rotenturmpaß aus dem Fogaraser Gebirge tretenden Nebenfluß des Alt, mit weittragenden Kanonen und trieb sie gegen Osten zurück.

Falkenhayn würdigte die Warnung, die im Auftauchen rumänischer Reiter in seiner linken Flanke lag, und befahl Staabs, den Hauptangriff so schnell wie möglich durchzuführen. Während Staabs am 27. September am Trinkbach rang, machte Schmettow noch entschiedener nach Osten Front. Dort war jetzt im Morgennebel stärkere rumänische Kavallerie aufgetaucht, um in den Waldkulissen des Arpasflusses zu verschwinden. Schmettow sandte ihr seine letzte Reserve, Husaren mit Haubitzen, entgegen. Unterdessen waren seine leichten Reiter über den Alt gen Süden vorgedrungen und im Kampfe

mit Kolonnen Manolescus, die gen Osten auszubrechen suchten, bis in die Steilfalten des Fogaraser Gebirges gelangt. Hier setzten sie sich an der Kuppe La Cetate, nördlich vom Surulstock fest und nahmen die ins Gebirge ziehenden Pfade unter das Feuer ihrer Maschinengewehre. Sie saßen hier in Manolescus rechter Flanke und zwangen seine zurückgehenden Kolonnen nach Südwesten gegen den Rotenturmpaß auszuweichen. Auf den Pfaden, welche die Chevaulegers mit ihrem Feuer verlegten, waren am 25. und 26. September schon beträchtliche Kräfte Manolescus über die Surulscharte nach der Walachei abgeflossen. Am 27. September war der Weg versperrt. Infanterie und Fuhrwerke fluteten, vom Feuer der bayerischen Reiter zerrissen, gegen Westen zurück. So hielten Bayern in den beiden Flanken Manolescus, bei Caneni und La Cetate, Tor und Tür geschlossen. Aber Manolescu gab den Kampf noch nicht auf. Er hielt vor Staabs noch mit starken Kräften das Feld und verteidigte die Bachabschnitte des Hermannstadter Beckens, um Zeit zu gewinnen, bis der Paß wieder geöffnet war. Auch an der Paßstraße wich der Rumäne noch nicht kopflos, sondern suchte den Weg entschlossen freizuschlagen.

Tutschek sah sich am 27. September von drei Seiten angegriffen. Von Norden fielen ihn Manolescus nach Süden herumgeschwenkte Bataillone, von Süden griff ihn aus der Walachei vorgetriebener Entsatz an. Es kam zu wildem verzweifeltem Fechten. Bei Caneni kämpfte das Leibbataillon gegen zehnfache Übermacht. Am Monte Murgasu und am Monte Robu, südwestlich der Paßstraße, wiesen weit nach Süden vorgeschobene Flankenbatterien die Anstürme der Walachen ab. Bei Rotenturm schoß das 10. Jägerbataillon anprallende Kolonnen zusammen. Am Kaiserbrunnen, wenige Kilometer südlich vom Paßeingang, empfing das 14. Jägerbataillon die Anstürme der rückwärts durchbrechenden Staffeln Manolescus mit vernichtendem Feuer. Aber höher und höher schwoll die Flut, und am 27. September sahen sich die beiden Bataillone so weit von der Klamm zurückgedrängt, daß der Rückzug Bahn gewann.

Unterdessen stand Staabs in hartem Kampf. Er hatte den Feind vom Trinkbach vertrieben, aber noch nicht auf den letzten Abschnitt, die Tiefenlinie des Sadului oder Zoodtbaches, zurückwerfen können. Der Rumäne war vom Trinkbach über die Vorberge gegen den Zoodtbach im Weichen. Er räumte seine Höhenstellungen, sobald die Bajonette der deutschen Infanterie an den Hängen aufblitzten, setzte sich aber nach kurzem Rückzug immer wieder und bereitete dadurch dem Angreifer großen Aufenthalt. Um den Widerstand des linken Flügels Manolescus rascher zu brechen, drehte Krafft v. Dellmensingen die zurückgehaltenen Staffeln des Alpenkorps am 25. September gegen Nordosten ab. Er ging den Rumänen in die Flanke, drückte auf den Begleithöhen des Zoodtbaches talwärts und hob den von Staabs hart bedrängten Feind nach dreitägigen Kämpfen aus dem Stand. So

focht das Alpenkorps in drei, vier Gruppen verzettelt, fächerförmig auseinandergeklappt im Cibingebirge und an der Paßstraße ohne Ablösung, ohne Unterstützung, fern von jeder Verbindung, mit Munition und Mundvorrat geizend um Sieg und Leben. Auf der Paßhöhe wuchs der Kampf zu heroischer Gestalt. „Leiber" und Jäger erlitten schwere, blutige Verluste. Erschöpft, übernächtig und durchfroren standen sie hinter den Gewehren und empfingen den Feind mit Kugel und Bajonett. Österreichische Gebirgsgeschütze feuerten über sie hinweg in den Talkessel, in dem sich die Kolonnen des Feindes stauten und zusammengeschossen zu Barrikaden türmten. Das grüne Altwasser spülte um abgestürzte Fuhrwerke und liegengebliebene Protzen. Seitab flutende Bataillone verschwanden in den Falten des Fogaraser Gebirges, aus dem das Knattern der Maschinengewehre von La Cetate herüberklang.

Der 27. September sah den Höhepunkt der Schlacht. Als der Tag sich neigte, standen Manolescus Divisionen noch im Halbkreis um den Eingang des Rotenturmpasses geschart, um sich der Anstürme des XXXIX. Reservekorps zu erwehren, aber hinter den rumänischen Kampfstaffeln begannen sich die Bande der Ordnung zu lösen. Der Rückzug wurde, halb befohlen, halb auf eigene Faust angetreten, zur wilden Flucht ins Gebirge. Manolescu eilte selbst nach Rimnicu Sarat ins rumänische Alttal, um die von Iliescu gesandten Verstärkungen gegen das Alpenkorps vorzutreiben, und überließ die Abwehr bei Talmesch dem Führer des I. Korps, General Popovici.

Die Nacht verging in verzweifeltem Fechten. Erst der kommende Tag sollte über die Größe des Erfolges entscheiden, den Falkenhayn trotz des hartnäckigen Widerstandes des Feindes, trotz der gefährdeten Lage Tutschels auf der Paßhöhe und trotz Unheil kündender Bedrohung der linken Armeeflanke durch die Armee Grainiceanu, mit Anspannung aller Fibern zur Vernichtung Manolescus zu gestalten trachtete.

Als der 28. September heraufzog, griff Staabs aufs neue an. Falkenhayn führte ihm Teile der 89. Division zu, die er von Arz v. Straußenburgs linkem Flügel herangerufen hatte. Arz hatte gleichzeitig von Teschen die Weisung erhalten, sich den Bewegungen Falkenhayns möglichst anzuschließen, fühlte sich aber nicht stark genug, Falkenhayn die Hand zu reichen. Die k. und k. 1. Armee war selbst im Gedränge und sah sich von Presan so hart bedroht, daß sie fechtend immer weiter rückwärts glitt. Es fiel Arz daher schwer, seinen rechten Flügel abzustützen und die Verbindung mit Schmettow enger zu ziehen. Zwar war General v. Morgen am 27. September mit dem Oberbefehl über den ganzen rechten Flügel der 1. Armee und die dort fechtende 71. österreichische Division betraut worden, aber auch er vermochte dem Andrang Grainiceanus auf die Dauer nicht zu widerstehen. Die Gefahr wurde zur Krisis. Brachen die Rumänen mit versammelten Kräften aus dem Geisterwalde gegen den Oberlauf des Haarbaches und von Fogaras alt-

abwärts gegen den Mittellauf des Haarbaches und die Altstrecke Glimboka—Talmesch vor, so war nicht nur Arz v. Straußenburgs rechter Flügel und Falkenhayns verletzliche, nur durch Kavallerie verteidigte Flanke gefährdet, sondern auch ein Durchbruch zwischen den Armeen Arz und Falkenhayn zu erwarten.

Die Verbündeten dankten es der Langsamkeit der rumänischen Führung, der Schwerfälligkeit der rumänischen Truppenbewegungen und dem Ausharren der grimmig fechtenden Truppe, daß diese Drohung sich nicht schon am 25. September in einem doppelten Ansturm auf den Quellwinkel des Haarbaches Bekokten—Henndorf—Jakobsdorf und die Linie Glimboka—La Cetate entladen hatte.

Die richtige Einschätzung des Feindes und der eigenen Kraft legte den deutschen Feldherren den Gedanken nahe, bei Hermannstadt ein kleines Tannenberg zu schlagen. Wie Hindenburg dort, trachtete Falkenhayn hier mit einer feindlichen Armee in der Flanke den Sieg zu gewinnen, um dann die Front zu verkehren und dem zweiten Gegner auf den Leib zu rücken.

Aber Grainiceanu stand vor dem Geisterwald doch nicht so still wie Rennenkampf vor Königsberg. Er setzte sich am 28. September vor Tagesanbruch in Bewegung und ging, auf Presans linken Flügel gestützt, mit starken Kräften gegen Morgen und Schmettow vor, um in die Schlacht bei Hermannstadt einzugreifen. Schmettows Husaren wurden am Arpas überfallen und unter Verlust ihrer Kanonen auf den Porumbach zurückgedrängt. Kurz darauf sah sich die 1. Kavalleriedivision angefallen, die am Nordufer des Altflusses stand und die nach Agnethelm und Holzmengen ins Haarbachtal führenden Straßen deckte. Sie wehrte sich verzweifelt, aber der Rumäne führte Divisionen über den Alt, griff rechts aus, stieß zwischen der 1. Kavalleriedivision und der 71. Liniendivision durch und zwang Österreicher und Ungarn zum Rückzug.

Eine Krisis greift in Falkenhayns linke Flanke. Der Feind dringt auf dem Nordufer des Altflusses strahlenförmig von Fogaras über Bekokten auf Henndorf, von Fogaras auf Agnethelm und auf dem Südufer des Alt von Fogaras gegen den Porumbach vor. Morgens rechter Flügel ist ins Gleiten gekommen, Falkenhayns Flankenschutz zerschlagen. Die k. und k. 71. Division ist so von Kräften, daß sie dem Zügel der Führung entgleitet. Sie fällt ohne Befehl von Bekokten auf die Linie Henndorf—Jakobsdorf zurück. Obwohl Falkenhayn alles tut, sie anzuhalten, indem er Arz dringend ersucht, den Rückzug hinter den Quellwinkel des Haarbaches und den Kokelabschnitt um jeden Preis zu verhindern, klafft am Abend des 28. September zwischen den nach innen umgebogenen Flügeln der Armee Arz und Falkenhayn eine 20 Kilometer breite Bresche.

Die Krisis wird zur Katastrophe. Grainiceanu rüstet sich, in die Lücke hineinzustoßen und den linken Flügel der 9. Armee aufzurollen.

Da rettet die 89. Division die Lage. Sie ist auf dem Anmarsch vom linken auf den rechten Flügel der Armee Arz, vernimmt den nah und näher kommenden Kanonendonner und strebt ihm mit keuchendem Atem entgegen. Als sie in der Abenddämmerung die Linie Henndorf—Jakobsdorf erreicht, blickt sie in das Mündungsfeuer rumänischer Geschütze. Da reißt ihr Führer, General v. Lüttwitz, sie trotz einbrechender Nacht, trotz ihrer Übermüdung entschlossen gegen Bekokten vor und stellt den Feind. Gleichzeitig wirft Falkenhayn seine einzige Reserve, ein Landwehrregiment, das soeben erst staubbedeckt von langem Marsch in Hermannstadt eingerückt ist, gegen Osten herum und entsendet es mit einigen Haubitzen das Haarbachtal aufwärts gen Agnethelm. Der Vormarsch der 2. rumänischen Armee gegen den Haarbach kommt ins Stocken. Auch im Alttal gelingt es, Grainiceanus Vormarsch zu hemmen. Staabs sendet Schmettow ein paar Kompagnien, die den sächsischen Husaren die Last abnehmen und die Lage am Porumbach zur Not wieder herstellen.

Die Krisis ist für kurze Zeit beschworen. Der 28. September endet auf dem linken Flügel der 9. Armee in einer Verstrickung, die sich am 29. September zu einer allgemeinen Schlachtkrisis zuspitzen kann, wenn das XXXIX. Reservekorps nicht bis dahin mit dem Widerstand Popovicis bei Talmesch endgültig fertig wird.

Dunkle Nacht fällt ein. Nebelschwaden und Regengewölk hängen um die Gipfelkette der Fogarater Alpen und des Cibingebirges. Das Wetter droht umzuschlagen. Schon brodelt es in den Alpenbächen, die mit schwellendem Wasser zu Tal fahren.

Die Divisionen des Generals Staabs haben blutige Arbeit getan und die Rumänen in heißem Vorwärtsdrang von Nordwesten und Norden gegen den Paßeingang zurückgeworfen. Am Abend stehen sie im Halbkreis um Talmesch. Der Widerstand ist schwächer geworden, aber noch nicht ganz gebrochen. Bei Rotenturm, Caneni und La Cetata wird bis spät in die Nacht um Öffnung und Offenhalten der Rückzugslinie gekämpft, teils von ungeordnet anlaufenden Haufen, die blindlings Rettung suchen, teils von geschlossen vorgeführten Bataillonen, die den Paß von Süden angreifen und dem Alpenkorps unermüdlich zusetzen.

In der Nacht auf den 28. September sind zahlreiche Kolonnen gen Caneni abgeflossen. Am Tage darauf nimmt das 10. Jägerbataillon die letzte Kraft zusammen und stößt noch einmal bis zum Alt vor, um vor dem Ort Rotenturm eine Barrikade aufzurichten. Es gelingt, und wiederum staut sich die Flucht vor dem Hindernis, wiederum brechen Mann und Roß, Geschütze und Fuhrwerke im Fluß und auf der Straße zusammen. Da lassen die rumänischen Generale vom Durchbruch ab und leiten die Flüchtlinge am Abend auf Fußpfaden und einem neugebauten Kolonnenweg, die über die Vorberge der Fogaraser Alpen führen und die Klamm von Rotenturm umgehen, gen Süden. Auf diese Weise entrinnen Tausende der Vernichtung.

Falkenhayn stand am 28. September auf dem Turmsöller der evangelischen Kirche von Hermannstadt. Er verfolgte den schweren Kampf des Korps Staabs und erhielt bedenklich stimmende Meldungen vom Anreiten der Kavallerie Grainiceanus, blieb aber gelassen und führte das Spiel zielbewußt zu Ende. Als es dunkelte, war er Meister des Brettes.

Popovici gab die Schlacht am Abend des 28. September endgültig verloren. Von den Angriffen des XXXIX. Reservekorps zermürbt, in Flanke und Rücken beschossen, seines Trosses beraubt und von der Walachei abgeschnitten, sah er sich dem Verderben ausgeliefert. Da brach er, an Grainiceanus Vormarsch verzweifelnd, in der Nacht auf den 29. September den Kampf ab und flüchtete im Dunkel mit den Trümmern seines Korps über die Surulscharte. Er wußte nicht, daß General Maderescu, der Stabschef Grainiceanus, um dieselbe Stunde zu Kronstadt eine Fliegermeldung unterschrieb, in der er ihm mitteilte, daß die Truppen der 2. Armee sich am Abend des 28. September nur noch 15 Kilometer von seinen Stellungen entfernt befunden hätten und um 4 Uhr in der Frühe den Angriff wieder aufnehmen und gen Talmesch marschieren würden. Aber selbst wenn Popovici darum gewußt hätte, wäre nichts mehr zu retten gewesen. Die Schlacht war für die Rumänen verloren, ihre Kraft in der entscheidenden letzten Stunde zusammengebrochen.

Falkenhayn hatte das Endspiel gewonnen, weil er den richtigen operativen Gedanken wie eine Leuchte hochgehalten und trotz Not und Krisis nicht hatte verlöschen lassen. Das Ringen um die Flanken war zugunsten der Verbündeten entschieden. Aber noch war zweifelhaft, ob der Sieg, den Falkenhayn bei Hermannstadt erfochten hatte, nur eine glänzende Episode bleiben oder die triumphierende Einleitung eines siegreichen Feldzuges bilden sollte.

Zwischenkämpfe in Siebenbürgen und an der Donau vom 29. September bis 4. Oktober 1916

Grainiceanu hatte auf die Kunde von der völligen Niederlage und der aufgelösten Flucht der Armeeabteilung Manolescus Halt gemacht. Er nahm seine vordringenden Staffeln vom Porumbach und vom Arpas gegen Fogaras zurück, trat aber noch nicht den Rückzug auf Kronstadt an, sondern wandte sich im Bunde mit Presan neuerdings gegen Arz und griff am 29. September den rechten Flügel der 1. Armee und die nach Osten umgebogene Verteidigungsflanke Schmettows wütend an. Da Presan den linken Flügel und die Mitte Arz v. Straußenburgs fortgesetzt zurückwälzte und der Widerstand der Österreicher am Kokel von Tag zu Tag schwächer wurde, war die Lage der Rumänen trotz der Zertrümmerung der Hermannstadter Gruppe keineswegs verzweifelt. Brach die k. und k. Armee zusammen, bevor die 9. Armee

die Front verkehrt hatte und im Alttal aufwärts rückte, um Grainiceanus linken Flügel aufzurollen, so war Falkenhayn in Gefahr, umgangen und im Becken von Hermannstadt eingeschlossen zu werden.

Die rumänische Heeresleitung gab den Feldzug in Siebenbürgen am 29. September noch nicht verloren. Noch war Petroseny in den Händen der 1. Armee, noch standen die Österreicher zwischen dem Eisernen Tor und dem Vulkanpaß in Abwehr gebannt, noch griffen aus dem südlichen Alttal aufsteigende Bataillone das Alpenkorps bei Caneni so heftig an, daß Krafft v. Dellmensingen sich genötigt sah, den Paß mit Aufbietung des letzten Mannes zu verteidigen. Noch stritten Presan und Grainiceanu im Vollbesitz ihrer Kraft mit weichendem Feind.

Iliescu warf Verstärkungen ins Alttal, ersetzte die Verluste der 1. Armee, deren 2. Division übel zerschlagen und deren 13. Division vernichtet war, und forderte die Rückeroberung des Passes. Da Mackensen immer noch vor Cobadinu festlag und Alexejew russische Divisionen zu Fuß und zu Schiff nach Tulcea und Konstanza entsendet hatte, um in der Dobrudscha zum Angriff überzugehen, glaubte der rumänische Generalstab der Bedrohung Konstanzas rasch Herr zu werden. Er fand sogar trotz der Krisis bei Petroseny und der Niederlage bei Hermannstadt den Mut zu einem Gewaltstreich und rüstete ein Kontingent, um die Donau zu überschreiten und Mackensen in den Rücken zu fallen.

Während Mackensen vor Cobadinu im Stellungskampfe verstrickt lag und Falkenhayn seine Armee zum Angriff auf Kronstadt bereitstellte, raffte General Zetton 16 Bataillone der Generalreserve zusammen und ging am 2. Oktober zwischen Tutrakan und Rustschuk im dichten Nebel über den Strom. Der bulgarische Uferschutz war auf wenige Wachen beschränkt, schlief und wurde leicht vertrieben. Zetton erreichte ungefährdet das rechte Ufer und grub sich ein. Im ersten Augenblick schien Mackensen von seinen Verbindungen abgeschnitten und zwischen zwei Feuern dem Verderben preisgegeben, stand doch in Nordbulgarien keine größere Truppe mehr im Felde. Aber Zettons Kraft reichte nicht weit. Der Brückenbau litt unter dem Feuer der österreichischen Donauflotte, die das Sperrfeuer der rumänischen Strandbatterien durchbrach und Zettons Pontons in Stücke schoß, und die rumänische Infanterie sah sich bald vom Norduser abgeschnitten. Trotzdem versuchte Zetton, landeinwärts Raum zu gewinnen und einen Brückenkopf einzurichten. Da eilten die Besatzungen von Rustschuk und Tutrakan herbei, warfen sich ihm in den Weg und drängten ihn in blutigen Gefechten zurück. Am 4. Oktober sah sich der Rumäne zum Rückzug gezwungen und wich aus brennenden Dörfern gegen den Strom. Nur spärliche Trümmer erreichten auf Fähren und Booten das rumänische Ufer.

Als dieser kühngeplante Streich wie eine Rakete verpuffte, reifte in Siebenbürgen die bei Hermannstadt ausgestreute Saat.

Der Vormarsch der Verbündeten und die Maßnahmen der Rumänen

Die Schlacht am Geisterwald

Dem Führer der 9. Armee war schon am 24. September, als noch nicht einmal der Aufmarsch zur Schlacht bei Hermannstadt vollendet war, eine Betrachtung Hindenburgs und Ludendorffs zugegangen, die in dem Schlusse gipfelte, daß nach glücklichem Ausgang der geplanten Schlacht der vor Fogaras stehende Südflügel der rumänischen Hauptmacht mit versammelten Kräften möglichst umfassend angegriffen und geschlagen werden müsse. Dieser Entschluß entsprang der sicher erfaßten strategischen Lage und fand in Falkenhayns eigener Absicht Widerhall. Er verdichtete sich schon am 28. September zu neuen Marschplänen.

Als Falkenhayn vom Turmsöller der evangelischen Kirche auf die südwärts wandernde Schlacht blickte, war er innerlich bereits damit beschäftigt, seine Armee nach Osten herumzuwerfen und auf Fogaras anzusetzen. Am 29. September, nach gewonnener Schlacht, flogen seine Befehle zur Rückschwenkung der Armee an Staabs und Schmettow. Die Lage Arz v. Straußenburgs hatte sich inzwischen so verschlechtert, daß er auf jede größere Umordnung seiner Kräfte verzichten und alles vom Fleck weg gegen Grainiceanu in Bewegung setzen mußte. Das Alpenkorps blieb daher unter Krafft v. Dellmensingen am Rotenturmpaß stehen, um den kühnen Flankenmarsch zu decken, der die 9. Armee am Nordfuß des Fogaraser Gebirges entlang und vom Haarbach ostwärts auf beiden Altufern in den Feind führen sollte. Staabs mit der 76. Reservedivision, der 51. Honveddivision und der 187. Division rechts, Schmettow mit dem Kavalleriekorps und der 89. Division links, rückte die 9. Armee in Wind und Wetter auf grundlosen Wegen, ohne zu ruhen, in eine neue Schlacht.

Schwerer Regen schlug in die Täler, die Bäche traten aus, die Berge verschwanden im tiefhängenden Gewölk. Doch nur Staabs kam zum Marschieren. Schmettow wurde von Grainiceanu festgehalten und mußte auf den Hügeln zwischen dem Rohrbach und dem Haarbach mühsam um Stand ringen. Die 89. Division, die Lüttwitz aus eigenem Antrieb gegen Bekokten vorgeführt hatte, um dem Angriff Grainiceanus die Spitze abzubrechen, war anfangs glücklich gewesen. Sie hatte die Höhen von Retisdorf und Hundertbücheln zwischen Jakobsdorf und Bekokten erobert, geriet aber dann in Gefahr umfaßt zu werden, denn der rechte Flügel der Armee Arz hatte der Bewegung nicht folgen können. Lüttwitz stand daher mit entblößter linker Flanke in erschöpfendem Kampf. Als am 30. September auch zu seiner Rechten die letzten Fasern rissen und die k. und k. 1. Kavalleriedivision durchbrochen auf den Haarbach zurückwich, drohte der Aufmarsch

der 9. Armee in die Brüche zu gehen. Lüttwitz entzog sich mühsam der Umklammerung.

Herrschte im rumänischen Lager der feste Wille, den Feind anzugreifen, um ihn zu schlagen, ehe Falkenhayn in die Linie gerückt war, so war die Lage der Verbündeten ernst. Nur rücksichtsloses Handeln nach vorn konnte helfen, wenn man nicht die Früchte der Schlacht bei Hermannstadt preisgeben und sich auf den Weißbach und die Maroslinie zurückziehen wollte. In jedem Falle mußte das Abgleiten der Armee Arz, die von Presan und dem rechten Flügel Grainiceanus westwärts geworfen und in die linke Flanke der Armee Falkenhayn hineingeschoben wurde, verhindert werden. Das gelang zwar nur zum Teil, aber der Rumäne führte seine glücklichen Vorstöße nie bis zur Entscheidung durch und erlaubte Falkenhayn dadurch, Zeit zu gewinnen und am 2. Oktober trotz aller Hindernisse und feindlicher Gegenwirkung mit der Masse der 9. Armee zum Angriff anzutreten.

Das unsichere Verhalten Presans und Grainiceanus ging auf Weisungen aus Bukarest zurück. Im rumänischen Hauptquartier waren Besorgnisse um die in Siebenbürgen kämpfenden Armeen wach geworden. Als das Alpenkorps am Rotenturmpaß allen Angriffen Trotz bot und Falkenhayn, ohne Atem zu schöpfen, links abschwenkte, um auf Fogaras zu marschieren, lief es dem rumänischen Generalstab kalt über den Rücken. Man begann für Grainiceanus einzige große rückwärtige Verbindungslinie, die Paßstraße Kronstadt—Predeal, zu fürchten, die dicht hinter dem Südflügel der 2. Armee verlief und leicht von einem Vorstoß Falkenhayns getroffen und zerrissen werden konnte. Der Führer der 2. Armee teilte diese Sorge. Er trug kein Verlangen mit der Hauptverbindungslinie in der feindwärts gedrehten Flanke zu schlagen. Der Gedanke an eine Vergeltungsschlacht mit verwandter Front wurde daher bei Nacht und Nebel begraben und der Rückzug ins Gebirge auf die Paßbefestigungen beschlossen. Damit war der Angriffsfeldzug preisgegeben. Aber auch in diesem Falle mußte der Rumäne angreifen. Nicht um zu siegen, sondern um Raum und Zeit zum Abzug zu gewinnen. Da der Rückzug der 2. Armee durch den Geisterwald, die siebenbürgischen Argonnen, führte, in dessen Schluchten jede Stockung verhängnisvoll werden konnte, sah sich Grainiceanu genötigt, den Gegner erst so weit als möglich nach Westen und Nordwesten zurückwerfen, um sich vor dem Schicksal Manolescus zu bewahren. Deshalb trat die 2. Armeee am 2. Oktober mit starken Kräften zum Ausfall an und warf die 89. Division, die auf Falkenhayns Befehl am Morgen aufs neue vorgebrochen war und sich wieder bis Bekokten Bahn gebrochen hatte, unter schweren Verlusten nach Nordwesten zurück.

Im Lager der Verbündeten, wo Falkenhayn jetzt die Oberleitung übernommen hatte, war man über die strategischen Absichten des Gegners nicht unterrichtet, wußte nicht, ob er schlug, um abzurücken, oder kämpfte, um zu

siegen, handelte aber selbst, wie es dem Willensstärkeren und Angriffsfreudigeren geziemt. Das Korps Staabs ging trotz des Rückschlages, den Schmettow und Lüttwitz erlitten, dem Feind entgegen auf die Gefahr, von diesem nun mit Übermacht angefallen und im Alttal zum Kampf gestellt zu werden.

Es war ein mühseliger Marsch. Das schlechte Wetter hielt an. In ungezählten Rinnsalen stürzten die Gewässer von den Fogaraser Bergen, die schwere Artillerie blieb stecken, die Fuhrwerke versanken, das Fußvolk zog die Füße schwer durch den Lehm. Luft- und Erderkundung versagte.

Niemand wußte, ob der Feind vor dem Geisterwald zusammenrückte, um das Korps Staabs von Norden zu umfassen und an die Alpenwand zu drücken, oder verzagend von Fogaras auf Kronstadt wich. Ungewißheit braute in der Regentrübe. Die 9. Armee marschierte, durchschritt Fogaras und traf am Abend des 4. Oktober am Rande des Geisterwaldes auf den Feind. Er stand zum Kampf bereit am steilen Ostufer des Sincheibaches, der die Südwestflanke des Geisterwaldes umfließt und sich dem Angreifer als Fronthindernis entgegenstemmte.

Grainiceanu hielt die Talsenke zwischen den Fogaraser Alpen und dem Alt in ihrer ganzen Breite gesperrt. Den Rücken an den Geisterwald gelehnt, links durch das hohe Gebirge geschützt, rechts durch die Armee Presan gedeckt, erwartete er den Angriff Falkenhayns, um ihn aufzuhalten, bis der allgemeine Rückzug eingefädelt war und der Armeetroß das Becken von Kronstadt geräumt hatte. Da Arz vor Presan abermals weiter zurückgewichen war, konnte Grainiceanu den rechten Flügel auf den Höhen des rechten Altufers in der Linie Meburg—Weißkirch—Seiburg—Kobor stehen lassen und die 9. Armee mit der Hauptmacht bei O'Sinka am Sincheibach erwarten. Die Stellung war stark ausgebaut und sperrte die Engen des Geisterwaldes und die nach Kronstadt führenden Straßen und Bahnen. Ob Grainiceanu darauf verzichtete, die Schlacht durchzufechten, wenn Falkenhayn angriff, mochte von Umständen abhängen, die noch im Dunkel lagen. Jedenfalls wurde die Schlacht von beiden Seiten mit dem Einsatz der vollen Kraft geschlagen.

Die Kämpfe am Sincheibach und am Homorod

Weder strategische noch taktische Überraschung lag im Spiel verborgen, als Falkenhayn, vom rechten Flügel der wiederbelebten Armee Arz unterstützt, am 5. Oktober auf der ganzen Linie zum Angriff schritt. Er hatte jetzt sechs, durch schwere Kämpfe geschwächte Infanteriedivisionen und das abgehetzte Kavalleriekorps Schmettow unter seinem Befehl. Von dieser Macht fehlte nur das Alpenkorps, das noch am Rotenturmpaß focht. Dafür war eine österreichisch-ungarische Gebirgsbrigade im Anmarsch, die Conrad vom Isonzo herangerufen hatte.

Als die 9. Armee am 4. Oktober am Westrand des Geisterwaldes anlangte und zur Schlacht aufmarschierte, entwölkte sich der Himmel und die Sonne trat wieder hervor. Drohend lag der hochgetürmte Wald in der großen Altschleife ausgebreitet. Auf den Fogaraser Alpen glänzte Neuschnee. Aber die Helle währte nicht lange. Verdampfende Feuchte stieg aus den Talgründen und füllte Niederung und Hügellandschaft mit dichten Dunstmassen. Am Morgen des ersten Schlachttages hing der Nebel schwer in den Baumkronen und wälzte sich in Schwaden über das Vorgelände des Sincheibaches. Es wurde hoher Tag, bis die Sonne durch die Nebel brach und die Kanonen ihre Stimme erheben konnten.

Staabs setzte die 76. Reservedivision und die 51. Honveddivision zum Angriff auf die rechtsufrigen Höhen an und trieb die 187. Division auf dem linken Flügel zur Umfassung vor. Er wollte zunächst die Wirkung des Flankenangriffs abwarten. Doch als es 11 Uhr wurde und die aufglänzende Sonne seinen Fliegern den Anmarsch rumänischer Verstärkungen verriet, die von Kronstadt über Vledeni heranrückten, gab er den Befehl zum Stirnangriff und eröffnete das Feuer. Da die Artillerie auf den rasch trocknenden Wegen vorwärts gekommen war, verfügte er über die Feuerschlünde zweier Divisionen. Kanonen und Haubitzen schleuderten ihren Eisenhagel auf Grainiceanus Stellungen und gewannen bald die Überhand über die feindlichen Batterien, die solcher Feuerkunst nicht gewachsen waren. Auch in den Gräben des Feindes hauste das Feuer fürchterlich. Nach kurzem Artilleriekampf ging die Infanterie zum Angriff vor und erstieg in unwiderstehlichem Ansturm die bewaldeten Höhen. Von Stellung zu Stellung geworfen, wich der Feind gegen Abend in Auflösung in den Geisterwald. Er ließ Dutzende von Geschützen liegen, riß die von Vledeny anrückenden Reserven mit sich und entschwand im Dunkel den Augen des Verfolgers. Staabs rückte eilends nach und gelangte in der Nacht noch hart an die Ostausgänge des Waldes.

Unterdessen ging der linke Flügel Falkenhayns unter dem Befehle Morgens über Weißkirch—Kobor gegen den Alt vor. Die 89. Division erreichte noch am Abend den Fluß und ergriff von den Übergängen am Nordwestrand des Geisterwaldes Besitz. Dagegen stieß die k. und k. 71. Division bei Reps-Kohalom auf dem Westufer des von Norden in den Alt mündenden Homorod auf starken Widerstand und gelangte nicht mehr vom Fleck. Der Kampf um Reps währte bis tief in die Nacht. Erst im Morgengrauen des 6. Oktober nahm die 71. Division den Ort Reps und wälzte den Feind mit letzter Kraft über den Homorod. Da die Österreicher zu erschöpft waren, um die Verfolgung aufzunehmen, ging die 89. Division an die Spitze und stieß südöstlich einschwenkend im Gewaltmarsch durch den Wald gegen Kronstadt vor. Lüttwitz durchquerte den Geisterwald und brach sich bis zur Bogat-Enge und der letzten Höhenstufe der steil gen Osten abfallenden Waldhänge

Bahn. Als die 89. Division spät abends an ihren Gewehrpyramiden niedersank, stand ihre Vorhut nur noch 10 Kilometer von der südwärts gen Kronstadt führenden Altstraße entfernt. Schmettow, der seine Reiter aus der Schlachtordnung der Infanterie herausgezogen hatte, schlug sich inzwischen am äußersten linken Flügel mit starker rumänischer Kavallerie und warf sie trotz der Erschöpfung seiner Pferde über Meburg nach Osten zurück.

Am Morgen des 7. Oktober stand die 9. Armee in der Linie Almas-Mezö—Bledeny—Bogat, 16 Kilometer westlich von Kronstadt, parallel der Straße und der Eisenbahn Kronstadt—Marienburg—Nußbach zum Angriff auf das Kronstadter Becken und die Stadt Kronstadt bereit. Schmettow deckte am Homorod die linke Flanke.

Die Kämpfe um Kronstadt

Es schien, als bedürfte es am 7. Oktober nur noch kräftigen Zupackens, um sich der von abziehendem Feind erfüllten Stadt zu bemächtigen und zugleich mit den geschlagenen Rumänen in die Grenzpässe einzudringen. Aber als das XXXIX. Reservekorps und Morgens rechter Flügel am Vormittag des 7. Oktober zum Angriff vorgingen, schlug ihnen nach kurzem Vormarsch allenthalben schweres Feuer entgegen. Grainiceanu hielt noch einmal stand. Die 76. Reservedivision, die am rechten Flügel focht und von Almas-Mezö über den Burzenbach vorrücken sollte, um südwestlich von Kronstadt gegen den Törzburger Paß Raum zu gewinnen, geriet in üble Lage. Die Rumänen hatten auf dem Südufer der Tohanita, eines kleinen Nebenwassers des Burzenbaches, eine Flankenstellung eingerichtet. Sie standen auf den Hügeln von Muscelului 150 Meter über der Talsohle und beherrschten von dieser Warte das ganze Vorgelände. Batterie auf Batterie flammte auf, als die Deutschen aus dem Südzipfel des Geisterwaldes hervortraten, um die Straße Kronstadt—Rosenau—Törzburg zu gewinnen. Vergebens suchte der Führer der Division, General Elstermann, die steilen Höhen seitlich zu umfassen. Überall stand starker Feind und hemmte den Vormarsch. Der Kampf kam am Burzenbach zwischen Zernest und Rosenau-Rozsnyo zum Stehen.

Auch die 51. Honveddivision und die 187. Division fanden den Weg nach Kronstadt nicht frei. Die Divisionen, die Kronstadt von Nordwesten und Norden umfassend angreifen wollten, stießen auf starke Nachhutstellungen und wurden im Vorgelände der Stadt festgehalten. Die Honveds blieben bei Weidenbach liegen, die Spitze der 187. Division brach zwar in den Nordrand der Stadt ein, wurde aber bald in schweren Häuserkampf verwickelt. General Sunkel hatte vorsorglich eine Flankendeckung gegen Osten vorgeschoben, die die Stadt nördlich umgehen sollte. Aber auch sie wurde durch

Artilleriefeuer aufgehalten und kam nicht über die Bahnlinie Kronstadt—Marienburg hinaus. Der Kanonendonner schwoll an dieser Stelle zusehends an und erreichte am Abend solche Stärke, daß am Vorhandensein einer zweiten Flankenstellung nordöstlich von Kronstadt nicht mehr gezweifelt werden konnte. Bald erkannte der Führer der 187. Division, daß an den Hügeln von Petersdorf-Sztentpeter und Honigberg-Spaszhermany, 8 Kilometer nordöstlich der Stadt, starke Artillerie aufgepflanzt stand, die nicht nur scharf in die linke Flanke des XXXIX. Reservekorps feuerte, sondern offenbar auch von Szik-Szerada heranrückenden Teilen der Armee Presan den Weg freihielt.

Als der Abend sank, war die Schlacht noch nicht entschieden. In blutigen Kämpfen verging die Nacht. Erst der 8. Oktober brachte die Entscheidung.

Die Artillerie der 76. Reservedivision zerschlug die Schanzen von Muscelului, Elstermanns Infanterie erstürmte endlich die Hügelkette und drang ohne Säumen gegen Süden vor. Als es abermals nachtete, stand die 76. Reservedivision auf den Höhen von Törzburg. Der Paßeingang fiel in deutsche Hand. Dagegen gelang es Elstermann nicht, noch weiter östlich auszugreifen und die Tömöser Straße zu sperren. Vorgehende Bataillone wurden von den Rumänen in verzweifeltem Anlauf zurückgestoßen. Als Elstermann den Feind bei Muscelului durchbrach, fiel auch der Widerstand in den Vorstädten Kronstadts in sich zusammen. Die Rumänen setzten die Verteidigung der Stadt und die Bedrohung des linken Flügels noch so lange fort, bis sich Elstermanns Umfassung geltend machte, und traten im Laufe des Tages in Staffeln den Rückzug über die Pässe von Predeal, Altschanz, Tatarhawas und Bodza an. Die Honveds erstürmten den Schloßberg und reichten der 187. Division im Innern der Stadt die Hand. Zerstäubende Nachhuten flüchteten in die Berge.

Presans Versuch, die 187. Division zwischen Honigberg und Kronstadt zu erdrücken, war im Anlauf gescheitert. Er ließ bald vom Flankenangriff ab und wich gegen Osten aus, ehe noch die 89. Division von Bogat zur Gegenumfassung heranmarschieren konnte. Da die letzten Rumänen schon in der Frühe des 9. Oktober aus der schwer umkämpften Stadt entwichen, blieb der übermüdeten Division dieser Kampf erspart. Sie kam nicht mehr zum Eingreifen.

Schmettow ritt noch bis Czik-Szereda, fand aber auch dort keinen Feind mehr. Presan war vor der Armee Arz im Rückzug auf den Ditozpaß. Grainiceanu wich unter schweren Verlusten über den Tömöserpaß und den Altschanzpaß.

Siebenbürgen war für die Rumänen verloren.

Der Angriffskrieg Rumäniens wurde zum Kampf um die Heimaterde, die jetzt dem konzentrischen Gegenangriff des streitbaren Feindes ausgesetzt lag. Der Versuch der Entente, den schwerbedrängten Mittelmächten das

rumänische Kurzschwert unter dem Panzer in die Weiche zu stoßen und den Krieg noch vor dem Eintritt des Winters zu gewinnen, war am 8. Oktober als gescheitert zu betrachten.

Kurz darauf brach Mackensen die Dobrudschaflanke auf und schob die strategische Grenze über die Trajanswälle vor.

Die Eroberung der Dobrudscha

Die Schlacht bei Topraisar

Mackensen hatte sich durch den Donauübergang Zettons nicht aus seinen Belagerungslinien herauslocken lassen und war vor Rasova—Cobadinu—Tuzla stehen geblieben. Er hatte heiße Tage hinter sich. Der Feind war schon so stark geworden, daß er den Kampf mit dem Gegner nicht mehr scheute. Als Zetton sich zu seinem waghalsigen Unt.rnehmen anschickte, gingen Russen und Rumänen in der Dobrudscha zum Angriff über. Aber alle Versuche, die Stellungen Mackensens vor Cobadinu zu durchbrechen, wurden im Anlauf erstickt. Es war den Deutschen gelungen, ihre schwere Artillerie durch die Steppe nachzuziehen und dicht vor den feindlichen Bastionen aufzupflanzen. Auch die Seeflanke, die in den ersten Tagen noch gefährdet schien, war gesichert. Tauch- und Motorboote kreuzten vor Tuzla und beobachteten die Reede von Konstanza, auf der russische Panzerschiffe ankerten. Als Mackensen am 13. Oktober auch die erbetene deutsche Division erhielt, war er zur Fortsetzung des Feldzuges bereit.

Ludendorff hatte das Unmögliche möglich gemacht und eine Reihe deutscher Divisionen nach dem rumänischen Kriegsschauplatz in Bewegung gesetzt, um den Feldzug im großen Stil zu Ende zu führen. Die meisten Verstärkungen wurden Falkenhayn zugeführt, der ihrer zur Bezwingung der kraftvoll verteidigten Gebirgsstellungen zwischen dem Vulkanpaß und dem Ditozpaß bedurfte. Zu Mackensen stieß die 217. Division.

Da das Korps Hilmi-Pascha wesentlich verstärkt worden war, nahm der Marschall den Angriff schon um die Mitte des Monats Oktober wieder auf. Er stieß auf starken Feind. Nicht weniger als sieben aufgefüllte Infanteriedivisionen, darunter zwei russische, eine Kosakendivision und eine rumänische Kavalleriebrigade standen zwischen der Lagune von Tuzla und dem Steilufer der Donau im Umkreis von Pervelia, Topraisar, Cobadinu, Cogargea, Mulciova aufmarschiert. Die Stellungen waren unaufhörlich verstärkt worden und der Verteidiger auf den Angriff gefaßt.

Mackensen stellte seine besten bulgarischen Streiter, die Sofioter Division, auf den linken Flügel und wies das türkische Korps rechts anschließend an die Straße Cocargea—Cobadinu. Am äußersten rechten Flügel stand die

bulgarische Kavalleriedivision, neben der das 6. Ulanenregiment auftritt. Die Deutschen fochten in der Mitte. Sie waren zum Angriff auf die große Erdfestung Topraisar bestimmt, die von den Rumänen mit einem Labyrinth von Drahtverhauen und zementierten Schützengräben umgeben worden wär und den Schlüssel der ganzen Verteidigungslinie bildete. Der Kampf um Cobadinu-Topraisar entschied über das Schicksal Konstanzas.

Am 19. Oktober tritt die Dobrudschaarmee zum Sturm an. Es ist ein klarer Herbsttag. Nachsommerliche Hitze brütet über den Maisstoppeln. Vom Schwarzen Meer her wehen die Rauchsträhnen des unruhig kreuzenden russischen Geschwaders. Deutsche Flieger kreisen über der braunen Steppe und stoßen bombenwerfend über die feindlichen Linien und die Trajanswälle in die Norddobrudscha vor. Das Trommelfeuer beginnt. Es wühlt die dunkle Erde zu Staubwolken auf und wälzt sich schwerfällig über die rumänischen Stellungen. Die mit Maisstroh gedeckten Hütten der Dobrudschadörfer brennen mit heller Flamme, die Betonpanzer der Maschinengewehrnester bersten, die Gräben füllen sich mit Toten. Von Stunde zu Stunde steigert sich die Beschießung, aber noch ehe es Abend wird, fallen die Grabengeschütze ein und schleudern ihre Sprengladungen auf den Feind, um der Infanterie Bahn zu brechen, denn es gilt, die von Büffeln herangeschleppte Munition zu sparen und schon am ersten Tag zu stürmen. Im Sonnenschein steigen Deutsche, Bulgaren und Türken aus den Gräben.

Am linken Flügel dringen Bulgaren und Türken wetteifernd in die feindlichen Linien und nehmen am ersten Tage alle vorgeschobenen Stellungen an der Straße Cobadinu—Cocargea—Mulciova. Der Bulgare faßt auf der flachen Erdwelle nördlich von Mulciova Fuß, der Türke wirft die ihm entgegentretenden Russen über die alten türkischen Siedlungen von Sari Juk Bair nach Norden zurück. Aber dann stockt der Angriff, Sperrfeuer setzt ein, und Cobadinu hält stand. Die 217. Division und die Brigade Bode gehen gegen die Zwingburg Topraisar vor. Es ist ein schwerer Gang. Das Feuer des Verteidigers sprüht aus zahllosen heilgebliebenen Betonnischen und trifft den Angreifer wie Hagelschlag. Die deutsche Infanterie wirft sich nieder, krallt sich an die nackte schwarze Erde und sucht kriechend Raum zu gewinnen. Darüber sinkt der Tag. Die Nacht vergeht in Einzelkämpfen. Die Schlacht hängt in der Schwebe. Am 20. Oktober schieben sich die Deutschen kriechend von Südwesten und Südosten an Topraisar heran. Langsam, allzu langsam reift die Umfassung der Feste, die das ganze Stellungsnetz zusammenhält. Die Sonne brennt, weder Wasser noch Munition gelangt zu den Sturmwellen, die sich mühsam gegen die feindliche Hauptstellung wälzen. Mackensen verfolgt den Angriff von einem alten römischen Wachthügel und sieht ihn langsam, aber unaufhaltsam feindwärts rollen. Noch einmal wird es Abend und Nacht und die Steppe vom Mündungsfeuer aus großem und kleinem Gewehr erhellt. Am dritten Tag reift die Umfassung zum Sturm. Der rechte

Flügel schwenkt ein und erreicht die Flankengräben. Hinter ihm bricht die Kavallerie, preußische Ulanen und bulgarische Dragoner, auf Tuzla durch.

Als der Verteidiger von Topraisar den Angriff von zwei Seiten näher kriechen sieht, als die Deutschen am 21. Oktober trotz rasenden Maschinengewehrfeuers in die Hindernisse brechen und das Dorf von Osten und Süden umklammern, entsinkt ihm der Mut. Er gerät in Verwirrung, gibt zerschlagene Gräben preis und beginnt in Unordnung zurückzugehen. Deutsche Feldgeschütze jagen über das eroberte Glacis und feuern über Kimme und Korn in seine wankenden Reihen. Da löst sich die Masse der Rumänen zu jäher Flucht. Ihre Artillerie protzt auf und verläßt mit geschwungenem Kantschu die verlorene Walstatt. Vergebens wirft sich die Kosakendivision ins Gewühl, um die Flucht mit der Nagaika zu beschwören. Sie wird vom Verfolgungsfeuer erfaßt und von der flüchtenden Masse mitgerissen.

Ein Steppengewitter mischt sich in die letzte Phase der Schlacht. Blitz und Donner wüten, aus schwarzen Wolkenlasten stürzt rauschender Regen und durchweicht die schwere, klebende Erde. Diesmal kennt Mackensen keine Hindernisse. Diesmal läßt er den Feind nicht aus den Händen. Der Fall Topraisars hat das ganze Stellungssystem der Rumänen zum Einsturz gebracht. Die vom Marschall selbst vorgeworfene Kavallerie braust auf der Straße Topraisar—Konstanza nach Norden. Die 217. Division, die Brigade Bode, Türken, Bulgaren, die ganze Front folgt dem Feind, der überall flüchtend das Feld räumt und von Cobadinu auf Murfatlar und Medgidia, von Rasowa auf Cernavoda weicht, hart auf den Fersen und dringt mit ihm zugleich in die alten Trajanswälle ein.

Die Verfolgung von Topraisar bis Babadagh

In hitzigen Verfolgungskämpfen wälzen sich die Armeen nach Norden. Riesengroße Rauchfahnen verkünden den Brand der Ölbehälter von Konstanza, wo der Russe eiligst zu Schiff geht, um sich und kostbares Kriegsgerät auf das hohe Meer zu retten.

Mackensens Kavallerie erreicht schon am 22. Oktober die Stadt, und am Abend steht der rechte Flügel bereits in der Linie Islam Tepe—Alacap, 15 Kilometer nordwestlich von Konstanza jenseits der Bahn. Der linke Flügel strebt in strömendem Regen der Linie Medgidia—Cernavoda zu. Am 23. Oktober werden Medgidia und Rasowa nach erbittertem Häuserkampf genommen. Vorgeführte Reserven werden zersprengt und der Straßenstern Caramurat besetzt. Am Tage darauf wendet sich Toscheffs 1. Division gegen Cernavoda, erreicht die Stadt im Gewaltmarsch und überfällt die Besatzung des Brückenkopfes in ihren Quartieren. Nach kurzem Kampf erliegt der Rumäne der Überraschung und gibt den Kampf verloren. Doch

gelingt es ihm noch, die Donaubrücke und den Eisenbahnviadukt, der die großen Donausümpfe in einer Breite von 15 Kilometern überspannt, zu sprengen und die Brandfackel in die Arsenale zu werfen. Die letzten Flüchtlinge entreilen gen Norden und zerstäuben in den Wäldern der Norddobrudscha.

Als Mackensen sich mit dem Fall der Linie Konstanza—Cernavoda nicht bescheidet, sondern die Verfolgung rücksichtslos fortsetzt, bricht die 3. russo-rumänische Armee in zwei Teile auseinander. Die rumänischen Divisionen schlagen sich nach Nordwesten, um Harsowa zu erreichen und dort die Donau zu überschreiten, Russen und Jugoslawen stürzen nordwärts zurück, um sich im waldigen Hügelland von Babadagh zu setzen und dort das Herankommen frischer russischer Divisionen zu erwarten. Mackensen sendet ihnen herausfordernd schwächere Kräfte nach, die dem Feind das Anrücken der Dobrudschaarmee vortäuschen, und nimmt seine Hauptmacht heimlich zurück. Während die Norddobrudscha von Gefechten widerhallt, sichert er Cernavoda und Konstanza durch eine weit nach Norden vorgeschobene Verteidigungslinie. Dann macht er sich bereit, unmittelbar in die großen Kämpfe einzugreifen, die seit dem 8. Oktober in den Transsylvanischen Alpen geliefert werden und sich am 23. Oktober zu einer Krisis im Lager Falkenhayns verdichten. Die Dobrudscha sinkt zum Nebenschauplatz herab.

Die Kämpfe in den Transsylvanischen Alpen vom 9. bis 12. Oktober 1916

Die Armeen Arz und Falkenhayn hatten sich nach den Siegen bei Hermannstadt und Kronstadt im Gebirge festgelaufen, und es bedurfte größerer Streitermassen, um den Waffengang mit Rumänien aus drohender Erstarrung zu erlösen, die Tore der Walachei aufzubrechen und den Feldzug mit mächtigem Schwung in die Ebene zu tragen.

Der Gegenangriff der 9. Armee, der am 8. Oktober auf den Grenzpässen Transsylvaniens gegipfelt hatte, war von wenigen deutschen Divisionen und schwachen ungarischen Verbänden ausgeführt worden. Jetzt standen diese vor einer Aufgabe, die sie ohne große Verstärkungen nicht mehr lösen konnten.

Österreich-Ungarn war aber nicht in der Lage, stärkere Kräfte nach Siebenbürgen zu senden, denn die Erschöpfung, in die es Brussilows Offensive gestürzt hatte, ließ ihm dazu keine Möglichkeit mehr. Drei Gebirgsbrigaden, das war alles, was Conrad v. Hötzendorf zur Fortführung des Feldzuges noch freimachen konnte. Sie eilten in den ersten Oktobertagen vom italienischen Kriegsschauplatz nach Siebenbürgen.

Da traten die Deutschen abermals in den Riß. Ludendorff pflückte 6 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen aus den alten Fronten, um sie so

schnell wie möglich, winterlich ausgerüstet, in die Transsylvanischen Alpen zu entsenden. Sie brachten die Streitmacht der Verbündeten noch lange nicht auf die Höhe des Gegners, der alle Waffenfähigen unter die Fahnen rief und neuen Zuzug aus Rußland erhielt, aber sie genügten, den Kampf um die Walachei aufzunehmen und voll deutschen Waffenstolzes die Entscheidungsschlacht zu suchen. Doch bis sie zur Stelle waren, durfte das Schwert nicht rosten, der Feind nicht zur Besinnung kommen.

General v. Falkenhayn hatte den Weisungen aus Pleß und eigener Einsicht gehorchend seine Divisionen nach den Kämpfen um Kronstadt sofort mit aller Macht gegen die Päffe vorgetrieben.

Der mächtige Grenzwall der Transsylvanischen Alpen befand sich am 9. Oktober noch im vollen Besitz der Rumänen. Auf allen Scharten und Päffen des zwei- und dreifach gegliederten Gebirges standen rumänische Divisionen zur Abwehr bereit. Presan war mit der ungeschlagenen 4. Armee über das Görgeny- und das Kelemengebirge auf das Gyergyogebirge zurückgegangen und sicherte die Zugänge der Moldau, in der bereits russische Entsatzarmeen aufmarschierten. Grainiceanu hatte die geschlagene, aber ungebrochene 2. Armee aus dem Altbecken und den Kronstadter Vorbergen auf den Oitozpaß, den Altschanzpaß und die Päffe von Tömös und Törzburg zurückgerissen und sperrte die nach Plösti, Sinaia, Dragoslavele und Campolung absteigenden Straßen. Auf Feldbefestigungen und Panzerwerke gestützt, sicherte er die in die westliche Walachei hinunterführenden Täler, den Nordsaum des Bukarester Zentralraumes und die Linie Ploesti—Targoviste—Pitesti. Da die Hauptkräfte der Armee Falkenhayn vor der Front der 2. Armee standen und den Angriff auf die Päffe ohne Zaudern eröffneten, setzte der rumänische Generalstab alsbald Verstärkungen nach Sinaia, Dragoslavele und Campolung in Bewegung und übertrug seinem besten Führer, General Averescu, den Oberbefehl über alle zwischen dem Oitozpaß und dem Rotenturmpaß fechtenden Truppen.

Averescu hielt auf der Höhe des Gebirges stand und verteidigte die gewundenen Paßstraßen und die Quertäler der zur Donau ziehenden Flüsse mit Kraft und Geschick. Am meisten fürchteten die Rumänen für das Prahovatal, das Jalcmitatal, das Dambovitatal, das Targuluital und das Argestal, die in das Becken von Bukarest mündeten. Brach Falkenhayn über Tömös, Azuga und Sinaia ins Prohovatal, so riß er die Pforten des großen Erdölgebiets von Campina auf und gelangte über Ploesti in die Nordflanke, oder von Sinaia ins Jalomitatal abschwenkend, über Targoviste nach Titu in die Nordwestflanke von Bukarest. Stieß er von Törzburg nach Dragoslavele ins Tal der Jalomita oder westlicher ausgreifend nach Campolung ins Tal des Targului vor, so erschloß sich ihm die große Gebirgstalscharte Pitesti im Argestal und gab ihm den Vormarsch in südöstlicher Richtung in die fruchtbare Argesniederung und auf die Nordostfront Bukarests frei.

Gelang es Falkenhayn zwischen dem Oitozpaß und Törzburg durchzubrechen, so führte ihn der Vormarsch — welches Tal er auch wählen mochte — unmittelbar vor die Osttore Bukarests und in den Rücken der weiter westlich kämpfenden Armeen.

Um dem Unheil zu begegnen, das aus solchen Operationen erwachsen mußte, kämpften die Rumänen auf den Kronstädter Paßhöhen mit dem Mute der Verzweiflung. Aber auch im rumänischen Alttal, am Ausgang des Rotenturmpasses, im Vulkangebirge, an der Jiuklamm und bei Orsova stellten sie sich, in die Verteidigung geworfen, entschlossen zum Kampf und hielten die Pforten der Walachei gesperrt. Da sie jetzt auf den inneren Linien kämpften und im Vertrauen auf russischen Zuzug starke Kräfte bei Bukarest vereinigen konnten, um sie rasch an die bedrohten Punkte zu werfen, sahen sie den Angriffen Falkenhayns gefaßt entgegen. Sie hofften, den Angriffen so lange mit Nachdruck zu begegnen, bis der Winter hereinbrach und die Deutschen zur Ruhe zwang. Und es schien, als hofften sie nicht umsonst.

Wochenlang rüttelte Falkenhayn vergebens an den Gebirgspforten der Walachei. Die 9. Armee kämpfte nach der Schlacht bei Kronstadt, in einzelne Gruppen aufgelöst, mit verbissenen Zähnen um die Öffnung der Gebirgstore. Am äußersten linken Flügel der 9. Armee focht Schmettow, der die österreichische 71. Division und das Kavalleriekorps gegen den Oitozpaß vorgeführt hatte; rechts anschließend rang die 89. Division um den Tatar-Havas- und den Bodzapaß; bei Altschanz und Tömös kämpfte Staabs mit der 187. Division und der 51. Honveddivision; bei Törzburg stand Morgen, der die 76. Reservedivision und die in Eilmärschen herangeführte 8. Gebirgsbrigade Conrads gegen Dragoslavele vortrieb; am Rotenturmpaß focht Krafft v. Dellmensingens Alpenkorps, dem Goiginger mit der 2. und 10. Gebirgsbrigade zu Hilfe geeilt war; im Vulkangebirge kämpfte die durch zwei deutsche Bataillone verstärkte, 144. österreichische Landsturmbrigade, die als 301. Division mit der 11. Bayerndivision zur Gruppe Kneußl vereinigt worden war; bei Orsova endlich hielt die verstärkte k. und k. 145. Landsturmbrigade unter Oberst v. Sziwo den Feind in Schranken.

Überall wurde erbittert gekämpft. Bei Petroseny wich der Rumäne nach der Schlacht bei Hermannstadt aus freien Stücken auf die Grenzpässe, hielt aber den Szurdukpaß, den Vulkanpaß und die Jiuklamm fest verschlossen. Am Rotenturmpaß hatte der Kampf keinen Augenblick geruht. In der Nacht auf den 3. Oktober war das letzte Bataillon Manolescus unter großen Verlusten in verzweifeltem Anprall nach Süden durchgebrochen. Vom Monte Robu bis zum Surul tobten erbitterte Gefechte. Angriffe und Gegenangriffe verflochten sich. Am 5. Oktober begann Krafft den Einbruch ins rumänische Alttal vorzubereiten. Als Goigingers alpenländische Brigaden bei Caneni eintrafen, stritt hier die Auslese deutscher und österreichischer Gebirgstruppen gegen den Feind, der sich ihnen mit verstärkten Kräften

entgegenstemmte. Morgen gewann bei Törzburg am 9. Oktober langsam Raum. Als Conrads 8. Gebirgsbrigade eintraf und den Rumänen in die Flanke fiel, wich der Verteidiger vor der 76. Reservedivision ein Stück weit zurück und ließ die ersten gepanzerten Werke in Morgens Hand. Rumänische Reserven eilten herbei, nahmen die Weichenden auf und brachten den Kampf zum Stehen. Auf den härtesten Widerstand stieß Staabs, der am Tömöserpaß, vor dem Haupteinfallstor in die Walachei, in ein Labyrinth von Panzerwerken und befestigten Höhenstellungen geraten war. Auch am Bodza- und am Ditozpaß hielt der Rumäne stand.

Am 12. Oktober kam Falkenhayn zur Erkenntnis, daß der kühne Versuch, gleichzeitig mit dem Feind in die Pässe einzudringen und die nach Süden fallenden Täler im Nachst.ß zu öffnen, gescheitert war. Da an einen Verzicht auf Fortsetzung des Feldzuges nicht zu denken war, der Einbruch in die Walachei aber erzwungen werden mußte, bevor der Winter das Gebirge mit Schnee überschüttete und den Feldzug unter sich begrub, galt es nunmehr das Schwergewicht dorthin zu verschieben, wo der Feind am raschesten geschlagen werden konnte, gleichgültig ob dieser Punkt unmittelbar in den Innenraum der Walachei vor die Tore Bukarests führte oder an den Säumen des Kriegstheaters lag.

Die Kämpfe in den Transsylvanischen Alpen vom 13. Oktober bis 6. November 1916

Falkenhayns Wahl fiel auf das Vulkangebirge. Die deutsche Heeresleitung billigte seinen Entschluß und beschloß, nicht an der strategisch gegebenen Stelle, in der Nordflanke der Bukarester Zentralstellung, über Tömös und Campolung, sondern an einem exzentrischen Punkt, weit nach Westen gerückt, in die Walachei einzubrechen. Hier war das Gebirge schmäler, die Ansammlung der Truppen leichter, der Feind, der seine Hauptmacht zwischen dem Rotenturmpaß und dem Bodzapaß gehäuft hatte, schwächer und der Abstieg leichter. Der Angriff konnte über zwei dicht nebeneinanderliegende Übergänge, den alten Vulkanpaß und die neugeschaffene Kunststraße des Szurdukpasses am Ufer des Jiuflusses erfolgen, jenseits der Klamm Raum gewinnen und schon nach einem Vormarsch von 40 Kilometern bei Targu-Jiu das breitaufgeschlagene Tal erreichen, das leichten Fußes in die Ebene hinunterführte.

Wohl lag in der Wahl ein strategischer Verzicht verborgen, denn der Abstieg erfolgte am linken Flügel des Feindes und gestattete dem Angreifer nicht, namhafte Kräfte des Verteidigers abzuschneiden und seine Zentralstellung aus den Angeln zu heben, aber angesichts des unüberwindlichen Widerstandes, den die Rumänen in den Bergen von Azuga und Drago-

slavele leisteten und wachsenden Gegendruckes im Gyergyögebirge, wo der Russe Presans Divisionen ablöste, gab es keine andere Aushilfe als die Verlegung des Schwergewichtes nach Westen.

Um den Rumänen die Verstärkung des bedrohten Flügels zu erschweren, sollten die Angriffe der Gruppen Krafft v. Dellmensingen, Morgen und Staabs fortgesetzt und dem Feind im Alttal, vor Campolung und Sinaia hart zugesetzt werden. Es war ein gewagtes Spiel, das eine Zerstreuung der Kräfte auf weitgespannter Front nach sich zog, aber es galt, das Gebirge zu überwinden, ehe der Winter hereinbrach.

Auch der Rumäne handelte. Er suchte überall die günstigsten Widerstandslinien zu behaupten oder zurückzugewinnen und griff am 13. Oktober am Vulkanpaß an. Er warf sich in der Nacht mit großer Übermacht auf die deutschen Bataillone der 301. Division und drängte sie gegen Petroseny zurück. Am Abend des nächsten Tages rafften die Deutschen die letzte Kraft zusammen und eroberten die verlorenen Stellungen zurück. Der Überfall mahnte Kneußl zur Vorsicht und veranlaßte ihn, die Vorbereitungen zum großen Angriff auf die Paßhöhen zu beschleunigen.

Um Kneußl zu entlasten und sich selbst vom feindlichen Druck zu befreien, griff Krafft v. Dellmensingen am 15. Oktober auf der Front Monte Robu—Caneni—Surul an. Er setzte Goigingers Brigaden auf den Flügeln zur Umfassung an und trieb Tutscheks Alpenkorps im Zentrum als Keil in den Feind. In wildem Schwung stieß die 10. Gebirgsbrigade über den Monte Robu nach Süden vor, erstürmte den Pietroasa und suchte von dem südöstlich streichenden Grat der Ververitahöhe das Lotrutal zu erreichen, das als Querfurche zum Alt zieht. Am Tage darauf brach Goigingers 2. Älplerbrigade auf dem linken Flügel über die Moscovulscharte gegen Südosten vor, erreichte das Längstal des Topologuflusses und gewann Schulter an Schulter mit dem Alpenkorps die Straße, die von Caneni abzweigend über Gaujani—Titesti—Perisani ins Topologutal hinabsteigt und südlich von Salatrucu einen Seitenstrang über Rudeni ins große Argestal nach Curtea de Arges aussendet.

Letzter Herbstglanz leuchtete auf den Bergen, Rauhreif stob von den Bäumen, und vom Nachtfrost gehärtet lag die Erde, als Deutsche und Österreicher den Angriff über Gipfel und Gründe südwärts trugen, doch als er in der Linie Salatrucu—Arefu gipfelte, kam die Natur den Rumänen zu Hilfe. Ein Unwetter wälzt sich aus Nordwesten heran und überschüttet die Transsylvanischen Alpen mit Schnee. Eisiger Sturm wehte die Flocken zu Haufen, riß die Tragtiere von den glatten Felsenstufen und unterbrach die Verbindungen der tief im Gebirge steckenden Verbündeten mit dem Becken von Hermannstadt. Der Rumäne holte zum Gegenhieb aus, schlich sich an die 10. Gebirgsbrigade heran und stieß den rechten Flügel Kraffts vom Lotrutal und der Ververita gegen den Monte Robu zurück. Auch der linke Flügel

wurde heftig angefallen. Die 2. Gebirgsbrigade und Tutschek's linker Flügel behaupteten sich in ihren Stellungen bei Salatrucu und Arefu, warfen die aus dem Quelltal des Arges in ihren Rücken einbrechenden Rumänen wieder nach Südosten, verbrauchten aber in diesem Kampf ihre letzte Kraft. Nach zweitägigem Ringen mußte sich die 2. Gebirgsbrigade entschließen, nach Norden auszuweichen. Da begann plötzlich die Mitte der feindlichen Front nachzugeben. Von Umfassung bedroht und durch unermüdliche Angriffe des Alpenkorps zermürbt, räumte der Rumäne am 21. Oktober Caneni und ging über Greblesti auf die Mormontahöhe und Gaujani zurück. Die Verbündeten hatten den Gegenstoß abgewettert, waren aber nicht imstande, den Angriff sofort wieder aufzunehmen. Kraffts Korps war erschöpft, Reserven nicht zur Stelle, Weg und Steg lagen verschneit. So endete Kraffts kühner Vorstoß, der das Alttal beinahe aufgesprengt hätte, ehe noch Kneußl am Jiu zum Angriff schritt, als Fesselungsunternehmen auf den Gipfeln des winterlichen Gebirges dicht vor den sanft gen Süden abfallenden Höhenstufen. Falkenhayn sandte ihm Teile der 8. und 11. bayerischen Division, um ihn vor Rückschlägen zu bewahren.

Nicht minder heftig wurde um die Straße Törzburg—Campolung und die Öffnung des Dambovitatales und des Targuluitales gerungen. Als die Stoßkraft der 8. Gebirgsbrigade und der 76. Reservedivision sich nach blutigen Gefechten und der Eroberung Rucars und Dragoslaveles am Nordhang des Mateiasstockes, 7 Kilometer nordöstlich von Campolung, erschöpfte, rückte die 12. Bayerndivision in Morgens Kampflinie und drang im zerklüfteten Gelände gegen Campolung vor. Da rief der Rumäne zwei frische Divisionen von Targoviste heran und bot dem Gegner am 18. Oktober wiederum Halt.

Staabs war nach der Einnahme von Tömös bei Predeal von Rumänen und Russen festgehalten worden und mühte sich vergebens die weitgesponnenen, tiefgegliederten Sperrstellungen zu beiden Seiten der Paßstraße mit geballten Kräften zu durchbrechen. Er schlug daher den Weg stückweise frei, indem er Linie um Linie mit Geschütz zerschmetterte und Schritt für Schritt vordrang. Am 23. Oktober stürmte er Predeal und drang gegen Azuga vor.

Die 89. Division war anfangs rascher vom Fleck gekommen und hatte den Tatarhavaspaß und den Bodzapaß im Nachstoß in ihre Gewalt gebracht, wurde aber bald darauf von stärkeren Kräften angegriffen, in die Abwehr gezwungen und konnte nicht mehr daran denken, das Buzautal zu öffnen.

Schmettow war der Flankengruppe Presans, die sich von Honigberg ins Becken von Kézdivásárhely zurückgezogen hatte, hart auf die Hacken getreten und mit dem Feind in den Oitozpaß eingedrungen. Die ihm unterstellten Österreicher, Goldbachs 71. Division, rissen das Oitoztal in einer Länge von 15 Kilometern auf und erschienen am 20. Oktober schon bei Herestrau in der Südflanke von Tirgul Okna vor der Pforte des Trotustales. Da traten den Österreichern plötzlich russische Divisionen gegenüber. Der

Kampf kam zum Stehen. Am 23. Oktober wurde die 71. Division von einem umfassend angesetzten Gegenangriff getroffen. Generalmajor Goldbach schlug die russischen Anstürme blutig ab, sah sich aber am Abend umgangen und mußte seine Division in der Nacht auf die Paßhöhe zurücknehmen, um der Umklammerung zu entrinnen. Der Versuch Schmettows, in die Moldau einzubrechen, war gescheitert. Falkenhayn sandte ihm die 8. bayerische Reservedivision, die letzte Reserve, die ihm nach dem Eintreffen der aus Ost und West heranrollenden Verstärkungen noch geblieben war. Es galt den Gegenangriff der Russen am Oitozpaß zum Stehen zu bringen und den drohenden Einbruch in das Becken von Kézdivásárhely und in die Flanke der 9. Armee zu vereiteln.

Es wetterleuchtete in der Moldau. Offenbar waren starke russische Massen im Begriff sich in das Trotustal und am Oitozpaß aufwärts zu schieben, um zwischen der 9. Armee und der Armee Arz Bresche zu schlagen. Auch vor der Front der k. und k. 1. Armee und in ihrer linken Flanke tauchten russische Divisionen auf. Am Gymiespaß, am Bekaspaß und im Bistritztal trat der Russe an die Stelle des Rumänen und griff an. In dieser Not warf Falkenhayn die letzten bayerischen Regimenter, die er sich am Munde abgespart hatte, an den rechten Flügel der 1. Armee, um das Wetter zu beschwören, das Arz v. Straußenburg nicht allein zu bannen vermochte.

Da die 9. Armee, deren einzelne Kampfgruppen vom Oitozpaß bis zum Vulkanpaß im Gebirge verstrickt lagen, durch eine russische Offensive aus der Moldau in Flanke und Rücken bedroht war, galt kein Zaudern. Aber nun stand Falkenhayn mit leeren Händen da, und die Bayern, die aus dem Becken von Kézdivásárhely in die Csiker und die Berezker Berge stiegen, um die Russen zu zügeln, sollten bei Caneni und Petroseny bitter fehlen. Fluchend mag Krafft v. Dellmensingen am 23. Oktober mit je einem Regiment der 8. bayerischen Reservedivision und der 11. bayerischen Division fürlieb genommen haben, als es bei Salatrucu ums Leben ging. Sein Landsmann Kneußl sollte den Ausfall von Verstärkungen am Vulkanpaß bald noch ärger zu spüren bekommen, war ihm doch der entscheidend gedachte Angriff übertragen worden, zu dem er gar nicht stark genug sein konnte. Aber noch einmal besiegte der unbeirrbare deutsche Wille die Reibungen des Dreifrontenkrieges, die die deutsche Kraft in ungeheuerer Steigerung und Vervielfältigung der Aufgaben zu verzehren drohten.

Am 21. Oktober ging Falkenhayn ohne Rücksicht auf die schweren Kämpfe seiner Mitte und des linken Flügels bei Petroseny zum strategischen Angriff über.

Kneußl schritt zur Eroberung einer Bergstufe am Vulkanpaß, die ihm zur Eröffnung des allgemeinen Vorstoßes dienen sollte. Tauluft wehte, und der gefallene Schnee hing bleischwer an den Sohlen. Nebel, Regen und frische Flocken trieben im Wind. In den Tälern der Walachei schwollen Bäche und Flüsse, das weitgeschichtete Gebirge ertrank in Dunst und Trübe.

Der hochgelegene Vulkanpaß, der westlich von der Jiuklamm und dem mit dem Flußlauf verflochtenen Szurdukpaß die Grenze überschreitet, lag in schmelzendem Schnee begraben. Von den 1800 Meter hohen Rücken des Vrf. Negralui, der Straja, des Candatul, des Vrf. Beti und des Vrf. Mandrei, die zu beiden Seiten der Pässe als Grenzwacht aufgerichtet standen, war nichts zu sehen. Nebelschwaden rollten über die breitabfallenden Stufen des Gebirges und verbargen die tiefeingeschnittenen Täler der Tasmana, der Bistritza, des Jales, der Susita und des Sadu, die sich jenseit der Klamm in den Jiu stürzten und sein gewundenes Bett mit Tosen füllten. Die Rumänen standen auf den Südhängen der Grenzberge verschanzt und hüteten die Jiuklamm und die Quelltäler seiner Nebenflüsse. Ihre Späher saßen in alten Wachttürmen und zerfallenen Kastellen aus der Türkenzeit wohlgeborgen. Jedes Tal war durch Flankenstellungen gesperrt, der Vulkanpaß befestigt und die Südpforte des Szurdukpasses bei Bumbesti durch Panzerwerke verschlossen. Die Hauptkräfte waren bei Targu-Jiu, 20 Kilometer flußabwärts, versammelt. Im Besitz der Straße, die am linken Flußufer über Filiasu nach Craiova in die Ebene führt, und der Bahn, die bei Targu-Jiu im spitzen Winkel nach Osten abbiegt, um Filiasu durch das fruchtbare Gilorttal zu erreichen, sahen die Rumänen jedem Angriff gelassen entgegen.

Am 21. Oktober dachten sie an keine Schlacht. Die Witterung widerriet jeden Kampf. Das hohe Gebirge lag im Nebel verloren, die Niederung dampfte vom Regen, und der Lärm des Gefechtes, das Kneußl an den Flanken des Vulkanpasses entfesselt hatte, drang nicht in die walachischen Täler. Die Bayern ließen sich nicht irremachen, sondern rüsteten am 22. Oktober zum Hauptangriff. Das Thermometer war gesunken. Es begann in großen Flocken zu schneien. Als der 23. Oktober graute, lagen Gipfel und Paßwege unter neuem Schnee begraben. Aber der Niederschlag brachte keine Aufheiterung. Der Nebel stieg in die Flußtäler, füllte die Hügellandschaft südlich der Jiuklamm mit dichten Massen und verhinderte die Beschießung der unsichtbaren rumänischen Stellungen. Es war der zum Angriff bestimmte Tag, aber die Geschütze schwiegen. Da ging Kneußls Infanterie ohne Artillerievorbereitung zum Sturm vor, um zu beiden Seiten der Pässe an den Nebenflüssen Bahn zu brechen, während die 6. Kavalleriedivision mit dem österreichischen Landsturm auf dem äußersten rechten Flügel antrat, um in die gelockerte Flanke des Feindes einzudringen und durch das Bistritztal in die große Jiumulde hinabzustoßen. In Schneemänteln, mit Bergstöcken und Steigeisen versehen, Maschinengewehre und Gebirgsgeschütze auf Tragtieren und an Seilen mit sich schleppend, griffen die Bayern an. Wie Geister tauchten sie plötzlich vor den rumänischen Stellungen auf und warfen den völlig überraschten Feind von den Vulkangipfeln in die südwärts streichenden Bergkulissen. Der Rumäne glitt von den Höhen, und am 24. Oktober war der Vulkanpaß in deutscher Hand.

Als die Kunde von dem Überfall nach Targu-Jiu gelangte, war der Paß bereits verloren, und Kneußls rechter Flügel schien im Begriff gegen das offene Jiutal einzuschwenken. Die 144. Landsturmbrigade stand auf den Begleithöhen des Bistritza, die Bayern auf den Bergflanken, die Jales, Susita und Jiu voneinander scheiden. Der Rumäne raffte sich auf, führte Verstärkungen aus den Tälern heran und warf sich dem Ansturm entschlossen entgegen, wurde aber des Gegners nicht Meister. Am 26. Oktober gipfelte der verwegene Angriff am Südeingang der Jiuklamm auf den Vorbergen von Bumbesti, auf den Höhen von Dobrita und auf den Hügeln von Borosteni. Die Linie Bumbesti—Targu-Jiu war in der linken Flanke bedroht. Bei Bumbesti winkte das offene Jiutal, bei Borosteni das breite Bistritztal. Schon drängte die 6. Kavalleriedivision mit ihren leichten Geschützen nach vorn, um ins Bistritztal einzubrechen.

Da schlug ein großer Gegenangriff der Rumänen den Deutschen den Sieg aus der Hand. Die Kraft des Angreifers war im dreitägigen Kampf mit den Naturgewalten und dem Gegner verzehrt worden. Kneußls Divisionen waren von ihrer Grundstellung durch unwegsames, verschneites Gebirge getrennt und sahen sich ohne Obdach, ohne Verpflegung und nur noch schlecht mit Munition versehen zur Abwehr umfassender Gegenstöße gezwungen. In der Hoffnung auf Entsatz hielten die zerstreut fechtenden Gruppen noch zwei Tage stand, dann brach der Rumäne bei Dobrita durch die dünne Front und sprengte den rechten Flügel ab. Die 144. Landsturmbrigade und die 6. Kavalleriedivision wurden abgeschnitten. Von Falkenhayn gesandte Verstärkungen kamen zu spät, um das Loch zu stopfen. Grimmig fechtend wich das Zentrum auf den Vulkanpaß zurück. Mancher wunde Mann blieb liegen und verdarb, Zersprengte fielen in Feindes Hand, Geschütze gingen verloren, zu Tode erschöpft sanken die Weichenden an den Hängen des Passes nieder. Dem linken Flügel gelang es vor dem Südeingang der Jiuklamm, auf den Höhen von Bumbesti, stehen zu bleiben. Er schlug alle Anläufe der Rumänen ab und behauptete sich vor den Panzerwerken der Paßsperre. Der rechte Flügel geriet in die schwerste Not. Er sah sich bei Borosteni plötzlich von allen Seiten umfaßt und der Vernichtung ausgeliefert. Drei Tage, vom 26. bis 29. Oktober, kämpften österreichisch-ungarischer Landsturm und deutsche Reiter auf sich selbst gestellt mit dem siegesgewissen Feind. Pferde und Tragtiere fielen dem Hunger und der Kälte zum Opfer, die Munition schwand dahin, mit ihr die Hoffnung auf Entsatz. Vom Sturm ausgeblasen und vom Regen durchnäßt lagen die Braven Tag und Nacht in der Feuerlinie, die sich allmählich zum Kreis rundete und von allen Seiten in ihre Reihen schoß. Sie dachten nicht daran, sich zu ergeben. Am 30. Oktober rafften sie sich auf, um den Rückzug anzutreten. Der Regen drosch, der Schnee war zu Brei geworden, Weg und Steg verschlammt, die Welt versunken. Sie tappten rückwärts, schlugen sich durch den Feuerring und

suchten am linken Bistritzufer gen Norden zu entkommen. Es war ein Rückzug, keine Flucht. Nachhuten feuerten ins Nebelgrau und schreckten den Feind, der oft von einer Handvoll Leute im Schach gehalten wurde, während das Gros die vereisten Halden erklomm und Berg und Tal zwischen sich und die Verfolger brachte. Eisiger Sturm jagte über die Höhen, Glatteis deckte die Felsenstufen, bretthart schlugen die gefrorenen Mäntel an die Knie. Pferde und Tragtiere brachen zusammen, Geschütze rutschten ab und rissen Gespann und Fahrer mit sich in die Tiefe. Als die letzten Kräfte zu versagen drohten, wurden die Kanonen gesprengt, die Protzen in die Abgründe gestürzt und die Fuhrwerke sich selbst überlassen. Am 1. November erreichten die Trümmer der Division mit ihren Verwundeten die Grenzhöhen und wurden von der eiligst herangeführten 7. Kavalleriedivision aufgenommen.

Der erste Versuch, über den Vulkanpaß und durch den Szurdukpaß in die Walachei durchzubrechen, war unter großen Verlusten gescheitert. Der Angriff hatte den Keim des Mißlingens in sich getragen, denn er war mit unzureichenden Kräften und ohne gründliche Vorbereitung auf langwierige Kämpfe im winterlichen Gebirge unternommen worden, aber es gelang Kneußl, den Vulkanpaß zu behaupten und dem Feind das Nachsetzen zu verleiden.

Im rumänischen Lager zu Targu-Jiu maß man dem Erfolg große Bedeutung bei. Die Angriffskraft des Gegners schien gebrochen. Die rumänische Heeresleitung wandte daher ihre Aufmerksamkeit vom Jiutal ab und den Kämpfen im Alttal zu, wo Krafft v. Dellmensingen um dieselbe Zeit zu neuem Angriff geschritten war und den Gegner abermals ins Gedränge gebracht hatte.

Als die Rumänen dem Angriff Kraffts am 21. Oktober durch einen Gegenangriff beider Flügel begegneten und sich wieder in den Quelltälern des Arges, des Topologu und auf der Veverita festsetzten, war die Verstrickung ungelöst geblieben. Tutscheks Einbruch im Zentrum und die Eroberung Gaujanis hatten nicht genügt, das Netz zu zerreißen und den Weg nach Süden zu öffnen, denn der Alt trat erst 20 Luftkilometer weiter südlich aus der gewundenen Klamm ins breit entfaltete Tal.

Krafft hielt daran fest, den Hauptstoß an der Straße Gaujani—Salatrucu zu führen, um über Titesti, Spini, Perisani, Bajesti, Poiana Raum zu gewinnen, den Bajestiabschnitt zu überwinden und auf dem Monte Cozia Fuß zu fassen. Mit der Eroberung Gaujanis war noch wenig getan, da der Feind von den im Dreieck gelagerten Höhen Mormonta, Zanoaga, Bumbesti einen starken Druck auf Tutschek ausübte. Drei Tage rang das Alpenkorps, um sich von diesem Druck zu befreien. Auch hier fiel Schnee und Regen, auch hier wälzte sich dichter Nebel über die Schlacht.

Schritt für Schritt gewann der Angriff Raum. Handgranate und Maschinengewehr taten blutige Arbeit. Da ging der Rumäne an der Monats-

wende zu neuem Gegenangriff über. Der Stoß traf das 10. Jägerbataillon. Nur 300 Mann stark, lag es im Geröll eingegraben auf nackter Halde, als der Feind dicht vor ihm aus dem Nebel tauchte, um es mit dem Bajonett zu überrennen. Die Überraschung mißlang. Die Hannoveraner empfingen die Stürmer mit Maschinengewehren und Handgranaten und warfen sie nach fürchterlichem Blutbad in die Flucht. Vom Kampfzorn gepackt, rief Hauptmann Kirchheim seine Jäger zur Verfolgung auf und stieß dem Feind das Bajonett in die Rippen.

Da löste sich auf einen Schlag die Verstrickung, in der sich die Gegner seit 5 Tagen hin- und herwälzten. Wie einst am Reichackerkopf riß der Hurraruf die ganze deutsche Linie in die Höhe und rollte sein Echo von der Mormonta bis zur Zanoaga. Bataillon auf Bataillon trat zum Angriff an und stürzte sich mit dem alten Schlachtruf auf den überraschten Feind. Nach kurzem Kampf räumte der Rumäne, von Panik erfaßt, seine Linien und flutete am Abend gegen Bumbesti—Titesti zurück. Titesti fiel am Tage darauf.

Unermüdlich nachstoßend drang Tutschek zwischen dem Alt und dem Topologu gegen Süden vor. Die Rumänen führten Verstärkungen heran und verteidigten jedes Dorf an der Straße, jede Kuppe in der Flanke bis aufs äußerste, vermochten aber den Ansturm nicht zu brechen. Oft kam es zu wildem Handgemenge, das blutige Opfer forderte. Die Rumänen wurden vom Monte Fruntu und vom Monte Sate heruntergeworfen und der Weg nach Süden in erbitterten Kämpfen bei Spini, Bajesti und Poiana freigeschlagen. Im Ringen um den Monte Sate fiel am 6. November der Führer des bayerischen Leibregiments, Major Prinz Heinrich von Bayern. Er wurde von seinen „Leibern" blutig gerächt. Drei Tage später erstieg das Alpenkorps den Monte Cozia. Die gefährlichsten Stellungen der Altklamm waren umgangen, die Stellungen der Rumänen nördlich des Lotrutales unhaltbar geworden, aber die Stoßkraft Tutscheks war erschöpft und das Beispiel Kneußls mahnte zur Vorsicht.

Krafft v. Dellmensingen blickte von der ragenden Warte verlangend ins Topologutal, hütete sich indes den Gewinn aufs Spiel zu setzen und wartete Verstärkungen ab, ehe er sich anschickte in breiter Front von den Südgipfeln der Fogaraser Alpen in die walachischen Täler hinabzusteigen.

Der Durchbruch im Vulkangebirge

Während die Gruppe Krafft v. Dellmensingen über Bajesti gegen den Monte Cozia vordrang, bereitete Falkenhayn alles vor, um die Scharte von Dobrita—Voronesti auszuwetzen und den entscheidend gedachten Angriff am Jiufluß mit überlegenen Kräften wieder aufzunehmen. Die letzten Ver-

stärkungen waren im Anrollen. Die 216. Division rückte zu Krafft v. Dellmensingen ins Alttal, und die 41. und 109. Division sammelten sich bei Petroseny. Zum Führer der verstärkten Jiugruppe wurde Generalleutnant Kühne bestellt. Er hatte einige Tage am Oitozpaß gefochten, um die Bayern und die Division Goldbach als rechten Flügel der Armee Arz zusammenzufassen, und erschien nun am Vulkanpaß, um die Nordwesttore der Walachei einzuschlagen. Mit ihm kam Schmettow zur Führung der 6. und 7. Kavalleriedivision. Die drei Regimenter seiner 3. Kavalleriedivision blieben als siebenbürgische Kavalleriebrigade unter dem Befehl des Obersten v. Preinitzer im Becken von Kézdivásárhely zurück.

Diesmal wurde der Angriff im großen Stil vorbereitet, Wege gebaut, Munitionsstapel angelegt, die schwere Artillerie mit Traktoren bespannt, Panzerkraftwagen herangeführt, Weg und Steg genau erkundet, der Angriffsplan bis ins Kleinste ausgearbeitet und eine Masse von 4 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen zum Stoß geballt.

Am 10. November war Kühne bereit. In der Jiuklamm und auf den Höhen standen die Infanteriedivisionen aufmarschiert, im Talkessel von Petroseny harrten Schmettows Reiter auf den Augenblick ins geöffnete Jiutal einzubrechen. Überall herrschte der feste Wille, das Letzte an die Erzwingung des Durchbruchs zu setzen, um vor dem Winter in die Tiefebene zu gelangen und dem Feind das Schwert aus der Hand zu schlagen.

General Falkenhayn hatte sein Hauptquartier nach Petroseny verlegt und brannte darauf, die Entscheidung zu erzwingen. Kühne stellte die 41. Division auf den rechten Flügel am Vulkanpaß, die 109. Division auf den linken Flügel östlich des Szurdukpasses auf und nahm die Bayern und die 301. Division ins zweite Treffen zurück. Nachdem der linke Flügel sich in heftigen Vorkämpfen des Ostufers des Saduflusses bemächtigt hatte, um auf gleiche Höhe mit der 41. Division zu gelangen, gab Kühne am 11. November das Zeichen zum allgemeinen Angriff.

Die Luft ist klar. Das Jiutal liegt blank aufgeschlagen, in allen Bergrinnen sprudelt grünes Wasser. Die rumänischen Felsenstellungen zeichnen sich scharf vom helleren Hintergrund ab. Die schweren Batterien des Obersten Plantier eröffnen das Feuer. Aus dem vorgewölbten Stellungsbogen von Bumbesti, von den Sadu- und den Susitahöhen schlägt der Eisenhagel vernichtend in den Feind. Zum erstenmal wird der Rumäne hier von systematischem Wirkungsschießen erfaßt. Seine Artillerie schießt unsicher zurück, seine Infanterie duckt sich scheu in Gräben und Verhauen, Reserven rücken planlos von Targu-Jiu in die angegriffenen Täler aufwärts, geraten in die Schußlinie und verkrümeln sich, bevor noch der Deutsche zum entscheidenden Stoß ansetzt. Als Kühnes Infanterie zum Angriff vorgeht, trifft sie auf erschütterte Bataillone. Der erste Ansturm wirft alles über den Haufen. Der Rumäne wird von den 1200 Meterhöhen heruntergestürzt, und als es

Abend wird, ist er zum zweitenmal auf die Linie Bumbeşti—Valari zurückgeworfen. Die 41. Division steht auf den letzten Gipfeln an der Susita, die 109. Division auf den nach Bumbesti hinunterführenden Begleithöhen des Saduflusses. Vom Artilleriefeuer zermürbt, von Handgranate und Bajonett getroffen und von Maschinengewehren zusammengeschossen, fluten die Rumänen westlich und östlich des Jiutales zurück. Vergebens reißen tapfere Führer ihre Bataillone wieder vor, der kampfgeübte Gegner mäht die Opferwilligen mit Maschinengewehren nieder, drückt vorprallenden Haufen die Flanken ein und stößt am Tage darauf von den eroberten Höhen ins Tal, um den Paßriegel durch Umfassung der Panzerwerke von Bumbesti zu sprengen. Am 13. November dringt das württembergische Gebirgsbataillon der 41. Division in Valari ein und behauptet den Stützpunkt gegen verzweifelte Gegenstöße ganzer Regimenter, die von Dobrita, Siseni und Rugi vorgeführt werden und die Hälfte ihrer Stärke auf den Hügeln von Valari liegen lassen. Als es zum drittenmal nachtet, stehen die Sturmdivisionen in der Linie Valari—Rugi—Sambotin—Lazaresti—Turbati auf den zum Jiutal abfallenden Höhen und blicken in offenes Gelände. Die Panzerwerke erliegen dem Feuer der schweren Haubitzen, und am 14. November zerbricht ein letzter gewaltiger Stoß den Paßriegel und wirft den Verteidiger im offenen Jiutal 12 Kilometer nach Süden auf Curtisoara zurück.

Der Rumäne sieht sein Zentrum durchbrochen, den großen Talzug in Feindeshand und verliert den Halt. Von allen Höhen, aus allen Nebentälern weichen seine Bataillone auf Targu-Jiu. Der Paß springt auf. Oberst v. Wechmar bricht mit dem 4. Ulanenregiment im Galopp aus dem aufgeschlagenen Tor heraus, jagt mit Feldgeschützen und Sprengkommandos nach Lazaresti und wirft sich, vom Jiu östlich abschwenkend, ins Hügelland zwischen Jiu und Gilort, um den Winkel abzuschneiden, den die Bahnlinie bei Targu-Jiu macht, und rasch ins Gilorttal zu gelangen. Es gilt die Bahnverbindung bei Scoarta am Eingang ins große Gilorttal zu unterbrechen. Hinter den Ulanen setzt sich die Masse der 6. und 7. Kavalleriedivision in Bewegung. Geschlossen durchtrabt sie die 24 Kilometer lange Paßenge, reitet das Jiutal abwärts gen Targu-Jiu, um die Straße Targu-Jiu—Filiasu zu öffnen und in das Becken von Balaresti zu gelangen, in dem sich Susita, Jales, Bistritza und Tasmana mit dem Hauptfluß vereinigen.

Doch der Rumäne ist noch nicht gesonnen, den Kampf aufzugeben. Er ist zwar auf Targu-Jiu gewichen und räumt auch diesen Ort, bezieht aber auf den nach Norden abfallenden Höhen südlich und südöstlich des Ortes zwischen Jiu und Gilort eine Sperrstellung und erwartet den ungestüm vordrängenden Feind. Die Stellung gilt ihm als unangreifbar. Eine 5 Kilometer breite Mulde und ein vielverzweigter Wasserlauf sind der Hügelkette vorgelagert, auf der er sein Geschütz aufpflanzt und drahtumsponnene Gräben zieht. Er hält zuversichtlich stand, denn er beherrscht beide Flußtäler aus der Flanke

und wähnt sich vor Umfassung sicher. Schmettows Kavallerie wird mit schwerem Feuer empfangen und gezwungen nach Südwesten auszubiegen. Als Schmettow sich von Balaresti westwärts wendet, verlängert der Verteidiger seine Linie vom Jiu bis zur Tasmana und schiebt den verlängerten linken Flügel in das Hügelland, das sich zwischen der Tasmana und dem Motrufluß aufbaut. Schmettow wird in heftigen Kampf verwickelt und kommt nicht mehr vom Fleck. Sein Versuch, den linken Flügel des Feindes zu umfassen, erscheint unterbunden. Auch die rechte Flanke der Rumänen bleibt gesichert. Wechmar bricht sich zwar durch das Hügelland südlich von Lazaresti Bahn und sprengt bei Scoarta die Bahn, stößt aber bei Petresti im Gilorttal auf starken Feind und wird in Bedrängnis gebracht. Die Verfolgung ist rascher zu Ende als gedacht.

Kühne nimmt die Herausforderung an und marschiert zu neuer Schlacht auf.

Die Schlacht bei Targu-Jiu

Das Wetter ist umgeschlagen. Es regnet in den Tälern und schneit auf den Höhen. Wiederum füllen sich die Rinnsale mit Schmelzwasser, quellen graue Nebelschwaden aus den Hügelfalten, wälzt sich Unheil kündendes Gewölk von den Bergen. Als die deutsche Infanterie am 16. November nach ermüdenden Märschen vor der rumänischen Trutzstellung ankommt und sich zum Angriff zu entfalten beginnt, bricht ein Schneesturm in die Täler und verweht Weg und Steg. In der Nacht besänftigt sich das Unwetter zu schwerem Flockenfall, und am 17. November liegen die Flußtäler mehr als fußhoch überschneit, die Wasserrisse der Hügellandschaft verweht, die Schluchten zugedeckt. Der Sturm frischt auf, peitscht dem Angreifer Eiskristalle und Flocken ins Gesicht und hüllt die Stellungen des Verteidigers in gestaltloses Grau. Kühne greift ohne Säumen an. Er weiß, daß der Rumäne fortgesetzt Verstärkungen von Craiova erhält und sich eifrig einzuschießen beginnt. Eile tut not. Die Masse der 41. und 109. Division wird gegen die Hügelfront vorgeführt. Die geschwächte 11. Bayerndivision wird durch Teile beider Divisionen und Artillerie verstärkt und gegen den Gilortflügel angesetzt und die 301. Division zum Schutz der linken Flanke nach Osten abgedreht. Schmettow erhält Befehl, den linken Flügel der Rumänen mit der 7. Kavalleriedivision aufs neue anzugreifen und die 6. Kavalleriedivision zur Umfassung ins Motrutal zu entsenden. Alles, was Kühne zur Hand hat, ist zu rücksichtslosem Angriff bestimmt. Jeder Trommler weiß, daß die Schlacht über das Schicksal der kleinen Armee entscheidet, die sich in den verschneiten walachischen Tälern mit der Jiuklamm im Rücken schlagen muß. Der Szurdukpaß hallt vom Lärm der Kolonnen, die sich mühsam aneinander vorbeiwinden, um die kämpfende Front zu speisen. Der ganze Nachschub

pulst in dieser einzigen Schlagader, über die der Schneesturm seine weißen Lasten schüttet. Niedergebrochene Pferde säumen die Straße, aus der Spur geratene Fahrzeuge liegen im Flußbett, Verwundete und Ersatzmannschaften strömen ab und zu, Panzerwagen pflügen den stäubenden Schnee.

General v. Falkenhayn hat sein Hauptquartier in Bumbesti aufgeschlagen. Er weiß, daß Kühne in schwerem Kampfe steht und wartet auf Schmettows Meldung, daß die Umfassung des linken Flügels im Motrutal gelungen ist. Aber der Lärm der Schlacht verhallt im Toben der Elemente. Funksprüche und Drahtanschlüsse versagen, weder das Gruppenkommando noch das Armeekommando vermögen dem Gang der Ereignisse zu folgen. Dagegen kommt von Hötzing gute Kunde. Ludendorff hat nochmals für Verstärkung gesorgt. Die 115. Division ist von Kowel herbeigeeilt und sammelt sich bei Petroseny zum Vormarsch. Aber sie gelangt nicht mehr zum Eingreifen. Kühnes Truppen schlagen die Schlacht ohne sie zu Ende. Sie fechten sie ohne Zügelleitung, auf sich selbst gestellt, Division für Division, Schulter an Schulter in wildem Draufgehen aus. Die 41. und 109. Division ersteigen die steilen feuerspeienden Höhen und packen den Feind an der Brust. Kneußls rachesschnaubende Bayern und die mit ihnen fechtenden Schwaben stürmen Petresti und erzwingen den Übergang über den Gilort, Schmettows 7. Kavalleriedivision dringt zwischen Jiu und Tasmana gen Süden vor, und die 6. Kavalleriedivision umfaßt den linken Flügel, wirft ihn bei Vladoi auf Rosiuta und erreicht im Nachstoß das Motrutal. Am Abend kämpft das Zentrum der Rumänen zwischen Jiu und Gilort auf den Höhen von Rovinari und Petresti, von drei Seiten umfaßt, ums Leben. General Draugaltil wehrt sich mit verzweifelter Kraft, um die talwärts flutenden Staffeln seiner geschlagenen Armee zu retten. Am Gilort kämpfen einzelne Regimenter bis zur Vernichtung, bei Pesteana—Rasina, im Jiuwinkel, fallen ein paar tausend Gefangene in deutsche Hand. Als es dunkelt, flüchten die Trümmer der Armee gen Osten und Südosten. General Draugaltil wird zu Tode getroffen vom Schlachtfeld getragen.

Falkenhayn hat den Gebirgswall überwunden. Kühne leitet sofort die Verfolgung ein. Die 41. Division wirft am 18. November bei Filiasu verschanzte Nachhuten, und Schmettow setzt über den Motru, um nach Süden ausholend in die Ebene hinabzusteigen. Am 20. November erscheint die deutsche Kavallerie vor Craiova, der Hauptstadt der Westwalachei. Während Kürassiere und Panzerwagen in den von Nachzüglern angefüllten Ort eindringen, streben die 119. Division und die 301. Division links schwenkend gegen Osten. Am Abend des 21. November — es war der Tag, an dem Kaiser Franz Joseph die Augen schloß — erreicht Kühne unter Verfolgungskämpfen die Linie Craiova—Gavanesti—Otetelisu. In der Nacht reißt sich der Rumäne vom Verfolger los und gewinnt flüchtend mit Geschütz und Troß die Altlinie, den großen westwärts gerichteten Festungsgraben seines Herzlandes, der als

ideale strategische Schranke von den Fogaraser Alpen bis zur Donau streicht und jedem von Westen anrückenden Gegner Halt gebietet. Hier stellt sich die geschlagene Armee unter neuer Führung dem Verfolger.

Die strategische Lage der Rumänen am 22. November 1916

Als die rumänische Heeresleitung am 22. November 1916 die Lage prüfte, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß die Altlinie nur für kurze Zeit verteidigt werden konnte. Auch die klugen Augen des französischen Generals Berthelot blickten skeptisch auf die buntbesteckte Karte. „Feinde ringsum!" Rumänien, das am 28. August ausgezogen war, den Mittelmächten den Gnadenstoß zu versetzen, sah sich am 23. November auf drei Seiten vom Gegner umklammert und konnte nur noch dann auf eine glückliche Wendung hoffen, wenn es die Kraft besaß, dem anrückenden Feind auf der verkürzten inneren Linie eine Entscheidungsschlacht zu liefern, ehe er mit versammelten Kräften auf Bukarest eindrang. Selbst dazu bedurfte Rumänien fremder Hilfe. König Ferdinand wandte sich flehend an Rußland. Der russische Bevollmächtigte, General Michael Bjeljajew, sicherte zwar Verstärkungen zu, wies aber mit Recht darauf hin, daß Rußland schon 4 Divisionen in die Dobrudscha, zwei nach Sinaia und Campolung entsandt und beinahe die ganze Moldaufront von Petrosul bis zum Oitozpaß übernommen habe. Er betonte, daß das Heranziehen russischer Divisionen von der Moldau nach Bukarest auf technische Schwierigkeiten stoße, denn die Bahnen seien durch das Hin- und Her- und Kreuz- und Querschieben der rumänischen Verbände so überlastet, daß die Russen im Fußmarsch anrücken müßten. Es sei daher fraglich, ob sie noch rechtzeitig zur Stelle sein könnten, um am Alt oder am Arges, der letzten großen Flußschranke vor den Toren Bukarests, mit Nutzen zu schlagen. Trotzdem entschloß man sich im rumänischen Kriegsrat zur Vorbereitung dieser Entscheidungsschlacht. Bukarest durfte nicht ohne Schwertstreich fallen, weil Falkenhayn von Westen anrückte. Noch hielt die rumänische Altgruppe das Alpenkorps nördlich von Ramnicu—Valcea am Monte Cozia fest, noch kämpfte die Törzburger Gruppe nördlich von Campolung mit den Divisionen Morgens, noch machte die Prahoragruppe nördlich von Sinaia den Divisionen Staabs' jeden Fußbreit Boden streitig. Selbst bei Orsova wurde noch gekämpft. Die durch Falkenhayns Einbruch ins Jiutal von Craiova abgeschnittene Donaudivision hielt in Kühnes Flanke auf verlorenem Posten aus und fesselte ansehnliche Kräfte, obwohl Falkenhayn ihr sofort eine Abteilung in den Rücken sandte. Gelang es der 1. Armee am Alt einige Tage Frist zu erstreiten, so schien es möglich, zwischen Pitesti und Bukarest eine Angriffsmasse zu versammeln und am Arges dem weit vorgeprallten, ermüdeten, auf eine einzige Verbindungslinie angewiesenen Gegner

eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Man dachte an Joffres Manöver an der Marne und träumte von einem zweiten „Marnewunder".

Während man sich im rumänischen Hauptquartier mit solchen Entwürfen trug, lief plötzlich die Meldung ein, Feldmarschall Mackensen habe bei Svistow die Donau überschritten und rücke siegreich über Alexandria auf Bukarest. Die Nachricht fiel als ein Blitzschlag in das Gebäude kühner Hoffnungen. Trotzdem blieb kein anderer Rat als Annahme der Schlacht. Führte sie nicht zum Siege, so diente sie doch zur Räumung von Bukarest, zum Herausziehen der im Gebirge steckenden Divisionen und zur Sicherung des Rückzuges über die Dambovita an die Grenze der Moldau, wo starke russische Massen zur Aufnahme versammelt standen. Aber nun kam noch viel mehr, kam alles darauf an, wie lange die vom Jiu und von der Altklamm zurückgehende 1. Armee dem Vordringen Falkenhayns zwischen Rimnicu-Valcea und der Altmündung standhielt, denn nun galt es nicht mehr, Falkenhayns marschierenden rechten Flügel anzugreifen und zu schlagen, sondern zuerst die Donauarmee anzufallen und sie mit überlegenen Kräften niederzuringen, bevor Kühne zur Stelle war und sich zwischen Alt und Arges mit Mackensen vereinigte. Das war eine Napoleonische Aufgabe. Glückte die Lösung, so war das „Marnewunder" übertroffen. Mißlang sie, so blieb bei rechtzeitigem Abbruch der Kämpfe immer noch der Rückzug auf die Moldau.

Mit leidenschaftlichem Bemühen ging der rumänische Generalstab daran, alle Kräfte zu dieser Schlacht zu ballen. Er befahl die Bildung einer Stoßgruppe rumänischer und russischer Kräfte, um Mackensen in die Donau zu werfen, und wies die 1. Armee an, sich am Ostufer des Alt zu behaupten und bei weiterem Zurückgehen den Feind um jeden Preis so lange aufzuhalten, bis die Entscheidung zwischen Bukarest und Alexandria gefallen war. General Stratilescu, der die Führung der 1. Armee an Stelle Culcers übernommen hatte, war entschlossen, diesen Befehl zu erfüllen. Er wich vor Krafft v. Dellmensingen fechtend auf Curtea de Arges und Ramnicu-Valcea, um sich dort zum Widerstand zu setzen, und brachte die vom Jiu zurückflutenden Divisionen am Ostufer des Alt vor den Übergängen zum Stehen.

Während die Rumänen sich zu diesem kraftvollen Gegenstoß bereitstellten und die Russen Entlastung bringend von Dorna Watra bis zum Oitozpaß zu heftigen Angriffen auf die Armee Arz ausholten, durchstürmte Falkenhayns Angriffsflügel die Westwalachei. Die Anmarschwege Kühnes waren vom rumänischen Rückzug zermahlen. Tief sanken Hufe und Räder in den gelben Lehm, bis zum Koppelschloß spritzte dem Musketier der aufgewühlte Dreck. Man wußte, daß jede Stunde zählte. Der Feind durfte nicht zur Ruhe kommen. Je schneller er wich, desto sicherer gelang die Aufrollung der ganzen Gebirgsfront aus der Flanke, desto größere Teile der rumänischen 1. und 2. Armee fielen, von ihren Rückzugslinien abgeschnitten, der Vernichtung anheim. Falkenhayn trieb, Mackensen drängte, und Hinden-

burg und Ludendorff lenkten im fernen Pleß die Fäden der großen konzentrischen Bewegung. Am 26. November stieß ein Kraftwagen auf der Gebirgsstraße an Kühnes äußersten linken Flügel bis Ramnicu-Valcea vor und traf dort auf Krafft v. Dellmensingens Vorhut, vor der der Feind soeben in der Richtung auf Pitesti ausgewichen war. Um die gleiche Zeit trafen sich in der Ebene zwischen dem unteren Alt und dem Arges Falkenhayns und Mackensens Flankenreiter. Die Vereinigung der beiden Armeen schien geglückt. Fein gesponnen hing das strategische Netz in den Endpunkten Ramnicu-Valcea—Giurgewo zwischen den Fogaraser Alpen und der Donau ausgespannt, um den Feind zu verstricken. Aber es war an der Nahtstelle zwischen der 9. und der Donauarmee noch spinnwebzart und konnte reißen, wenn der Feind die Kraft fand, die Masse der 9. Armee zu fesseln und unterdessen einen scharfen Schlag gegen die Donauarmee zu führen.

Der Übergang der Verbündeten über die Donau

Die Donauarmee hatte seit dem Tage von Targu-Jiu bei Svistow bereitgestanden, um den mächtig anschwellenden Strom zu überschreiten. In der Norddobrudscha waren nur zwei bulgarische, zwei türkische Divisionen und ein deutsches Regiment unter dem Oberbefehle des Generals Nerezoff als 3. bulgarische Armee zurückgeblieben. Sie hüteten die Wege nach Konstanza und Cernavoda und deckten Mackensens offene Flanke.

Als Mackensen den Befehl erhielt, aus der Dobrudscha abzurücken und zwischen Tutrakan und Svistow die Donau zu überschreiten, war er ärmer an Truppen als zuvor. Ludendorff konnte ihm keine Verstärkungen mehr senden. Die letzten Jägerbataillone, die er im Osten freigemacht hatte, um sie der neuzubildenden Donauarmee zuzuführen, waren auf dem Wege nach Nordbulgarien aufgehalten und eilends nach Monastir abgedreht worden, wo Sarrail die Bulgaren in wachsende Bedrängnis brachte. Mackensens Donaugruppe blieb daher auf vier Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision angewiesen, die unter den Befehl des Generals Kosch gestellt wurden. Es war eine buntgewürfelte Streitmacht. Sie bestand aus der 1. und 12. bulgarischen Division, der 26. türkischen Division, der 217. deutschen Division, einigen österreichischen Pionierkompagnien, einer gemischten von Generalleutnant v. d. Goltz befehligten Kavalleriedivision und einer Anzahl schwerer deutscher Haubitzen- und Kanonenbatterien.

Mackensen entschloß sich den Übergang bei Svistow auszuführen. Ein Jahr war vergangen, seit er an der Spitze der 11. Armee die Donau bei Semendria überschritten hatte, um Serbien zu erobern. Auch damals führte der Strom Hochwasser, war der Feind wachsam und bereit. Und wie damals von der Macwa bis zum Eisernen Tor angegriffen worden war, um die

Serben über die Hauptübergangsstellen im Unklaren zu halten, rollte diesmal von Vidin bis Tutrakan Kanonendonner, um den rumänischen Uferschutz zu verwirren und die Aufmerksamkeit des Feindes von Sistow abzulenken. Die österreichische Donauflotte stieß bis Rasova vor, schleuderte Granaten auf Oltenita, Giurgewo und die Uferbatterien und scheuchte die rumänischen Monitore stromabwärts. Unterdessen wurde der große österreichische Brückentrain, der seit drei Monaten im Erlengebüsch des Benelekanals versteckt gelegen hatte, losgeworfen und fahrbereit gemacht.

Als Mackensen mit seinem Stabschef, Generalmajor Tappen, am 22. November von dem alten Türkenkastell Svistow über den gelben Strom spähte, lag das Norduser in blassen Dunst gehüllt. Der Feind war nicht zu sehen. Er kauerte in den Sumpfwäldern und feuerte ziellos über die Wasserfläche. Im Hintergrund leuchteten die weißen Mauern des Städtchens Zimnicea. Mackensen gab das Zeichen zum Angriff. Im Schutze der Nacht rückte die Donauarmee ans Ufer. Monitore und Motorboote machten sich auf die Fahrt, der Brückentrain schob sich langsam in den offenen Strom. Nebel stiegen auf, wälzten sich träg und dicht über das Wasser, lagerten sich in der Morgenfrühe undurchdringlich an der Steilwand des Südufers über dem 900 Meter breiten Strom und tauchten die rumänische Niederung in wallendes Grau.

Da verzichtete Mackensen auf den Feuerkampf von Ufer zu Ufer und warf die Vortruppen der 216. Division im Überfall auf den Feind. Boot auf Boot verschwand im Nebel und erreichte ungesehen das rumänische Gestade. Kompagnie auf Kompagnie drang in den Sumpfwald und setzte sich hart am Ufer fest. Als es Mittag wurde, war der Strand in deutscher Hand. Der rumänische Uferschutz wich nach kurzem Gefecht auf den Steilrand von Zimnicea. Bevor es ihm gelang, Verstärkungen heranzurufen, drang die 217. Division gegen den Ort vor und schlug die Rumänen hinaus. Als der Rumäne am 24. November Verstärkungen zum Gegenangriff vorführte, war der Brückenkopf schon so stark, daß kein Anlauf mehr fruchtete. Bataillon auf Bataillon setzte unter dem Schutze der Donauflotte über den Strom. Der Feind wich auf Alexandria.

Am Abend des 25. November begann die Masse der Armee mit Roß und Wagen über die vollendete Kriegsbrücke zu rücken, um den Vormarsch auf Bukarest anzutreten. Die Bulgaren, die am rechten Flügel marschierten, stießen stromabwärts gegen Giurgewo vor, die 217. Division folgte dem Feind auf Alexandria, die Kavallerie deckte die linke Flanke und suchte die Verbindung mit dem rechten Flügel Kühnes herzustellen. Die Türken folgten in der Staffel. Der Vormarsch gedieh. Der Vedeafluß wurde kämpfend überschritten, Alexandria am 27. November besetzt und die Kavallerie zum Schutz der Flanke gegen Flamanda vorgetrieben. Sie verscheuchte rasch weichenden Feind und stieß plötzlich auf Schmettowsche Reiter, die den Alt

überschritten hatten und zwischen Rosiori de Vede und Flamanda mit der Kavallerie Koschs den ersten Sattelgruß tauschten. Dann stoben die deutschen Reisige wieder auseinander. Schmettows Divisionen wandten sich nach Norden, um der 1. rumänischen Armee, die seit dem 25. November am Mittellauf des Alt standhielt und den Vormarsch der Infanterie Kühnes hemmte, die Flanke abzugewinnen, während v. d. Goltz nach Nordosten schwenkte und die Kavallerie der Donauarmee gegen Flamanda vorführte.

Die Kämpfe der Donauarmee vom 27. bis 30. November 1916

Der Vormarsch der Donauarmee stieß erst an der großen Querstraße Giurgievo—Draganesti—Flamanda—Blejesti auf hartnäckigen Widerstand. Am Abend des 27. November wurde die 217. Division bei Draganesti in heftigen Kampf verwickelt. Auch vor den Bulgaren wuchs stärkerer Feind auf. Da aber inzwischen auch bei Giurgievo eine Brücke geschlagen worden war und bulgarische Regimenter in Rustschuk bereitstanden, um den rechten Flügel zu verstärken, schien der Entwicklung der Donauarmee aus der Staffelung in die Breite nichts mehr im Wege zu stehen. Sie nahm den Kampf auf, stieß den Feind vor sich her auf den Niaslow zurück und erreichte am 29. November mit dem rechten Flügel die Gegend von Comana, wo der Niaslow 25 Kilometer südlich von Bukarest in den Arges mündet, mit dem linken Flügel die Gegend von Balaria. Als sich der Widerstand vor der 217. Division zu Gegenangriffen verdichtete, die in die linke Flanke der Deutschen zielten, sah sich der Führer der Division, Generalleutnant v. Gallwitz veranlaßt, die Front nach Norden zu verlängern, um nicht umfaßt zu werden.

Die Donauarmee schritt fechtend aus und kämpfte sich mit dem linken Flügel an den Niaslow heran. Kosch handelte im Vertrauen auf die Kavalleriedivision, die von Flamanda, 15 Kilometer nördlich der Bukarester Straße, über Mereni auf Clejany vorrücken sollte, um Gallwitz den Rücken zu decken und war von der Überzeugung geleitet, daß Kühne im beschleunigtem Vormarsch vom Alt auf den Arges begriffen sei. Tiefgründiger Boden, lichte Wälder, Sümpfe und Rinnsale, und große, an den Straßen aufgereihte Dörfer kennzeichneten das Kampfgelände der fruchtbaren Niederung, in der sich der Rumäne mit wachsender Erbitterung schlug. Wo er wich, wich er der kräftigen Wirkung der deutschen Kanonen, denen er nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hatte. Trotzdem begann der Vormarsch der 217. Division am 30. November zu stocken. Die Batterien mußten mit der Munition sparen, der Nachschub an Kampf- und Erhaltungsmitteln begann zu versagen. Troß und Kampfstaffeln drängten sich auf der Bukarester Straße, auf der die 217. Division als Stoßtruppe und weit zurück hinter ihr die Türken als Heeresreserve ostwärts rückten.

Das wandernde Gefecht wurde zur stehenden Schlacht. Der Rumäne schien nicht mehr geneigt zu weichen.

Gallwitz hörte Kanonendonner in seiner linken Flanke. Er klang nordwestlicher als ihm lieb war. Die Kavalleriedivision war bei Flamanda von weit überlegenen Kräften angegriffen worden und sah sich am 30. November gezwungen, gen Westen auszuweichen. Kosch wurde auf der ganzen Front in schweren Kampf verwickelt. Die 217. Division und die 1. und 12. bulgarische Division kämpften auf dem Fleck; gegen Abend machten sich die Deutschen frei und warfen den Feind auf Ghimpati. Als es Nacht wurde, hatte Koschs Infanterie die Gegenangriffe des starken Feindes auf der ganzen Linie abgewiesen, ihm zahlreiche Gefangene und 33 Geschütze abgenommen und das Feld behauptet. Kosch entschloß sich, den Rumänen unverweilt über den Niaslow zu folgen. Noch in der Nacht stürmte die 217. Division die Straßensperre Ghimpati, 36 Kilometer nordöstlich von Alexandria, und rückte am Morgen gegen die Erdwelle von Balaria vor, auf der sich der Feind vor den Deutschen abermals eingegraben hatte, während er auf dem linken Flügel zum Gegenangriff schritt. Die Bulgaren wehrten die Anstürme ab und gewannen in zähem Angriff bei Comana und Calugareni am Südabschnitt des Niaslow Raum. Als die 217. Division die Erdwelle von Balaria nahm, am Abend Epuresti und Balbucata stürmte und den Übergang über den Niaslow bei Stilpu an der Straße Alexandria—Bukarest erzwang, erschienen die blutigen Gefechte trotz wachsender Verstrickung im Lichte siegreicher Verfolgungskämpfe. Doch der Schein trog. Die Kavalleriedivision war nach kurzem Vorprall gegen den Niaslow abermals auf Flamanda zurückgedrängt worden und die Fühlung mit Schmettows Reiterei verloren gegangen. Da die türkische Division erst bei Draganesti angelangt war, stand die 217. Division am 1. Dezember mit entblößter linker Flanke auf dem linken Flügel der Donauarmee an den Ufern des Niaslow jedem Gegenangriff starker Kräfte aus Norden preisgegeben. War der Feind im Rückzug, so lief Gallwitz keine Gefahr; sann er auf großangelegte Offensive, so drohte der 217. Division und mit ihr der Armee der Untergang.

Der Rumäne dachte nicht nur an einen Gegenangriff, sondern hatte diesen schon durch seinen Widerstand am Niaslow und die Verdrängung der Kavalleriedivision v. d. Goltz eingeleitet. Am 1. Dezember fielen die letzten Schleier. Der Rumäne griff den linken Flügel der Donauarmee in Flanke und Rücken an, um ihr das Schwert in die Weiche zu stoßen und sie in den Strom zu werfen, ehe Falkenhayn den Weg vom Alt zum Arges zurückgelegt hatte und unmittelbar in die Schlacht eingreifen konnte, zu der ihm Stratilescu kämpfend den Zugang sperrte. Der große strategische Gegenzug der rumänischen Heeresleitung wuchs in Gestalt. Die Kämpfe begannen sich zur Schlacht am Arges zu verdichten.

Die Kämpfe der Armee Falkenhayn vom 23. Oktober bis 30. November 1916

Der Gedanke, der dieser Schlacht das Leben gab, ging nicht nur auf eine Entscheidung in begrenztem Raume aus, sondern umfaßte den ganzen Kriegsschauplatz. Die Rumänen und die Russen handelten auf allen Fronten. Sie schritten in den Karpathen und in der Moldau zum Angriff auf die k. und k. 1. Armee, hielten im Randgebirge der kleinen Walachei am Bodzapaß und am Tömöserpaß nach Kräften stand und nahmen die Campolunger Gruppe unter Morgens wachsendem Druck fechtend in der Richtung auf Targoviste gegen die Nordwestfront des Zentralraumes Bukarest zurück. Sie leisteten mit der von Cortea de Arges und Rimnicu-Valcea auf Pitesci und vom Alt auf die Linie Costesci—Rosi de Veda zurückgeworfenen 1. Armee dem Andrängen Kühnes heftigen Widerstand, fielen Kosch mit geballter Macht in Front und Flanke an und gingen sogar in der Norddobrudscha mit frischen Kräften zum Angriff über. Selbst die Bataillone, die durch den Einbruch Kühnes in die große Walachei bei Orsova von Craiova abgeschnitten worden waren, verzweifelten nicht am Erfolg, sondern versuchten sich, von allen Seiten bedrängt, an der Donau nach Osten durchzuschlagen und der am Arges vorbrechenden Angriffsarmee die Hand zu reichen.

Der Rumäne suchte sich über sein Schicksal zu erheben, geriet aber nur noch tiefer in den Bann der Entente. Er kämpfte fortan in erster Linie für sie und mußte ihre Methoden zu den seinen machen. Der Kriegsrat, in dem französische, englische und russische Stimmen den Ausschlag gegeben hatten, ergriff die rücksichtslosesten Maßnahmen zur Räumung der Walachei und Bukarests und zur Vernichtung aller unbeweglichen Werte und Bodenschätze. Kornspeicher, Ölbehälter und Kohlenvorräte gingen in Flammen auf, Brücken und Bahnen wurden gesprengt und die waffenfähige Bevölkerung in die Moldau verpflanzt. Im Erdölgebiet wurden Quellen und Bohrlöcher verschüttet, Krane und Maschinen zerstört, auf der Donau alle Leichter versenkt und im Sumpfgebiet die Dämme durchstochen. Unterdessen eilten russische Divisionen in Gewaltmärschen herbei, um am Arges in die Entscheidungsschlacht einzugreifen, die sich rasch zur Katastrophe der Donauarmee zu gestalten drohte, denn die 9. Armee war noch nicht zur Stelle, die Vereinigung der getrennt marschierenden Armeen Falkenhayns und Mackensens angesichts des eng versammelten, planvoll schlagenden Gegners noch nicht vollzogen, als der Feind zum Angriff schritt. Das Schicksal des Feldzuges stand auf dem Spiele.

Falkenhayns Angriffsflügel war nach der Einnahme Craiovas drei Tage am Alt aufgehalten worden. Die Reiter Kühnes, die am 27. November den Reitern Koschs am Vedeaabschnitt die Hand gereicht hatten, waren

ihrem Fußvolk weit voraus gewesen. Kühnes Divisionen kämpften am 28. November noch um die Altbrückenköpfe Slatina und Dragasani, vor denen sie am 25. November angekommen und aufgehalten worden waren.

Schmettow hatte es nur seiner weit nach Süden ausholenden Bewegung zu danken, daß er am Alt auf unvorbereiteten Feind stieß. Als seine 6. Kavalleriedivision am 23. Oktober vor Caracalu, der südlichsten Übergangsstelle des breiten, vielfach gespaltenen Flusses erschien, fand sie die Brücke unzerstört. Der Führer der Division, Generalmajor Saenger, griff rasch entschlossen zu und besetzte Brücke und Ostufer, ehe der überraschte Feind sich ermannte. Als der Rumäne am 24. November zu Gegenangriffen schritt, wurde er abgeschlagen, und am 25. November stießen Schmettows Divisionen dem Feind nach und erreichten am 27. November mit fliegenden Fähnlein die Linie Rosi de Vede—Valeni. Unterdessen staute sich die Masse der 109., der 41. Division und der 11. bayerischen Division bei Slatina, die 301. Division bei Draganasi. Breit flutete der Alt im ausgewaschenen Bett. Stratilescus Divisionen lagen am Ostufer hinter einer Zone versumpften Schwemmlandes auf felsigen Dünen eingegraben und boten dem Verfolger nachdrücklich Halt. Alle Versuche, den Fluß und das Schwemmland zu überschreiten, scheiterten im Feuer seiner schweren Artillerie und der Maschinengewehre. Statt sofort rechts abzuschwenken und am Westufer des Flusses nach Caracalu zu marschieren, verbiß sich Kühnes Hauptmacht bei Slatina und verlor dort drei kostbare Tage. Dann wurde eine Division zur Umfassung Stratilescus nach Süden abgezweigt. Die 109. Division eilte nach Caracalu und überschritt hinter Schmettows Reitern den Fluß. Als sie, durch die Kavallerie in der offenen rechten Flanke gedeckt, nach Norden einschwenkte, brach Stratilescus Uferverteidigung zusammen. Die Gruppe Kühne setzte bei Slatina über den Alt und drang fechtend über den Oberlauf des Vedeflusses gegen Nordosten vor.

Gleichzeitig stieß Krafft v. Dellmensingen von Ramnicu-Valcea an der Straße Rimnicu—Pitesci gegen Pitesci vor. Es galt den neunstrahligen Straßenstern der Nordwalachei, dessen Besitznahme über die Beherrschung des oberen Argesabschnittes und der ganzen Gebirgsflanke bis Campolung entschied, mit stürmender Hand zu nehmen. Auch die Gruppe Morgen ließ sich nicht bitten. Sie eroberte Campolung und stieß im Dambovitatal gegen Targoviste und im Targuluital flußabwärts gegen Piscani vor.

Am 29. November fiel Pitesci und, dadurch im Rücken bedroht, Campolung. Am Tage darauf überschritt Kühne die Straße Rosi de Vede—Pitesci.

Die Flieger, die am 30. November über der Walachei kreisten, sahen den Aufmarsch zur Schlacht am Arges mit roten Feuerzeichen in die Land-

schaft eingebrannt. Die Rumänen kämpften an der Gebirgsflanke von Sinaia bis zum Austritt des Arges aus dem Hügelland in der Verteidigung und griffen am Unterlauf des Flusses mit Ungestüm an. Ihr Verteidigungsflügel bereitete Staabs vor Sinaia hartnäckigen Widerstand und ging vor der Gruppe Morgen im Dambovitatal langsam auf Targoviste und im Targuluital von Campolung fechtend auf Piscani zurück. Ihr Zentrum wich vor Krafft v. Dellmensingen von Pitesci am Arges abwärts auf Gaisci, vor Kühnes linkem Flügel von Dragasani ostwärts auf Costesti und vor Kühnes rechtem Flügel zwischen Rosiori de Vede und Pitesci in nordöstlicher Richtung auf den Mittellauf des Arges. Überall wurde zäh gekämpft. Inzwischen ging der selbständig handelnde linke Flügel der Rumänen am Unterlauf des Arges zwischen der Straße Rosiori de Vede—Bukarest und der Donau zum Angriff vor.

Die rumänischen Armeen standen auf der ganzen Front in unmittelbarer taktischer Verbindung. Der Nordflügel hütete in der Linie Targoviste—Gaisci—Cotesci, gen Nordwesten gekehrt, die Gebirgsflanke, das Zentrum bildete in der Linie Cotesci—Blejesci eine südöstlich zurückgebogene Front, die Falkenhayns rechten Flügel zum Vormarsch nach Nordosten lockte, der Südflügel focht, erst nach Südwesten, dann nach Süden gewendet, mit voller Kraft um die Entscheidung. Da Kühnes Fußvolk sich am 30. November noch 40 Kilometer westlich und nordwestlich von Koschs linkem Flügel befand und auf dem Vormarsch gegen den Mittellauf des Arges seitlich weiter von der Donauarmee abrückte, blieb zwischen den inneren Flügeln der neunten und der Donauarmee eine Lücke offen, in die die rumänische Angriffsmasse hineinstoßen konnte, um Koschs linken Flügel umfassend anzufallen und gegen Flanke und Rücken der Donauarmee vorzugehen. Je rascher und kräftiger dieser Gegenangriff geführt, je kühner er am rechten Flügel der 9. Armee vorbei nach Süden gerichtet wurde, desto gefährlicher mußte er der Donauarmee werden, deren Hauptverbindungslinie, die Straße Alexandria—Flamanda—Balaria, dem Flankenangriff aus Nordosten und Norden beinahe schutzlos preisgegeben lag. Außer der Kavalleriedivision v. d. Goltz und der erst auf Flamanda rückenden türkischen Division war zwischen Flamanda und Balaria und im Raume zwischen der Straße Rosiori de Vede—Bukarest und der Bukarester Straße keine Truppe zur Stelle, die 217. Division also von Vernichtung bedroht. Griff der Rumäne gleichzeitig auch den rechten Flügel der Donauarmee an und gelang es ihm, sich zwischen der Argesmündung und Giurgewo einzuschieben, so drohte der Donauarmee sogar doppelseitige Umfassung.

So schien der Plan, der im großen rumänischen Kriegsrat entworfen worden war, am 30. November der Erfüllung näher als der skeptische Bjeljajew prophezeit hatte.

Die Schlacht am Arges

Die deutsche Heeresleitung wußte nichts von dem geplanten Gegenzug des Feindes, aber sie handelte mit eiserner Energie. Sie sah ihre Armeen von drei Seiten auf Bukarest vordringen und suchte den Feldzug so rasch wie möglich zu vollenden und Rumänien niederzuwerfen, ehe den Russen im Osten und Franzosen und Briten im Westen neue Kräfte zuwuchsen. Zu diesem Zwecke löste man in Pleß die 9. Armee aus dem Verband der Karpathengruppe und unterstellte sie dem Oberbefehle des Generalfeldmarschalls v. Mackensen, der am 30. November die Zügel ergriff und seinem Glücksstern und dem Vorwärtsdrang Falkenhayns vertrauend die Schlacht mit dem überlegenen Feind vor den Toren Bukarests zwischen Niaslow und Arges entschlossen aufnahm. Diesmal war weder im Hauptquartier zu Pleß, noch im Lager Mackensens, noch im Zelte Falkenhayns etwas von jenen Bedenken und jener Schwäche zu spüren, die in den entscheidenden Septembertagen des Jahres 1914 die deutsche Heeresleitung befallen und zum Abbruch der Marneschlacht veranlaßt hatten. Diesmal wurde die Schlacht rücksichtslos durchgefochten, obwohl sich auch hier eine „Lücke von Rébais" aufgetan hatte und der linke Flügel der Donauarmee schlimmer verstrickt wurde als damals Bülows Rechte. So wurde aus der Schlacht am Arges keine Marneschlacht, wie man an der Seine hoffte, sondern ein Ringen um die Flanken, in dem der Willensstärkere den Gegner schlug und den entscheidenden Sieg errang.

Die Kämpfe am Südflügel (Donauarmee) vom 1. bis 2. Dezember 1916

Am 1. Dezember brachen Russen und Rumänen mit Macht zum Angriff gegen die Donauarmee vor. Kosch wurde in der Front und in beiden Flanken von überlegenen Kräften angefallen. Gegen den rechten Flügel rückten zwei russische Divisionen vor, die die weit nach Osten verlaufende Argesmündung in der Nähe von Oltenita überschritten und die 1. bulgarische Division zwischen den Donausümpfen und der Niaslowmündung zu umfassen trachteten. Im Zentrum griff der Rumäne, an der Straße Bukarest—Giurgewo vorbrechend, in breiter Front die 12. bulgarische Division an. Koschs linker Flügel wurde von einer mehrere Divisionen starken rumänischen Stoßgruppe von allen Seiten angefallen und in einen Kampf verwickelt, der ihn schon am ersten Tage mit völliger Vernichtung bedrohte. Die 217. Division schien verloren, mit ihr die Donauarmee.

Fiebernd horchte Bukarest auf den Kanonendonner, der in den letzten Tagen näher und näher gekommen war und die Regierung Bratianus und

das Parlament schon nach Jassy gescheucht hatte. Als er sich am 1. Dezember wieder nach Südwesten entfernte und das Fortschreiten der Entscheidungsschlacht zwischen Arges und Niaslow verkündete, wurden in der rumänischen Hauptstadt Siegeshoffnungen wach. Der Vergleich der strategischen Lage mit der Lage, die am 5. September 1914 vor Paris geherrscht hatte, schien diese Zuversicht zu rechtfertigen. Die Donauarmee schien verloren.

Die Schlacht wuchs rasch in die Krisis.

Die Bulgaren erwehrten sich auf dem rechten Flügel in Gräben, Gehöften und in den Gassen von Comana und im Zentrum auf den Fluren von Sigureni und an den Ufern des Niaslow der Russen bis spät in der Nacht und verhüteten die Umfassung, indem sie sich fest an die Donausümpfe klammerten. Die Deutschen schlugen auf dem linken Flügel die ersten Anstürme blutig ab und ballten sich dann zwischen dem Niaslow und Balaria zu verzweifeltem Widerstand.

Sie machen an der Straße Alexandria—Bukarest, zwischen Bulbucata und Balaria nach Osten, Norden und Nordwesten zugleich Front, um dem von Osten und Norden angreifenden Feind die Spitze zu bieten. Die Rumänen dringen mit starken Massen über den Niaslow vor, zwingen die Kavalleriedivision v. d. Goltz, aus dem Raume nördlich der Straße nach Süden auszuweichen, und werfen Schmettow so weit nach Westen, daß sie nachstoßend auf Flamanda einschwenken können und brechen nun in breiter Front gegen Flanke und Rücken der 217. Division und die Verbindungslinie der Donauarmee vor. Nicht weniger als sechs rumänische Divisionen greifen aus der Flanke an, um in kürzester Frist die Entscheidung zu erzwingen. Die Deutschen kämpfen mit verbissenen Zähnen. Die Kavalleriedivision v. d. Goltz sammelt sich und versucht trotzig immer wieder auf Clejany vorzureiten, die Türken keuchen im Gewaltmarsch von Alexandria heran und werfen sich bei Draganesci dem von Norden herabstoßenden Gegner in den Weg.

Der Druck, der die am Brechpunkt der Front kämpfende 217. Division umspannt, wird zur würgenden Schlinge. Im Waldgebiet zwischen Clejany und Balaria zerstreut ringen einzelne Bataillone und Batterien mit Divisionen um die Entscheidung. Gallwitz weicht vom Arges auf den Niaslow, läßt aber nicht ab vom Kampf, sondern tritt dem Feind am Westufer des Flusses in einem von Nordosten nach Südwesten reichenden Halbkreis noch einmal entgegen und schützt Front und Flanke der Armee vom Niaslow bis Balaria. Aber allmählich gewinnt der Feind auf der ganzen Peripherie Raum, Bataillone schrumpfen zu Kompagnien zusammen, Batterien, die sich bis zur letzten Kartusche gewehrt haben, gehen verloren, und am Abend ist die Division auf Banasci und die dem Dorfe vorgelagerten Wäldchen zurückgedrängt und die Verbindung mit Balaria, dem Standort des Divisionsstabes, abgeschnitten. Eine rumänische Kavalleriedivision bricht gegen Balaria vor. Österreichische Pioniere werfen sich ihr entgegen und hemmen

den Anprall der Übermacht, bis der Ort geräumt ist. Schwere Batterien, Protzen, Fahrzeuge hasten rückwärts, die Straße ist unterbrochen. Am 2. Dezember kämpft die Masse der 217. Division unter dem Befehl des Obersten Vogel bei Banasci, zum Igel geballt, gegen den auf Wurfweite herangekommenen Feind. Die Deutschen sind umstellt. Auch in ihrer rechten Flanke steht der Feind, denn der linke Flügel der 12. bulgarischen Division ist trotz tapferer Gegenwehr nach Südwesten abgedrängt worden. Balaria ist in Feindes Hand. Südlich von Balaria ballt sich das Landsturmregiment 115 mit v. d. Goltzschen Reitern und bulgarischem Landsturm zu verzweifeltem Widerstand. Die rauchenden Trümmer der Dörfer Bulbucata, Stilpu und Epuresti zwischen Balaria und Banesci gehen verloren. Die Türken liegen in klebendem Gefecht und sind nicht über Draganesci hinausgelangt. Von Schmettow ist vollends nichts zu sehen. Als der 2. Dezember sich neigt, ist die 217. Division auf engstem Raume eingekesselt. Der Rumäne sendet Siegesmeldungen nach Bukarest. Sein Vernichtungsfeuer schlägt in die Waldstücke von Banesci, aber kein weißes Tuch winkt; die Deutschen sind entschlossen, bis zum letzten Mann auszuharren und rüsten sich in der nebelschwangeren Nacht auf den Endkampf.

Auch auf dem rechten Flügel der Donauarmee hat sich die Lage am 2. Dezember zum Schlimmsten gewendet. Ortskundige Führer leiten die Russen durch den Donausumpf und weisen ihnen den Weg in den Rücken der Bulgaren. Die 1. bulgarische Division sieht sich umgangen und ruft nach Hilfe. In der höchsten Not zieht Kosch die Besatzung von Giurgewo heran, um die Lücke zu stopfen. Das gelingt zur Not, aber der schwache Halt kann jeden Augenblick zerbrechen. Selbst in der Verteidigungsflanke, die die Türken in der Staffel gegen Norden gebildet haben, wird Mann gegen Mann mit Aufbietung der letzten Kraft gerungen.

Die Donauarmee droht in kürzester Frist zu erliegen. Der Rumäne hat die Gunst der Lage mit ungewohnter Kraft und strategischer Kühnheit ausgenützt und den entscheidend gedachten Stoß an Falkenhayns Front vorbei tief in Flanke und Rücken Koschs geführt und ist im Begriff, Kosch niederzuringen.

Die Kämpfe am Nordflügel (Falkenhayn) vom 1. bis 2. Dezember 1916

Inzwischen befand sich Falkenhayns Armee im Kampfe mit der Armee Stratilescu. Falkenhayns Ziel war die Vernichtung der rumänischen Hauptkräfte, die man zwischen Pitesci und Bukarest am Oberlauf des Arges in der Gegend von Titu und an den Talausgängen des Gebirges zu umfassen und zu schlagen hoffte, bevor sie nach Osten abzogen.

Falkenhayn lenkte seine Kampfgruppen in konzentrisch gedachtem Angriff gegen die rumänischen Divisionen, die von Sinaia bis Costesci im Halbkreis aufgebaut standen und mit größter Hartnäckigkeit fochten. Staabs kämpfte am 30. November immer noch nördlich von Sinaia, Morgen kämpfte sich Schritt für Schritt gegen Targoviste und Tiganesti vorwärts, und Krafft v. Dellmensingen drang von Pitesci an den Argesufern gegen Gaisci vor. Kühnes linker Flügel gewann bei Costesci Raum, sein rechter Flügel schritt rascher aus, überwand unter leichten Gefechten die Bahnlinie Alexandria—Pitesci und strebte in nordöstlicher Richtung dem Oberlauf des Niaslow zu. Schmettow war rechts voraus auf starken Feind gestoßen und nach Westen zurückgedrängt worden.

Das Verhalten der Rumänen ließ am 30. November darauf schließen, daß der Donauarmee ein Flankenangriff drohte. Da die Masse der rumänischen Armeen aber noch am Gebirgsrand klebte, hielt Falkenhayn am konzentrischen Vorgehen auf Titu fest, bis ein glücklicher Zufall das vom Gegner neugestellte Spiel wie ein Blitz erhellte. Bayern, die von Pitesti argesabwärts gen Rotesci vorstießen, fingen einen Offizier und fanden bei ihm den Tagesbefehl Stratilescus, der seine Truppen aufforderte, dem Feind bei Pitesti und Titu hartnäckigen Widerstand zu leisten, bis die Donauarmee geschlagen sei.

Falkenhayn erkannte, daß die Rumänen eine Doppelschlacht lieferten und sich am Oberlauf des Arges in der Verteidigung behaupten wollten, während der Südflügel am Unterlauf des Flusses einen entscheidenden Sieg suchte. Die Donauarmee bedurfte daher unmittelbarer Unterstützung. Er beschloß, die Divisionen des rechten Flügels der 9. Armee sofort nach Südosten und Süden herumzuwerfen und der Umfassung der Donauarmee durch eine Gegenumfassung zu begegnen und bestimmte drei Divisionen Kühnes zu diesem Angriff.

Es war der entscheidende, die Krisis beschwörende Entschluß.

Unterdessen war der 1. Dezember heraufgekommen und der Vormarsch Kühnes in der alten Richtung bis zum Arges und zum Niaslow fortgeführt worden. Als der Tag zur Rüste ging, stürmte die 301. Division Costesci.

Die 41. Division besetzte die Argesbrücke von Putlogi, die 109. Division den Niaslowübergang von Crevedia, und die 11. bayerische Division gelangte bis Colescia, 10 Kilometer nordwestlich Clejany. Kühnes rechter Flügel hatte also immer noch in nordöstlicher Richtung Raum gewonnen, und die Bayern standen am 1. Dezember noch 30 Kilometer von der bei Banasci—Balaria verstrickten 217. Division entfernt. Als Mackensen von Falkenhayns Entschluß Kenntnis erhielt, war er des Erfolges gewiß. Er änderte den Befehl nur dahin ab, daß nicht drei Divisionen, sondern einzig die Bayern sich vom Schlachtfeld am oberen Arges abwenden und den Bedrängern der

217. Division in den Rücken fallen sollten. Aus dieser Abschwächung sprach das Vertrauen, das der Marschall auf den unüberwindlichen Widerstand der 217. Division und die Stoßkraft der Bayern setzte, und die Überzeugung, daß die Doppelschlacht als Ganzes bei Titu und bei Balaria gewonnen werden müsse. Es galt, den Feind vor den Toren seiner Hauptstadt ins Herz zu treffen und sich Bukarests ohne Belagerung zu bemächtigen.

Die deutsche Kriegführung griff mitten im Strudel der Schlacht, auf abgelegener Walstatt den Blick aufs große Ganze richtend, entschlossen nach den höchsten Zielen.

Am 2. Dezember machen die Bayern kehrt, überlassen Schmettow die Deckung ihrer Flanke und eilen der 217. Division im Gewaltmarsch zu Hilfe.

Unterdessen drücken Kühne und Krafft Stratilescus Winkelstellung bei Pitesci vollends ein. Krafft v. Dellmensingen dringt mit der 216. Division, die Ludendorff von der Narajowka nach Siebenbürgen gesandt hat, und seinen Alpendivisionen in südöstlicher Richtung am Oberlauf des Arges weiter vor und wirft den Feind in schwerem Kampf auf Titu. Am Abend des heißen Tages stürmt die 216. Division das brennende Gaisci. Vor Kühne weicht der Feind unter blutigen Verlusten in nordöstlicher Richtung auf Titu. Um sich der doppelten Umfassung zu entziehen, entwindet sich der Rumäne in erbitterten Nachtkämpfen den Verfolgern und weicht blutend, Geschütze und Gefangene opfernd, über die Straße Targoviste—Bukarest nach Osten. Vor Targoviste aufgepflanzte Divisionen decken den Rückzug gegen Morgens Flankenstöße aus Norden. Nun beginnt auch bei Sinaia der Widerstand zu bröckeln. Die Schlacht zerfällt zwischen Sinaia und Targoviste in wilde, verworrene Rückzugskämpfe.

Die Kämpfe am Südflügel am 3. Dezember 1916

Während um Titu gekämpft wird, strebt die 11. bayerische Division dem Kanonendonner zu, der drohend von Balaria herüberschallt, und erreicht am späten Abend die Gegend südwestlich von Clejany und Russului Asan, nördlich von Balaria. Ihr rechter Flügel biegt westlich aus, gewinnt noch in der Nacht Fühlung mit den Türken und stürzt sich am Morgen des 3. Dezember mit Lust auf den überraschten Feind. Der linke Flügel wendet sich gegen Balaria. Der Rumäne erkennt die Gefahr, faßt sich und führt Verstärkungen über den Niaslow in Kneußls Rücken, trifft aber auf Schmettows 6. Kavalleriedivision und gelangt nicht ans Ziel. Die Bayern greifen an. Sie stehen im Rücken des Feindes, der immer noch mit den v. d. Goltzschen Reiter, dem bulgarischen und deutschen Landsturm und der 217. Division verkämpft liegt und vergeblich deren Vernichtung zu vollenden trachtet. Die rumänische Stoßgruppe ist des Widerstandes trotz sechsfacher Über-

legenheit nicht Meister geworden. Als sie abermals zum Sturm auf Banesci ansetzt, um die 217. Division unter die Füße zu treten, schlägt Rückenfeuer in ihre Reihen. Bayerische Gewehre, Maschinengewehre und Geschütze feuern ihr in den Rücken, bestreichen aus nächster Nähe die Straße Balaria—Bukarest und die Argesbrücke von Mihalesci und richten fürchterliche Verheerungen an. Wie vom Blitz getroffen, bricht der rumänische Angriff zusammen. Die Türken, die Kavalleriedivision v. d. Goltz und die 217. Division erheben sich aus ihren vielbestürmten Gräben und gehen zum Gegenstoß über, die Bayern werfen sich mit Bajonett und Handgranate ins Getümmel. Da sinkt dem überraschten Feind der Mut. Die Rumänen lassen Geschütze und Fuhrwerke liegen und versuchen sich nach Osten durchzuschlagen. Nur Trümmern gelingt's. Auf der Straße und an der Argesbrücke liegen Tausende niedergemäht, bei Epuresti flattert eine weiße Fahne. Entscharte Divisionen flüchten gen Bukarest.

Vergeblich stürmt der Russe mit frisch eingesetzten Divisionen gegen die bulgarische Front, um den Rumänen den Rückzug zu erleichtern. Die Schlacht, die am Abend des 2. Dezember noch von schwerer Krisis geschüttelt wurde, ist am Abend des 3. Dezember von den Deutschen und ihren Bundesgenossen auf der ganzen Linie gewonnen.

Im Abendlicht überschreitet die Donauarmee bei Mihalesci die Argesbrücke, stürmt Kühnes 41. Division Titu.

Mackensen ruft zur Verfolgung.

Die Verfolgung der Rumänen und die Einnahme von Bukarest

Pleß ist dem Grundsatz treu geblieben, daß die wahren Früchte auf der Verfolgung reifen, und hat dem Marschall die Weisung gegeben, nach altem Kriegsbrauch den letzten Hauch von Mann und Roß daran zu setzen, um das geschlagene Rumänenheer zu zertrümmern und Bukarest zur Ergebung aufzufordern. Mackensen zieht die 115. Division zwischen der Donauarmee und der 9. Armee in die Front und wälzt die Verfolgung auf der ganzen Linie in den Feind.

Da bricht der Russe, der bis zuletzt gekämpft hat, den Kampf an der Argesmündung ab und enteilt nach Osten. Am 4. Dezember tauchen vor Schmettows Reitern die Türme Bukarests aus der Niederung. Am 5. Dezember weicht der Rumäne auch vor der Gruppe Staabs. Er gibt die Panzerwerke von Sinaia preis und flüchtet gen Ploesti, um nicht von der 9. Armee im Gebirge abgeschnitten zu werden. Die ganze Front wird rückwärts gerissen. Der Sieger faßt den abziehenden Feind vor Targoviste, bei Campina, bei Ploesti und an den Talöffnungen des Gebirges in der Flanke und zwingt ihn zu verzweifeltem Kampf. Der Rumäne wirft die Brandfackel ins Öl-

revier, sprengt Tunnels und Brücken und sucht sich auf Nebenwegen nach Ploesti durchzuschlagen. Nicht allen gelingt's. Bei Campina wird die 4. Division abgeschnitten und nach heftiger Gegenwehr zur Waffenstreckung gezwungen. Verirrte Bataillone, liegengebliebene Batterien überliefern sich dem Verfolger. Am 6. Dezember dringen die Kolonnen Kraffts und Morgens in Ploesti ein und sprengen dort die 22. Division auseinander. Bukarest ist im Norden umgangen. Doch der rumänische Generalstab denkt nicht daran, die Hauptstadt zu verteidigen. Das Beispiel Antwerpens schreckt, und die Rettung der Heerestrümmer ist wichtiger als die Verteidigung des verschanzten Lagers. Die königliche Familie flüchtet, die letzten Züge verlassen die Stadt. Am 5. Dezember brechen Schmettows Reiter und pommersche Grenadiere in die Nordwestfront ein, verjagen feindliche Nachhuten und setzen sich vor den Zugängen des Stadtkerns fest. Am 6. Dezember übergibt die Zivilbehörde die Schlüssel der Stadt. Das Paris des Ostens fällt dem Sieger als Frucht der Argesschlacht ohne Kampf in die Hände.

Auch im Rücken Mackensens erlischt der letzte Widerstand. Die rumänische Donaudivision, die sich von Orsova bis zur Altmündung durchgeschlagen hat, wird am 6. Dezember von Oberst Szivo und der von Falkenhayn vom Jiu nach Turnu Severin abgezweigten Abteilung zur Ergebung gezwungen und streckt kampfmüde die Waffen.

Die Trümmer der rumänischen Armeen gewinnen das Weite. Sie haben in der Schlacht am Arges 70 000 Gefangene und 200 Geschütze verloren, haben seit dem 28. August über die Hälfte ihres Bestandes eingebüßt und fast ihr ganzes Kriegsgerät liegen gelassen.

Fortan schlagen die Russen Rumäniens Schlachten. Sie übernehmen im Bund mit den letzten kampffähigen Divisionen die Deckung des Rückzuges von Bukarest auf den Sereth und greifen in den Karpathen vom Jablonikapaß bis zum Oitozpaß unermüdlich an, um den Feind zu fesseln. Der gönnt sich in Bukarest keine Ruhe, kennt keine Erschöpfung, sondern wälzt die Verfolgung unermüdlich nach Osten.

Hindenburg und Ludendorff setzen alles daran, die Rumänen völlig aus der Walachei zu vertreiben. Der geschlagene Feind durfte nicht mehr zu Atem kommen. Mackensen befahl daher der 9. Armee, am Gebirgsrand nach Buzau vorzudringen, und der Donauarmee in der Niederung den Unterlauf der Jalomita zu überschreiten, um durch eine Schwenkung um den kürzer tretenden linken Flügel den großen Sack zwischen Bukarest und Hirsova vor den Toren der Moldau auszuräumen. Rumänen und Russen leisteten nur noch vor der 9. Armee am Gebirge geschlossen Widerstand, aber die Ebene verteidigte sich selbst. Endloser Regen goß herab und verwandelte die Straßen der verödeten, ausgebrannten Landschaft in Kotstreifen und die Felder in ungangbare Sümpfe. Zerstörte Mühlen, leere Getreidespeicher, verlassene Dörfer und gesprengte Brücken bezeichneten den Weg des geflüchteten Heeres.

Kosakenschwärme und fliegende Batterien wichen vor Schmettows Reiterei, die mit verhängtem Zügel die Jalomita zu gewinnen suchten, fechtend gen Osten. Am 10. Dezember erreichte Schmettow das Südufer des vielgewundenen Flusses.

Mackensen trachtete nach Einwirkung auf die Flanken. Er zog daher bulgarische Kräfte aus der Dobrudscha, führte sie unbekümmert um den noch bei Babadagh ausharrenden Feind oberhalb Hirsovas auf das linke Donauufer und lenkte sie in die linke Flanke der noch an der Jalomita haltenden Nachhuten des russischen Südflügels. Da wandten die Kosaken die Gäule und wichen vom Nordufer des Flusses in der Richtung auf Braila.

Unterdessen gewann die 9. Armee kämpfend und marschierend an der Straße Ploesti—Buzau Raum, schlug die von General Presan geführten rumänischen Nachhuten am 8. Dezember bei Pateolog und am 11. und 12. Dezember bei Mizil und brach sich trotz wachsender Erschöpfung mit eiserner Willenskraft gegen Buzau Bahn. Kraffts Alpenkorps wurde hinter Morgen durchgezogen und stieg ins Gebirge, um dem Feind in die rechte Flanke zu fallen. Kühne machte am rechten Flügel den Versuch, den Gegner flußaufwärts zu drücken. Da der Buzaufluß sich gleich der 70 Kilometer südlich von ihm eingegrabenen Jalomita in einem breit ausladenden Bogen von Buzau durch die Ebene zieht und erst dann nach Nordosten strebt, um oberhalb Galatz in den Sereth zu münden, lag der Buzauabschnitt schon dicht vor Falkenhayns Front, als der am rechten Flügel marschierende Kosch noch weit von ihm entfernt stand. Zwischen beiden Flüssen verdichtete sich der Widerstand zu stehendem Kampf. Die Verfolger trafen auf neue Gegner.

Kellers Kavalleriekorps waren im Gewaltmarsch aus der Bukowina herbeigeeilt, füllten die Ebene zwischen Buzau und Jalomita und leisteten mit Presans Divisionen vor der 9. Armee hartnäckigen Widerstand. Es kam zu harten Kämpfen um die Gebirgsflanke. Sie schreckten Falkenhayn nicht. Er kämpfte sich vom 12. bis 15. Dezember in Regen und Nebel gegen Buzau vorwärts, durchstieß verdrahtete Nachhutstellungen, schlug Kellers Schwarmattacken und Feuerüberfälle ab und überrannte am 15. Dezember bei Lipia, 5 Kilometer von Buzau entfernt, die erste Vorstellung der neugeballten russo-rumänischen Reservearmee. Am 15. Dezember erschien er vor Buzau, wo Presan zu seinem Empfang bereitstand. Buzau wurde ohne Zaudern umfassend angegriffen und dank dem unerschrockenen Vorgehen der deutschen Infanterie im ersten Anprall genommen. Der Übergang über den letzten großen Flußabschnitt war erzwungen, die Linie Buzau—Copuzul gewonnen. Nun schwenkte Kosch nach Nordosten ein und überschritt die zur Donau ziehende Jalomita. Der Feind trat den Rückzug auf die Linie Braila—Rimnicu-Sarat an. Er wich nicht mehr flüchtigen Fußes, sondern löste sich fechtend von dem ermatteten Verfolger und marschierte großen

Reserven und einer sorgfältig befestigten Stellung entgegen, die sich etwa 80 Kilometer breit zwischen den Südhängen der Berezker Alpen und den Donausümpfen hinzog und die Zugänge der Moldau sperrte.

Die Verfolgung war zu Ende.

Die Russen greifen ein

Doch immer noch wirkte die Schlacht am Arges auf die Entschlüsse der Geschlagenen. Als Buzau fiel, die Donauarmee, um den linken Flügel schwenkend, sich rasch und rascher an die 9. Armee heranschob und Kosch Schulter an Schulter mit Falkenhayn im enger werdenden Raume zwischen dem Gebirge und der nordwärts strömenden Donau gegen Braila vordrang, verließ den Feind in der Dobrudscha die Kraft.

General Sacharow, der nach dem Falle Konstanzas aus Galizien in die Dobrudscha gesandt worden war, um dort den Befehl zu übernehmen, mußte sich zur Räumung der Hügellandschaft von Babadagh entschließen und die Donau zwischen sich und den Feind bringen. Wohl war er während Mackensens Abkehr vom Dobrudschafeldzug rührig gewesen und hatte die 3. bulgarische Armee so bedrängt, daß sie gegen Konstanza—Cernavoda zurückgehen mußte, aber es war ihm nicht gelungen, sie zu durchbrechen und sich der Trajanswälle zu bemächtigen. Als die Schlacht am Arges geschlagen wurde, gab er das Spiel nach einem kräftigen letzten Anlauf verloren und fiel in die Abwehr zurück. Er hielt noch bis 15. Dezember im Hügelland der Norddobrudscha stand und trat dann einen geschickt verschleierten Rückzug auf die Brückenköpfe des Donaudeltas an. Fechtend löste er sich vom Feinde und führte seine Armee über die Brücken von Tulcea, Isaccea und Braila in den Hauptkampfraum am Sereth. Um die Donauflanke zu decken, richtete er auf den Höhen von Macin gegenüber Braila eine befestigte Stellung ein, in der er die Zugänge des Stromes beherrschte. Als Nerezoff das Verschwinden Sacharows gewahr wurde, war es zu spät, die Hauptmacht des abziehenden Feindes zum Kampf vor den Brücken zu stellen. Die Bulgaren kamen nur noch mit Nachhuten ins Gefecht und prallten, hitzig folgend, am 24. Dezember an die Stellung bei Macin. Als sie vom Fleck weg zum Sturm vorgingen, empfing sie schweres Feuer und warf sie blutend zurück. Sie mußten sich zum Belagerungskampf entschließen und gruben sich vor dem Brückenkopf ein, um ihn so rasch wie möglich zu Fall zu bringen, und Braila, den südlichen Flankenstützpunkt der russo-rumänischen Wehrstellung, vom Südufer der Donau aus dem Angel zu heben.

Um dieselbe Zeit griffen die Russen in den Karpathen vom Jablonikapaß bis zum Ditozpaß an. Erzherzog Josef, der nach der Thronbesteigung Karls den Oberbefehl über die Karpathengruppe übernommen hatte, sah

sich von Leschitzki hart bedrängt, wurde aber dank dem eisernen Widerstand Contas am Capul und an der Bistritzpforte am Nordflügel mit den Russen fertig. Der rechte Flügel der k. u. k. 1. Armee war nach der Abberufung Kühnes dem General v. Gerok unterstellt worden. Gerok führte vier deutsche und zwei österreichische Divisionen ins Treffen und wetterte die heftigen Anstürme der Russen am Südflügel in schweren Kämpfen ab. Dagegen geriet das Zentrum im Trotusgebiet in die Klemme. Arz wurde gezwungen, Boden preiszugeben, und ließ bei Okna Höhen in Feindeshand.

Das Gyergyögebirge hallte von heftigem Kanonendonner, in allen Moldautälern drängten berggewohnte russische Verbände, Kaukasier und Uralkosaken, bergan. Erst als Mackensen die Linie Rimnicu-Sarat—Braila angriff, ließen sie von Arz und Gerok ab und warfen Verstärkungen nach Süden.

In den Weihnachtstagen kam es vor den Toren der Moldau zu einer neuen großen Schlacht.

Die Schlacht bei Rimnicu-Sarat

Als Mackensen zu neuer Schlacht rief, lag im Gebirge schon tiefer Schnee. Die Flußtäler und die Donauniederung waren von dichten Nebeln verhängt. Die Linien des russisch-rumänischen Heeres liefen von der Gebirgsflanke bei Vadul Soresti, 15 Kilometer südwestlich von Rimnicu—Sarat, nach Zoita, kreuzten hier die Bahn Buzau—Rimnicu-Sarat, verbanden die Dörfer Castieni, Balaceanul, Galbenul und Visani, übersprangen bei Visani den Buzaufluß, der den Angriffsstreifen der 9. Armee von dem der Donauarmee schied, lehnten sich bei Filipesti an die Bahnlinie Buzau—Braila, führten dann südlich ausgreifend auf die Uferdünen und an die Teiche des Calmatuiflüßchens und erreichten südwestlich von Vizirul unweit der Mündung des Calmatui die Donausümpfe. Nach dem Angriffsplan sollte die 9. Armee Rimnicu-Sarat nehmen und den rechten Flügel des Feindes aus dem Stand heben, die Donauarmee in der Mitte am Südufer des Buzauflusses auf Braila durchbrechen und den Gegner gegen die Donau abdrängen.

Die Schlacht wurde aus der Bewegung geboren. Am 16. Dezember überschritten Mackensens Armeen die Calmatuiniederung und den Buzauabschnitt, am Tage darauf setzte die Donauarmee über den Calmatui. Der Feind wich fechtend auf seine Linien. Am 19. Dezember marschierte Mackensen zur Schlacht auf und richtete seine Feuerschlünde auf die stark bewehrten Stellungen im Umkreis von Rimnicu-Sarat und Filipesti.

Falkenhayn griff zuerst an. Er legte das Schwergewicht wiederum auf den linken Flügel, um dem Feind im Gebirge die Flanke abzugewinnen. Das verstärkte Alpenkorps und das Korps Morgen stiegen in die Berge.

Kühne griff auf dem rechten Flügel an, wo der Russe im Dorfklüngel von Costieni hinter Drahtfeldern verschanzt lag und dem Anlauf über die deckungslose Ebene gelassen entgegensah.

Hinter den russischen Stacheldrähten drohten zahllose Maschinengewehre und im Hintergrund schweres Geschütz, aber noch war die von den Rumänen verteidigte Gebirgsflanke verwundbar und das Stellungsnetz in der Ebene nicht so dicht gesponnen, daß es nicht durchstoßen werden konnte. Der Angriff forderte langsamen Schritt. Kraffts und Goigingers Älpler schoben sich allmählich in die Steilschluchten von Vadul Soresti, um in der Nacht auf den 22. Dezember die Höhen zu gewinnen. Es kam zu schweren Kämpfen. Der linke Flügel erstürmte im Flankenfeuer die steile Höhe 417, wurde geworfen, griff immer wieder an und setzte sich am 24. Dezember auf der Kuppe fest. Der rechte Flügel lief in die Garben der russischen Maschinengewehre und sah sich bald auf der deckungslosen Ebene festgeheftet. Die Schlacht stand.

Nun ging Kosch zum Angriff über. Der linke Flügel der Donauarmee, die 217. Division, Szivos Österreicher und die Bayern erkämpften Schritt für Schritt das Vorgelände von Filipesti, Türken und Bulgaren gingen an den Dünen von Lacul—Rezi vor und gewannen in blutigen Kämpfen gegen Vizirul Raum. Die Schlacht wurde zum Ringen um die Entscheidung und warf ihre Wellen bis Braila. Das deutsche Kampfgeschwader kreiste schon über der Stadt. Bei Macin stürmte Nerezoff.

Am 25. Dezember wuchs die Schlacht bei Rimnicu-Sarat in die Krisis.

Das russische Geschützfeuer brach so schwer über die ungedeckten Angreifer herein, daß der Angriff vollends festgeriet. In breiigem Lehm, in überschwemmten Maisstoppeln und verschlammten Bachgründen gebettet, vor sich nacktes, feuergepeitschtes Gelände, hinter sich die sparsam schießenden eigenen Batterien, lag deutsche Infanterie, lagen Österreicher, Türken und Bulgaren, von Kämpfen und Märschen gelichtet und erschöpft, vor starkem, ausgeruhtem Feind. Die deutsche Artillerie litt an Munitionsmangel. Mehr als 450 Kilometer betrug die Länge der Verbindungslinien von Orsova bis Buzau, und die spärlichen Kolonnen versanken im Kot.

Der Christtag verging im Ausharren vor den feindlichen Stellungen. Wo der Verteidiger zum Gegenangriff vorbrach, wurde er blutig abgewiesen, aber die Verstrickung blieb ungelöst. Mackensen rüstete zur befreienden Tat.

Am 26. Dezember ist alles zum Entscheidungskampf bereit. Die Artillerie steht vor gefüllten Protzen. Die verstärkten linken Flügelgruppen Falkenhayns und Kraffts erheben sich zum Sturm. Unter blutigen Opfern bricht der Angriff im Gebirge, an der Straße Buzau—Zoita—Rimnicu-Sarat und bei Filipesti in die feindlichen Schanzen. Die 12. Bayerndivision und Bataillone der 76. Reservedivision nehmen in zweitägigen Kämpfen das feste Odaia Sutu, nordöstlich von Vadul Soresti, die 41. Division stürmt

Balaceanul und Galbenul, die Bayern Kneußls erobern den Kirchhügel von Filipesti. Der Verteidiger beginnt zu wanken. Aber obwohl er auf seinem rechten Flügel geschlagen und in der Mitte durchbrochen ist, rafft er sich zusammen und sucht die Lage mit Einsatz aller Kräfte wiederherzustellen. Er führt an der Zoitaer Straße und bei Filipesti Gegenangriffe aus und ballt eine Sturmkolonne, um den rechten Flügel der Donauarmee zu überrennen. Es ist umsonst — seine Gegenangriffe ersterben im Feuer, und die Anläufe gegen Türken und Bulgaren werden zur Verstrickung. Ehe es bei Vizirul zur Krisis kommt, tauchen Tutschecks und Goigingers Älpler in der rechten Flanke von Rimnicu-Sarat auf und drohen den Russen den Rückzug nach Focsani und die Verbindungen mit der Moldau abzuschneiden und sie nach Südosten in die Niederung zu werfen. Die Schlacht ist für Russen und Rumänen verloren. Sie lassen es nicht zur Umfassung und Aufrollung ihrer Front kommen, sondern treten am 27. Dezember den Rückzug an, spalten sich in zwei Gruppen, die in der Richtung auf Focsani und Braila entweichen, bewahren aber den inneren Halt und scheuen keine Nachhutkämpfe.

Noch einmal ruft Mackensen seine müden Streiter zur Verfolgung.

Der Fall Brailas

Es gilt die Früchte dieser schweren Schlacht zu ernten, der ersten Russenschlacht auf rumänischem Boden. Am 28. Dezember setzen sich die Sieger in Bewegung, Falkenhayn gegen Focsani, Kosch gegen Braila, zertrümmern in ernsten Gefechten russische Nachhutstellungen und ziehen, schleppen die schwere Artillerie auf grundlosen Wegen mit, um den Angriff auf die Befestigungen von Braila, die Werke von Focsani und die großen Serethbrückenköpfe von Fundeni und Nomoloasa zu eröffnen. Gleichzeitig berennt die Dobrudschaarmee mit allen Kräften Macin, stoßen Gerok im Berezker Gebirge und am Oitozpaß, Arz im Trotusgebiet aufs neue vor, um die Flanken des russo-rumänischen Heeres zu bedrohen, das sich an der engsten Stelle zwischen dem Knie des Donaudeltas und dem Gebirge eingegraben hat und den Putna- und den Serethabschnitt verteidigt.

Hindenburgs und Ludendorffs Strategie steht in Rumänien vor den letzten Zielen eines glänzenden, trotz ungeheurer Reibungen schwungvoll durchgeführten Feldzuges.

Mackensen rückt gegen die Linie Braila—Fundeni—Focsani vor. Kosch wendet sich gegen Braila, auf das Nerezoff von Macin vordringt, Schmettow füllt den Raum zwischen der Donauarmee und der 9. Armee und reitet durch die winterliche Ebene gegen die Buzaumündung vor, Falkenhayn greift den Putnaabschnitt zwischen Fundeni und Focsani an.

Kosch und Nerezoff bringen Braila nach fünftägigen Kämpfen zu Fall. Die Donauarmee schwenkt um den rechten Flügel und umfaßt, durch Schmettow in Flanke und Rücken gedeckt, die Stadt von Westen, Narazoff greift auf dem Ostufer der Donau nach Norden aus, umfaßt Macin und nimmt die Rückzugslinie unter Feuer. Vom 31. Dezember bis 9. Januar kämpft sich die Donauarmee an die Stadt heran, die in weitem Bogen von Feldstellungen umgeben ist und hartnäckig verteidigt wird. Erst als die deutsche Artillerie Bresche schießt und die 217. Division die Verbindungen Brailas abzuschneiden droht, beginnt der Russe zu weichen. Er sprengt Fabriken und Speicher, räumt in der Nacht auf den 5. Januar den Brückenkopf Macin und zieht sich fechtend in der Richtung Galatz zurück. Am 5. Januar dringen Deutsche und Bulgaren von allen Seiten in die Stadt und scheuchen die russischen Nachhuten über die Serethmündung.

Die Schlacht bei Focsani-Fundeni

Unterdessen ist die 9. Armee kämpfend gegen die strategische Tiefenlinie der Putna vorgerückt. Die Putna entspringt im Innern des Berezker Gebirges, bricht sich in tiefen Schluchten nach Osten Bahn, tritt nordwestlich von Focsani aus dem Hügelland von Odobesti heraus und durchzieht in gewundenem Lauf, Sümpfe, Teiche und Seitenstränge bildend, die Moldauebene, um oberhalb der Schleife von Fundeni in den Sereth zu münden. Focsani liegt, von der Putna im Norden und Osten umflossen und im Süden von zwei kleineren Wasserläufen, dem Rimnaflüßchen und dem Milcovod gedeckt, zwischen den Putnasümpfen und der Bergflanke von Odobesti am Südwestzugang der Moldau gebettet. Von festen Werken und weitläufigen Feldstellungen umgeben, bildete die Feste den Flügelstützpunkt der russorumänischen Front und beherrschte zugleich die nach Norden und Osten führenden Straßen. König Karol hatte die Feste gegen die Russen gebaut und sie als Schlüssel der Walachei betrachtet — jetzt verteidigte der Russe sie, um die Moldau zu schützen und sich ihrer als Ausfallstor zu bedienen, wenn die rumänische Armee wieder erstarkt war und die allgemeine Kriegslage zur Wiedereroberung der Walachei lockte.

Falkenhayn ließ ihm keine Zeit, sich lange mit solchen Hoffnungen zu tragen. Er ging am 29. Dezember aus der Verfolgung zum Angriff über, setzte die Gruppe Kühne auf die Serethschleife von Fundeni—Nomoloasa und die Gruppe Morgen auf Focsani an und führte die Gruppe Krafft v. Dellmensingen abermals ins Gebirge, um die feindliche Ausfallsstellung zu umgehen und über Odobesti ins Putnatal einzubrechen.

Von ihrem alten Angriffsgeist beflügelt, ging die 9. Armee mit Zuversicht in die Schlacht. Der Russe erwartete den Feind stehenden Fußes.

Alexejew hatte den Oberbefehl in der Moldau dem General Gurko anvertraut und ihm von Reni und aus der Bukowina Verstärkungen an Infanterie und schwerer Artillerie zugesandt.

Falkenhayn stieß also auf starken, wohlverschanzten Feind, der sich in mehreren Linien hintereinander eine schwer zu durchstoßende Stellung geschaffen hatte und seine Gebirgsflanke gesichert wähnte. Am 29. Dezember prallte Falkenhayns linker Flügel 15 Kilometer nördlich von Rimnicu-Sarat an die erste Sperrstellung. Der rechte Flügel ging, Kosakennachhuten vor sich hertreibend, gegen die Fundenischleife vor. Das Korps Morgen besann sich nicht lange, sondern riß seine schwere Artillerie vor, brach sich über Sihlele und Timboesti an der Straße Rimnicul-Sarat—Plaginesti—Focsani Bahn und bemächtigte sich bei Plaginesti des unzerstörten Überganges über das Rimnicuflüßchen. Als Kraffts Älpler überraschend in der Gebirgsflanke auftauchten und Feuer auf die russische Rückzugsstraße legten, gab Gurko die Stellung am Nordufer des Flusses auf und ging fechtend auf Focsani zurück. Vergeblich suchte er sich durch kräftige Gegenstöße Luft zu machen, er konnte sich dem Gegner nicht entwinden, der ihm an der Straße und in der Ebene hart an der Klinge blieb und im Gebirge eine Flankengruppe nach der anderen zerschlug. Da Gerok und Arz im strategischen Zusammenwirken mit Falkenhayn im Berezker Gebirge unermüdlich angriffen, wurden die Russen um ihre Nordflanken besorgt. Deutsche und Österreicher stießen und drängten den Feind im Trotusgebiet Schritt für Schritt den Talausgängen des Susita, des Trotus, des Casin, der Zabala und der Putna entgegen und rangen sich in Schnee und Eis über Gipfel und Gründe der nebelverhüllten Ebene zu. Höhen, die im Laufe der letzten Wochen von Hand zu Hand gegangen waren, wurden den Russen im frischen Ansturm entrissen.

Aber über Fesselung und Bedrohung wuchsen diese Gebirgskämpfe nicht hinaus, denn allzu wirr lag Berg und Tal geschichtet, allzu gering war die Wegsamkeit des Grenzgebirges im Winter. Die Kanone versank, das Tragtier versagte, und der Angreifer, der aus dem Becken von Kézdivásárhely, dem exzentrischsten Winkel Ungarns, durch die Bergwildnis ins Tiefland strebte, stand vor unbefristbaren taktischen Aufgaben.

Während Falkenhayns linker Flügel in zähem Kampf Focsani zu erreichen und zu umfassen trachtete, focht Kühne in der Niederung zwischen dem Rimnaflüßchen und der Buzaumündung um befestigte Dörfer und gestaute Wasserläufe und drängte den Feind trotz heftiger Gegenstöße allmählich auf Fundeni zurück.

Am 4. Januar wurde die schleichende Schlacht über den toten Punkt gewälzt.

Krafft v. Dellmensingen durchbrach im Gebirge, zwischen Mera und Odobesti, 15 Kilometer nordwestlich von Focsani, die verschanzten Höhen-

stellungen auf dem Nordufer des Milcovu, und Kühne erstürmte 9 Kilometer südwestlich von Fundeni die Straßensperren Slobozia und Rotesti. Am Tage darauf eroberte Kühne nach gewaltigem Feuerkampf die Flankenstellung, die Gurko östlich von Slobozia im Mündungswinkel des Rimnicul-Sarat eingerichtet hatte, und warf den Feind über den Fluß gegen den Sereth. Stromabwärts, in Kühnes rechter Flanke, griff Schmettow an, entriß den Russen die Dörfer Olaneasca, Guliancu und Maxineni und zwang den Feind an der Buzaumündung über den Sereth zu flüchten.

Da die Russen in der Nacht vorher Braila aufgegeben hatten und vor der Donauarmee auf das Nordufer des Sereth ausgewichen waren, schien die Schlacht bei Focsani gewonnen. Doch der Russe bekannte sich noch nicht geschlagen.

Gurko ging am 6. Januar zum Gegenangriff in der Mitte über, ballte seine besten Korps zum Stoß und brach überraschend zwischen Fundeni und Focsani durch. In dichten Massen quollen die Russen in Flanke und Rücken der vor Nanesti kämpfenden Divisionen und erschienen vor Odobesti in der rechten Flanke des Korps Morgen, das sich auch in der Front angegriffen sah und mühsam des doppelten Anpralls erwehrte. Einen Augenblick drohte der Zentrumsstoß die Schlacht zugunsten der Russen zu wenden und rechts den auf Namoleasa—Nanesti, links den auf Focsani angesetzten Flügelangriffen den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Da warfen sich Falkenhayns letzte deutsche Reserven in die Lücke und hemmten den Schwall. Als der Abend sank, war die Krisis beschworen.

Am 7. Januar fiel die Entscheidung. Sie fiel auf dem linken Flügel, wo Morgen und Krafft v. Dellmensingen die Vorhand zurückgewonnen hatten und Focsani nach kurzem Feuerschlag umfassend angriffen. Morgen ging gegen die Tiefenlinie des Milcovo vor und durchbrach sie an der Talpforte von Patesti, Krafft stürmte die Höhen von Odobesti und brach bis zur Talpforte der Putna durch. Focsani war von Nordwesten umfaßt. Preußen, Bayern, Schwaben und Deutschösterreicher aus den Alpenländern wetteiferten im Angriff auf die verdrahteten, von Wasserläufen geschützten und auf Steilkuppen errichteten Stellungen, in denen sich die russischen und rumänischen Divisionen jedem Ansturm gewachsen wähnten. Die Festungswerke feuerten, Flankenbatterien fegten die Sturmgassen, dichtes Schneegestöber verfinsterte das Gelände, aber Falkenhayns Stoßgruppe überwand alle Widerstände und gelangte mit dem linken Flügel hart an die Nordstraße Focsani—Faurei, mit dem rechten Flügel in das Dorf Patesti jenseits des Fortsgürtels. In wilden Straßenkämpfen wehrten sich die Verteidiger bis in die Nacht, um dann im Dunkel gen Norden und Nordosten über die Putna zu entrinnen. Am Morgen des 8. Januar fiel Focsani in Morgens Hand.

Der Russe entzog sich der Verfolgung und rettete die Masse der Armee und des Geräts über die Putna. Hier bot er dem Verfolger wieder die Stirn.

Er hatte mit Focsani den Schulterpunkt der ganzen Moldaufront verloren und büßte nun in rascher Folge die letzten rechtsufrigen Brückenköpfe am Unterlauf des Sereth ein. Kühne warf ihn schon am 8. Januar auf Nanesti und Romoloasa, Kosch preßte ihn zwischen der Buzau- und der Serethmündung hart ans Ufer, Nerezoff beschoß vom rechten Donauufer aus Galatz und versuchte sogar im Delta Fuß zu fassen. Dieser Anschlag mißglückte, dagegen gelang es Falkenhayn, Gurko zur Räumung des Putnaabschnittes zwischen Fundeni und Focsani zu zwingen. Der Russe wich über den Sereth, verlor am 19. Januar den Brückenkopf Nanesti und behauptete nur noch den Brückenkopf von Romoloasa, hielt aber alle Talpforten des Berezker Gebirges nördlich von Bolotesti verschlossen und heftete die Armee Arz an die Stelle.

Dichter Nebel sank auf die Kampffelder der Ebene, im Gebirge häufte sich der Schnee, die Front begann zu erstarren, der Bewegungskrieg war zu Ende. Die Siegesgöttin faltete die müden Schwingen.

Das Ende des Bewegungsfeldzuges

Rumänien war von den Mittelmächten trotz russischer Hilfe und ungeachtet der furchtbaren Verstrickung an den alten Fronten, besonders im Westen, binnen drei Monaten in einem glänzenden Angriffsfeldzug niedergeworfen worden. Seine Regierung und die Trümmer seines Heeres verschwanden hinter den russischen Kulissen. Statt den Mittelmächten den Gnadenstoß zu geben, hatte es sie zu einem Aufschwung ohngeleichen gestachelt. Die deutsche Heeresmacht, die im August des Jahres 1916 im Osten und Westen bis auf den letzten Mann gebunden war, gebar wenige Wochen später aus ihrem von ungezählten Blutopfern geschwächten Schoße neue Armeen und heftete noch einmal Sieg auf Sieg an die mit Kränzen beschwerten Fahnen.

Aber in Siebenbürgen, in den Transsylvanischen Alpen, auf der Dobrudschasteppe, in der weiten Walachei und an den Serethufern lagen abermals viele Tausende gebettet, und die Front lief jetzt von der Düna- bis zur Donaumündung.

Die deutschen Streitkräfte, die im äußersten strategischen Winkel des europäischen Kriegsschauplatzes zwischen dem Trotustal und dem Donaudelta Wache hielten, fehlten aller Enden und fochten weitab vom großen Entscheidungsfeld des Westens, wo die englisch-französische Heeresmacht immer drohender emporwuchs und dem erschöpften deutschen Feldheer von Tag zu Tag schwerer gerüstet entgegentrat.

In den Siegesgang Falkenhayns und Mackensens klang Tag und Nacht das Echo der Materialschlachten, die Englands und Frankreichs Heere an

der Somme und der Maas entfesselt hatten, um die deutsche Wehrstellung zu zermalmen und Deutschlands Westflanke aufzureißen. Dieses Echo begleitete den beflügelten Feldzug in Rumänien, der noch einmal von Feldherrnkunst, Führergröße und unverzagtem Angriffsgeist des deutschen Volksheeres zeugte, mit dunkeln, unheilkündenden Akkorden, übertönte die Friedensbotschaft, die am 12. Dezember von Berlin ergangen war, und sprach lauter als das rasch verhallende Geläute der Siegesglocken.

Der Feldzug im Westen
vom 29. August 1916 bis 26. Januar 1917

Die Schlacht an der Somme vom 29. August bis 13. November 1916

Die Kämpfe vom 3. September bis 27. September 1916

Als die Rumänen in den ersten Septembertagen den Vormarsch über die Transsylvanischen Alpen antraten und in die ungeschützte Flanke der Mittelmächte einbrachen, erhoben sich die englisch-französischen Armeen an der Somme zu gesteigerter Fortführung der Zermürbungsschlacht, die seit dem 1. Juli 1916 an der deutschen Westfront rüttelte.

Am 3. September flammte das Geschützfeuer des Angreifers bei Chaulnes, Thiepval und Cléry zu höchster Gewalt auf. Micheler, Fayolle, Rawlinson und Gough suchten die Entscheidung. Haig hatte seine Artillerie mit unsäglicher Mühe ins Trichterfeld nachgezogen und sie bei Longueval aufs neue aufgebaut. Foch hatte Verstärkungen in die Sommeschleife geworfen, bei Hem und Cléry eine Reihe schwerer und schwerster Batterien aufgestellt und auch den äußersten rechten Flügel im Südabschnitt des Schlachtgebietes mit neuen Kräften ausgestattet. Die Überlegenheit der Alliierten an Artillerie und Fliegern war immer noch so groß, daß ihre Sturmdivisionen weniger mit Gegenwirkung der deutschen Batterien als mit dem unzerstörbaren Geist des Widerstandes rechneten, der in der Brust des deutschen Grabenkämpfers brannte.

Da die britische Front bei dem mechanischen Vorrücken etwas zurückgeblieben war, befahl Haig Rawlinson, den Kampf vor den Franzosen zu entfesseln. Fayolle ließ den Briten drei Stunden Vorsprung, ehe er zum Angriff schritt. General Micheler griff um die gleiche Zeit zu beiden Seiten der Römerstraße an.

Die Hauptlast der Doppelschlacht fiel auf die Armee Below. Sie erwartete den Anprall zwischen der Ancre und der Tortille festen Fußes und verteidigte die Kette der Dorftrümmer auf dem Südwestrand des flachen Beckens von Le Transloy mit Erbitterung. Fayolle warf sich auf Cléry, Le Forest und Combles, Rawlinson warf sich auf Guillemont, Guinchy und Martinpuich, und Gough warf sich auf Courcelette, Thiepval und die Ancredörfchen St. Pierre-Divion und Beaucourt. Division an Division entstieg dem flachen Grund. Diesmal sollte der Beckenrand, um dessen Besitz seit dem 1. Juli gerungen wurde, um jeden Preis erobert werden.

Die Schlachthandlung weist keine neuen Züge auf.

Die Artillerie hat Unmengen von Geschossen ausgespien. Die deutschen Gräben sind vollständig eingeebnet, die Notstollen zerschlagen, die Feldbatterien, die in der ersten Linie aufgefahren sind, um dem Grabenkämpfer den Rücken zu stärken, liegen zertrümmert. Hinter Rauch- und Nebelwolken wälzen sich die Divisionen der Alliierten über das Trichtergelände in die zermalmten Stellungen. Sie wetteifern im Kampfe um den Siegespreis, aber der Schlachtakt, der in wenigen Stunden zu Ende gehen soll, wird zur Dauerschlacht und währt mit kurzen Erschöpfungspausen vierzehn Tage und Nächte. Die Angreifer entreißen dem Verteidiger unter blutigsten Opfern die zerstörten Randstellungen. Am 3. September fallen Le Forest und Guillemont, am 5. September Cléry, am 12. September verlieren die Deutschen nach wildem Hin und Her das zweimal wiedereroberte Guinchy und das bis spät in der Nacht umstrittene Bouchavesnes. Am 14. September fällt die hart vor Combles gelegene Ferme Le Priez. Combles sieht sich von zwei Seiten bedroht. Die Franzosen stehen in der Südostflanke des Ortes, die Briten umfassen ihn von Norden, aber die Rheinländer halten die Trümmer trotz der vernichtenden Gewalt des konzentrischen Geschützfeuers, das die Kellergewölbe sprengt, den Friedhof umwühlt und alle Verbindungen unterbricht, und schlagen den gemeinsam angreifenden Feind gegen die Höhenränder zurück.

Haigs linker Flügel gelangt nicht über Guinchy hinaus. Nördlich und nordwestlich von Guinchy sind Albions blutige Stürme vor und in den ersten Gräben gescheitert. Alle Versuche Goughs, Thiepval zu erobern, in den Ancregrund einzudringen und an der Bapaumer Straße in der Richtung Martinpuich—Courcelette Raum zu gewinnen, brechen im Feuer des Verteidigers zusammen. Da Haigs linker Flügel jetzt noch mehr zurückhängt als vorher, verstärkt der englische Feldherr seine Mitte und den linken Flügel und greift am 15. September zwischen Guinchy und Thiepval noch einmal an. Altengländer, Iren, Neuseeländer und Kanadier, die Blüte der Armee, werden von Haig zum Sturm auf Flers und Martinpuich vorgeführt. Um die Entscheidung zu erzwingen, wird das neueste Angriffsmittel des Stellungskrieges eingesetzt. Schwergepanzerte, auf Radbändern laufende Sturmwagen, sogenannte Tanks, rollen heran. Sie sind mit Geschützen und Maschinengewehren bestückt und kriechen wie gepanzerte Raupen über das zerwühlte Feld. In blutigen Kämpfen bemächtigen sich die Engländer der Höhen zwischen Combles und der Bapaumer Straße und nehmen die Ruinen von Flers, Martinpuich und Courcelette. Die Deutschen verteidigen sich mit altem Mut und geben dem Feind erst Raum, wenn der letzte Graben voll Leichen liegt. Wo Haigs Tank auftauchen und schwerfällig über Gräben und Drähte setzen, stockt den Deutschen im ersten Augenblick der Atem. Wehrlos steht der mit Gewehr und Handgranate

bewaffnete Musketier vor den Schalenpanzern, deren Schießscharten den Tod speien und der englischen Infanterie als moderne Schlachtelefanten eine Gasse brechen. Aber bald faßt sich der Deutsche. Er wehrt sich, so gut er kann, wirft Bündel von Handgranaten gegen den neuen Feind, schießt die Panzerwagen mit Feldgeschützen zusammen und behauptet sich in Thiepval.

Combles und Thiepval werden zu Brennpunkten der Schlacht.

Die Alliierten rüsten zum Sturm auf die vereinsamten Festen. In den Katakomben und auf dem Friedhof von Combles und in den Kellern und im Schloß von Thiepval bereitet man sich zum letzten Widerstand. Jeder Tag zählt.

Die Sommeschlacht rast fürchterlicher als zuvor. Das Echo großer Erfolge Mackensens in der Dobrudscha und die überraschende Kunde von wachsender strategischer Bedrängnis der Rumänen in Siebenbürgen gellen in den Ohren der englisch-französischen Heeresleitung und fordern die Fortsetzung der Schlacht. Die Hoffnung auf eine Durchbrechung der deutschen Front und einen großen Sieg ist längst geschwunden, aber man bucht die Zermürbung der deutschen Kraft als Gewinn. Fesseln, zerschlagen und töten lautet die Parole dieser entseelten Kriegführung. Man zapft dem in räumlicher und strategischer Zerstreuung kämpfenden deutschen Heer das Blut in Strömen ab und zerschlägt ihm unersetzliches Gerät. Noch sind die Riesenstapel amerikanischer, englischer und französischer Munition in den Lagern von Boulogne, St. Omer und Amiens nicht verbraucht, noch sind die Reserven an Menschen nicht aufgezehrt.

Am 22. September werden die erbitterten Teilkämpfe, die im Trichtergelände wüten, vom Trommelfeuer eines neuen Schlachtaktes übertönt. Wiederum erschüttert ein Orkan von Stahl und Eisen Himmel und Erde. Das Mündungsfeuer ungezählter Geschütze säumt den westlichen Horizont, Gaswolken wälzen sich über Combles und Thiepval. Sie erreichen Rancourt, Frégicourt, Morval, Les Boeufs, Guedecourt und Sailly, die Dörfer am Gegenhang und im Grund des sanften Beckens zwischen Le Transloy und Combles, wo sich die Armee Below mit Nägeln und Zähnen festklammert, um dem Feind den Weg nach Bapaume und Bertincourt zu sperren.

Schwere Regengüsse haben die pikardische Erde durchweicht, Fieber und Ruhr die deutschen Reihen gelichtet, unzählige Rohre liegen zertrümmert, aber der grimmige Trotz des Verteidigers überwindet alle Schrecken. Divisionen, die schon einmal zwei, drei Wochen lang zwischen Ancre und Somme geblutet haben, erscheinen wieder auf dem grauenvollen Schlachtfeld, bereit zum andernmal zu fechten und zu sterben. Neue Rohre treffen ein, geregeltere Zufuhr an Munition und Verpflegung macht sich geltend. Die Fliegergeschwader mehren sich, und die Bekämpfung der englischen und französischen

Batterien durch schweres, gutgeleitetes Gegenfeuer beginnt größere Erfolge zu zeitigen. Das sind deutliche Zeichen gesteigerter deutscher Kampfkraft, aber als der Feind sich am 25. September nach 72stündigem Trommelfeuer erhebt und mit 15 Divisionen über die blatternarbige Erde zum Gewaltstoß vorbricht, wird die Schlacht trotzdem in eine neue gefährliche Krisis gerissen.

Es ist der größte kombinierte Angriff, den Foch und Haig je zwischen der Ancre und der Tortille entfesselt haben. Er zielt nach Norden und trifft das IV. Korps, das XVIII. Korps und das XXVI. Reservekorps. Auf den Flügeln wettert der Deutsche den Angriff nach schwerer Verstrickung ab, im Zentrum bricht die zur Masse geballte englisch-französische Infanterie zwischen den Straßen Péronne—Bapaume und Albert—Bapaume ein. Der Franzose nimmt Rancourt und Frégicourt, der Engländer Morval, Les Boeufs und Guedécourt. Einschwenkend werfen sich Fayolles und Rawlinsons innere Flügel auf das nun ganz umschlossene Combles, während Gough Thiepval umfaßt und von allen Seiten angreift. In heldenhaftem Kampf verteidigt der Deutsche die Ruinen der beiden Orte. Die Besatzung von Combles schlägt sich in der Nacht unter schweren Verlusten nach Osten durch. Eine einzige Kompagnie bleibt zurück und verteidigt den Hohlweg, der nach Sailly führt, gegen das Londoner Cityregiment und zwei französische Regimenter, bis die Flut über ihr zusammenschlägt. In Thiepval hält das württembergische Infanterieregiment Nr. 180 unerschütterlich stand. Endlich dringt der Brite mit einem Tank in den Schloßhof. Die Schwaben greifen das eiserne Ungetüm mit Dolch und Handgranate an, erklettern die eisernen Wände, packen die Läufe der Maschinengewehre mit den Händen, stoßen und schießen in die Sehschlitze und lassen sich von der Maschine zermalmen, mit der der Brite hier und bei Guedécourt den letzten Widerstand zu Boden schlägt.

Als die Angreifer sich am 27. September im Besitze von Thiepval und Combles sehen, erscheint ihnen ihr Sieg im Lichte eines großen strategischen Erfolges. Noch einmal reckt sich die Hoffnung auf eine rasche Zertrümmerung der deutschen Front und auf den Durchbruch in der Richtung Cambrai aus der Zermürbungsschlacht.

Der Franzose hat inzwischen auch südlich der Sommeschleife Fortschritte erzielt. Die 10. Armee hat am 5. und 7. September in schweren Kämpfen Chilly und Vermandovillers, am 17. September in opferreichem Anprall die Dörfer Berny und Deniécourt erstürmt und sich hart vor der Linie Barleux—Ablaincourt—Chaulnes festgesetzt. Auch hier sind die französischen Batterien verdoppelt und verdreifacht worden, um die deutschen Grabenkämpfer zu vertilgen, ehe die Infanterie des Angreifers zur Ernte schreitet.

Es ist kein Ende des Kampfes abzusehen.

Die Kämpfe vom 1. Oktober bis 13. November 1916

Vielfach gezackt zieht sich die Kampflinie durch das Trichterland zwischen Ancre und Somme. Sie streicht jetzt von den Ancredörfern Beaucourt und St. Pierre-Divion östlich über Grandcourt, Le Sars und Eaucourt-L'abbaye nach Le Transloy, biegt dann in südöstlicher Richtung ab und läuft am Ostsaum von Les Boeufs und Morval gen Sailly-Saillisel, das der Deutsche noch hält, nach Frégicourt. Von Frégicourt schwenkt sie nach Süden und folgt dem Saume des großen Waldes von St. Pierre-Vaast, hinter dessen Baumstümpfen der sumpfige Tortillegrund klafft. Wald und Grund sind als Flankenstützpunkte von den Deutschen stark besetzt. Vom Waldsaum greift die Kampflinie über Bouchavesnes hinaus und erreicht östlich von Cléry die Somme.

Auf dem Verteidiger dieser flüchtig abgesteckten, von Lücken durchbrochenen Stellung lastet schwere Sorge. Der Besitz von Thiepval, Courcelette, Guedécourt, Morval, Combles und Rancourt erlaubt den Alliierten, gedeckt zu neuem Schlachtakt aufzumarschieren, um die brüchige Linie zu überrennen.

Haig kommt zur Überzeugung, daß es nur noch eines einzigen Stoßes von der Kraft dessen bedürfe, der am 25. September die deutsche Verteidigung von Thiepval bis Combles ins Wanken brachte, und sammelt neue Kraft. Auch Foch träumt wieder von Durchbrechung der deutschen Front. Die Alliierten sind entschlossen, den Kampf auszufechten, ehe die Herbstregen und tiefhängendes Gewölk die mechanische Durchführung der Materialschlacht unmöglich machen. Haig schiebt seine Armeen links zusammen. Er überläßt Morval den Franzosen, die unter Deckung gegen Osten den Nordzipfel des St. Pierre-Vaastwaldes und die Zwillingsdörfer Sailly und Saillisel umfassend angreifen sollen, und wendet sich gegen Le Transloy und Le Sars. Der Brite will das Becken ausräumen und die Kuppe von Warlancourt gewinnen, die die Bapaumer Straße beherrscht und die deutsche Ancreflanke deckt.

Nach neuer Beschießung greifen Briten und Franzosen am 1. Oktober auf der ganzen Linie geschlossen an. Aber die Hoffnungen der Alliierten werden blutig enttäuscht. Der Mechanismus der Bewegung, der die Schlacht seit dem 1. Juli langsam und schwerfällig, aber unaufhaltsam in und über die deutschen Linien wälzte, beginnt zu versagen. Die Abwehr wird stärker als der Angriff. Verheerendes Gegenfeuer schlägt in die englischen und französischen Batterien und zerfetzt die zum Sturm antretenden Divisionen. Die Luftgeschwader der Alliierten werden von deutschen Staffeln angegriffen und zersprengt. Der Mann im Graben, der gelernt hat, den tiefgebauten Stollen mit dem offenen Granatloch zu vertauschen und hungernd, durstend, übernächtig, vom Wahnsinn umlauert, im Eisenorkan auszu-

harren, bis die Schattenrisse vorgehender Infanterie im Nebelbräu auftauchen, gehorcht jetzt einem neuen innern Gesetz. Er bindet den schweren Sturmhut fester, reißt die Maschinengewehre aus den Erdhöhlen und kämpft, fällt, stirbt mit der trotzigen Zuversicht: Sie kommen nicht durch.

Und sie kamen nicht durch, so hart es auch auf Biegen und Brechen ging. Oft verhütete das Tacken eines einzigen Maschinengewehr'es die Durchbrechung der Front, oft warf sich eine Handvoll Männer, von Bataillonen und Kompagnien die letzten, die noch aufrecht standen, dem eingedrungenen Feind entgegen und kämpfte ohne Anschluß, ohne Hoffnung, ohne Befehl, auf sich gestellt bis zum letzten Hauch, um den Riß zu stopfen.

Am 2. Oktober gelingt es den Briten, sich Eaucourts zu bemächtigen und in den nächsten Tagen den Raum von Le Sars zu erfassen, dann erlahmt ihre Kraft. Die Franzosen werden bei Rancourt und am Westsaum des Vaastwaldes von den Kampfdivisionen des V. und IX. Reservekorps empfangen, niedergerungen und müssen sich mit dem Gewinn einiger Bodenfetzen zwischen Morval und dem großen Wald begnügen. Am 6. Oktober springt die Handlung auf die Südfront über und wütet bis Lihons.

Am 7. Oktober erneuern die Armeen der Alliierten den Angriff auf der ganzen Linie. Diesmal treten sie in sechs- und zehnfach gegliederten Wellen an, um die deutschen Linien zu überrennen. Die Führer steigen zu Pferd, Feldartillerie rückt in die Zwischenräume, Kavallerie macht sich zur Verfolgung fertig. Eine gewaltige Bewegung geht durch die Reihen. Sailly soll fallen, die Verteidigungslinie im Norden bis Bapaume aufgerollt und im Süden an der Römerstraße die Somme erreicht werden.

Der Brite kommt wiederum nicht vom Fleck. Der Franzose drängt am Südflügel bis zum Westrand von Ablaincourt vor, bricht ins Gehölz von Chaulnes und nimmt nach dreitägigem Ringen die Gehöfte Génermont und Bovent. Dann bietet ihm das XXIII. Reservekorps Halt. Am 12. Oktober reißt der französische Nordflügel die Engländer nach dreitägigen Kämpfen noch einmal mit sich fort, und es kommt zu neuem verzweifeltem Fechten. Der Angreifer bricht zwischen Le Sars und dem Vaastwald mit geballten Massen in die Linien des IV. Korps und des V. und IX. Reservekorps und droht sie zu überrennen. Die Feldherren der Entente schonen weder Maschinen noch Menschen, um den Durchbruch zu erzwingen. Regengüsse haben das Trichterland bis auf die Lettschicht durchgeweicht, alle Wege stehen unter Wasser, alle Mulden liegen vergast. Die Kampfwut wird zum Paroxismus. Durch das Höllenwüten ihrer Artillerie, durch feurige Tagesbefehle und freigebig gespendete Labung gestachelt, werfen sich die Franzosen mit wildem Geschrei auf Sailly und den Pierre-Vaastwald. Zu gleicher Zeit stürmt der Brite in dichten Wellen auf Le Transloy und Le Sars los.

Der Angreifer frohlockt, denn der Deutsche kämpft vor Bapaume, Le Transloy und Sailly auf nackter Erde. Geschoßtrichter bilden seine Kampflinie, dahinter liegen zu Schutt geschossene Dorftrümmer. Wohl wird hinten im Umkreis von Bertincourt und im Scheldebecken geschanzt, aber was dort geschieht, frommt den Sommekämpfern nicht. Sie fechten die größte Materialschlacht des Weltkrieges schutz- und schirmlos aus. Ein paar unterirdische Gefechtsstände für die Bataillonsführer, die hart am Feind liegen, einige Dorfkeller, in denen die höheren Führer hausen, das ist alles, was von der großen Wehrstellung geblieben ist, in der die Deutschen zwischen Ancre und Somme zwei Jahre standgehalten haben. Trotzdem vermag der Angreifer ihre lebendige Mauer nicht zu durchbrechen. Sie gibt nach, bröckelt hier, stürzt dort, wächst aber dicht hinter der Bruchstelle sofort wieder aus dem Boden und erweist sich stärker als die kunstvolle Wehrstellung aus Holz und Stein. Medeas Drachensaat erwächst zu neuem Leben. Aber diese Gegenwehr fordert Opfer, die das deutsche Heer nicht bringen kann, ohne zu verbluten. Sie verschlingt die besten Soldaten, die tapfersten Führer, sie darf, sie kann nicht unbegrenzt fortgesetzt werden, denn sie zermürbt die Kraft des zur strategischen Ohnmacht verurteilten und in die taktische Unterlegenheit gebannten Westheeres.

Hindenburg und Ludendorff wissen darum. Aber sie können die taktischen Verhältnisse, unter denen die Abwehrschlacht an der Somme ausgefochten wird, nicht von einem Tag auf den andern ändern und dürfen keinen strategischen Zug tun, solange die Schlachtwalze nicht zum Stillstand gekommen ist.

In der Tat beginnt ihr Mechanismus am 12. Oktober zu stocken. Wohl gewinnt der Engländer die Dorfstätte Le Sars und der Franzose ein Stück Boden bei Sailly, aber der Angriff kostet die blutigsten Opfer. Bei Sailly und Guedécourt liegen die Stürmer übereinander gebettet. Es kann nicht mehr lange so weitergehen. Die Herbstregen, die kürzer und trüber werdenden Tage, die Erschöpfung des Angreifers und das Schwinden des Kampfrausches töten langsam aber sicher den Antrieb zur Massenschlacht.

Trotzdem greifen die Alliierten nach dem blutigen 12. Oktober zwischen Ancre und Tortille noch dreimal an. Letzte, sorgsam gesparte Kraft wird vertan.

Nach dreitägigem Vernichtungsschießen, das den St. Pierre-Vaastwald mordet und die Gräben an den Rändern vor Sailly und Le Transloy verheert, treten Engländer und Franzosen am 17. Oktober zum Angriff an. Es gelingt Fayolles Zuaven und Jägern in Sailly einzudringen und den Nordwestsaum des St. Pierre-Vaastwaldes zu erstreiten. Aber Fayolle wird des Gewinnes nicht froh. Das I. Bayernkorps tritt ihm entgegen und bietet seinem Vordringen in Sailly Halt. Der Sturm der Briten wird schon in der Entwicklung gebrochen und endet in Grabenkämpfen.

Vergebens läßt Rawlinson seine Tanks noch einmal Gasse machen. Der Verteidiger reißt Feldgeschütze vor und schießt die Ungeheuer vor den gefährdeten Linien zusammen.

Am 22. Oktober rüttelt der Angreifer wiederum an den deutschen Linien. Gleichzeitig gehen die Franzosen bei Verdun zum Gegenangriff über. Bei Verdun breiten sie den Gastod über die deutsche Angriffsfront zwischen Souville und Thiaumont und erobern Douaumont zurück. Bei Sailly-Saillisel zerschellt der Stoß. Als die Deutschen am 28. Oktober ihren kühnsten Kampfflieger, den Staffelführer Hauptmann Boelcke, nach seinem 40. Luftsieg über der Sommewüste zu Tod stürzen sehen, ist die Krisis beschworen.

Die Alliierten gäben die Schlacht gern auf, aber die Not der Rumänen und der Sieg, den Nivelle bei Verdun errungen, rufen — Fanfare hier, Schamade dort — zu neuem Angriff.

Am 5. November gipfelt die Offensive der Alliierten an der Somme noch einmal in einem Schlachtakt, der bestimmt ist, die deutsche Front zu zerreißen. Noch einmal bricht ein Vernichtungsschießen aller Kaliber über den Verteidiger herein. Der Angriff bleibt ohne Erfolg. Fayolle nimmt zwar Saillisel, wird aber vom XV. Korps im Kampf Mann gegen Mann wieder hinausgedrängt.

Die Schlacht will sich zum Ende neigen. Da sammelt der Brite die ermattenden Glieder zum letzten Sprung. Er eröffnet am 9. November, dem ersten, trockenen, frostigen Spätherbsttag, plötzlich die Beschießung auf die Ancrestellung, wo der Deutsche noch in seinen alten ausgebauten Linien liegt. Die Linie St. Pierre-Divion—Beaucourt—Hamel sinkt zusammen. Am 11. November schwillt die Kanonade zum Trommelfeuer und wächst in der Frühe des 13. November zu vernichtender Gewalt. Die Verteidiger erfahren hier die Nachteile der starren Wehrstellung. Sie lassen die Gräben schwach besetzt und harren in den tiefen Stollen des Alarms. Aber der Gegner ist rascher. In dichtem Nebel greift Goughs Infanterie an. Sie überrennt die deutschen Werke auf beiden Flußufern und überschwemmt, acht Divisionen stark, die Winkelstellung zwischen St. Divion und Serre. Divion fällt, Beaumont fällt, Beaucourt geht am Tag darauf verloren. Nur Serre und Gommécourt halten stand. Unter schweren Verlusten an Gefangenen weicht Belows rechter Flügel auf Grandcourt.

Zur gleichen Zeit greift der Franzose noch einmal bei Sailly an, um sich des Vaastwaldes zu bemächtigen und in den Tortillegrund zu gelangen. Der Angriff wird vom frisch verstärkten XX. Korps geführt. Er wächst im Wald zu blutiger Verstrickung und zwingt die Deutschen, zu weichen. Der Franzose nächtigt auf dem eroberten Gelände und sucht am 15. November über Saillisel vorzudringen. Aber die Stoßkraft der Lothringer ist

erschöpft, das Gefecht bleibt im Trichterfeld hängen. Am Abend wirft das Füsilierregiment Nr. 73 Balfouriers 9. Zuaven in wuchtigem Gegenstoß aus dem Nordwestteil des Waldes zurück. Fayolle läßt ab vom Sturm und bequemt sich zum Grabenkampf.

Unterdessen hat Haig frische Divisionen bereitgestellt, um den Erfolg des 13. November auszunützen. Er greift am 16. November die Ancrehöhen bei Grandcourt umfassend von Westen und Süden an und geht rechts anschließend gegen die Butte de Warlencourt vor. Es ist der letzte große Angriff der Briten. Aber der Glückswurf, der am 13. November aus dem Becher rollte, kehrt nicht wieder. Der Angriff mißlingt. Haigs linker Flügel flutet zerschlagen zurück, der rechte erreicht zwar Grandcourt und den Aufstieg zur Höhe von Warlencourt, wird aber am Abend unter schweren Verlusten gegen Le Sars zurückgedrängt.

Die „Butte", die Trümmer von Le Transloy, die Dorfstätte von Saillisel und der Wald von St. Pierre-Vaast sind in deutschem Besitz geblieben.

Die Schlacht an der Somme brennt langsam aus. An der Butte de Warlencourt und am St. Pierre-Vaastwald hat sich der letzte Ansturm der Alliierten gebrochen.

Tief erschöpft liegen die Gegner sich im Trichterfeld gegenüber. Von der Ancre bis zur Tortille dehnt sich eine verschlammte Kraterlandschaft, in der die Dorfstätten zu Schotter zermahlen sind, die Leichen ausgewühlter Gefallener faulen, und die Lebenden in Kot und Grauen ausharren.

Die Angreifer liegen am Ostrand des Schlachtfeldes, das sie in fünf Monaten von Westen nach Osten abgesteckt, mit 30 Millionen Granaten und Minen umgewühlt und zur Wüstenei gemacht und mit einem Verlust von mehr als einer halben Million Menschen gewonnen und behauptet haben, vor ungebändigtem Feind fest. Sie sind von La Boiselle bis Sailly in grader Linie 18 Kilometer, von Becquincourt bis La Maisonette 8 Kilometer vorgerückt. Sie haben weder Bapaume noch Péronne erreicht und die deutsche Front nicht gesprengt. Aber der Deutsche hat etwa 80 000 Gefangene und 350 Geschütze verloren, und in dem ungleichen Riesenkampf, den er gegen drei- bis zehnfache Übermacht bestand, die Blüte und den ersten Nachwuchs des in zweijährigem Kriege geschulten Heeres geopfert. Noch steht er aufrecht, noch hält er im Westen dem Anprall des britischen Imperiums und der weißen und schwarzen Armeen Frankreichs stand, noch ist er fähig, die erliegenden Armeen Österreich-Ungarns im Osten zu entsetzen und die Massenangriffe der Russen siegreich abzuwehren, noch besitzt er die Kraft und den stürmenden Mut, einen Bewegungsfeldzug großen Stiles zu führen und den neuen Feind, die Rumänen, niederzuschlagen, aber die Toten, die er in der Sommewüste, in den wolhynischen Sümpfen und in der Walachei begräbt, stehen nicht mehr auf, Verbündete wachsen ihm nicht mehr zu und

die strategische Handlungsfreiheit, die er zu Beginn des Jahres 1916 zurückgewonnen hatte, ist ihm aufs neue entglitten.

An drei großen Fronten, im Westen, im Osten und auf der Balkanhalbinsel, kämpft er an der Wende des Jahres auf der innern Linie in der Zersplitterung und wird vom friderizianischen „Unterwegs“ zu Tode gehetzt. Er büßt für Verdun und Asiago, aber er büßt in Heldenkämpfen ohnegleichen und zwingt das Geschick.

Die Schlacht bei Verdun

Die Kämpfe um Fleury und die Rückeroberung der rechtsufrigen Maashöhen durch die Franzosen

Als General v. Gallwitz von Verdun an die Somme gerufen wurde, war der Angriff auf die Nordfront der französischen Ausfallstellung noch im Gange. Vom Gehölz von Avocourt bis zu den Maaswiesen von Cumières links des Flusses und von der Mulde von Vacherauville bis zu den Waldschluchten von Souville rechts der Maas wurde von beiden Seiten mit Anspannung aller Kräfte um Raumgewinn gekämpft und die Schlacht wie ein drückender Alp hin- und hergewälzt. Erst als die Not der Österreicher und die Gefahren an der Somme ins Unerträgliche wuchsen, erhielt der Kronprinz die Weisung, daß er nicht mehr auf Zuzug rechnen könne, doch wurde ihm aufgegeben, den Feind unter so starkem Druck zu halten, daß er an der Maas sich nicht regen, noch Verstärkungen an die Somme entsenden könne. Kronprinz Wilhelm war sich der Schwere des Ringens schon lange bewußt. Seit der Sturmangriff in eine Belagerungsschlacht gemündet hatte, war man des Kampfes im Lager der 5. Armee nicht mehr froh geworden. Die Hölle von Verdun verschlang Freund und Feind. Trotzdem führte die 5. Armee den Kampf mit Anspannung aller Kräfte weiter.

Da der Angriff auf dem linken Maasufer vor Avocourt, Esnes und dem Fortskranz von Bourrus im Ringen um die Höhe 304 und die Ausläufer des „Toten Mannes“ festgeraten war, setzten die Deutschen alles daran, auf dem rechten Ufer zum Ziel zu gelangen und die Linie Souville—Froide Terre—Bras, die letzte große Verteidigungsfront auf den Maashöhen, zu Fall zu bringen.

General Nivelle sann auf Aushilfe. Er fühlte sich Ende Juli stark genug, zum Gegenangriff überzugehen, und versuchte vom 2. bis 10. August mit zusammengefaßten Kräften Fleury, Thiaumont, Vacherauville und den Pfefferrücken zurückzuerobern. Der Angriff spitzte sich zum Durchbruch in der Richtung auf Thiaumont zu und endete in enger Verstrickung. Thiaumont wurde dreimal gewonnen und verloren und blieb schließlich in deutschem

Besitz. In Fleury gewann der Franzose Boden und eroberte die Dorfstätte am 17. August zurück. Der Deutsche wich wenige Schritte über die Straße und stürzte sich am 3. September plötzlich auf die Waldschluchten und Steinbrüche, die Fort Souville deckten. Er entriß dem Gegner eine wichtige Stellung, aber die Verkämpfung wurde dadurch nur noch größer. Weder der Franzose noch der Deutsche konnte dauernd darin verharren. Man sann auf gewaltsame Befreiung aus der schweren taktischen Verklammerung. Der Franzose, der keinen Schritt mehr auf die Kernfeste weichen durfte, ohne die Maashöhen preiszugeben, konnte die Lösung nur in einem Sprunge nach vorn suchen. Der Deutsche, der im Trichterfeld hart vor den festesten Werken des Verteidigers lag und auf keine Verstärkungen zur Durchführung des schweren Angriffs mehr zählen konnte, war eher in der Lage, Boden preiszugeben, aber die Eroberung der Panzerfesten Douaumont und Vaux verpflichtete die Deutschen, vor Souville und Tavannes standzuhalten, denn die Forts bedurften eines größeren Vorfeldes. Wich er, so mußte er die Folgerungen aus der festgeratenen Schlacht und der allgemeinen Lage ziehen, und rechts der Maas auf die Linie Chambrettes—Bezonvaux, links über den Forgesgrund zurückgehen. Zu diesem Abbau des Unternehmens war während des Dranges der Sommeschlacht und des Feldzuges in Rumänien weder Rat, noch Zeit, noch Gelegenheit.

Als Hindenburg und Ludendorff ins Amt traten, befahlen sie zwar, den Angriff einzustellen und sich auf örtliche Kampfhandlungen zu beschränken, aber sie konnten angesichts der beklemmenden Gesamtlage für die 5. Armee nichts tun und mußten sie ihrem eigenen Glück und Stern überlassen. Man faßte indes die Abflachung der Keilstellung von St. Mihiel ins Auge, deren Festhalten keinen Zweck mehr hatte, und beschloß, zwischen Les Eparges und Flirey eine Riegelstellung zu bauen. Da zum Bau und zur Bestückung der neuen Linie Gerät und Kräfte fehlten, blieb auch dies noch in der Schwebe. Verdun ward in den Hintergrund gedrängt. Hier lag's als ungelöstes Problem unheilbrütend gebettet.

Dem Mann im Graben kamen diese quälenden Sorgen nicht zum Bewußtsein. Er harrte, vom Erfolg des 3. September getragen, trotzig im Trichtergelände aus, das sich von den Nordhängen des Douaumont und den Schluchten des Vauxberges bis in die Woëvre zog und, von faulendem Wasser und Verwesungsdünsten geschwängert, den Grabenkämpfern zur fürchterlichsten Wohnung wurde. Die französische Artillerie hielt alle Verbindungswege unter Feuer und wühlte die tausendfältig gepflügte Erde immer wieder um. Täglich sprangen neue Erdtrichter auf, schlug weitreichendes Geschütz in die deutschen Lager. Trostlose Öde umgab die deutschen Bataillone, die die Kampflinie auf den Maashöhen besetzt hielten. Meldegänger, Essenträger, Ablösungen, die in dunkeln Nächten durch die Todesschluchten nach vorn schlichen, fielen zu Hunderten unter dem Eisenhagel

der französischen Batterien. Die Kampfgräben waren zerschossen. Fort Vaux und Fort Douaumont lagen ganz in Trümmern. Die Besatzung kauerte in verpesteten unterirdischen Räumen und ließ nur Beobachter in den Ruinen, um den Feind im Auge zu behalten. Die Reserven hockten in wasserzerfressenen Schluchten zusammengedrängt, in die der Franzose Gasgeschosse und Fliegerbomben warf. Noch tat die Truppe ihre Pflicht, aber sie litt unter dem dumpfen Druck, der von dem unaufgeräumten Schlachtfeld ausging, und würgte an dem Ekel des Grabenkrieges, zu dem sie sich hier unter den grauenvollsten Bedingungen verdammt sah. Die deutsche Artillerie war vermindert worden, denn die Somme forderte Geschütze. Auf den Maashöhen lagen Divisionen, die an der Ancre gefochten hatten und nun hier hart am Feind ihre Wunden leckten. Der Spätsommer schüttete endlosen Regen aus. Grau hing der Nebel um die Höhen, Verdun und die Maasbrücken waren selbst von der Feste Douaumont aus nicht mehr zu erblicken. Der Silberstreif der Maas und die Straßen, auf denen der Franzose seine Reserven bewegte, verschwammen in der Trübe.

Da traten die Franzosen zu neuem, größer gedachten, peinlich vorbereitetem Angriff an und wendeten das Glück.

Als Nivelle seine Sturmtruppen zum drittenmal bereitstellte, um aus der Linie Souville—Bras gegen Thiaumont vorzubrechen, hielten rings um Verdun 15 abgekämpfte, geschwächte deutsche Divisionen das Feld. Auf dem linken Ufer standen 7 Divisionen unter dem Befehl des Generals v. François, der Gallwitz abgelöst hatte, und hüteten den Toten Mann. Auf dem rechten Ufer standen 8 Divisionen, die General v. Lochow als Nachfolger Mudras befehligte, und drückten auf Fleury. Diesen galt Nivelles Kopfhieb. Lochows Kampflinie lief zwischen Vacherauville und dem Abstieg in die Woëvre über die Steinbrüche von Haudromont und die Trümmer von Thiaumont am Nordostsaum der Ruinen und der Weinberge von Fleury entlang zum Chapitrewald und von dort am Südrand des Chenoisgehölzes entlang zum Südhang der Hohen Batterie von Damloup. Sie war von 21 Bataillonen besetzt. Die Bataillone zweiter Linie lagen weit zurück in den Hohlwegen am Nordfuße der Maashöhen. Diese starke Tiefenstaffelung ermöglichte es den Deutschen, das zerwühlte Schlachtfeld als Aufmarschraum zu benutzen. Lochows Kampflinie lief aber dadurch Gefahr, überrannt zu werden, ehe Verstärkungen zur Stelle waren.

Die Franzosen waren besser daran. Sie konnten ihre Angriffsmasse dicht hinter den Forts Souville und Tavannes und an den Hängen der Kalten Erde bereitstellen und beherrschten das Feld mit allen Rohren. Die französische Linie schmiegte sich der deutschen hart an, umfaßte sie aber auf dem Ostflügel, wo der Franzose den Hang von Damloup umklammert hielt. Drohend erhob sich auf französischer Seite das Fort Souville, der Befehlsstand des Generals Mangin, und bot im Vollbesitz seiner Kampfkraft dem

zerschossenen Douaumont Trotz. Mangin, der im Mai zwei Tage lang die Hand auf die Feste Douaumont gelegt und im August den zweiten großen Gegenangriff geleitet hatte, befehligte auch diesen Sturm. Es galt, Douaumont und Vaux zurückzuerobern und der würgenden Bedrängnis der Festung Verdun auf dem rechten Maasufer ein Ziel zu setzen. Die Gelegenheit war günstig, denn die Deutschen lagen an der Somme, in Wolhynien und in Rumänien in Kämpfen gefesselt, die über die Kräfte jedes anderen Heeres gingen. Vielleicht genügte ein harter Stoß bei Verdun, ihr ganzes strategisches Gebäude zum Einsturz zu bringen. Der Angriff wurde von General Nivelle mit erfinderischer Sorgfalt vorbereitet. Er zog die Divisionen, die den Sturm führen und die Linie Thiaumont—Douaumont—Vaux zurückerobern sollten, schon im September aus der Gefechtsfront, ließ sie bei Bar-le-Duc ruhen, auffrischen, mit Rauch- und Flammenwerfern versehen und auf genau nachgebildetem Gelände an einem Modell der Feste Douaumont zum Angriff schulen. Unterdessen häufte er Geschütze und Geschosse und wies jeder Batterie zwischen Bourrus und Tavannes ihr Ziel.

Mangin erhielt fünf verstärkte Divisionen zum Sturm überwiesen. Dahinter standen die Hauptkräfte der 2. Armee. Am 22. Oktober war alles bereit. Die Divisionen Lardemelle, Passaga, Guyot de Salins, Andlauer und Arlabosse rückten in ihre Kampfräume. Es waren auserlesene Truppen, Jäger, Kolonialinfanterie, Zuaven, Marokkaner, Senegal- und Somalineger und savoyische und gaskognische Linienregimenter. Das ergab eine Angriffsmasse von mehr als 60 000 Bajonetten, die, von 650 Geschützen aller Kaliber und zahlreichen Fliegern unterstützt, in einem Gefechtsstreifen von 7000 Metern Breite zum Sturm antraten und von ihren Zielen Douaumont und Vaux nur 3000 Meter entfernt waren.

Diese Zielsetzung stempelt das Unternehmen zu einem Ausfall.

Am 21. Oktober beginnt das französische Geschützfeuer, das seit 14 Tagen lässiger geworden war, lebhafter aufzuflammen. Regendünste hängen um die Côte Lorraine, aber der Franzose bedarf keiner Sicht. Er schießt nach der Karte und kennt seine Ziele genau: die verschlammten Kampfgräben, die zerhackten Gehölze, die steilwandigen Schluchten, die Trümmer der Forts, die feindlichen Batterien und die Sammelplätze der deutschen Reserven. Drei Tage rauscht der Eisenorkan über die Maashöhen. Von 160 deutschen Batterien, die den Kampf aufnehmen, verstummen mehr als 60, ehe der dritte Tag zur Rüste geht. Fort Douaumont wird von Haubitzen beschossen, die Granaten von 40-cm-Kaliber schleudern; 23 Treffer schlagen ein, die letzten Mauern stürzen, ein Geschoß bricht in die Kasematten, verwundet und tötet alles um sich her und setzt Granatenstapel und Benzinvorräte in Brand. Roter Qualm steigt himmelan. Die Besatzung zieht sich in die Anschlußgräben zurück, nur eine Handvoll Leute und der Artilleriebeobachter Hauptmann Prollius harren in dem rauchenden, von Explosionen dröhnenden Steinhaufen aus.

Am Abend des 23. Oktober sind die deutschen Linien eingeebnet, die Grabenbesatzungen in die Stollen getrieben, die Reserven zersprengt, die Verbindungen zerrissen. Dichter Nebel ballt sich über dem Becken von Verdun, steigt aus dem Maastal zur Côte Lorraine und ballt sich zu gestaltloser Masse. Das französische Feuer gießt rote Lohe in die graue Finsternis. Es schweigt mitnichten, sondern wälzt sich trotz der bleiern lastenden Dunstschicht weit und weiter ins Hinterland. Bis Beaumont und Ornes fliegt die Saat, Gas kriecht in die Schluchten und liegt dort wie Blei gebettet. Der Tod würgt ganze Bataillone.

Als der 24. Oktober anbricht, liegen die Nebelschwaden so dicht um die Höhen, daß der Blick nicht mehr von Graben zu Graben reicht. Nivelle hält trotz der ungünstigen Witterung am Angriff fest. Generalissimus Joffre und der Oberbefehlshaber der Zentrumsarmeen, General Pétain, sind in Verdun eingetroffen, um dem Angriff Mangins beizuwohnen. Frankreich sucht in einem festlich vorbereiteten Schlachtakt Seelenstärkung für den drohenden Winterfeldzug.

Die Divisionen de Lardemelle, Passaga und Guyot de Salins stehen sprungbereit, Andlauer und Arlabosse warten Gewehr bei Fuß. Der Artillerist Nivelle baut auf die Zerstörungen seines Geschützfeuers. Er hat seine Batterien so kunstvoll aufgebaut, ihnen ihre Aufgabe so genau zugeteilt und das furchtbare Uhrwerk so meisterhaft in Gang gesetzt, daß weder Nacht noch Nebel, noch der überraschte Feind der Vernichtung zu steuern vermögen. Was das Eisen verschont, wird vom Gas zu Boden geworfen.

Letztes Trommelfeuer brüllt in den Morgennebel. Die Dunstmassen stauen sich dichter als je in den Schluchten und auf den Höhen zwischen Souville und Douaumont. Vom französischen Granatensturm zerrissen, wogen sie auf und nieder, ohne zu weichen. Die deutsche Artillerie schießt unsicher zurück, verursacht aber dort, wo sie auf gefüllte Sturmgräben trifft, empfindliche Verluste. General Ancelin, Passagas erster Brigadier, fällt beim Einrücken in die Angriffslinie. Aber Nivelles Höllenfeuer ist stärker. Um 11 Uhr ruft die letzte Stunde. Hunderte von Minenwerfern und Brandröhren schleudern ihre Ladungen in die deutschen Gräben. Die Feuerwalze rollt über den Chenoiswald, Thiaumont, Haudromont und Douaumont hinweg und zermalmt die Nordhänge der Côte Lorraine. Um 11 Uhr 40 Minuten erheben sich die französischen Sturmdivisionen und stürzen, von ihren Offizieren mit dem Kompaß in der Hand geführt, im dichten Nebel vorwärts. De Lardemelle greift den Chenois- und den Chapitrewald an, um die Hohe Batterie und Fort Vaux zu erobern, Passaga stürmt gegen den Caillettewald und den Fuminwald an, um zwischen Fort Vaux und Fort Douaumont einzubrechen, und Guyot de Salins wirft sich auf Douaumont, Thiaumont und Haudromont, um die Festen zu nehmen und den rechten deutschen Flügel gegen die Maas abzudrängen.

Der Sturm geht über leichengefüllte Gräben. Die Deutschen haben unter dem Feuer Nivelles entsetzlich gelitten. Alle Versuche, die Grabenbesatzungen in der Nacht auf den 24. Oktober abzulösen, sind gescheitert. Der Franzose trifft den Feind im Augenblick seiner größten Schwäche. Vergebens reißen einzelne Offiziere alles, was noch lebt nach vorn, vergebens mähen ausgegrabene Maschinengewehre die ersten Sturmwogen nieder — der Zusammenhalt fehlt, große Lücken gähnen, gasbetäubte Stollenbesatzungen werden abgeschnitten, die Überraschung ist vollkommen. Die Division Guyot de Salins bricht in den Steinbruch von Haudromont ein, nimmt Thiaumont und rollt die Flankengräben bis zum Dorf Douaumont auf. Marokkaner und Kolonialinfanterie dringen gegen den rauchenden Trümmerklotz der Panzerfeste Douaumont vor. Ein Windstoß fährt in den Nebel und trägt ihn in die Höhe. Zum Krater ausgebrannt liegt die Trümmerstätte vor den keuchenden Stürmern. Aus einem zerschlagenen Turm feuert ein einsames Maschinengewehr. Deutsche Fernbatterien suchen den Schwall zu brechen, aber ihr Sperrfeuer liegt noch auf den französischen Sturmstellungen und zerreißt die Rebenhänge von Fleury, als Guyots Infanterie Fort Douaumont schon an der Kehle packt. Das Bataillon Nicolai dringt über Leichen in die Trümmer. Als die Deutschen sich auf das Glacis von Douaumont einschießen, ist es zu spät, den Siegespreis des 25. Februar zu retten. Der letzte Widerstand in den Gewölben des brennenden Gehäuses ist erstickt.

Die Division Passaga, die in der Mitte angreift, findet auf ihrem Sturmgang nur noch zerstreute Gegenwehr. Tot, verschüttet, zersprengt ist alles, was an der Südflanke der Bazilschlucht vor dem Caillettewald in den Gräben stand. Im Wald lebt noch letzter Widerstand. Einzelne Grabenbesatzungen werfen sich den Jägern Passagas entgegen. Hauptmann Mathesius vom 154. Infanterieregiment sammelt die Trümmer seines Bataillons am Rande der Schlucht und hemmt den Vormarsch der Franzosen, bis er zu Tod getroffen niedersinkt. Im Kampf mit zersprengten Resten stößt Passaga bis zum Vauxteich durch.

Mangins rechter Flügel ist weniger glücklich. Die Division de Lardemelle überrennt die Hohe Batterie, wird aber in den Schluchten und Gräben des Chapitrewaldes und des Chenoisgehölzes in schwere Kämpfe verstrickt und kommt nicht mehr vom Fleck. Zerfetzte Bataillone der 33. Reservedivision und der 50. Division verteidigen sich in den Splittergehölzen bis in die sinkende Nacht.

Mangin führt Lardemelle Verstärkungen zu und sucht den linken Flügel des Verteidigers am Vauxberg zu umfassen. Aber dem Angriff fehlt es an Schwung. Deutsches Artilleriefeuer schlägt in die Schluchten von Chenois und bannt den Feind. In würgenden Kämpfen ringen sich die Franzosen am 25. Oktober an die Feste Vaux heran. Da Lardemelle nicht mehr vorwärts kommt, wirft Mangin die Division Andlauer in die Schlacht und ruft

Verstärkungen vom linken Maasufer heran. Andlauer und de Lardemelle dringen in den Fuminwald ein und erreichen über die verschütteten Anlagen der Batterie Damloup hinweg den Kahlhang des Festungsberges. Von Süden und Südosten nähert sich der Angreifer der von schwerstem Steilfeuer überschütteten Feste. Das Dorf Damloup ist bedroht, die Feste Vaux scheint reif zum Fall. Das Feuer der französischen Batterien zerreißt, zerfetzt die deutschen Gräben, die sich vom Fort zum Vauxbach hinunterziehen, und türmt Rauch- und Flammensäulen auf den zerstampften Hängen. Deutsche Batterien antworten und räumen unter den Stümpfen des Chapitrewaldes und des Horgnewaldes auf, wo Andlauers Jäger sich zum entscheidenden Sturm sammeln. Drei Regimenter treten an. Im Fort liegen 300 Mann mit einem Dutzend Maschinengewehre. Um 10 Uhr wälzen sich die französischen Angriffswogen heran, aber die Dreihundert empfangen sie mit Feuergarben, die Welle auf Welle zerschlagen. Als Andlauer rechts schwenkt und Vaux von Osten zu umfassen droht, fallen ihm die deutschen Woëvrebatterien in den Rücken. Zwei Kompagnien erreichen das Fort. Aber sie vermögen sich auf dem zerworfenen Steinklotz nicht zu halten. Aus Spalten und Schächten der unterirdischen Räume schlägt das Feuer des Verteidigers und legt einen Bannkreis um die Trümmerstätte. Die Stürmer verzweifeln am Erfolg und kriechen in der Nacht in die Gräben am Horgnegrund zurück.

Unterdessen ist die Division Passaga zwischen der Vauxschlucht und der Feste Douaumont von deutschen Reserven festgekeilt worden. Nivelles Sperrfeuer hat die vorgehenden Verstärkungen nahezu vernichtet, aber einzelne Gruppen, deren Führer längst im Blute liegen, fesseln den Angreifer und verwehren ihm die Durchbrechung der Front. Mangin ruft die Division Arlabosse heran und zieht die abgekämpfte Division Passaga aus der Schlacht. Arlabosse dringt Schulter an Schulter mit Andlauer tiefer ins Fuminholz ein, vermag aber die Nordhänge des Douaumont nicht zu erreichen. Der 27. Oktober endet in wildem Fechten. Auf beiden Seiten fallen zahlreiche Opfer.

Vom Pfefferrücken bis zur Höhe von Vaux wütet verbissener Kampf. Die Deutschen halten die Südhänge des Louvemonts, den Chauffourwald, den Nordhang des Douaumont, die Schluchten des Fuminwaldes, den Vauxteich, die Feste Vaux und den Nordhang des Vauxberges; die Franzosen greifen mit verstärktem rechten Flügel aufs neue an. Ihre Geschützmassen nützen die helleren Tage zur Niederkämpfung des Verteidigers von Vaux. Am 28. Oktober sind die Deutschen im Fuminwald so weit zurückgedrängt, daß die Westflanke der Feste Vaux entblößt liegt. Die 50. Division ist am Verbluten. Mangin schnürt das Fort eng und enger ein und umgibt es mit einem Feuerkranz. Der ganze Berg, die Dörfer Damloup und Vaux und das Vauxbachtal werden erfaßt und jeder Fußbreit Erde mit Eisen gepflastert. Das Fort liegt als unkenntlicher Schotterhaufen in der Krater-

landschaft. Die deutschen Batterien nehmen den Kampf auf, aber die großen französischen Geschütze von Tavannes und Froide Terre, Haubitzen von 40 Zentimetern und Langrohre von 28-cm-Kaliber sind ihnen weit überlegen und gewinnen am 1. November die Oberhand. Auf dem Vauxberg und in der Schlucht, die vom geborstenen, ausgelaufenen Teich als Schlammulde zum Dorf zieht, wird alles Leben ausgetilgt.

Lochow gibt sich Rechenschaft über die verzweifelte Lage und beschließt Fort und Berg zu räumen. In der Nacht auf den 2. November legt die Besatzung Feuer an die Munition und verläßt kurz darauf die Trümmer, um sich auf das Norduser des Vauxbaches zurückzuziehen. Der Franzose erkennt Bewegung im Vauxbachtal, glaubt aber die Feste noch besetzt und schießt weiter. Lage auf Lage schlägt ein, der Berg bebt von der Gewalt der Beschießung, Andlauer rüstet zum Sturm. Am Abend wird er gewahr, daß das Fort völlig zertrümmert ist. Nach Mitternacht betritt seine erste Patrouille das geborstene Gemäuer und nimmt von Raynals Erbe Besitz.

Am Tage darauf schiebt Mangin seine Linie bis an den Nordhang der Kuppe vor und besetzt am 4. November das Dorf Damloup und die Vauxschlucht. Der Deutsche ist auf den Südhang der Höhen von Hardaumont und Bezonvaux ausgewichen. Die Gegner liegen sich hier wieder in den Stellungen gegenüber, die sie zu Beginn des März innehatten.

Die Rückeroberung der Festen Douaumont und Vaux war für die Deutschen ein harter Schlag, reifte aber keine strategischen Früchte. Nivelle war nicht imstande, die schmale Grundstellung zu einer größeren Operation zu benützen und in die Nordwoëvre durchzubrechen.

Er rüstete sofort zu einem neuen Ausfall, um die Deutschen in einem zweiten Anprall vollends von den Maashöhen herunterzuwerfen. Er räumte das eroberte Gelände auf, baute Wege und Bahnen und erteilte Mangin den Befehl, nun die Maasschleife anzugreifen und Vacherauville, den Pfefferrücken, die Côte de Talou und die Befestigungen des Louvemont und des Hardaumont aufzurollen. Bevor alles bereit war, wurde Nivelle von Verdun abberufen und an Stelle Joffres zum Generalissimus der französischen Front ernannt. Joffre erhielt den Marschallstab und wurde als technischer Beirat des französischen Kriegskabinetts und Vertreter Frankreichs im interalliierten Kriegsrat vom Oberbefehl des Heeres entbunden. An Nivelles Stelle trat General Guillaumat. Pétain behielt den Oberbefehl über die Zentrumsarmeen bei, Castelnau übernahm die Nordfront, und Foch schied von der Somme, um sich in die Vogesen zu begeben.

Der Franzose rüstet zur Fortsetzung des Krieges und antwortet auf die Eroberung Bukarests und Deutschlands Friedensangebot mit neuen Stürmen.

Mangin tritt am 14. Dezember zwischen Bras und Vaux zum Angriff an. Er hat seit dem 6. Dezember auf günstiges Wetter gewartet, um den

Stoß mit tödlicher Sicherheit zu führen. Die kurzen Wintertage erschweren die Beobachtung. Die Maasnebel, die Bras und Vacherauville einhüllen und in den Hohlwegen des Pfefferrückens und auf der Côte de Talou lagern, sind wohl zu Vorbereitungen, aber nicht zur Ausführung des Sturmes willkommen, denn der Deutsche hat seit dem Verluste Douaumonts unermüdlich geschanzt und das Stellungsnetz am Pfefferrücken, im Haudromontwald, im Chauffourwald, im Hassoulegehölz und auf den Höhen von Bezonvaux und Louvemont bis zur Chambrettes-Ferme ausgebaut, um einem neuen Überfall zu begegnen. Der Deutsche hält trotz dem Druck, der unverkennbar auf ihm lastet, auch diesmal nur wenige Bataillone in der Kampflinie. Das schmale, nach der Tiefe gestreckte Schlachtfeld zwingt ihn, die Masse seiner Divisionen in der Nordwoëvre unterzubringen. Dort sind sie dem Grauen entzogen, das von der verseuchten, im Moder erstickenden, von der feindlichen Artillerie beherrschten Walstatt ausgeht und Kraft und Nerven zerfrißt.

Das Martyrium der deutschen Westfront ist an der Somme und vor Verdun so groß geworden, daß die Kämpfer darunter zusammenzubrechen drohen. Entbehrungen zehren am Mark der Truppen. Ihre seelische Kraft ist im Schwinden. Deutschlands Ernte ist mißraten und die Blockade wird zur Erdrosselung. Das deutsche Volk nährt sich von Steckrüben, und das deutsche Heer kämpft mit dem Hungergespenst im Nacken seinen dritten Winterfeldzug. In der fruchtbaren Walachei ist davon nichts zu spüren. Dort stürmt der Deutsche von Sieg zu Sieg, aber im Westen, wo er die Ketten des Stellungskrieges trägt, leidet er schwer.

Als Mangins Artillerie am 12. Dezember zum Vernichtungsschießen übergeht, liegen 15 Bataillone in den deutschen Kampfgräben, fünfzehn stehen dahinter in den Schluchten des zerrissenen Geländes und ebenso viele liegen am Fuß der Höhe in den Quartieren. Alle sind erschöpft von Schlagen und Schanzen, alle haben hier und an der Somme geblutet. Drei Tage wütet die Artillerieschlacht. Von Vacherauville bis Vaux wogen Pulver- und Gasschwaden und verschlucken das Tageslicht, das bleifarben zwischen Schneegewölk und dampfender Erde hängt. Als Drahthindernisse, Verhaue, Gräben und Stollen zerstört liegen, die deutschen Grabenkompagnien so gut wie vernichtet und die Bataillone in den Todesschluchten vom Gas überwältigt sind, greift die französische Infanterie an.

Mangin sendet wiederum ausgeruhte, frisch aufgefüllte Truppen in den Kampf. Die Divisionen Passaga und Guyot de Salins, die seit der Eroberung Douaumonts geschont worden sind, bilden den Kern der Angriffsmasse. Diese setzt sich am 15. Dezember um 10 Uhr morgens, 6 Divisionen stark hinter der Feuerwalze ihrer Artillerie in Bewegung. Die Division Muteau überrennt Vacherauville und bemächtigt sich des Pfefferrückens. Vergebens leisten Trümmer der 14. Division auf der Kahlen Erde bis zum

anderen Morgen Widerstand. Sie werden zusammengeschossen und zersprengt. Passaga bricht in die Schluchten von Haudromont ein, dringt gegen das Dorf Louvemont vor und erreicht rechts ausgreifend die Chambrettes-Ferme. Hier sperrt ihm der Deutsche den Weg und erobert die Ferme am Abend zurück. Die Division Garnier de Plessis geht von Douaumont gegen das Bois de la Vauche vor. Sie findet in den Waldgründen, wo der Gastod in den Reihen der 10. Division gehaust hat, kaum noch geschlossenen Widerstand. In einzelne Gruppen und Klumpen geballt, fechten die Deutschen einen hoffnungslosen Kampf. Am Ostrand des Chauffourwaldes schlagen sie sich bis zum letzten Mann. Offiziere bedienen die Maschinengewehre, Oberst Kaisenberg greift zum Gewehr und führt die Trümmer des 6. Grenadierregiments in den Tod. Im Hassoulewald muß Schlucht um Schlucht umstellt und mit Brandbomben ausgeräuchert werden, ehe der Verteidiger die Waffen sinken läßt. Der linke Flügel der Deutschen weicht fechtend vom Nordufer des Vauxbaches bis Bezonvaux.

Als es Nacht wird, verknäult sich der Kampf zwischen Louvemont und Bezonvaux zu blutigem Handgemenge. Die Deutschen treten im Caurrièreswald zum Gegenangriff an und nageln den Gegner im Hassoulewald fest. Es ist stichdunkel, Schnee fällt, Eiskrusten bedecken die Granattrichter, durchkältet sinken die Gegner zu Boden, um den Morgen zu erwarten und das Gefecht zu entwirren. Da sichert der kühne Entschluß eines Offiziers den Franzosen die Vorhand. Oberstleutnant Picard wirft sich vor Tagesgrauen an der Spitze des 321. Regiments auf Bezonvaux und umfaßt den linken Flügel des Verteidigers im Caurrièreswald. Der Deutsche weicht aus, stellt sich noch einmal, führt Artillerie ins Treffen und greift am 16. und 17. Dezember im Zentrum aufs neue an. Furchtbare Nahkämpfe wüten im Trichtergelände. Auf beiden Seiten fordern Frost und Erschöpfung große Opfer. Mit erfrorenen Füßen schleppen sich die Gegner zum Angriff, in vereisten Schlammlöchern finden Verwundete den Tod. Am 18. Dezember gelingt es Passaga, die Chambrettes-Ferme zurückzuerobern. Als die Franzosen in die Trümmer dringen, stehen noch 7 Mann der Besatzung aufrecht.

Die Schlacht ist zu Ende. Mangin hat den Sieg teuer bezahlt, führt aber 11 000 Gefangene und 140 Geschütze als Beute heim. Die Côte de Talou, die Gehölze von Louvemont, Beaumont, Fosses und der Nordhang des nach Ornes abfallenden Caurrièreswaldes sind in deutschem Besitz geblieben; Vacherauville, der Pfefferrücken, Hardaumont und Bezonvaux gingen verloren.

Die Franzosen haben den Außengürtel der Nordostfront Verduns zurückerobert.

Der Nordwestsektor blieb umstritten, denn auf dem linken Maasufer konnte der Franzose sich noch nicht zum Angriff stellen. Er verlor sogar auf der Höhe 304 wertvolles Gelände, das ihm General v. François in

zwei Vorstößen, am 7. Dezember 1916 und am 26. Januar 1917, mit raschem Griff entriß. Aber da hier die Fortskette nicht gefährdet war, stand Verdun nach den Dezemberkämpfen des Jahres 1916 wieder fester als zuvor. Die symbolische Bedeutung, die das französische Nationalgefühl dem Kampf um die große Maasfeste beigelegt hatte, erhielt strategischen Sinn. Schritten die Deutschen im Westen jemals zu einem großen Angriff, um die Kriegsentscheidung in der Durchbrechung der englisch-französischen Front zu suchen, so mußten sie mit der wieder erstarkten Flankenstellung im Winkel zwischen den Argonnen und den Maashöhen rechnen und ihre weit nach Nordwesten auslaufende Wehrstellung samt den rückwärtigen Verbindungen zwischen Metz und Sedan doppelt schützen. Griffen die Alliierten an, so winkte ihnen hier die entscheidende Einwirkung auf die deutsche Flanke. Doch das waren zukünftige Dinge.

Jahresende

Zu Ende des Jahres 1916 war an die Wiederaufnahme der Offensive im Westen nicht zu denken. Weder die Alliierten noch die Deutschen waren in der Lage, zum allgemeinen Angriff zu schreiten. Tief erschöpft, arm an Geschütz und Grabengerät stand das deutsche Westheer nach dem Sturm auf Verdun und der Schlachtfolge an der Somme dem Feind gegenüber, den die Überlegenheit seiner Angriffsmittel an der Somme und die Geschicklichkeit seiner Taktik auf den Maashöhen mit Siegesbewußtsein erfüllt hatte. Zwar wurde dieses Gefühl durch die Tatsache getrübt, daß der Deutsche den übermächtigen Angriffen Halt geboten und zur gleichen Zeit in der Walachei einen siegreichen Bewegungsfeldzug geführt hatte, aber trotz der gewaltigen Enttäuschung, die die Niederlage Rumäniens im Lager der Entente hervorgerufen hatte, war man in Paris, in London, in St. Petersburg und in Rom fest entschlossen, den Krieg bis zum Äußersten durchzufechten.

Die Entente wurde in diesem Entschluß durch das Friedensangebot, das Kaiser Wilhelm II. und seine Verbündeten nach dem Falle Bukarests der Öffentlichkeit übergaben, nicht irre gemacht, sondern bestärkt. Sie fühlten sich in der Beherrschung der politischen Weltstimmung, im Aufblick zu großen nationalen Zielen und im Besitz der strategischen Handlungsfreiheit stärker als die Gegner, die sich im Jahre 1916 schlecht beraten gezeigt und ihre beste Heereskraft — vorab kostbares und unersetzliches deutsches Blut — auf den Schlachtfeldern Europas geopfert hatten.

Der Seekrieg
vom 24. Februar 1915 bis 22. Dezember 1916 und der diplomatische Kampf Deutschlands mit den Vereinigten Staaten von Amerika

Deutschlands Seestrategie im Vorfrühling 1915

Nur die Beherrschung der Meere hatte England in Stand gesetzt, die gewaltige Kriegsmacht auszurüsten, nach Frankreich zu senden und zu unterhalten, die im Juli 1916 an der Somme zum erstenmal zu methodischem Angriff schritt. Je länger der Krieg dauerte, je mehr er auf die Zermürbung der Widerstandskraft des ganzen deutschen Volkes ausging, desto wichtiger wurde für das Inselreich die Beherrschung der See und die Sicherung des eigenen Unterhaltes. England rang nicht nur um den Sieg über seinen größten Nebenbuhler auf dem Weltmarkt, sondern auch um die Erhaltung seiner eigenen, von diesem Siege abhängigen Welthegemonie. War England auch genötigt worden, sein Gewicht zu Lande in unerhörtem Umfang in die Wagschale zu werfen, so blieb doch die Blockade, die völlige Aushungerung Deutschlands an Lebensmitteln und Rohstoffen, das eigentliche und das wichtigste Ziel der englischen Kriegführung. Daran hielt England unverbrüchlich fest, darin ließ es sich durch keine Rücksichten auf die Rechte der Neutralen, durch keine Anstrengungen der Kriegführung zu Lande irre machen. Es löste diese Aufgabe, ohne seine Flotte aufs Spiel zu setzen, und lieferte damit einen Beweis für die innige Durchdringung von Politik und Strategie, die in seinen Plänen waltete.

Als Deutschland im Februar 1915 die von England verhängte völkerrechtswidrige Blockade der Nordsee durch die Erklärung beantwortete, daß es die britischen Gewässer und den Kanal als Kriegsgebiet betrachte, und neutrale Schiffe vor deren Befahrung warnte, tat es zögernd und unsicher den ersten Schritt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und dem Inselfeind die Zufuhr abzuschneiden. Der Versuch traf auf den Einspruch der Vereinigten Staaten, die dieser Erklärung die Anerkennung versagten. Der Einspruch Wilsons tat in Berlin um so größere Wirkung, als man sich im Schoße der Reichsregierung nur mit innerem Widerstreben zu der Aufnahme des Handelskrieges unter Wasser entschlossen hatte. Da Bethmann Hollwegs Politik darauf gerichtet war, mit England Frieden zu schließen und durch England oder die Vereinigten Staaten zur Beendigung des Krieges zu gelangen, war er mit seiner eigenen Politik in einen unlöslichen Widerspruch geraten, als er von der Bedrohung zur Tat schritt und im Februar 1915 den U-Bootkrieg in beschränktem Umfang eröffnete. Die deutsche Marine ging mit Eifer an die Ausführung der erwünschten Befehle, sah sich aber vor eine Aufgabe gestellt, die den Charakter eines unberechenbaren Versuches hatte, und mit den vorhandenen Mitteln überhaupt nicht gelöst werden konnte. Die deutsche Kriegführung zur See verstrickte sich dadurch noch tiefer in Unsicherheiten und lief noch größere Gefahr, sich zu zersplittern, als bisher.

Der deutschen Flotte leuchtete kein glückbringendes Gestirn. Die Lage Deutschlands zur See war im Februar 1915 trotz hervorragender einzelner Waffentaten und heldenhafter Kämpfe in der Weite des Ozeans und in der Enge der Nordsee ungünstiger als zu Beginn des Krieges.

Als die deutschen Kreuzer am 24. Januar 1915 auf der Doggerbank — weder von U-Booten begleitet noch von Linienschiffen unterstützt — ihr erstes großes Treffen lieferten, „Blücher" in die Tiefe sank und aus „Seydlitzens" Geschütztürmen lodernde Flammen schlugen, war dieses zum erstenmal sinnfällig in die Erscheinung getreten. Admiral v. Ingenohl büßte den Ausgang des Treffens zwar mit dem Verlust seiner Stellung, aber die Wurzel des Übels, die Unsicherheit der Befehlsgebung an oberster Stelle, wurde dadurch nicht beseitigt. Die Bindung der Hochseeflotte blieb bestehen und die Führung des U-Bootkrieges ins Ungewisse gestellt. Daran änderte die Erklärung der Gegenblockade nichts. Der neue Flottenchef, Admiral v. Pohl, führte zwar die Panzerschiffe zu kurzen Vorstößen aus der deutschen Bucht, brachte sie aber nicht zum Schlagen. Er gehorchte dem Befehl des Kaisers, der dem Gedankengang Bethmanns folgte und die Flotte als politisches Instrument nicht aufs Spiel setzen wollte, obwohl sie weder Deutschlands Hauptwaffe noch zur unversehrten Erhaltung nach dem Kriege geschaffen war. Sie unterschied sich darin wesentlich von der britischen Armada, die das militärische Fundament des englischen Weltreiches bildete. Wohl wirkte auch die deutsche Flotte als „fleet in beeing", aber dieses Verhalten war ihr nicht von der Stärke, sondern von der Schwäche vorgeschrieben. Sie war politisch und strategisch gefesselt, bildete daher nur eine Verteidigungswaffe, eine vorgeschobene schwimmende Batterie, während die englische Hochseeflotte trotz ihrer Zurückhaltung angriffsweise wirkte.

Die deutsche Angriffswaffe zur See war die U-Bootflotte. Sie ging dem Befehle gemäß im Februar 1915 zum verschärften Handelskrieg über und suchte die Blockade Englands durch tatkräftiges Vorgehen bis zu einem gewissen Grad wirksam zu gestalten, sah sich aber bald in ihrer Tätigkeit gehindert, da man sich in Berlin auf Wilsons Einspruch hin weder für die uneingeschränkte Verwendung unter Wasser noch für die Benutzung der Waffe im Rahmen des herkömmlichen Kreuzerkrieges entscheiden konnte. Die Suche nach einem Mittelweg war vergebliche Mühe, denn die Natur der neuen Waffe duldete keinen Kompromiß. Diese Unsicherheit des Handelns wurde Deutschland verhängnisvoll. Sie wurde zu einer politischen Fehlerquelle, die von Tag zu Tag neue Verwirrung spie. Sie spaltete das deutsche Volk in leidenschaftliche Befürworter und erbitterte Bekämpfer des U-Bootkrieges, schuf im Verkehr mit den Neutralen, vornehmlich mit Wilson, immer wieder neue diplomatische Zwischenfälle und gestattete England, sich mit allen Mitteln zum Kampfe unter dem Wasser zu rüsten. Diese Unsicherheit hinderte Deutschland aber auch, alles an die Schaffung einer

möglichst großen Tauchbootflotte zu setzen, um so bald als möglich zum Verzweiflungskampf bereit zu sein.

Das heilige Feuer, das nach Weddigens Tat aufloderte, brannte nur auf den Altären vaterländischer Begeisterung mit heller Flamme. Die Essen, in denen die U-Boote geschmiedet wurden, warfen schwache Glut. Die Marine war mit der Fertigstellung im Bau zurückgebliebener Linienschiffe und Schlachtkreuzer und mit der Erzeugung ungezählter Minenschiffe beschäftigt und gelangte nicht dazu, große Serien von Unterseebooten zu bauen.

Als Deutschland im Vorfrühling 1915 die Blockade Englands verkündete, verfügte die deutsche Marine in der Nordsee nur über 23, in der Ostsee nur über 7 Hochseeboote; dazu kamen 33 kleine Kanalboote, die an der flandrischen Küste tätig waren. Das war alles. Wohl waren noch 42 große Boote in Bau gegeben, aber auch diese Zahl genügte nicht, ein Unternehmen von so großem militärischem Umfang und so gefährlicher politischer Tragweite einzuleiten, konnte doch stets nur ein Drittel der verwendungsfähigen Boote am Feinde sein. Trotzdem gelang es der vorbildlichen Tüchtigkeit der Bootführer und ihrer Besatzungen, ansehnliche Ergebnisse zu erzielen. Binnen zehn Wochen wurden 100 englische Handelsschiffe mit einem Gehalt von 160 000 Tonnen versenkt. Da sprengte ein schicksalschwerer Torpedoschuß den U-Bootkrieg selbst in die Luft.

Woodrow Wilson und der Kampf um den U-Bootkrieg

Am 7. Mai näherte sich der irischen Küste von Westen die „Lusitania“, ein englischer Passagierdampfer von 31 500 Registertonnen, der auf dieser Fahrt 2000 Menschen und viele Millionenwerte über den Ozean trug. Die „Lusitania“ hatte Neuyork am 1. Mai verlassen. Obwohl einige Tage vorher in Neuyorker Tageszeitungen eine Anzeige der deutschen Botschaft erschienen war, die vor Benutzung britischer oder alliierter Schiffe zur Überfahrt nach England warnte, befanden sich über hundert amerikanische Bürger an Bord des schnellen Schiffes. Die „Lusitania“ durchmaß ungefährdet den Ozean und erschien am 7. Mai nachmittags mit kahlem Flaggenmast im Angesicht der irischen Küste. Die See lag ruhig, die Kapelle spielte, der Rauchstreifen eines britischen Zerstörers zerfloß am Horizont. Da traf kurz nach 3 Uhr ein Torpedo die Steuerbordseite und schlug dem Schiff eine tödliche Wunde. Es sank nach kurzem Todeskampf und riß 1500 Menschen in die Tiefe.

Die Kunde vom Untergang der „Lusitania“ erschütterte die ganze Welt. Die Bewegung in England und Amerika war ungeheuer. Die tragische Sinnfälligkeit der Katastrophe wirkte so stark auf die Gemüter, daß die deutsche Seekriegführung überall als barbarisch empfunden wurde. Die

Empörung über den Verlust von 1500 Menschenleben, die vom Ozean verschlungen wurden, war größer als das Mitleid mit 120 Millionen Menschen, die in Mitteleuropa vom Hungertod bedroht waren. Die Tatsache, daß England und seine Verbündeten das Deutsche Reich als belagerte Festung behandelten und die Bevölkerung Mitteleuropas dem Hunger überlieferten, daß daher Ansage und Durchführung der U-Bootblockade nicht völkerrechtswidriger war als diese auf die Mißachtung des geltenden Völkerrechtes und der Rechte der Neutralen gegründete Aushungerung von mehr als 100 Millionen Nichtkämpfern, fiel gegenüber der greifbaren, plötzlich wirkenden Katastrophe und der sichtbaren Vernichtung von 1500 Menschenleben nicht ins Gewicht. Die menschliche Vorstellungskraft und die kühle Vernunft hielten der Empörung nicht stand, die aus den Tiefen des Gemütes zum Licht drängte und Deutschland jenseits des Meeres die Feindschaft von Millionen gewann.

Die deutsche Regierung wurde von der Nachricht des Unterganges der „Lusitania" nicht weniger erschüttert als die öffentliche Meinung des Auslandes. Sie sah sich plötzlich ungeahnten Verwicklungen gegenüber. Der Konflikt, den Bethmann Hollweg unausgetragen in seiner Brust wälzte, erhielt durch die Katastrophe neue Nahrung. Der Kanzler erkannte, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten durch die Versenkung der „Lusitania" bis auf den Grund getrübt und Wilsons Politik dadurch noch einseitiger und schärfer gegen die deutsche Seekriegführung zugespitzt wurde. Er suchte das Schlimmste zu verhüten, indem er abermals die Bahn der Erklärungen betrat. Am 12. Mai teilte die deutsche Regierung der Regierung der Vereinigten Staaten und den Regierungen der neutralen Mächte öffentlich mit, daß sie den Verlust der mit der „Lusitania" untergegangenen Menschenleben aufrichtig bedauere. Bethmann ging noch weiter. Er suchte die Handlungsweise zu rechtfertigen, indem er nochmals feststellte, daß die englische Regierung das Deutsche Reich durch ihren Aushungerungsplan zu solchen Vergeltungsmaßregeln gezwungen habe. Auf der „Lusitania" sei Munition und Bannware verfrachtet worden, und die ergangenen Warnungen hätten kein Gehör gefunden. Die deutsche Regierung müsse daher die Verantwortung für den Menschenverlust ablehnen und sie der britischen Regierung überbinden.

Als diese Erklärung nach Washington abging, war bereits eine Note Wilsons an die deutsche Regierung unterwegs. Sie wurde dem Kanzler am 13. Mai überreicht. Wilson konstruierte darin einen Unterschied zwischen der Haltung der deutschen Staatsregierung und der Handlungsweise der deutschen Marine. Er weigerte sich zu glauben, daß die deutsche Regierung, deren menschliche und aufgeklärte Haltung in Fragen des Völkerrechts und besonders im Hinblick auf die Freiheit der Meere ihm bekannt sei, solche Taten billige. Er erinnerte ausdrücklich daran, daß Amerika die durch die

U-Bootblockade geschaffene Lage nicht anerkannt habe, und daß Deutschland gehalten sei, das Leben von Nichtkämpfern nicht durch die Kaperung oder Zerstörung eines unbewaffneten Handelsschiffes in Gefahr zu bringen. Er wies am Beispiel nach, daß es praktisch unmöglich sei, die Unterseeboote für die Vernichtung des Handels zu verwenden, ohne dabei die Regeln der Billigkeit, der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zu mißachten, führte die Versenkungen, bei denen nicht einmal eine Warnung erfolgt sei, auf mißverstandene Befehle der Marinebehörden zurück und erklärte, daß die Regierung der Vereinigten Staaten auf die Mißbilligung solcher Taten durch die Reichsregierung vertraue und Anordnungen erwarte, die die Wiederholung solcher Vorfälle unmöglich machten.

Wilson versagte also in dieser Note der deutschen U-Bootblockade nochmals seine Anerkennung, indem er die Grundsätzlichkeit seines Einspruches in den Vordergrund stellte, ließ Bethmann jedoch die Möglichkeit sich aus der Schlinge zu ziehen, indem er ihm nahelegte, das Vorgehen der Marine zu mißbilligen.

Die deutsche Regierung ließ vierzehn Tage verstreichen, bevor sie antwortete, und antwortete dann weniger auf den grundsätzlichen Einspruch Wilsons, der den U-Boothandelskrieg als solchen verwarf, als auf Einzelheiten, die der Präsident nicht zur Erörterung gestellt hatte. Bethmann ging noch einmal auf untergeordnete Merkmale ein, indem er die Bewaffnung der „Lusitania“ und die Verwendung des Schiffes zum Versand von Munition hervorhob. Er empfahl diese Punkte der amerikanischen Regierung zur aufmerksamen Prüfung und behielt sich seine endgültige Stellungnahme vor, bis Washington hierauf geantwortet habe. Das war ein verschleierter Rückzug. Er führte auf ein Nebengleis und nahm dem Schlußsatz der Antwort, in welchem Bethmann darauf hinwies, daß die Vermittlungsvorschläge Wilsons zur Herbeiführung eines Modus vivendi für die Seekriegsführung an der ablehnenden Haltung der britischen Regierung gescheitert seien, Sinn und Kraft.

Wilson ließ sich nicht auf das Nebengleis locken, sondern erwiderte am 10. Juni kurz und bündig, daß die Versenkung von Passagierdampfern an sich schon Grundsätze der Menschlichkeit berühre, denen gegenüber die besondern einzelnen Umstände in den Hintergrund gedrängt würden.

Da sich Wilsons grundsätzliche Ablehnung des U-Boothandelskrieges, der den ozeanischen Verkehr aller Seestaaten, also in erster Linie die Verbindungen Amerikas mit der Entente, zu lähmen drohte, mit allgemeinen menschlichen Grundsätzen deckte, befand sich der Präsident im Besitz einer gesicherten Position. Er benützte seine Stärke, um gleichzeitig zu erklären, die Regierung der Vereinigten Staaten bemühe sich um etwas Größeres als bloße Eigentumsrechte oder Handelsprivilegien, nämlich um die erhabenen und heiligen Rechte der Menschlichkeit. Nur tatsächlicher

Widerstand gegenüber der Kaperung oder die Weigerung anzuhalten, hätten dem Führer des U-Bootes eine Berechtigung gegeben, das Leben der Menschen an Bord zu gefährden. In diesen Sätzen spiegelte sich wiederum die Ablehnung der U-Bootblockade, der Wilson die Prisenordnungen aller andern Nationen gegenüberstellte. Die Note schloß mit der Versicherung, die Vereinigten Staaten könnten nicht zugeben, daß die Verkündung einer Kriegszone als eine Verkürzung von Rechten amerikanischer Reeder und Bürger ausgelegt werde. Er erwarte daher, daß die deutsche Regierung die notwendigen Maßnahmen ergreife, um diese Grundsätze des Rechtes und der Menschlichkeit zu verwirklichen, und bitte um die Zusicherung, daß dies geschehen werde.

Die deutsche Regierung befand sich in einer peinlichen Lage. Sie hatte den verschärften U-Boothandelskrieg im Sperrgebiet mit innerlichem Widerstreben gebilligt, ohne sich über die praktischen Folgen klar zu werden, und besaß angesichts der drohenden Verfeindung mit Amerika und der wachsenden Entfremdung der Neutralen nicht die Kraft, den einmal bezogenen Standpunkt zu behaupten. Bethmann Hollweg wahrte zwar gegenüber der Welt das Gesicht, indem er den Notenwechsel — nicht zum Vorteil seiner diplomatischen Stellung — fortspann, wirkte indes im stillen dafür, daß die Führung des U-Boothandelskrieges abgeschwächt wurde.

Am 6. Juni 1915 erging der Befehl an die Flotte, keine großen Passagierdampfer, und zwar auch keine feindlichen mehr, anzugreifen. Aber auch diese Einschränkung war nur ein Palliativmittel, durch das der Ausbruch der schleichenden Krisis nicht verhütet werden konnte, denn die Vereinigten Staaten verließen den Standpunkt, daß der U-Boothandelskrieg im Rahmen des Kreuzerkrieges geführt werden müsse, mitnichten, sondern befestigten ihn, um die deutsche Seekriegführung in Schach zu halten. Da die deutsche Regierung die Lage weder durch völlige Annahme, noch durch entschiedene Ablehnung der amerikanischen Forderungen zu klären wagte, verschlechterte sich das diplomatische Spiel zuungunsten Deutschlands von Note zu Note. Bethmann gewann Zeit, schwächte aber seine Stellung so sehr, daß er an die rücksichtslose Durchführung der Blockade Englands nicht mehr denken konnte.

Als Wilson am 23. Juli die deutsche Regierung darauf festlegte, daß sie die Gesetzwidrigkeit ihrer Handlungsweise zugegeben habe, indem sie zu ihrer Rechtfertigung das Recht der Vergeltung anführe, und schroff erklärte, daß die Regierung der Vereinigten Staaten eine Wiederholung solcher Handlungen, falls amerikanische Bürger dadurch getroffen würden, als vorsätzlich unerfreuliche Akte betrachten müsse, ließ Bethmann die Feder sinken. Er fühlte sich von wachsender innerer Unsicherheit beherrscht, fürchtete mit Recht den Eintritt Amerikas in den Ring der Gegner und gab das Spiel verloren.

Deutschland nahm dem U-Bootkrieg durch Geheimbefehle an die Marine und offene Zugeständnisse an Amerika die Kraft, in der Hoffnung, seiner nicht mehr zu bedürfen. Diese Hoffnung war durch den Durchbruch bei Gorlice und die Eroberung Galiziens und Polens und durch die glückliche Abwehr der französischen, englischen und italienischen Angriffe genährt worden.

Da riß eine neue Katastrophe die Kluft tiefer, die sich am 7. Mai zwischen Berlin und Washington aufgetan hatte.

Am 19. August, dem Tage, da Nowo Georgiewsk fiel, wurde der Postdampfer „Arabic" ohne Warnung versenkt. Wiederum gingen eine Anzahl Menschenleben zugrunde, wiederum erscholl Wilsons Einspruch. Deutschland bot Genugtuung an und kehrte fast ganz zum U-Bootkreuzerkrieg zurück. Der Reichskanzler erwirkte im Einvernehmen mit dem Chef des Marinekabinetts, Admiral v. Müller, und dem Chef des Generalstabes, General v. Falkenhayn, Befehle des Kaisers, die die Führung des U-Boothandelskrieges in der Nordsee nur noch im Rahmen der Prisenordnung gestatteten. Das war das Ende des in der Sperrgebietserklärung umschriebenen U-Boothandelskrieges. Zugleich lag darin ein moralischer Verzicht auf die spätere Wiederaufnahme dieser Methode. Wilson hatte gesiegt.

Die deutsche Marine wurde durch diesen Rückzug tief getroffen. Der Staatssekretär Großadmiral v. Tirpitz bat um seine Entlassung. Er war gegen die übereilte Erklärung der Blockade Englands und gegen die Verkündigung einer „Gefahr- und Sperrzone" gewesen, obwohl er selbst im November 1914 in einer Unterredung mit einem amerikanischen Journalisten vorschnell hievon gesprochen hatte, litt aber vor allem darunter, daß sein politischer Einfluß seit Beginn des Krieges von Tag zu Tag gesunken war und sein Rat in Marinesachen, vornehmlich in der Verwendung der von ihm gebauten Hochseeflotte, nicht eingeholt wurde. Ohnmächtig saß der kluge, einst so mächtige Mann im kaiserlichen Hauptquartier. Der Kaiser lehnte die Entlassung ab, befahl aber, den Nachfolger Pohls im Admiralstab, Admiral Bachmann, abzulösen, und berief an dessen Stelle den Admiral v. Holtzendorff, der sich nicht zu Tirpitz, sondern zu Bethmann Hollweg bekannte. Das geschah zur Zeit, als die Russen geschlagen über Brest-Litowsk zurückwichen, Mackensen vor Belgrad aufmarschierte und die Bulgaren für den Eintritt in den Krieg an der Seite der Mittelmächte gewonnen wurden.

Damals war im deutschen Lager die Hoffnung auf rasche, glückliche Beendigung des Krieges durch Bedrängnis der Bundesgenossen Englands auf dem festen Lande wieder zum Leben erweckt worden. Als diese Hoffnung trog, der Winter über die Schützengräben hereinbrach und Verdun dem Ansturm des Kronprinzen standhielt, tauchte die Frage des U-Boothandelskrieges noch einmal aus der Versenkung. Diesmal forderte Falkenhayn seine unbeschränkte Anwendung, um die Westfront zu entlasten und England dem Willen Deutschlands gefügig zu machen. Tirpitz stimmte

dem Generalstabschef bei, wurde aber nicht zu dem Kriegsrat gerufen, in dem Falkenhayn, Bethmann und Holtzendorff dem Kaiser am 6. März 1916 über die Lage Bericht erstatteten. Als Tirpitz daraufhin abermals seine Entlassung forderte, entsprach Kaiser Wilhelm dem Gesuch des einst allmächtigen Mannes. Doch bevor noch die Entscheidung über die Wiederaufnahme des verschärften U-Bootkrieges gefallen war, mischte sich abermals ein eigentümlicher Zufall in das Spiel mit dem Schicksal des deutschen Volkes. Am 24. März torpedierte ein deutsches U-Boot im Kanal den französischen Dampfer „Sussex", zerstörte das Vorschiff und tötete eine Anzahl Fahrgäste. Unter diesen befanden sich einige Amerikaner.

Wilson trat sofort wieder auf den Plan. Er rollte die grundsätzliche Frage des U-Bootkrieges aufs neue auf und drohte Deutschland mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen, wenn die Methoden des U-Bootkrieges gegen Passagier- und Frachtschiffe nicht unverzüglich aufgegeben würden. Die deutsche Antwort streifte wiederum an dem von Wilson genau zugeschnittenen Problem vorbei, fand aber diesmal kraftvolle Worte, um den U-Bootkrieg als Akt der Notwehr zu verteidigen. Sie rief Washington die inhaltschweren Worte zu: „Gegenüber dem Appell der Vereinigten Staaten an die geheiligten Grundsätze der Menschlichkeit und des Völkerrechts muß die deutsche Regierung erneut und mit Nachdruck feststellen, daß es nicht die deutsche, sondern die britische Regierung gewesen ist, die diesen furchtbaren Krieg unter Mißachtung aller zwischen den Völkern vereinbarten Rechtsnormen auf Leben und Eigentum der Nichtkämpfer ausgedehnt hat, und zwar ohne jede Rücksicht auf die durch diese Art der Kriegführung schwergeschädigten Interessen und Rechte der Neutralen und Nichtkämpfenden. In der bittersten Notwehr gegen die rechtswidrige Kriegführung Englands, im Kampf um das Dasein des deutschen Volkes hat die deutsche Kriegführung zu dem harten, aber wirksamen Mittel des U-Bootkrieges greifen müssen. Bei dieser Sachlage kann die deutsche Regierung nur erneut ihr Bedauern darüber aussprechen, daß die humanitären Gefühle der amerikanischen Regierung, die sich mit so großer Wärme den bedauernswerten Opfern des U-Bootkrieges zuwenden, sich nicht mit der gleichen Wärme auch auf die vielen Millionen von Frauen und Kindern erstrecken, die nach der erklärten Absicht der englischen Regierung in den Hunger getrieben werden und durch ihre Hungerqualen die siegreichen Armeen der Zentralmächte zu schimpflicher Kapitulation zwingen sollen. Das deutsche Volk weiß, daß es in der Hand der Regierung der Vereinigten Staaten liegt, den Krieg im Sinne der Menschlichkeit und des Völkerrechts auf die Streitkräfte der kämpfenden Staaten zu beschränken. Die amerikanische Regierung wäre dieses Erfolges sicher gewesen, wenn sie sich entschlossen hätte, ihre unbestreitbaren Rechte auf die Freiheit der Meere gegenüber England nachdrücklich geltend zu machen."

Aber diesen eindrucksvollen Worten folgte die Kapitulation auf dem Fuße. Die deutsche Regierung teilte den Vereinigten Staaten mit, daß Weisung an die deutschen Seestreitkräfte ergangen sei, in Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen auch innerhalb des Seekriegsgebietes Kauffahrteischiffe nicht ohne Warnung und ohne Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, sie flöhen oder leisteten Widerstand. Diese völlige Preisgabe des U-Boothandelskrieges erfolgte in der Erwartung, daß die Vereinigten Staaten nun für die Wiederherstellung der Freiheit der Meere wirkten und ihren Standpunkt auch gegenüber England zur Geltung brächten. Um die Kapitulation nicht als solche erscheinen zu lassen und sich die Rückkehr zum U-Bootkrieg offen zu halten, erklärte die deutsche Regierung, daß sie sich volle Freiheit der Entschließung vorbehalten müsse, falls die Schritte der Regierung der Vereinigten Staaten den Gesetzen der Menschlichkeit nicht bei allen kriegführenden Nationen Geltung verschafften.

Diese Note machte größeren moralischen Eindruck auf die neutrale Welt als alles, was bisher von deutscher Seite gesagt worden war, erhärtete aber den Sieg der Wilsonschen Auffassung und schuf dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eine überragende Stellung. Wilson bestätigte den Empfang der Note und stellte fest, daß die deutsche Regierung entschlossen sei, allen ihren Seebefehlshabern die Beschränkungen im Sinne der anerkannten völkerrechtlichen Grundsätze aufzuerlegen, auf denen die Regierung der Vereinigten Staaten seit dem 4. Februar 1915 bestanden habe. Er ließ aber die Erwartungen und Voraussetzungen, die Deutschland an die Preisgabe der U-Bootwaffe geknüpft hatte, nicht gelten, sondern blieb seinem doktrinären Standpunkt auch in diesem Falle treu. Er stellte fest, daß die von Deutschland angekündigte Seepolitik in keiner Weise von dem Verlauf oder dem Ergebnis diplomatischer Verhandlungen der Union mit irgendeiner andern kriegführenden Regierung abhängig sein dürfe. Wilsons Gehilfe, Staatssekretär Lansing, unterstrich diese Worte. Er betonte in einer Erläuterung der kurzgefaßten Note, daß die Differenzen der Vereinigten Staaten mit England nicht den Gegenstand von Erörterungen mit Deutschland bilden könnten. Amerika wahrte sich also vollkommene Handlungsfreiheit und das Recht, seine Interessen und die Rechte der Menschlichkeit nach eigenem Ermessen, also gegenüber Deutschland schroff, gegenüber England duldsam zu vertreten.

Bethmann Hollweg verzichtete auf eine Erwiderung und gab sich mit der Verhütung des Abbruchs der Beziehungen der Vereinigten Staaten zufrieden.

Wilsons Stellung war durch den diplomatischen Sieg über Deutschland so gefestigt, daß er seiner bevorstehenden Wiederwahl zum Präsidenten

der Vereinigten Staaten ruhig entgegensehen und sich fortan mit dem Gedanken tragen konnte, einmal als Friedensvermittler vor die Welt zu treten.

Der U-Bootkrieg, der schon durch Geheimbefehle und Zugeständnisse verkrüppelt worden war, ging im Mai 1916 zu Grabe. Er wurde in dem Augenblick zur Ruhe gelegt, da er von der Heeresleitung zum erstenmal als Hilfe in der Not angerufen wurde. Es waren die blutigsten Tage vor Verdun und kurz vor Beginn der großen russischen Offensive.

Der Verzicht auf den U-Boothandelskrieg in einer der Eigenart des Tauchbootes entsprechenden Gestalt beraubte die deutsche Kriegführung eines wesentlichen Mittels, dem Inselstaat zu Leibe zu gehen. Wohl waren deutsche und österreichische U-Boote im Mittelmeer tätig und versenkten zahlreiche Truppen- und Frachtschiffe, die Verstärkungen und Gerät nach Saloniki brachten, wohl war es auch im Rahmen des Kreuzerkrieges gelungen, die Zufuhren Englands zu beschneiden, wohl durchbrachen einzelne Hilfskreuzer die Fernblockade und erweckten den Kaperkrieg zu neuem Leben, wohl belästigten, verwirrten und schädigten die Angriffe der Luftkreuzer auf London und die britischen Industriezentren die englische Kriegführung in beträchtlichem Maße, aber es gelang der deutschen Flotte weder den Kanalverkehr zu unterbinden, noch Teile der britischen Flotte unter günstigen Bedingungen zum Schlagen vor der deutschen Bucht zu verlocken und mit Übermacht zu vernichten.

Die Bedrohung der englischen Küsten

Die Führung der deutschen Flotte zerrte ungeduldig an der Kette, die sie kürzer hielt als die ungünstige strategische Lage forderte. Sie kam während des Jahres 1915 nicht mehr zum Kampf. Selbst die leichten Kräfte trafen selten auf den Feind. Am 18. August 1915 überfiel die II. Torpedobootsflottille in der Nähe von Horns Riff streifende englische Zerstörer und brachte zwei Boote des Feindes zum Sinken. Das war das einzige Gefecht, das im Jahre 1915 noch vom Seekrieg Kunde gab, während Deutschlands und Österreichs Heere Nikolai Nikolajewitschs Armeen schlugen und Serbien eroberten.

Die Schlachtflotte lag als all zu kurz gebundener Kettenhund tatlos in der deutschen Bucht gefesselt.

Die englische Flotte richtete sich unterdessen völlig auf die Fernblockade ein und verzichtete sogar auf die Bewachung der Linie, die von den Shetlandsinseln zur norwegischen Küste zieht, um U-Bootangriffen aus dem Weg zu gehen. Jellicoe nahm seine schweren Schiffe in der Richtung auf die Färöer Inseln zurück. Es war England gelungen, die neutrale Schiffahrt zu zwingen, zur Untersuchung ihrer Schiffe Jellicoes Flottenstützpunkt auf den Orkneyinseln anzulaufen. Dadurch war die Aufgabe der

britischen Flotte bedeutend erleichtert worden. Nie hat eine „fleet in beeing" unumschränkter den Ozean beherrscht und den Weltverkehr gemeistert, als diese vorsichtig unter den Felsen von Scapa Flow ankernde Armada.

Erst als Falkenhayn nach der Niederlage Rußlands, der Eroberung Serbiens, der Abwehr der englisch-französischen Herbstangriffe im Westen und dem Scheitern der Dardanellenexpedition um die Jahreswende zum Angriff auf Verdun schritt, gelang es der deutschen Flotte, sich ein wenig von den ihr auferlegten Fesseln zu befreien. Sie war nach dem Tode des Admirals v. Pohl dem Admiral Scheer unterstellt worden, der mit Nachdruck auf eine Erweiterung ihres Handlungskreises drang und entschlossen war, jede günstige Gelegenheit zum Schlagen zu benützen. Es war den deutschen Minensuchern geglückt, die deutsche Bucht und die Küstengewässer Schleswig-Holsteins bis Horns Riff von englischen Minen freizuhalten. Die Flotte besaß daher innerhalb der Linie Terschelling—Horns Riff ein gesichertes Aufmarschgebiet, aus dem sie zum Ausfall hervorbrechen konnte, wenn die Umstände lockten.

Als es Frühling wurde, schien der Augenblick gekommen, die Fessel zu brechen. Am 5. März lief die Flotte aus den Häfen, um einen Zeppelinangriff zu unterstützen und zugleich den Gegner herauszufordern. Sie stieß in die britischen Gewässer vor, fand aber keinen Feind. Nur die Luftschiffe kamen zum Schuß.

Von Schnee- und Hagelböen geschüttelt, von St. Elmsfeuern flammend, suchten sich die Kreuzer Zeppelins ihren Weg nach Norden. Sie gelangten bis zum Humber und griffen in der Nacht die Hafenanlagen von Hull und die Küstenbefestigungen von Irmingham an. Mit vereisten Motoren brachen sie sich durch das Schneegewölk Bahn und warfen ihre Bomben auf die verschneite Landschaft. Kai- und Schleusenbrücken barsten, die Scheinwerfer erloschen, Häuserreihen brachen zusammen. Die englischen Küstenbatterien schleuderten Brandgeschosse auf die Angreifer, brachten sie aber nicht zum Sturz. Da schon kurz vorher, in der Nacht … auf den 1. Februar, ein großer, selbständiger Zeppelinangriff auf Engl… nd erfolgt war, wenn Luftkreuzer damals London, Liverpool und die I… ermu Industriestädte des Innern beschossen und auf dem Humber den Kreuzer „… pper Caroline" getroffen hatten, rüsteten die Engländer zu einem Gegenschlag. … geling Sie beschlossen, die deutschen Flughäfen an der Nordseeküste anzugreifen … schlacht und zu zerstören, und stießen in der Frühe des 25. März mit leichten S… er von Seestreitkräften und zwei Flugzeugmutterschiffen gegen die deutsche Bu… schlagen Bucht vor. Sie durchbrachen die Sperre, schossen zwei Wachtboote ab und ließen trotz heftiger Schneeböen und dichten Nebels fünf Flieger zum A… euen Panze Angriff aufsteigen. Der Überfall mißlang. Zwei Flieger wurden von … eydlitz", „D englischen Torpedobooten aufgenommen, drei von deutschen Flugzeugen … onteradmiral gefangen. Die leichten deutschen Seestreitkräfte warfen sich auf den eing… edrungenen Feind. In finster

der Vereinigten Staaten ruhig entgegensehen und sich fortan mit dem Gedanken tragen konnte, einmal als Friedensvermittler vor die Welt zu treten.

Der U-Bootkrieg, der schon durch Geheimbefehle und Zugeständnisse verkrüppelt worden war, ging im Mai 1916 zu Grabe. Er wurde in dem Augenblick zur Ruhe gelegt, da er von der Heeresleitung zum erstenmal als Hilfe in der Not angerufen wurde. Es waren die blutigsten Tage vor Verdun und kurz vor Beginn der großen russischen Offensive.

Der Verzicht auf den U-Boothandelskrieg in einer der Eigenart des Tauchbootes entsprechenden Gestalt beraubte die deutsche Kriegführung eines wesentlichen Mittels, dem Inselstaat zu Leibe zu gehen. Wohl waren deutsche und österreichische U-Boote im Mittelmeer tätig und versenkten zahlreiche Truppen- und Frachtschiffe, die Verstärkungen und Gerät nach Saloniki brachten, wohl war es auch im Rahmen des Kreuzerkrieges gelungen, die Zufuhren Englands zu beschneiden, wohl durchbrachen einzelne Hilfskreuzer die Fernblockade und erweckten den Kaperkrieg zu neuem Leben, wohl belästigten, verwirrten und schädigten die Angriffe der Luftkreuzer auf London und die britischen Industriezentren die englische Kriegführung in beträchtlichem Maße, aber es gelang der deutschen Flotte weder den Kanalverkehr zu unterbinden, noch Teile der britischen Flotte unter günstigen Bedingungen zum Schlagen vor der deutschen Bucht zu verlocken und mit Übermacht zu vernichten.

Die Bedrohung der englischen Küsten

Die Führung der deutschen Flotte zerrte ungeduldig an der Kette, die sie kürzer hielt als die ungünstige strategische Lage forderte. Sie kam während des Jahres 1915 nicht mehr zum Kampf. Selbst die leichten Kräfte trafen selten auf den Feind. Am 18. August 1915 überfiel die II. Torpedobootsflottille in der Nähe von Horns Riff streifende englische Zerstörer und brachte zwei Boote des Feindes zum Sinken. Das war das einzige Gefecht, das im Jahre 1915 noch vom Seekrieg Kunde gab, während Deutschlands und Österreichs Heere Nikolai Nikolajewitschs Armeen schlugen und Serbien eroberten.

Die Schlachtflotte lag als all zu kurz gebundener Kettenhund tatlos in der deutschen Bucht gefesselt.

Die englische Flotte richtete sich unterdessen völlig auf die Fernblockade ein und verzichtete sogar auf die Bewachung der Linie, die von den Shetlandsinseln zur norwegischen Küste zieht, um U-Bootangriffen aus dem Weg zu gehen. Jellicoe nahm seine schweren Schiffe in der Richtung auf die Färöer Inseln zurück. Es war England gelungen, die neutrale Schiffahrt zu zwingen, zur Untersuchung ihrer Schiffe Jellicoes Flottenstützpunkt auf den Orkneyinseln anzulaufen. Dadurch war die Aufgabe der

britischen Flotte bedeutend erleichtert worden. Nie hat eine „fleet in beeing" unumschränkter den Ozean beherrscht und den Weltverkehr gemeistert, als diese vorsichtig unter den Felsen von Scapa Flow ankernde Armada.

Erst als Falkenhayn nach der Niederlage Rußlands, der Eroberung Serbiens, der Abwehr der englisch-französischen Herbstangriffe im Westen und dem Scheitern der Dardanellenexpedition um die Jahreswende zum Angriff auf Verdun schritt, gelang es der deutschen Flotte, sich ein wenig von den ihr auferlegten Fesseln zu befreien. Sie war nach dem Tode des Admirals v. Pohl dem Admiral Scheer unterstellt worden, der mit Nachdruck auf eine Erweiterung ihres Handlungskreises drang und entschlossen war, jede günstige Gelegenheit zum Schlagen zu benützen. Es war den deutschen Minensuchern geglückt, die deutsche Bucht und die Küstengewässer Schleswig-Holsteins bis Horns Riff von englischen Minen freizuhalten. Die Flotte besaß daher innerhalb der Linie Terschelling—Horns Riff ein gesichertes Aufmarschgebiet, aus dem sie zum Ausfall hervorbrechen konnte, wenn die Umstände lockten.

Als es Frühling wurde, schien der Augenblick gekommen, die Fessel zu brechen. Am 5. März lief die Flotte aus den Häfen, um einen Zeppelinangriff zu unterstützen und zugleich den Gegner herauszufordern. Sie stieß in die britischen Gewässer vor, fand aber keinen Feind. Nur die Luftschiffe kamen zum Schuß.

Von Schnee- und Hagelböen geschüttelt, von St. Elmsfeuern flammend, suchten sich die Kreuzer Zeppelins ihren Weg nach Norden. Sie gelangten bis zum Humber und griffen in der Nacht die Hafenanlagen von Hull und die Küstenbefestigungen von Irmingham an. Mit vereisten Motoren brachen sie sich durch das Schneegewölk Bahn und warfen ihre Bomben auf die verschneite Landschaft. Kai- und Schleusenbrücken barsten, die Scheinwerfer erloschen, Häuserreihen brachen zusammen. Die englischen Küstenbatterien schleuderten Brandgeschosse auf die Angreifer, brachten sie aber nicht zum Sturz. Da schon kurz vorher, in der Nacht auf den 1. Februar, ein großer, selbständiger Zeppelinangriff auf England erfolgt war, neun Luftkreuzer damals London, Liverpool und die Industriestädte des Innern beschossen und auf dem Humber den Kreuzer „Karoline" getroffen hatten, rüsteten die Engländer zu einem Gegenschlag. Sie beschlossen, die deutschen Flughäfen an der Nordseeküste anzugreifen und zu zerstören, und stießen in der Frühe des 25. März mit leichten Seestreitkräften und zwei Flugzeugmutterschiffen gegen die deutsche Bucht vor. Sie durchbrachen die Sperre, schossen zwei Wachtboote ab und ließen trotz heftiger Schneeböen und dichten Nebels fünf Flieger zum Angriff aufsteigen. Der Überfall mißlang. Zwei Flieger wurden von englischen Torpedobooten aufgenommen, drei von deutschen Flugzeugen gefangen. Die leichten deutschen Seestreitkräfte warfen sich auf den eingedrungenen Feind. In finsterer

Sturmnacht kam es zwischen stäubenden Wellenkämmen zu wirrem Gefecht. Das Torpedoboot G 194 lief vor den Bug des englischen Kreuzers „Kleopatra" und wurde gerammt, S 22 lief auf eine Mine und zerbrach. Der englische Zerstörer „Medusa" wurde von Fliegerbomben getroffen und trieb steuerlos dem Untergang zu. Der Kreuzer „Undounted" stieß mit dem Führerschiff „Kleopatra" zusammen und wurde mit Mühe gerettet. Vergebens suchten die deutschen Kreuzer an den Feind zu kommen, der Seegang war so gewaltig, daß die Geschütze ins Wasser tauchten und Freund und Feind im Wogenprall verschwand.

Als nach der Frühlingswende bessere Witterung eintrat, stiegen die deutschen Marineluftschiffe zu neuen Vorstößen nach England auf. Fünfmal hintereinander erreichten sie in den ersten Aprilnächten die englische Küste, warfen Bomben auf London, die Hafenanlagen von Sunderland, die Hochöfen von Middlesborough, die Batterien von Yarmouth und die Eisenwerke von Whitby und kehrten bis auf L 15, das über der Themse abgeschossen wurde, in ihre Hallen zurück.

Am 24. April suchte Admiral Scheer den Feind noch einmal zum Geschwaderkampf zu locken, indem er einen groß angelegten Vorstoß auf Yarmouth und Lovestoft unternahm, aber die englische Flotte zeigte sich nicht. Die Luftschiffe beschossen Norwich, Lincoln und Harwich, die Panzerkreuzer Yarmouth und Lovestoft. Nur vier britische Kreuzer und ein Dutzend Zerstörer erschienen im Felde, wechselten mit den leichten deutschen Kräften einige Lagen und liefen dann vor den schweren Schiffen davon. Die Engländer verloren zwei Wachtboote, die Deutschen brachten den Panzerkreuzer „Seydlitz" mit einem Minenleck und 1400 Tonnen Wasser im Vorschiff heim.

Als Admiral Scheer auf dem Marsche nach Lovestoft war, erreichte ihn ein Funkspruch des Admiralstabes, daß der U-Boothandelskrieg jetzt nur noch nach der Prisenordnung geführt werden dürfe. Er beantwortete den Befehl mit der Heimberufung der Tauchboote, die noch am Feinde standen. Er wollte sie lieber im offenen Kampf verwenden, als sie im Kaperkrieg der Vernichtung aussetzen. England frohlockte.

So war der Handelskrieg, der von Deutschland von Anbeginn des Krieges mit unzulänglichen Mitteln geführt worden war, gerade in dem Augenblick zerronnen, da das Westheer zum erstenmal von der Wucht der Materialschlachten getroffen wurde. Um so heftiger regte sich der Drang der deutschen Flotte nach einer offenen Schlacht. Und die Gelegenheit schien nahe, denn der dritte große Vorstoß des deutschen Kreuzergeschwaders hatte die öffentliche Meinung Englands so erregt, daß Balfour, der erste Lord der Admiralität, im Unterhaus erklärte, die Deutschen würden streng bestraft, wenn sie sich herausnähmen, noch einmal an der britischen Küste zu erscheinen. Jellicoe wurde angewiesen, den Feind auf das Schärfste zu beobachten, unter günstigen Umständen zur Schlacht zu stellen und zu

schlagen, ohne die eigene Flotte aufs Spiel zu setzen und den Grundsatz der „fleet in beeing“ zu verleugnen.

Aus diesem verstärkten Antrieb beider Flotten zum Kampf erwuchs die einzige große Seeschlacht des Weltkrieges.

Die Seeschlacht am Skagerrak

Die deutsche Flotte konnte einen neuen Ausfall erst wagen, wenn „Seydlitz“ wieder kampfbereit war. Das dauerte Wochen. Als der Panzerkreuzer seine Wunde ausgeheilt hatte, stach Scheer in See. Er wollte den Feind durch Kreuzen an der norwegischen Küste und vor dem Skagerrak zum Schlagen verleiten. Das Aufgebot umfaßte alle kampfbereiten deutschen Streitkräfte. Der Admiral stellte die in drei Geschwader gegliederte Hochseeflotte, Hippers Panzerkreuzer, 2 Gruppen leichte Kreuzer, 7 Torpedobootflottillen, 16 U-Boote und 10 Luftschiffe zu dem großen Unternehmen bereit. Da über die Verwendung des U-Bootes in der Schlacht noch keine Erfahrungen vorlagen und der Gebrauch der Tauchwaffe im beweglichen, auf Schnelligkeit und Manöver gestellten Geschwaderkampf ohnedies zweifelhaft blieb, nahm Scheer die U-Boote nicht in die Schlacht, sondern verwandte sie auf den Verbindungslinien des Feindes. Er sandte sie nach den Orkneyinseln, gen Scapa Flow und vor die Stationen des englischen Mutterlandes, den Morey Firth, den Firth of Forth und den Humber, und legte die übrigen nördlich von der Terschellingbank als Flankenhut fest. Vielleicht gelang es so, dem Feind beim Auslaufen, auf dem Anmarsch und auf dem Rückmarsch Verluste zuzufügen und ihn schwer zu schädigen.

Als die Tauchboote ausgelaufen waren, erhielt der Führer der Panzerkreuzer, Vizeadmiral Hipper den Befehl, mit seinem kampferprobten Geschwader den Feind aufzusuchen und zum Schlagen zu verlocken. Dem Befehle gemäß hob Hipper am 31. Mai in grauer Frühe die Anker, lief aus der Jade und stieß außer Sicht der dänischen Küste in die norwegischen Gewässer vor. Scheer folgte den Kreuzern in geringer Entfernung mit der Masse der Schlachtgeschwader, um am Tage darauf mit Hipper vor dem Skagerrak zusammenzutreffen. Von Zweifeln erfüllt, ob es gelingen werde, die Briten diesmal unter günstigen Umständen in eine Schlacht zu verwickeln und einen Teil ihrer Flotte vernichtend zu treffen, aber von unbändigem Verlangen getrieben, endlich mit allen Kräften zum Schlagen zu kommen, furchten die Deutschen die blinkende See.

Hipper hatte seine Flagge auf dem neuen Panzerkreuzer „Lützow“ gesetzt. Ihm folgten die Panzerkreuzer „Seydlitz“, „Derfflinger“ und „v. d. Tann“. Vor ihm her zogen die von Konteradmiral Boedicker geführten

leichten Kreuzer „Pillau", „Elbing", „Frankfurt", „Wiesbaden" und „Rostock" und die von Kommodore Heinrich auf „Regensburg" befehligte II., VI. und IX. Torpedobootsflottille. Wind und Wetter waren günstig, aus silbergrauer Frühe wuchs ein heller, Sonne versprechender Tag.

Die U-Boote, die vor den englischen Flußmündungen auf der Lauer lagen, sandten schon am Vormittag Funksprüche über Bewegungen britischer Kriegsschiffe vor Scapa Flow und dem Firth of Forth. Am Nachmittag stiegen 5 Zeppeline auf und zogen, gegen den Wind kämpfend, der englischen Ostküste zu, um die Fernaufklärung zu übernehmen. Es war ihnen nicht beschieden, den Feind zu entdecken. Sie haben von der großen Schlacht, die wenige Stunden später fernab von ihren luftigen Wegen vor dem Skagerrak entbrannte, nichts gehört.

Die Geschwader Hippers waren unangefochten durch die englische Minensperre nördlich von Helgoland ins offene Wasser gelangt und erreichten um 4 Uhr nachmittags die Höhe von Esbjerg. Die Sonne stand über ruhiger See, die Sicht war gut, aber kein Feind zu sehen. Eine halbe Stunde später sichteten Boedickers Streitkräfte plötzlich Rauchsäulen im Westen. Es waren leichte britische Kreuzer. Sie bogen sofort nach Norden ab, um die Deutschen hinter sich herzuziehen. Als Boedicker ihnen nachsetzte, tauchten im Westen Beattys Panzerkreuzer auf. Boedicker erkannte die drohende Gefahr, ahmte das Manöver der feindlichen leichten Kräfte nach, rief seine Schiffe zurück und schwenkte rasch auf südlichen Kurs, den eigenen Panzerkreuzern entgegen, die mit höchster Fahrt heranbrausten.

Die beiden Kreuzergeschwader stießen zum drittenmal aufeinander. Beatty führte seine alten Kämpen „Lion", „Prinzeß Royal", „Tiger", „New Zealand", „Indefatigable" und die „Queen Mary" in die Schlacht. Auch er war entschlossen, den Kampf aufzunehmen und durchzufechten.

Hipper schwenkte nach Südost und staffelte hinan. Diesmal galt es den Kampf im Zusammenwirken mit den Linienschiffen zum Austrag zu bringen. Der Rauch wallte im leichten Nordwest, die Sonne stand schräg hinter Beattys Schiffen und hob ihre Schattenrisse scharf hervor. Um 5 Uhr 49 Minuten fiel der erste Schuß im laufenden Gefecht. Dann folgte Schlag auf Schlag. Schwer verkämpft stießen Hippers und Beattys Panzerkreuzer durch die Dünung, die unter ihren Kielen zu schwellen begann. Seitwärts voraus stürmten die Torpedoboote, hinter ihnen die leichten Kreuzer durch das spritzende Wasser. Der Feuerkampf wandte sich rasch zugunsten der Deutschen, die Schuß auf Schuß in Beattys schwarze Rümpfe jagten. Um 6 Uhr 13 Minuten schlug eine Salve „v. d. Tanns" Beattys „Indefatigable" in Stücke. In Flammen und Rauch gehüllt, bäumte sich der Engländer vor der untergehenden Sonne und versank.

Da donnerte im Nordwesten noch schwereres britisches Geschütz. Die Schiffe Boedickers gerieten plötzlich in überwältigendes Feuer und holten

eiligst nach Osten aus, um der drohenden Vernichtung zu entgehen. Beatty hatte Beistand erhalten. Das V. englische Schlachtgeschwader, die Riesen „Barham", „Warspite", „Valiant" und „Malaya" stürmten unter dem Befehl des Konteradmirals Sir Evan Thomas mit einer Geschwindigkeit von 25 Seemeilen heran, stellten sich unter Beattys Befehl und warfen ihre Granaten schon aus einer Entfernung von 20 000 Metern auf den Feind. Aus 32 schwersten Rohren zuckte der Strahl. Hipper, der ohnedies schon gegen ebenbürtigen Gegner rang, geriet in Gefahr, zusammengeschossen und überrannt zu werden, denn der neue Feind war ihm an Feuerkraft und Geschwindigkeit weit überlegen.

Rasch entschlossen stürzte sich die IX. Torpedobootsflottille auf Beattys Geschwader, um Hippers Panzerkreuzern Luft zu machen. Aber die deutschen Boote mußten ihre Torpedos schon auf 9000 Meter Entfernung zu Wasser lassen, denn Beatty sandte sofort seine überlegene Zerstörerflottille gegen sie vor. Was von deutschen Booten herankommen konnte, warf sich entschlossen in den Strudel des Gefechts, das hart vor den Linienköpfen der Panzergeschwader ausgetragen wurde. Auf beiden Seiten sanken Opfer. Die Deutschen verloren die Boote V 27 und V 29, die Engländer ließen die Zerstörer „Nestor" und „Nomade" wrackgeschossen auf der Strecke.

Während des Kampfes der Torpedoboote riß Hipper die Linie auf nordwestlichen Kurs herum. Er wußte, daß er diesmal nicht allein bleiben würde und führte den Kampf mit Beatty trotz des Nahens der britischen Linienschiffe entschlossen durch. Ehe Sir Evan Thomas das Glück wenden konnte, gewann Hipper die Oberhand. Beattys „Queen Mary" wurde von einer Salve oder einem Torpedo getroffen und verschwand in einer rotgeflammten Sprengwolke. Kurz darauf erschien im Süden die Masse der deutschen Schlachtflotte. Sie griff um 7 Uhr, im letzten klaren Abendschein, überraschend in Hippers Kampf ein.

Beatty sah das Verderben nahen. Er hatte schon zwei Fünftel seiner Panzerkreuzer verloren und wußte, daß die unheimliche Kraft der deutschen Granaten allen Schiffen schwere Wunden geschlagen hatte. Aber er war nicht gesonnen, den Feind aus den Zähnen zu lassen. Um Luft zu schöpfen, schwenkte er auf Nordwestkurs, deckte die Panzerkreuzer durch das V. Schlachtgeschwader und zog im Ausweichen den Feind hinter sich her. Auch er hoffte auf Verstärkung durch das Gros der Schlachtflotte, die mit höchster Fahrt heranbrauste. Wenn Jellicoe mit der „großen Flotte" auf dem Plan erschien, war die deutsche Flotte, die es wagte, 250 Seemeilen von der Elbemündung, 60 Seemeilen von Stavanger und 300 Seemeilen von Firth of Forth entfernt zu schlagen, nach britischem Ermessen der Vernichtung verfallen. So lange galt es auszuhalten. Aber Jellicoe mußte eilen, mußte rasch zur Stelle sein, denn schon senkten sich die Schatten des Abends auf die Schlacht. Beatty manövrierte.

In klebenden Rauch gehüllt, der vom Abenddunst auf der Meeresfläche festgehalten wurde, wanderte die Verfolgung zuerst nach Nordwesten, dann nach Norden, zuletzt nach Nordosten, wohin der britische Admiral seine Schiffe in weitgeschwungenem Bogen vom Feind absteuerte, um Jellicoe das Angriffsfeld zu öffnen. Pulverschwaden, Rauchwolken und Wasserdünste wallten und rollten in dichtem Knäuel über die dämmernde See und deckten die Bewegungen der englischen Schiffe. Der Wind war umgesprungen und blies aus Südwesten, die Dämmerung war stärker geworden. Allmählich verschwanden die Umrisse der Engländer im wogenden Qualm, aus dem nur noch die Feuerschläge ihrer Salven zuckten. Hipper folgte ihnen auf dem inneren Bogen.

Als Konteradmiral Boedicker heftig nachdrängte, um die Verbindung mit dem nach Nordosten ausweichenden Feind aufrechtzuerhalten, brachen plötzlich schwere Lagen über ihn herein. Große Schiffsleiber tauchten im Mündungsfeuer auf und drängten gegen den Verfolger vor. Boedicker riß sich hurtig vom Feinde los, schnellte seine Torpedos ab, drehte und suchte unter dem Schutze künstlichen Nebels Anschluß an die Hauptmacht. Trotzdem wurden Boedickers leichte Kreuzer von dem feindlichen Feuer gefaßt und übel zerschlagen. „Pillau“ erhielt schwere Treffer, „Wiesbaden“ blieb verkrüppelt liegen. Opferwillig warfen sich die Torpedoboote ins Gefecht, um die Kreuzer zu retten, aber auch sie wurden vom Schnellfeuer großer Schiffe empfangen, die drohend aus Rauch- und Pulverschwaden tauchten, um sofort wieder in ihnen zu verschwinden. Aus Osten, Nordosten, Norden und Nordwesten brüllte englisches Geschütz. Zugleich warfen sich britische leichte Kräfte auf Boedickers verwundete Kreuzer und suchten ihnen den Todesstoß zu geben. Die Verfolgung Beattys endete in schwerer Verstrickung.

Die deutschen Linienschiffsgeschwader liefen um diese Zeit noch hinter Hippers Panzerkreuzern nach Norden. Als Admiral Scheer die Meldung vom Auftauchen neuer Schiffe und dem Zusammenbruch des Kreuzers „Wiesbaden“ erhielt, wendete er zwei Striche nach Backbord, um näher an die bedrängte Vorhut heranzukommen und Boedicker herauszuhauen. Kurz darauf meldeten seine vorausjagenden Zerstörer, daß sie auf mehr als 20 feindliche Linienschiffe mit südöstlichem Kurs gestoßen seien. Kaum war die Meldung an Bord des Flaggschiffes „Friedrich der Große“ aufgefangen worden, so schossen aus der Qualmwand, die sich rings um die kämpfenden Schiffe gebildet hatte, im Norden, Nordosten und Osten unzählige Feuerstrahlen auf. Sie verkündeten, daß die britische Armada dem Gegner den Vorteil abgewonnen hatte und nun mit versammelter Macht in die Schlacht eingriff.

Jellicoe hatte Beattys zerschossenes Kreuzergeschwader vor der Vernichtung bewahrt, das taktische Manöver, das der britische Kreuzerführer angewandt hatte, um die deutsche Flotte den Breitseiten der englischen Linie auszusetzen, geschickt aufgenommen und zur Umkreisung Scheers ausgestaltet.

Von drei Seiten schlug Jellicoes Feuer in die deutsche Linie, die spitz gegen die Mitte der britischen Schlachtordnung anlief. Von Norden schoß das Geschwader Sir Evan Thomas, das Beattys Rückzug gedeckt hatte, und von Nordosten und Osten schossen die Linienschiffe Jellicoes, deren lange Linie den ganzen östlichen Horizont mit Feuerstrahlen färbte und den deutschen Linienkopf mit den schwersten Kalibern überschüttete.

Die Deutschen befanden sich in ernster Lage. Dem Feuer, das Thomas von Norden unterhielt, konnten die parallellaufenden Schiffe Scheers ihre Breitseiten entgegensetzen, aber der Beschießung ihrer Spitze durch das Kreuzfeuer Jellicoes standen sie ohnmächtig gegenüber. Wollten sie sich der vor ihre Spitze gelegten Schranke entwinden und ihre Geschütze zum Tragen bringen, so mußten sie sich zu einer vollen Wendung entschließen. Das war mitten im Gefecht und vom Feinde in die unterlegene Stellung gezwungen, ein gefährliches Manöver. Rauch, Dunst und Dämmerung verschatteten das flüssige Feld, der Gegner stand im Osten vor dem dichteren Dunkel, das seine Umrisse verschlang, während die deutschen Schiffe sich jetzt vom helleren westlichen Horizont schärfer abhoben.

Bevor Scheer den Befehl zu der kühnen Gefechtswendung geben konnte, brachen britische Kreuzer aus Norden gegen den noch immer schwimmenden Kreuzer „Wiesbaden" und Boedickers leichte Kräfte vor, um sie zu vernichten. Das Geschwader, das plötzlich aus Norden vorbrach, war das III. Panzerkreuzer-Geschwader. Es bestand aus „Invincible", „Defence", „Blackprince" und „Warrior" und folgte der Flagge des Konteradmirals Horace Hood. Admiral Hood griff ungestüm an, geriet aber zwischen die Linien der großen Flotten und wurde von Hippers und Scheers Breitseiten im Vorübergehen zugrunde gerichtet. „Defence" und „Blackprince" versanken auf der Stelle, „Warrior" und „Invincible" wendeten nach kurzem Anlauf und schleppten sich, bis zuletzt aus ihren Heckgeschützen feuernd, todwund hinter die eigenen Linien. Sie brannten aus allen Türmen und gingen bald darauf verloren. Horace Hood folgte seiner Flagge in die Tiefe.

Unterdessen schwenkte Scheer kehrt und ging auf Gegenkurs. Es war die höchste Zeit, denn seine gestaute Spitze hatte unter Jellicoes konzentrischem Feuer schon hart gelitten. Hippers Panzerkreuzer, die sich vor Scheers schwere Schiffe gesetzt hatten, gerieten in schwerste Bedrängnis. Als Hipper nach Süden aufdampfte, bekamen die Torpedoboote, die dem Feinde abgekehrt, von der eigenen Flotte eingekrempelt lagen, Luft und stießen während des Umlegens der Linie aus dem Feuerlee zum Angriff gegen Jellicoes vorüberziehende Linie vor.

Mit 24 schweren Schlachtschiffen stand der Brite in der Front. Wie an der Schnur gezogen, rauschten sie feuersprühend in leichtgeschwungenem Bogen nach Süden. Die Flagge des Admirals Jellicoe wehte auf dem Riesen-

panzer „Iron Duke", der als achtes Schiff der Linie an der Spitze des III. Geschwaders durchs Wasser ging. Vor ihm liefen „King Georges V.", „Ajax", „Centurion", „Erin" als erstes, „Orion", „Monarch", „Conquerer" und „Thunderer" als II. Geschwader. Hinter dem Flaggschiff folgten im engeren Verband als III. Geschwader die Riesen „Royal", „Oak", „Superb" und „Canada". Das IV. Geschwader bestand aus „Benbow", „Bellerophon", „Temeraire" und „Vanguard". An fünfter Stelle folgten „Colossus", „Collingwood", „Neptune" und „St. Vincent", und als VI. Geschwader gingen „Malborough", „Revenge", „Hercules" und „Agincourt" durch die See. Es war Englands versammelte Macht, Schiffe von 20000 bis 28000 Tonnen, mit Turmgeschützen von 30 bis 38-cm-Kaliber bewaffnet.

Nicht weniger als 50 Geschütze zu 38 cm und 130 zu 34,3 und 30,5-cm-Kaliber senden ihre Eisenlasten über die kochende See. Turmhoch springen die Einschlagsäulen, grün und rot umzackt das Mündungsfeuer die dunkle Qualmwand, aus der der Engländer auf den im Südwesten stehenden Feind feuert.

Dutzende von leichten Kreuzern und zahlreiche Zerstörergeschwader begleiten die schweren Schiffe, denen das Geschwader Sir Evan Thomas den Rücken deckt. Aber Sir Evan führt nur noch drei Panzer an den Feind, „Warspite" treibt zerschossen in nordwestlicher Richtung ab.

Als die deutschen Torpedoboote aus den Feuerlee herausflitzen, ist die Verfolgung zur Abendschlacht geworden. Der Deutsche, der seine Kiele wie Kreisel dreht und das schwierigste aller Gefechtsmanöver, die Kehrtwendung aus gekrümmter Linie, unter dem furchtbarsten Feuer ausführt, das je auf eine manövrierende Flotte niederging, hält auf seinen prachtvoll geschmiedeten Schiffen unerschütterlich stand. Er führt 22 Linienschiffe, seine ganze Macht gegen den Feind. Vorauf fährt Konteradmiral Behncke mit dem III. Geschwader, das die neuesten Schiffe „König", „Großer Kurfürst", „Markgraf", „Kronprinz", „Kaiser", „Prinzregent Luipold" und „Kaiserin" vereinigt. Hinter ihm weht Scheers Flagge auf „Friedrich dem Großen". An zweiter Stelle folgt das I. Geschwader des Vizeadmirals Ehrhard Schmidt mit „Ostfriesland", „Thüringen", „Helgoland", „Oldenburg", „Posen", „Rheinland", „Nassau" und „Westfalen", an dritter Stelle das II. Geschwader des Konteradmirals Mauve mit den älteren Schiffen „Deutschland", „Pommern", „Schleswig-Holstein", „Hannover" und „Hessen". Scheers Schiffe verdrängen 13 200 bis 26 000 Tonnen Wasser und tragen mit Hippers schwersten Rohren 136 Geschütze zu 30,5 cm und 120 Geschütze zu 28-cm-Kaliber in die Schlacht. Die Durchschlagskraft der deutschen Panzersprenggranaten macht den Kaliberunterschied wett.

Jellicoes konzentrisches Feuer wird vom deutschen Gros beim Kehrtwenden mit gesammelter Kraft erwidert. Zielsicher feuern die Deutschen in die glühende Qualmwand, in der schattenhaft die britischen Schlachtschiffe

auftauchen, wenn Jellicoes Salven aus den Türmen fliegen. Stichflammen lodern auf, Sprengwolken türmen sich über den englischen Panzern und verraten die Einschläge. Aber auch der Brite zielt gut. Das Geschwader Behnckes leidet schwer, und „Seydlitz“ wird aufs neue getroffen. Hippers Flaggschiff „Lützow“ wankt und verläßt zu Tode verwundet seinen Platz. Wie Beatty auf der Doggerbank, besteigt Hipper vor dem Skagerrak im Feuer ein Torpedoboot und geht an Bord des Kreuzers „Moltke“.

Unterdessen sind die Torpedoboote mit höchster Fahrt auf Jellicoes Linie zugelaufen. Der Brite sieht sie in spritzenden Güssen heranjagen, fürchtet für seine dicht hintereinander ziehenden Schiffe und wendet feuernd gen Osten in den Qualm, der vom Südwestwind tief aufs Wasser gedrückt wird. Seine Zerstörer fangen den Stoß auf. Ein deutsches Boot sinkt, ein englischer Zerstörer treibt wrack. Die Flotten streben auseinander.

Es beginnt stark zu dunkeln. Die See hebt sich in schwerer Dünung, von brennenden Schiffen steigen Feuersäulen in die sinkende Nacht. Aber die Schlacht ist noch nicht zu Ende.

Jellicoe sucht dem Feind, der der Umfassung entglitten ist, den Weg abermals zu verlegen und das klassische „Crossing the T“ noch einmal in das Gefechtsbild einzuzeichnen. Er legt seine Linie nach dem Ausweichen vor dem Torpedoangriff wieder um und dampft mit äußerster Kraft über Süden nach Südwesten. Noch heben sich die Silhouetten der deutschen Schiffe gegen den Abendhimmel ab, noch tobt um das immer noch schwimmende, Geschütz und Flagge führende Wrack des Kreuzers „Wiesbaden“ erbitterter Kampf.

Auch der deutsche Admiral verzichtet noch nicht auf die Fortsetzung der Schlacht, obwohl er sich nicht einem Teil, sondern der ganzen Armada Albions gegenübersieht und Gefahr läuft, eingekreist und vernichtet zu werden. Während der englische Admiral dem Feind in ausholender Bewegung den Weg abzuschneiden sucht, ehe die Nacht hereinbricht, wendet der Deutsche nach kurzem Südwestlauf wieder um, wirft die Linie abermals auf Ostkurs und stößt zum zweitenmal gegen Jellicoes Linie vor. Diesmal wird Scheer nicht von Beatty in den Feind gelockt, diesmal setzt er sich selbst bewußt dem konzentrischen Feuer des außenstehenden Gegners aus und rennt Schiff hinter Schiff gegen Jellicoes Mitte an. Er reißt die Panzerkreuzer an die Spitze und befiehlt ihnen die Torpedoboote in rücksichtslosem Anlauf hart an den Feind zu bringen. Er selbst folgt mit den Linienschiffen, Behncke wiederum an der Spitze, dem vorwärtsstürmenden Kreuzergeschwader. Es gilt Jellicoes Schlachtordnung zu zerreißen, einen Stoß zu tun, auf den der Brite am wenigsten gefaßt ist, weil der Deutsche sich zum zweitenmal dem „Crossing the T“ aussetzt und freiwillig in taktische Unterlegenheit begibt. Scheer will sich nach dem Anlauf von dem überraschten Feinde lösen, um im Dunkel der Nacht den Rückmarsch nach Horns Riff anzutreten und dort die Flotte aufs neue zu sammeln.

Das kühne Manöver gelingt. Noch einmal trifft die Spitze der deutschen Flotte, treffen Hippers wundenbedeckte Kreuzer und Behnckes Königsschiffe auf die Mitte des im Bogen südwestwärts steuernden Feindes. Die Deutschen geraten tief in den englischen Feuerkreis, tragen aber trotz schwerer Einschläge den Angriff auf 10 Kilometer an den Feind. Dann brechen die Torpedobootsflottillen aus der Deckung hervor, um die englische Linie zu zerreißen. Die I. und die VI. Flottille kommen zum Angriff. Sie schießen auf 7000 Meter, verlieren ein Boot und jagen unter Rauchschleiern zurück. Als die III. und V. Flottille zum Nachstoß ansetzen, hat Jellicoe abgedreht und Wasser zwischen sich und den Feind gebracht. Die Torpedoboote finden den Feind nicht mehr an seinem Platz.

Nun bricht Scheer die Schlacht ab. Er macht abermals nach Steuerbord kehrt und verläßt das flüssige Feld. Die Loslösung gelingt, die Hauptflotten verlieren sich aus den Augen. Der Brite ist in Rauch und Qualm verschwunden, der Deutsche hebt sich noch immer von der Fläche des Meeres ab, über das der Südwestwind reinigend hinstreicht. Die Schlacht fällt in Einzelkämpfe auseinander.

Noch blitzt rings Geschützfeuer, noch wird im Norden um den Kreuzer „Wiesbaden" erbittert gekämpft, aber alle Anläufe zur Rettung des Schiffes ersterben im englischen Geschoßhagel. Konteradmiral Boedicker wird schwer verwundet. „Wiesbaden" kämpft mit seinem letzten Geschütz bis zum bitteren Ende. Erst spät in der Nacht geht das Schiff mit wehender Flagge in die Tiefe.

Unterdessen hat sich der Wind gelegt. Glatt und schwarz, von grauen Dünsten überflogen und von den Rauchfahnen der Kriegsschiffe überqualmt, ruht die See. Im Lichte der Scheinwerfer glänzt sie wie gefleckter Marmor. Brennende Schiffe erhellen den Horizont. Immer noch rollt Kanonendonner, bekämpfen sich im aufzuckenden Mündungsfeuer umherschweifende Zerstörer und leichte Kreuzer.

Die britische Flotte verliert den Zusammenhalt und gerät Jellicoe aus der Hand. Ihre Masse ist zu groß, um sich im Dunkeln von einer Stelle auszügeln zu lassen. Mit Mühe hält der britische Admiral das Gros seiner Schlachtschiffe beisammen und tastet unsicher nach dem entschwundenen Feind. Der unermüdliche Beatty wendet nach Südwesten und sucht Scheer den Rückzug abzuschneiden.

Die kleinere deutsche Flotte ist im nächtlichen Manövrieren besser geschult. Sie steuert ziemlich geschlossen nach Süden, um Horns Riff vor Tagesanbruch zu erreichen und sich dort zu ordnen. Von leichten Kreuzern und Torpedobooten geschützt, dampfen Panzerkreuzer und Linienschiffe mit 16 Seemeilen Geschwindigkeit aus der Schlacht.

Um 10 Uhr 20 Minuten erhalten Hippers Panzerkreuzer unversehens noch einmal Feuer aus großen Schlünden. Vielleicht ist es Beatty, der

racheschnaubend umherschweift. Als die deutsche Linie abstaffelt, erlischt der Kampf rasch. Scheer drückt die Linie nach Südosten und setzt den Rückmarsch fort. An Backbord querab schleppt sich der Panzerkreuzer „Lützow“ mit wassergefülltem Vorschiff und hochschlagenden Schrauben mühsam nach Süden. Torpedoboote spritzen auseinander, um den Feind zu suchen und von den großen Schiffen fernzuhalten. Sie kommen mit angreifenden Zerstörern und Kreuzern ins Gefecht. Britische leichte Kräfte stoßen aus Osten gegen die deutsche Linie vor, brechen durch die Sicherungskette und greifen die Linienschiffe an, treffen aber auf kraftvolle Abwehr. Vernichtend schlägt das deutsche Feuer in englischen Zerstörer und sendet vier Boote in die Tiefe. Ein verirrter englischer Panzerkreuzer gerät dicht unter die Kanonen Ehrhard Schmidts und wird durch schwere Salven in Stücke zerrissen. Die Zerstörer „Turbulent“ und „Tipperary“ bleiben brennend liegen. Das Linienschiff „Nassau“ nimmt einen Zerstörer auf den Sporn, zerschneidet ihn, schert aus und bahnt sich dann allein den nächtlichen Weg nach Horns Riff.

Auch auf deutscher Seite fallen Opfer. Die kleinen Kreuzer „Rostock“ und „Frauenlob“ erhalten Torpedotreffer und sinken. „Elbing“ wird bei einem Manöver von eigenen Schiffen gerammt und muß gesprengt werden. Der Panzerkreuzer „Lützow“ gelangt nicht mehr in den Heimathafen. Er macht keine Fahrt mehr und wird um 4 Uhr in der Frühe aufgegeben und versenkt. Torpedoboote retten die Besatzung. Kurz darauf — schon liegt die erste Helle über dem Wasser — trifft ein Torpedo das alte Linienschiff „Pommern“ und sendet es mit Mann und Maus in die Tiefe.

So steuert die deutsche Schlachtflotte in dunkler Nacht durch einen Feuerkreis, zwischen lodernden Schiffen hindurch zu Horns Riff. Um sie her fahren eigene und britische Torpedoboote Anlauf um Anlauf, furchen leichte Kreuzer die träge, mit Dünsten bedeckte See.

Jellicoes Schlachtschiffe bleiben verschwunden. Nur einmal glaubt der Panzerkreuzer „Seydlitz“, der mit schweren Wunden bedeckt außerhalb seines Verbandes in langsamer Fahrt dahinzieht, schwere Schiffe zu erblicken. Hohe Schattenrisse werden plötzlich im Westen sichtbar, verschwinden aber ebenso rasch im Dunkel der Nacht. Die Seeschlacht ist zu Ende.

Wo war Jellicoe geblieben? Er hatte nach dem letzten Zusammenprall in der Abendschlacht offenbar soweit abgedreht, daß er zu spät kam, die deutsche Flotte noch einmal zu umfassen. Als er die Lage übersah und sich zur Verfolgung entschloß, war der Feind längst auf dem Rückmarsch. Jellicoe erinnerte sich des Befehls, die Armada unter ungünstigen Umständen nicht aufs Spiel zu setzen, streute leichte Kreuzer und Zerstörer um sich her und kreuzte auf der Stelle. Beatty aber war durch das vorübergehende Abstaffeln Scheers nach Westen zur Annahme verleitet worden, daß der Feind in die offene See hinausstrebe. Er stieß daher ungestüm nach Süden vor, um ihm den Weg nach der deutschen Bucht abzuschneiden.

Da Scheer sofort wieder auf Südostkurs gegangen war und sich allmählich der jütländischen Küste näherte, stieß Beatty ins Leere. Die Gegner sahen sich nicht wieder.

Die deutsche Macht suchte Anlehnung an Horns Riff, die britische blieb auf dem flüssigen Felde geteilt. Beatty wendete nach seinem Luftstoß, der ihn um 4 Uhr 45 Minuten, also schon im ersten Tagesschein, bis über den 55. Breitegrad geführt hatte, wieder nach Norden. Jellicoe kreuzte unschlüssig an der dänischen Nordwestküste. Deutsche Luftschiffe, die am 1. Juni zur Aufklärung aufstiegen, erblickten an der Nordwestküste Dänemarks Jellicoes Linienschiffe, dahinter in der Jammerbucht zahlreiche Kreuzer und Zerstörer, und sichteten eine zweite Gruppe, Sir Evans Schlachtschiffe und Beattys Panzerkreuzer, nordwestlich von Helgoland auf der Linie Terschelling—Horns Riff. Die vor der Jammerbucht kreuzende Flotte erwehrte sich des bombenwerfenden Luftschiffes und angreifender Torpedoboote und drängte die Boote durch das Skagerrak in die Ostsee ab, die im Süden gesichteten Geschwader steuerten mit hoher Fahrt nach Norden. Da die Wolkendecke 1200—800 Meter tief auf die See herabhing, waren die niedrig fliegenden Zeppeline schwerem Feuer ausgesetzt. Sie gaben daher die Fühlung mit dem Feinde auf und wendeten nach Süden. Dichter Dunst überzog die graue See. Die letzten Schüsse verhallten.

Admiral Scheer beschloß, seine Geschwader von Horns Riff heimzuführen. Auf dem Tagesmarsch stieß „Ostfriesland" auf eine frisch gelegte Mine, nahm aber keinen großen Schaden. Flieger begleiteten die Flotte auf dem Rückmarsch und warnten sie vor lauernden englischen Tauchbooten, die vergeblich angriffen. Als letztes Schiff kehrte der Panzerkreuzer „Seydlitz" aus der Schlacht zurück. Er lief am Abend mit 7000 Tonnen Wasser im zerschmetterten Vorschiff in die Jade ein.

Die deutschen U-Boote, die vor Terschelling lagen, waren nicht zum Schuß gekommen. Auch die Boote, die vor den englischen Flußmündungen kreuzten, fanden keine Gelegenheit, große Schiffe anzugreifen. Ein Tauchboot streute vor den Orkneyinseln Minen, um Jellicoes Rückmarsch zu erschweren. Sie waren nicht umsonst gelegt und zogen den nach der Schlacht ausgelaufenen Kreuzer „Hampshire", der den Feldmarschall Kitchener und seinen Stab nach Archangelsk bringen sollte, am 5. Juni als letztes, größtes Opfer in die Tiefe.

Betrachtungen zur Seeschlacht am Skagerrak

Die Schlacht vor dem Skagerrak, von den Engländern Schlacht bei Jütland genannt, ragt als die größte moderne Seeschlacht aus den Annalen des größten Krieges. Sie ist von Scheer gesucht, von Beatty aufgenommen

und von dem britischen Kreuzeradmiral durchgefochten worden, „solange seine Zähne hielten". Als Jellicoe sie bei schwindendem Licht mit dem Einsatz der vollen Kraft erneuerte, nahm die deutsche Flotte den Kampf mit der britischen Armada ohne Zaudern auf und bot ihr im Angriff und in der Verteidigung mit Glück und Geschick entschlossen Trotz.

Der Brite focht seines alten Ruhmes würdig und behauptete im Bewußtsein seiner zahlenmäßigen Überlegenheit das flüssige Feld, war aber nicht imstande, den Gegner in seinen Netzen zu verstricken und zu schlagen, geschweige denn zu vernichten. Ungeschlagen kehrten die Deutschen aus einem Seekampf zurück, in dem sie stundenlang gegen gewaltige Übermacht gefochten und dem Feind sehr schwere Verluste beigebracht hatten. Der Verfolgung spottend, zogen sie geschlossen gen Horns Riff. Der Brite büßte in der Schlacht mindestens 130 000 Tonnen, der Deutsche rund 60 000 Tonnen Kriegsschiffraum ein. Auf den englischen Schiffen waren 7000 Seeleute, auf den deutschen 2400 Mann in den Tod gesunken. Die englische Flotte war um ein Linienschiff, 3 Schlachtkreuzer, 4 Panzerkreuzer, 2 kleine Kreuzer und ein Dutzend Zerstörer, die deutsche um ein Linienschiff, einen Schlachtkreuzer, 4 kleine Kreuzer und 5 Torpedoboote geschwächt worden. Diese Verluste stehen in keinem Verhältnis zu den eingesetzten Kräften und beweisen, daß die Gegner die Schlacht nicht durchgefochten haben.

Die Überlegenheit der Engländer zur See blieb durch die Schlacht am Skagerrak unberührt, die Entscheidung über die Seeherrschaft, die Nelson am 21. Oktober 1805 bei Trafalgar zu Englands Gunsten erkämpft hatte, war nicht geändert worden. England beherrschte auch ferner die Wogen. Aber der deutschen Flotte erwuchs aus der Schlacht bei Jütland der Ruhm, die Sieger von Trafalgar in offener Schlacht bestanden zu haben.

Die Deutschen hatten Jellicoes moderne, auf der Verwendung der Dampfkraft und überlegene Geschwindigkeit aufgebaute Taktik durch den veralteten Nelsonschen Zentrumstoß um ihre Wirkung gebracht und den feindlichen Schlachtplan in Stücke zerrissen. Sie schieden aus der Schlacht, die sie mit brennendem Herzen gesucht hatten, mit dem Gefühl der Überlegenheit im Kampfe von Schiff zu Schiff und von Mann zu Mann. Zweimal waren sie mit gesenktem Kopf wie ein Bulle gegen die Mitte der Feuerlinie Jellicoes angerannt. Ihre Schießfertigkeit, ihr härteres Geschütz, die Furcht vor ihren ferntreffenden Torpedos und die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Schiffe drehten, hatten Jellicoe verhindert, sie durch das Kreuzfeuer seiner Breitseiten zu vernichten. Die deutsche Flotte brach den Kampf nach Gefallen ab und stand am nächsten Morgen Schiff bei Schiff mit wehenden Flaggen vor Horns Riff.

Die Engländer hatten in der Schlacht erfahren, daß sie kostbare Kräfte aufs Spiel setzten, wenn sie sich mit der deutschen Flotte in ein Ringen

auf Leben und Tod einließen, um sie zu vernichten. Die Deutschen nahmen die Überzeugung mit sich, daß sie die britische Flotte schwächen, in Teilen sogar schlagen konnten, daß England aber durch eine Hochseeschlacht nicht zum Frieden gezwungen werden konnte. An eine Wiederkehr so glücklicher Umstände, wie sie vor dem Skagerrak zugunsten der deutschen Flotte gewaltet hatten, war ohnedies nicht zu denken. Die Nachteile der militärgeographischen Lage, in der sich Deutschland gegenüber England befand, waren durch keine Seeschlacht mehr wettzumachen.

Die Schlacht am Skagerrak blieb ohne unmittelbare Einwirkung auf die militärische und politische Lage, entbehrte aber keineswegs der moralischen Bedeutung. Sie wurde in dem Augenblick geliefert, der die große strategische Wende des Jahres 1916 einleitete und das Gesetz des Handelns an die Ententemächte übergehen sah, und bot den Deutschen Gelegenheit, Mut, Kraft und seemännische Tüchtigkeit im Geschwaderkampf großen Stils zu erproben, bevor sie ihr Geschick auf dem Meere der U-Bootwaffe anvertrauten.

Auf dem Wege zum Unterseebootkrieg

Die Frage, ob das Unterseeboot, das im Geschwaderkampf gefehlt hatte und auf Märschen, in Lauerstellungen und im Plänklergefecht nur einzelne Schiffe zu fällen vermochte, England im Handelskrieg bis zur Ohnmacht schädigen und Deutschland von dem auf ihm lastenden Alp befreien konnte, war am 1. Juni 1916 immer noch umstritten. Sie wurde, „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt", mit leidenschaftlicherem Eifer erörtert, als der Einigkeit des im Daseinskampfe stehenden deutschen Volkes förderlich war, und fand erst acht Monate später, als der Landkrieg die Mittelmächte trotz der Niederwerfung Rumäniens zu erwürgen drohte, ihre tragische Lösung.

Deutschland entschloß sich endgültig zu dem Versuch, Englands Kraft durch die Absperrung vom Weltverkehr zu brechen.

Lasset uns rückwärts blättern im Buch der Geschichte, um Zusammenhänge aufzudecken, die von der Größe dieses die Welt herausfordernden Unterfangens Kunde geben!

Als die Schlacht bei Trafalgar geschlagen war, die den Kampf um die Seeherrschaft zwischen England und Frankreich zugunsten Großbritanniens entschied und England befähigte, sich zu dem meerbeherrschenden Weltreich ohnegleichen zu entwickeln, sann Napoleon auf andere Mittel, das Inselreich tödlich zu treffen. Er befahl der französischen Flotte, sich auf den Kreuzerkrieg gegen den feindlichen Handel zu beschränken, und suchte, das englische Seemonopol durch Maßnahmen auf dem Lande zu brechen. Nachdem er schon vorher die von ihm beherrschte Küste des westeuropäischen Festlandes dem britischen Handel verschlossen hatte, tat er jetzt den ent-

scheidenden Schritt und gestaltete diese Maßnahme zur „Kontinentalsperre". Der Beherrscher des Kontinents bildete diese Sperre nach modernen Begriffen zu einer Fernblockade Englands an den Gestaden Europas aus.

Die Ausbildung der schon von der französischen Republik angeordneten Küstensperre zur Kontinentalsperre lag in der Entwicklung vorgezeichnet, es ist aber festzuhalten, daß Napoleon durch eine englische Willkürmaßregel zur Anwendung der Kontinentalsperre gedrängt worden ist. Am 16. Mai 1806 erklärte die britische Regierung die Nordküste von Brest bis Hamburg als blockiert und befahl ihren Admiralen, alle neutralen Schiffe wegzunehmen, die in einen Hafen zwischen der Seinemündung und Ostende einlaufen wollten, das Einlaufen in die Häfen westlich der Seinemündung und östlich von Ostende bis zur Elbe aber nur dann zu gestatten, wenn die Schiffe nicht aus einem feindlichen Hafen kämen oder nach einem solchen führen. Da die englische Flotte nicht in der Lage war, die ganze Küstenschranke zu bewachen, war dies eine papierene Blockade, die die Rechte der Neutralen empfindlich kränkte. Der Seeverkehr begann infolge des englischen Verbotes, die Nordseeküste zu meiden, und zog sich nach den neutralen dänischen und preußischen Häfen. England gab daraufhin sofort Kaperbriefe gegen Preußen aus und legte Beschlag auf die in englischen Häfen ankernden preußischen Handelsschiffe.

Erst Jena und Auerstedt erlaubten dem Korsen, den entscheidenden Schritt zu tun. Als Napoleon Preußen niedergeworfen hatte, den englischen Schiffen die preußischen Häfen sperrte und Großbritannien am 21. November 1806 durch das Berliner Dekret in Blockadezustand erklärte, indem er ihm die europäischen Küsten von der Elbe bis zur Garonne und von Perpignan über Genua und Tarent bis Venedig verschloß, schien Englands Handel auf das Schwerste getroffen. Als es Napoleon im Frieden zu Tilsit sogar gelang, Rußland für das Kontinentalsystem zu gewinnen, und seine Aufforderung an Dänemark und Portugal erging, sich der Blockade anzuschließen, fühlte England sich tödlich bedroht. Vergebens suchte es, durch die Vergewaltigung Dänemarks, die Beschießung Kopenhagens, den Raub der dänischen Flotte und durch Überredung der portugisischen Königsfamilie zur Flucht nach Brasilien das Netz zu zerreißen, das der Korse spann. Im Jahre 1810 waren alle Häfen Europas mit Ausnahme der schwedischen für englische Handelsschiffe gesperrt. England schien verloren.

Trotzdem ist es Napoleon nicht gelungen, das Inselreich zu überwältigen. Wohl häuften sich in den englischen Häfen die Waren zu Bergen, brachen Reedereien, Banken und Fabriken zusammen, wurden Hunderttausende von Arbeitern brot- und meisterlos, aber England leistete der Abschnürung vom europäischen Markt länger Widerstand, als Napoleon gerechnet hatte. Das Kontinentalsystem ließ sich nicht lückenlos durchführen. Es wurde durch Führung falscher Flaggen und Papiere, durch Schmuggel, durch Lizenzen,

durch Eröffnung neuer Überlandwege durchbrochen, erforderte ein Heer von Zöllnern und blieb trotz des gigantischen Ausmaßes eine Notmaßnahme, eine Aushilfe im strategischen Sinne, die nicht kriegsentscheidend wirkte. Als Alexander I. sich von der Kontinentalsperre lossagte, brach das durchlöcherte System vollends in sich zusammen. England war von Napoleon an den Rand des Abgrundes gedrängt, aber auch zu einer Kraftentfaltung veranlaßt worden, die in Wellingtons Zug nach Portugal und der schrankenlosen Unterstützung aller gegen Napoleon gerichteten Unternehmen gegipfelt hatte.

Diese geschichtliche Erinnerung spricht so laut und weist so viele Vergleichspunkte mit dem Problem auf, das Deutschland hundert Jahre später aufgriff, um sich im Kampfe mit der von England geführten Welt zu behaupten, daß es keiner weitschweifenden Erörterung mehr bedarf. Napoleon hatte England nicht unmittelbar, sondern mittelbar aushungern wollen. Er versuchte seinen Handel zu lähmen und das Land in seinen eigenen Erzeugnissen und seinen Kolonialprodukten zu ersticken. Deutschland, das nicht nur das britische Imperium, sondern auch Frankreich, Rußland, Italien und Japan gegen sich hatte, suchte England unmittelbar auszuhungern und ihm die Zufuhren abzuschneiden. Die Schlacht bei Trafalgar war ein glänzender Sieg Englands gewesen, die Schlacht vor dem Skagerrak war unentschieden geblieben, aber in beiden Fällen kam der Gegner Englands zur Überzeugung, daß der Brite auf der hohen See weder besiegt noch zum Frieden gezwungen werden konnte. In beiden Fällen ging der Gegner nunmehr darauf aus, Englands Wirtschaftsleben zu vernichten. Napoleon griff zur Kontinentalsperre, Deutschland zum U-Bootkrieg; jener sollte England gewissermaßen wirtschaftlich auskreisen, dieses wollte die britischen Inseln einkreisen. In beiden Fällen war es auf eine Isolierung abgesehen. Napoleon rief dazu den ganzen Kontinent zu Hilfe und machte diesem Gedanken die ganze Politik und die Schlachtfelder Europas dienstbar, Deutschland glaubte, in seinen Tauchbooten ein Mittel zu besitzen, dieses gigantische Unternehmen gleichsam spielend binnen kurzer Frist zum Triumphe zu führen ...

Die Bedrängnis der Mittelmächte war nach der Erstarrung der Schlacht bei Verdun, der Katastrophe von Luzk, der Eröffnung der Sommeschlacht und dem Eintritt Rumäniens in den Krieg so groß geworden, daß sich die Hoffnung Deutschlands immer sehnsüchtiger, immer leidenschaftlicher an die Entfesselung des U-Bootkrieges klammerte. Die treibenden Kräfte, die vom Tauchboot entscheidende Hilfe erwarteten, wurden stärker als die politischen Hemmungen, die Deutschland von dem rücksichtslosen Gebrauch dieser Waffe zurückhielten.

Am 1. September 1916, drei Tage nach der Kriegserklärung Rumäniens und dem Rücktritt Falkenhayns, fand in Pleß ein Kriegsrat statt,

um die Frage des U-Bootkrieges der Entscheidung zuzuführen. Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, Feldmarschall v. Hindenburg, General Ludendorff, Admiral v. Holtzendorff, Staatssekretär Admiral v. Capelle als Nachfolger des Admirals v. Tirpitz, der Staatssekretär des Äußern v. Jagow, Staatssekretär v. Helfferich und Kriegsminister General Wild v. Hohenborn waren um den Kaiser versammelt. Die Entscheidung wurde noch einmal aufgeschoben, aber grundsätzlich beschlossen, sie in die Hände der Obersten Heeresleitung zu legen. Ludendorff wollte angesichts der Bindung sämtlicher Streitkräfte im Osten, im Westen und auf dem Balkan die Herausforderung der Neutralen vermeiden, bis man an der dänischen und der holländischen Grenze zum Widerstand gerüstet war. Bethmann begnügte sich damit, wiederum Zeit gewonnen zu haben, und ließ sich um diesen Preis die unsicher gehandhabte politische Führung entwinden. Fortan wurde der U-Bootkrieg ganz unter militärischen Gesichtspunkten betrachtet und politischen Erwägungen entrückt.

Die Marine begann, sich auf die Entfesselung des U-Bootkrieges vorzubereiten, indem sie zunächst den Wirkungskreis der Waffe erweiterte, den Handelskrieg in die nordischen Gewässer trug und Verstärkungen ins Mittelmeer entsendete. Gleichzeitig brachte sie zwei Kreuzer, die „Möve“, die schon einmal die Blockade gebrochen hatte, und den „Wolf“ ins offene Meer und suchte zunächst, die rückwärtigen Verbindungen der Feinde unter Beobachtung der Prisenordnung so viel als möglich zu schädigen. Dies gelang in bedeutendem Umfang. Am Nordkap, im Atlantic, im Stillen Ozean und im Ägäischen Meer fiel deutschen Unter- und Überwasserkreuzern Schiff auf Schiff zum Opfer. Der Nachschub der russischen Armeen und der Orientarmee begann ernstlich zu stocken, und in England und Frankreich wuchs die wirtschaftliche Bedrängnis. Aber es gelang den Deutschen nicht, den Verkehr so zu unterbinden, daß die Armeen der Entente dadurch zur Einstellung ihrer Angriffe gezwungen worden wären. Wohl schmolz der Frachtraum, dessen die Alte Welt bedurfte, um sich zu ernähren, aber die englische Handelsflotte ertrug noch manchen Aderlaß, ohne zu verbluten, von der Welttonnage, die im Dienste der Entente fuhr oder von ihr zu Diensten gezwungen werden konnte, ganz zu schweigen.

Als das Jahr 1916 zu Ende ging, berechnete die deutsche Marineleitung die Verluste des feindlichen Handelsschiffraumes seit Beginn des Krieges auf 4 Millionen Brutto-Registertonnen, und am 22. Dezember erging aus den Stuben des Admiralstabes eine Denkschrift an Hindenburg, in der der Schiffsraum, der das Inselreich mit Kriegs- und Erhaltungsmitteln versorgte, als Englands Rückgrat bezeichnet und auf 10 und $^{3}/_{4}$ Millionen Tonnen angeschlagen wurde. Holtzendorff schrieb: „Ich stehe nicht an zu erklären, daß wir, wie die Verhältnisse jetzt liegen, mit dem uneingeschränkten U-Bootkrieg England in fünf Monaten zum Frieden zwingen

können.“ Er nannte das U-Boot die Waffe, die den Sieg verheißt, und war bereit, dafür den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Bund der Gegner in Kauf zu nehmen. Der Admiral stützte sich dabei auf die Erwägung, daß die Schiffsraumfrage dadurch nicht verändert werde und amerikanische Truppen wegen Mangels an Schiffsraum nicht in erheblichem Umfang nach Europa gebracht werden könnten.

Die Kugel war im Rollen. Sie lief am Reichskanzler vorbei unaufgehalten dem Ziele zu.

In Hindenburgs Hauptquartier war man um diese Zeit der Sorge um eine feindselige Stellungnahme Dänemarks oder Hollands ledig geworden. Rumänien war zu Boden geworfen, und an der Grenze Schleswigs und der Niederlande war das Nötige geschehen. Um so schwerer wog die Erkenntnis, daß zwar der Riesenansturm der Entente auf allen Fronten abgeschlagen war, daß aber die Kräfte der Bundesgenossen im Schwinden, die eigenen bis zum äußersten, ja über alles Maß angestrengt waren, und daß nirgends mehr der Sieg im freien Felde winkte. Die unvergleichlichen Leistungen des deutschen Heeres durften die deutsche Heeresleitung nicht darüber hinwegtäuschen, daß die allgemeine Kriegslage trotz heldenhaften Streitens, trotz ungezählter Schlachtsiege, trotz der Eroberung ganzer Länder, trotz des ungebrochenen Widerstandes im grauenvollen Stellungskampf keinen lichtvollen Ausblick mehr eröffnete, wenn nicht Wunder über Wunder geschahen.

Man erwartete diese Wunder nicht von der Vorsehung, nicht vom politischen Geschehen, sondern von der U-Bootwaffe. Das war ein natürlicher Vorgang, da die schwache politische Staatsleitung die Entscheidung über die Verwendung der gefürchteten Waffe an die militärische Leitung abgetreten hatte. Dieser Verzicht machte Ludendorff zum Leiter des Krieges und verlieh seinen Eingriffen in die politische Entwicklung moralische Gesetzeskraft. Sein dämonischer Wille wies Deutschland fortan Weg und Ziel.

Bethmanns Verzicht auf die politische Führung schlug auch die geheimen Verhandlungen, die die Reichsregierung inzwischen mit Wilson angeknüpft hatte, um den Präsidenten der Vereinigten Staaten zur Vermittlung des Friedens zu bewegen, mit Unfruchtbarkeit. Der Kanzler, der sich der Entscheidung über den U-Bootkrieg begab, war nicht mehr in der Lage, als leitender Staatsmann aufzutreten und auf gleichem Fuße mit dem Manne zu verhandeln, der die U-Bootwaffe verdammt hatte und seine Tätigkeit als Vermittler auf dieses Verdikt stützen mußte, um in der Welt Gehör zu finden.

Die Erklärung des unbeschränkten U-Bootkrieges war im Dezember 1916 nur noch eine Frage von Tagen. Die grundsätzliche Entscheidung war gefallen.

Die allgemeine politische Lage um die Jahreswende 1916

Die Vergewaltigung Griechenlands

Der U-Bootkrieg war die Waffe der Verzweiflung. Sie zu zücken lag kein Anlaß vor, solange die deutsche Staatskunst noch die Hoffnung hegte, den Bund der Feinde zu sprengen und einen Frieden vernünftiger Verständigung zu schließen. Diese Hoffnung war im Spätherbst des Jahres 1916 noch nicht begraben worden, obwohl Deutschlands Siege im Osten die Entente nicht friedenswilliger gemacht hatten.

Der Kriegswille Englands, Frankreichs und Rußlands war durch die Vertreibung der Russen aus Polen, durch die Niederwerfung Serbiens und durch Österreichs Vormarsch in Albanien, Deutschlands Vormarsch nach Mazedonien und durch die Eroberung der Walachei neu aufgepeitscht worden. Der Krieg erschien sichtbarer, greifbarer und drohender als je in der Maske eines gewaltigen Orientkrieges und als Kampf um die Balkanhalbinsel und den Besitz Konstantinopels, dessen Beherrschung im Jahre 1916 noch ein Stück Weltherrschaft verkörperte. Mochten die Westmächte auch dem Zaren Stambul und die Meerengen in Geheimverträgen verschrieben haben, so dachten sie doch nach Rußlands Niederlage mitnichten an einen Verzicht zugunsten Deutschlands, gleichgültig ob der Deutsche mittelbar oder unmittelbar in Byzanz befahl.

Das Ministerium Briand beharrte trotz der Niederlage Rumäniens auf der Durchführung des Balkanfeldzuges und der Sicherung der Flankenstellung von Saloniki. Die französische Kriegführung scheute kein Opfer, sich am Wardar zu behaupten, und riß England trotz dessen Widerstrebens zur Vergewaltigung Griechenlands und der griechischen Neutralität mit, um Sarrails Stellung zu stärken und ihn instand zu setzen, Bulgarien und die Linie Belgrad—Konstantinopel zu bedrohen. Es galt, den Serben den Rückweg in ihr Land zu öffnen und zu gleicher Zeit den Marsch in die Südflanke der Mittelmächte anzutreten. Als das Jahr 1916 sich neigte, war Griechenland dem französisch-englischen Einfluß verfallen. Durch Venizelos in zwei Lager gespalten, aber von dem politischen Instinkt des Kreters in die Bahn gelenkt, die zum Anschluß an die Entente führen sollte, erwehrte sich das Land unter der Führung König Konstantins seiner Bedränger, bis es durch die Blockade seiner Küsten, die Besetzung Thessaliens und Athens und die Auslieferung seiner Streitmittel zu Wasser und zu Lande zur völligen Ergebung gezwungen wurde. Am 29. Januar 1917 war die Entente Griechenlands Meister geworden, ohne daß es zum Kriege gekommen wäre. Sarrail verlängerte seine Front von Koritza bis Valona

und machte sich das griechische Eisenbahnnetz von Korinth bis Larissa dienstbar. Wenige Monate später verließ König Konstantin entgegen dem Willen des Volkes auf Weisung der Entente Thron und Land.

Rußland hatte sich an der Knebelung Griechenlands ungern beteiligt, obwohl es einsah, daß dadurch der feste archimedische Punkt gewonnen wurde, dessen man im Mittelmeer bedurfte, um den Hebel zur Zerstörung der deutsch-bulgarischen Südfront anzusetzen. Erst damals verlor das Unternehmen von Saloniki den Charakter einer überseeischen Expedition und der U-Bootkrieg im Mittelmeer seine Schrecken. Erst jetzt bildete sich hinter der Front Sarrails ein politisches Gegengewicht serbisch-griechischer Elemente, das gegen Bulgarien in die Wagschale geworfen werden konnte. Die Eroberung der Stadt Monastir, in die Oberst Wassic am 19. November 1916 als Erster eingerückt war, nachdem er sie am 2. Dezember 1914 als Letzter verlassen hatte, wurde erst durch die politische Kapitulation Athens zu einem strategischen Erfolg der Entente gestaltet. Monastir wurde zur Keimzelle des wieder erweckten serbischen Staates, und die Entente hatte die Grundlage für eine große Offensive in der Südflanke Mitteleuropas geschaffen.

Die russische Staatskunst verschloß sich der Erkenntnis dieser wichtigen Umstände um so weniger, da sich ihr zur gleichen Zeit die Überzeugung aufdrängte, daß sie den Krieg trotz der Niederwerfung Rumäniens durch deutsche Heereskraft und des Verlustes der kaum betretenen Dobrudschabrücke bis zum letzten Atemzug durchfechten mußte. Tauchte doch in Griechenland ein Nebenbuhler auf, der nicht für sich allein, wohl aber dann zu fürchten war, wenn die Westmächte ihn als Erben des alten Byzanz gegen den kriegsmüden Zaren ausspielten. Aber Rußland hatte gar nicht nötig, diese Erwägung anzustellen. Es war durch andere, unmittelbarer zwingende Gründe an die Fortsetzung des Krieges gebunden und verpflichtet, den Waffengang trotz der erlittenen Gebietsverluste, trotz riesiger Menschenopfer, trotz drohenden Staatsbankrotts, ja sogar trotz der im Dunkel wühlenden Revolution an der Seite der Westmächte fortzusetzen. Und zwar trug die Politik der Mittelmächte selbst dazu bei, den Kampfwillen Rußlands zu stärken, der nach dem Verbluten Brussilows und den ersten Niederlagen der Rumänen so im Niedergehen war, daß sich das Volk vom Kriege abwandte und man auf den Straßen und in den Salons Petrograds und Moskaus Sonderfriedenswünschen Ausdruck gab.

Die Verkündigung des Königreiches Polen

Am 5. November 1916 verkündeten die Militärgouverneure Deutschlands und Österreich-Ungarns in Warschau und Lublin ein Manifest, das den Polen die Errichtung eines selbständigen Staates mit erblicher Mon-

archie und konstitutioneller Verfassung versprach. Die genauere Bestimmung der Grenzen des Königreiches Polen blieb vorbehalten. Gleichzeitig erging der Aufruf zur Bildung eines polnischen Heeres, das unter eigenen Fahnen und Farben mit den Armeen der Mittelmächte gegen Rußland kämpfen sollte.

Die Verkündigung des Königreiches Polen, der folgenschwerste politische Schritt, den die Kaisermächte seit der Überschreitung der belgischen Grenze getan, war eine Frucht des Koalitionskrieges und das Ergebnis der militärischen Zwangslage. Sie ging auf eine Vereinbarung zurück, die Bethmann am 11. August mit dem österreichisch-ungarischen Minister des Äußern, Baron v. Burian, in Wien getroffen hatte. Diese Vereinbarung war das Erzeugnis endloser Besprechungen, in denen preußische, deutsche, österreichische, ungarische und polnische Ansprüche, Befürchtungen und Hoffnungen und dynastische Velleitäten wirr und phantastisch verknäult lagen. Die deutsche Politik sträubte sich länger gegen die Schaffung eines Polenstaates als die österreichische, die sich mitten im Daseinskampf um die Erhaltung der alten, von zentrifugalen Kräften zerrissenen Donaumonarchie mit dem Plane trug, dem Erben Franz Josephs die polnische Krone als drittes Diadem aufs Haupt zu setzen. Hindenburg und Ludendorff wurden durch die Aussicht auf polnische Waffenhilfe für den Plan gewonnen. Man hoffte, den nationalen Eifer der Polen durch die Erweckung des Polenreiches so zu entflammen, daß sie zur Aufstellung eines großen Heeres bereit sein würden. Man rechnete darauf, nicht weniger als 800000 Bajonette zu erhalten. Nur einer warnte vor solchen ausschweifenden Hoffnungen, Conrad v. Hötzendorf, der kluge Skeptiker, dessen feiner politischer Instinkt gegenüber Serben, Bulgaren, Italienern, Rumänen und Polen niemals versagte. Ludendorff kannte Conrads Skepsis, stellte sich aber, von politischem Einschlag völlig frei, auf den militärischen Standpunkt, daß man Streiter in größerer und geringerer Anzahl nehmen müsse, wo man sie finde, und befürwortete die Schaffung einer polnischen Armee und dadurch mittelbar die Gründung des polnischen Nationalstaates.

Die Verkündigung des Königreiches Polen machte allen Bemühungen, die Russen der Entente cordiale zu entfremden, und jedem Versuch Rußlands, sich selbst auf die Beendigung des Krieges zu besinnen, ein jähes Ende. Fester als je schloß sich der Zar, schloß sich die russische Intelligenz, vom panslawischen Ideal neu entflammt, an die Westmächte an.

Die Mittelmächte hatten die polnische Frage in einem Augenblick hervorgezogen, da in der Umgebung des Zaren wichtige Veränderungen vorgegangen waren. Sassonow war im Juli unter der Last der Verantwortung für den endlos sich hinschleppenden, Blut und Geld verzehrenden Krieg zusammengebrochen und durch den Ministerpräsidenten Stürmer ersetzt worden. Stürmer fand zerrüttete Verhältnisse vor, glaubte aber,

die Siege Brussilows zur Stärkung der Zarengewalt und zur Beilegung der Gärung in Volk und Duma benützen zu können.

Es läßt sich heute noch nicht nachweisen, ob der Nachfolger Sassonows sich wirklich mit dem Gedanken trug, den Krieg auf eigene Faust zu beenden, doch kann kein Zweifel darüber herrschen, daß Rußland so tief in den Krieg verstrickt war, daß kein russischer Staatsmann es daraus lösen konnte, ohne die immer noch in der Ferne winkenden Früchte des Sieges preiszugeben und die Revolution herauszufordern. Das polnische Manifest setzte hinter alle, wie immer gearteten Erwägungen und geheimen Versuche, dem Kriege zu entrinnen, ein hartes Schlußzeichen und drückte den Kriegseiferern das Heft des Schwertes in die Hand. Am 14. November trat die Reichsduma zusammen und stürzte Stürmers Regierung. Die Gegnerschaft Stürmers setzte sich aus allen Parteien zusammen, fand aber ihren fähigsten und einflußreichsten Führer in den Kulissen. Englands Botschafter Sir George Buchanan lenkte die Fäden der Opposition, die den Nachfolger Sassonows zu Fall brachte. Vergeblich suchte Stürmer im letzten Augenblick die Duma aufzulösen. Ehe er den kaiserlichen Ukas erwirken konnte, traf ihn die Entlassung. Er ließ ein Chaos zurück. Die Duma, das Kabinett, alle regierenden politischen Kreise waren tief zerklüftet und der Zerfall so weit vorgeschritten, daß im Dumasaal und auf der Straße der Vorwurf der Bestechung zur geltenden Münze wurde. Aber der Kriegswille siegte über alle Zerfallserscheinungen, und Stürmers Nachfolger Trepow stellte sofort wieder Konstantinopel als leuchtendes Kriegsziel hin. Neue Rüstungen waren die Folge. Man rief die 18jährigen unter die Waffen und versprach den Polen, daß alle Polen unter dem Zepter des Zaren vereinigt werden und die Autonomie erhalten sollten. Das war Rußlands Antwort auf die Verkündigung des Königreiches Polen.

Noch ehe Stürmer fiel, lief im Kabinett zu Petrograd eine Kundgebung Englands und Frankreichs ein, die der russischen Regierung den Rücken stärken sollte. Sie war am 16. November in einer Konferenz zu Paris beschlossen worden und trug die Unterschriften Briands und Asquiths. In diesem Schriftstück sprachen die Westmächte ihre Befriedigung darüber aus, daß die Regierung des Zaren den Schritt Deutschlands und Österreich-Ungarns als eine neue Verletzung des Völkerrechts und der internationalen Abmachungen bezeichne und ihren Entschluß erneuere, allen Polen die Autonomie zu verleihen. Briand und Asquith erklärten sich mit der Auffassung der russischen Regierung solidarisch und verkündeten ausdrücklich, daß die wiederherzustellende Einigung des polnischen Volkes und die Errichtung eines polnischen Nationalstaates unter dem Zepter des Zaren ein Hauptelement des künftigen europäischen Gleichgewichts bilden werde.

Aus diesen Sätzen blickte ein fest umrissenes Programm, das den in Deutschlands und Österreichs Grenzen wohnenden Polen die Einigung

mit Russisch-Polen versprach und das polnische Schwert früher oder später in den Dienst der Westmächte lockte.

Deutschland erkannte bald, daß es sich in der Beurteilung der polnischen Frage bitter getäuscht hatte. Polen war zu neuem Leben erweckt, aber die Polen hüteten sich, den Mittelmächten Hilfe zu leisten. Der Aufruf zur Bildung einer polnischen Armee unter deutscher Führung blieb wirkungslos. Die polnische Frage spielte in den Plänen der österreichischen Staatsmänner und in unklaren Träumen des Nachfolgers Franz Josephs noch lange eine phantastische Rolle. In Berlin trat rasch Ernüchterung ein, und bald bezeichnete man dort die auf Polen gesetzten Hoffnungen und die daraus abgeleitete Politik als „einen Haufen von Scherben".

Die Beschäftigung mit der polnischen Frage nahm die Staatsmänner Kaiser Wilhelms und Kaiser Karls nicht nur über Gebühr in Anspruch, sondern zersetzte auch das deutsch-österreichische Bundesverhältnis, das durch den Hinschied des Kaisers Franz Joseph bereits in seinen Grundfesten erschüttert worden war.

Die Lockerung des Vierbundes und die Festigung der Entente

Als der alte Kaiser am 21. November 1916 im Schlosse Schönbrunn entschlief, zerbrach die dynastische Klammer, die die Völker Österreich-Ungarns, dem Nationalitätenprinzip und dem politischen Zeitgeist trotzend, während 70 Jahren zusammengehalten hatte. Mit Franz Joseph ging der kalte Stolz der Habsburger, der dem alten Herrn zur Natur geworden war, zu Grabe. In diesem Stolz, diesem Bedachtsein auf kaiserliche Würde hatte auch die Bundestreue Franz Josephs gewurzelt. Als die Pforte der Kapuzinergruft vor seiner Hülle aufging, klang Österreich-Ungarns Totenglocke.

Der Thronfolger Erzherzog Karl übergab den Oberbefehl über die Heeresgruppe zwischen dem Dnjestr und der Donau an Erzherzog Josef und trat das Erbe Franz Josephs voll heiligen Eifers und bester Absichten an. Aber jugendliche Hast, Mangel an Erfahrung und innerem Halt verführten den jungen Monarchen bald zu unbesonnenen Handlungen, die das Bundesverhältnis schädigten, ohne der heißen Friedensabsicht des um die Rettung seines Erbes besorgten Fürsten zu dienen. Er schwächte die Kriegführung, indem er sich von der Vormundschaft der deutschen Heeresleitung zu befreien suchte, entzog Conrad v. Hötzendorf die Leitung der Operationen und brachte in einem Augenblick, der höchste Sammlung verlangte, Unruhe und Unsicherheit in die militärischen und politischen Beziehungen zwischen Wien und Berlin.

Hieraus ergab sich eine Lockerung des Bundesverhältnisses, die geradezu tragisch berührt, ja mit tragischer geschichtlicher Ironie geschwängert

erscheint, wenn man sich vor Augen hält, daß Österreichs Balkanpolitik den Weltbrand entzündet hatte, in den Deutschland sich in Verkennung der politischen Weltlage hineinziehen ließ, ohne zu ahnen, daß die Entente cordiale seit dem Austrag des bosnischen Handels und der marokkanischen Frage zu einer völligen militärischen und wirtschaftlichen Einkreisung Mitteleuropas gestaltet worden war und daß die Diplomatie Frankreichs, Rußlands und Englands nur darauf wartete, Deutschland in die Rolle des Angreifers zu drängen, wenn eine allgemeine kriegerische Verwicklung drohte.

Die Entente cordiale war im Spätherbst des Jahres 1916 weitentfernt zu ermüden, oder ihre Anstrengungen zu verzetteln, oder gar die Waffen sinken zu lassen. Während sich zwischen Deutschland und dem Österreich Karls Reibungsflächen ergaben, die die einheitliche Kriegführung aufs neue gefährdeten, schlossen sich die Gegner fester und rückhaltloser zusammen, um den Krieg zu gewinnen. Noch war in England das Ministerium Asquith am Ruder, aber seine Tage waren gezählt. Das britische Weltreich bedurfte nach dem Einsatz seiner ganzen Stärke auf dem festen Lande, nach einer unentschieden gebliebenen, im Grunde aber für Englands Ruhm und Ansehen gefährlichen Seeschlacht und nach der Bedrohung der englischen Schiffahrt durch die U-Bootblockade einer stärkeren, rücksichtsloser zugreifenden Faust, um den Krieg bis zum „Knock out“, dem völligen Niederschlagen des Gegners, durchzuführen, als sie dem alten liberalen Staatsmann eigen war. England fand seinen Steuermann in dem Munitionsminister David Lloyd George, der Asquith durch seine Forderung eines engern Kriegsrates, dem der Premierminister nicht angehören sollte, zum Rücktritt zwang. Am 5. Dezember 1916 übernahm Lloyd George die Regierung. Er bildete ein nationales Kabinett aus Männern aller Parteien, in dem sein eiserner Wille, seine rücksichtslose Tatkraft und seine demagogische Beredsamkeit alles beherrschte. In Lloyd George erstand Deutschland der erste unversöhnliche politische Feind. Bethmann hatte die Gelegenheit versäumt, die belgische Frage und den Bruch der belgischen Neutralität, auf die sich das Ministerium Asquith am 4. August 1914 als offiziellen Kriegsgrund berufen hatte, klar und deutlich zur Besprechung zu stellen und zur Grundlage eines Verständigungsversuches zu machen, solange das mit dieser Schwäche belastete liberale Kabinett noch im Amte war. Jetzt war es zu solchen Versuchen zu spät geworden.

Als Lloyd George zum erstenmal vor das Parlament trat, triumphierte seine Beredsamkeit über alle Widerstände. Er enthüllte dem englischen Volke den Ernst der Lage, zeigte ihm Größe und Schwere der Aufgabe und forderte von ihm die äußersten Anstrengungen. Er forderte Entsagung auf dem Gebiete der Ernährung und des Verbrauchs, verlangte neue Gelder und Blutsteuern und erklärte kühn, Europa wäre von einer Flut von Bar-

baren und den Ausflüssen einer ungezähmten Machtbegier überschwemmt worden, wenn England nicht in die Bresche getreten wäre.

Das klang wie geschichtlicher Widerhall aus der Zeit, da William Pitt England zum Kampfe gegen das „korsische Ungeheuer" anfeuerte, und war in beiden Fällen nichts anderes als die Umschreibung der immanenten Grundsätze altenglischer Staatskunst, die keine Vorherrschaft einer einzelnen Festlandsmacht duldete und Flandern, das Glacis Englands, weder in französischen noch in deutschen Händen lassen konnte. Erst im Zeichen Lloyd Georges trat das britische Weltreich im Bunde mit seinen Schwertträgern, denen glänzende Sonderziele winkten, zum entscheidenden Waffengang an.

Deutschland war seiner Bundesgenossen weniger gewiß als der Brite. Das ermüdete, von Nationalitätenhader zerrissene Österreich-Ungarn, das militärisch erschöpfte, von innerer politischer Unsicherheit erfaßte Bulgarien und die in Armenierblut watende, auf allen Fronten ihres Gebietes in die Abwehr gedrängte Türkei halfen ihm wohl die Schwere des Kampfes tragen, aber die Hauptlast ruhte auf seinen eigenen Schultern. Noch erschien sein Heer als das leuchtende Vorbild kriegerischer Tugenden, noch lebte in ihm jene unüberwindliche Kraft des Gemüts, die Hegel als Pfand des Sieges preist, noch war die deutsche Volkskraft ungebrochen, noch bot der bewunderungswürdige Organismus seines Wirtschaftskörpers der Zerstörung seines reich gegliederten Zellengewebes durch den Raubbau des Krieges erfolgreich Trotz, aber schon begann die Dauer des Krieges, begann die räumliche Ausdehnung des Kriegstheaters die Kräfte des Staates zu übersteigen. Vom Weltmeer abgeschnitten, von Feinden umgeben, saß das deutsche Volk an verschütteten Handelsquellen, in geistiger Enge gebunden. Da ihm der politische Wirklichkeitssinn des Briten und der politische Instinkt des Franzosen abgingen, vermochte es den Krieg, der, äußerlich betrachtet, den Rahmen der Vaterlandsverteidigung gesprengt hatte, nicht mehr mit voller Inbrunst zu erfassen. Es sah seine Armeen auf fremdem Boden stehen, las von den Taten seiner Flotte und über die Frachtraumnot der Feinde, hörte die Glocken Sieg auf Sieg läuten und dachte mehr an rasche Beendigung als an die inneren Zusammenhänge des gewaltigen Ringens. Die Leiter des Staates und des Heeres halfen ihm nicht zu tieferer Einsicht. Sie glaubten mehr für die Hebung und Erhaltung der Kriegsstimmung als für die offene Erkenntnis der Kriegslage sorgen zu müssen. Kannten sie die Seele ihres Volkes wirklich, als sie so verfuhren? Die Frage ist sehr schwierig zu beantworten. Sicher ist, daß das deutsche Volk weder zu Bismarcks Zeiten noch in dem von äußerem Glanz erfüllten Zeitalter Wilhelms II. daran gewöhnt worden war, seine politische Lage selbst durchzudenken. Erst der Krieg wurde ihm zum Erwecker, aber nicht zur Zeit, da um Verdun gekämpft

und Rumänien niedergeschlagen wurde, sondern erst zu jener Zeit, da es entwaffnet stand.

Der Wechsel der Heeresleitung war nicht von einem Wechsel der Reichsleitung begleitet worden. Während Frankreich, Italien und England neue Männer ans Ruder stellten, um ihrem Willen, den Krieg zu gewinnen, den stärksten Ausdruck zu geben, blieb Deutschlands politische Führung den Händen Bethmann Hollwegs anvertraut, in dessen Brust die Überzeugung wühlte, daß der Krieg nicht gewonnen werden könne. Hieraus wuchs die größte Schwäche dieses ernsten, von ethischem Pathos durchdrungenen Mannes. Diese Überzeugung nahm seinem Handeln die Kraft und brachte ihn in Zwiespalt mit sich selbst. Er unterlag der stärkeren, selbstbewußteren Führung, die von der Heeresleitung ausging, ohne darauf zu verzichten, eigene Mittel und Wege zu suchen, um dem Krieg ein Ende zu bereiten. Kaiser Wilhelm hatte den Krieg nicht gewollt, der mehr von ihm forderte, als der Monarch geben konnte. Der Kaiser besaß weder die überragende Geisteskraft, noch die seelische Ruhe, noch die Sicherheit der Hand, die einander widerstrebenden Gewalten zu höherer Einheit des Wollens und Handelns zu zwingen. Darunter litt die Kriegführung, litt die Ökonomie des Spiels der nationalen Kräfte, es hieße aber die ungeheuere, in der Kriegsgeschichte beispiellose Leistung des deutschen Volkes verkennen, wenn man daraus den Schluß zöge, daß die Nation nicht freudig alles hingegeben hätte, den Kampf zu Wasser und zu Lande zu gutem Ende zu führen.

Das Friedensangebot der Mittelmächte

Als Hindenburg und Ludendorff Einblick in den Organismus des Heeres gewannen, drängte sich ihnen sofort die Überzeugung auf, daß es an Menschen und Maschinen fehle, den ringsum gelagerten, auf allen Fronten zum Angriff schreitenden Feind im Kampfe zu bestehen. Daraus ergab sich ihre Forderung auf rücksichtslose Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Einführung einer allgemeinen Arbeitspflicht. Es galt, den Heeresersatz in weitestem Umfang sicherzustellen und Kriegsgerät in größten Mengen anzufertigen, denn Verdun, die Somme- und die Ostschlachten hatten Lehren erteilt und Lücken gerissen, die das Festhalten der alten Methoden nicht länger gestatteten. Doch dazu genügte kein kurzer Hebeldruck. Die Anforderungen der Heeresleitung drohten das Gefüge des staatlichen Lebens und die Struktur des Wirtschaftskörpers zu zerreißen. Unter großen Schwierigkeiten und nach vielgestaltigen Zugeständnissen erlangte die Vorlage, die die Hilfsdienstpflicht regelte, Gesetzeskraft. Das Gesetz machte im Volk und vor allem bei den Feinden Deutschlands größeren Eindruck, als seiner Wirksamkeit entsprach, stärkte aber die Zuversicht im eigenen Lager und drohte

den Gegnern in dem geschichtlichen Augenblick mit der Entfesselung der äußersten Kraft, da Mackensen Bukarest gewann und die Mittelmächte die Welt durch eine Friedensbotschaft überraschten.

Das Friedensangebot war von dem österreichisch-ungarischen Minister des Äußern, Baron Burian angeregt und von Bethmann Hollweg zu einer Bundeshandlung gestaltet worden, um Österreich von einem Sonderschritt zurückzuhalten. Es war der erste unmittelbare Versuch, den Frieden herbeizuführen, so lange Deutschland der feindlichen Koalition noch überall siegesbewußt, von Feind und Freund ob seiner Kraft beneidet und gefürchtet, die Stirn bot. Friedrich der Große sagt in seinen Generalprinzipien vom Kriege: „Politik und Kriegskunst müssen sich beim Entwerfen von Feldzugsplänen die Hand reichen." Das gilt auch beim Entwerfen von Friedensmanifesten, und in diesem Sinne hatte die deutsche Staatsleitung gehandelt, als sie nach der Schlacht bei Hermannstadt daranging, eine Kundgebung zu entwerfen, durch welche die Entente zu Verhandlungen geladen wurde.

Die deutsche Heeresleitung willigte ein. Sie betrachtete die Lage damals unter drei Gesichtspunkten. Es handelte sich nach Ludendorffs Auffassung entweder um Frieden oder um eine Niederlage ohne uneingeschränkten U-Bootkrieg oder aber um die Möglichkeit durch den U-Bootkrieg zu siegen, indem man zur See zum Angriff überging, während das Landheer sich der Gegner in der Verteidigung erwehrte.

Am 3. Oktober war alles bereit, der Kaiser für den Schritt gewonnen und zum Träger einer wirkungsvollen Kundgebung gemacht, aber Hindenburg und Ludendorff gaben ihre Zustimmung zur Veröffentlichung des Manifestes erst, als die Walachei erobert war und die Abwehrschlachten an der Somme und die Annahme des Hilfsdienstgesetzes die militärische Lage gefestigt hatten. Über die Tatsache, daß inzwischen die politische Lage durch die Ausrufung des Königreiches Polen geschwächt und daß dadurch die Friedenskundgebung verschattet worden war, schritt man leichten Fußes hinweg.

Als die Friedensbotschaft am 12. Dezember verkündet wurde, ging eine gewaltige Bewegung durch die Lande, aber sie verebbte so rasch, wie sie gekommen war, denn die Ententemächte dachten nicht daran, der Aufforderung zu folgen, die in der Sprache des Siegers abgefaßt war und keine bestimmten Vorschläge enthielt. Die Note, die sämtlichen neutralen Staaten und dem päpstlichen Stuhl zugestellt wurde, erklärte, daß die vier verbündeten Mächte zur Verteidigung ihres Daseins und ihrer nationalen Entwicklungsfreiheit gezwungen worden seien, die Waffen zu ergreifen, umschrieb die günstige militärische Lage des Vierbundes, sprach von der Bereitschaft, den Kampf bis zum Äußersten fortzusetzen, und endete mit dem Vorschlag, in Friedensverhandlungen einzutreten.

Die Antwort der Entente

Die Antwort der Entente ließ nicht lange warten. Am 13. Dezember erklärte Briand in der Kammer, gestützt auf ein erneuertes Kabinett, in dem General Liautey das Kriegsministerium übernommen hatte, das Friedensangebot sei eine Falle, und rief zur Fortsetzung des Krieges auf. Es gelang ihm, die Gegnerschaft zu entwaffnen, die an der Kriegführung im Westen und im Orient scharfe Kritik geübt hatte und seinen Nebenbuhler Georges Clémenceau, die stärkste Persönlichkeit des Parlaments, noch einmal in die Kulissen drängte. Die Zeit des alten Jakobiners war noch nicht gekommen. Aristide Briand, der geistige Nachfahr der Girondisten, siegte dank seinem politischen Spürsinn, seiner Gewandtheit in der Behandlung der Kammer und seiner überlegenen Art, drohende Krisen durch Zugeständnisse zu beschwichtigen, noch einmal über die Gefahren der Stunde. Dazu half ihm nicht zuletzt die Friedensbotschaft, die er mit leidenschaftlicher Gebärde als ein „Manöver" des Feindes von der Schwelle wies. Er beschwor die Erinnerung an die Revolution herauf und rief, die französische Republik werde in dieser Lage nicht anders handeln als einst der Konvent.

Die Bezeichnung des Friedensangebotes als eines Manövers wurde wie der Ball im Fluge von Pokrowsky, dem neuen russischen Minister des Äußern im Kabinett Trepow, aufgefangen. Pokrowsky erwähnte den Aufruf zur Bildung einer polnischen Armee und das allgemeine Arbeitsaufgebot, um daraus den Schluß zu ziehen, daß Deutschland versuche, aus den augenblicklichen Eroberungen Vorteil zu ziehen, ehe sich seine innere Schwäche offenbare, und erklärte, man werde sich von der Notwendigkeit, den Krieg bis zum siegreichen Ende durchzuführen, durch kein Manöver des Feindes abbringen lassen.

Am 19. Dezember betrat Lloyd George die Tribüne. Er hatte in wohlerwogener Steigerung Briand und Pokrowsky das Wort gelassen und beschwor nun kühn einen geschichtlichen Vergleich herauf, indem er den Friedensvorschlag als eine Schlinge bezeichnete und daran erinnerte, daß England schon einmal in eine solche getreten sei. Das sei vor mehr als hundert Jahren gewesen, als England zum *erstenmal* gegen einen großen Militärdespotismus zu kämpfen gehabt hätte. Diese Anspielung auf Napoleon Bonaparte und den Frieden von Amiens half Lloyd George zu einer gewaltigen Wirkung seiner Blitz und Donner schleudernden Rede. Sie entsprach indes mehr der zynischen Auffassung, die der Korse von der Geschichte als einer „fable convenue" hatte, als den geschichtlichen Tatsachen. Das England, das am 25. März 1802 in den Frieden von Amiens willigte, stand allein in der Welt. Seine Verbündeten waren geschlagen, die zweite Koalition gesprengt, seine Getreidespeicher leer, Irland in vollem Aufruhr, das Volk erschöpft und des Krieges müde. Es bequemte sich zum Frieden, weil dies im „british interest" lag.

In dieser Lage befand sich das zum Imperium mundi erwachsene England des Jahres 1916 nicht. Die Koalition stand gefestigt, die Sympathien der Vereinigten Staaten, die im Jahre 1802, wenige Jahre nach der Emanzipation der Neuengland-Staaten, gar sehr gefehlt hatten, waren ihm für alle Fälle gesichert und bereits zur innigsten Interessengemeinschaft geworden, und der Kampf um die Welthandelsherrschaft erschien im Lichte eines Ideenkrieges für die Freiheit Europas, an dem sich selbst Wilsons doktrinärer Sinn entzündete. Die Entwicklung der britischen Streitmacht zu Wasser und zu Lande war so weit gediehen, daß die Flotte die Meeresküsten aller Zonen beherrschte und Englands Armeen im Orient und Okzident, in Ostafrika, Ägypten, Mesopotamien, Flandern und Frankreich zugleich kämpfen konnten, um die lockeren Glieder des weltumspannenden Kolonialreiches zu einem angelsächsischen Weltstaatsystem zusammenzuschmieden. Wahrlich, England hatte im Dezember des Jahres 1916 keinen Grund, den Frieden von Amiens zu erneuern!

Lloyd George beschränkte sich nicht darauf, das deutsche Friedensangebot von der Schwelle zu weisen, sondern machte sich geschickt die Forderungen seines Vorgängers Asquith zu eigen und erklärte, bevor man die deutsche Einladung überhaupt erwägen könne, müsse man wissen, ob Deutschland bereit sei auf die Bedingungen einzugehen, die den Frieden Europas sicherten. Sie seien von Asquith genannt worden und hießen: „Wiederherstellung des Zerstörten, Entschädigung, Bürgschaften gegen die Erneuerung ähnlicher Anschläge." Diese Worte hatten im Munde Asquiths noch eine gewisse Dehnbarkeit im Sinne politischer Mäßigung erkennen lassen, im Munde Lloyd Georges aber erhielten sie eine kategorische Bedeutung. Vollständige Wiederherstellung des Zerstörten, vollständige Entschädigung, wirksame Bürgschaften forderte der tatkräftige, wortgewaltige Mann, indem er mit eindrucksvoller Gebärde darauf hinwies, daß die Deutschen Belgien erobert, Städte und Dörfer verbrannt, Tausende von Bewohnern niedergemacht und die Überlebenden in die „Sklaverei" geführt hätten. Wie er die Geschichte des ersten Konsulates seinen Zwecken dienstbar gemacht hatte, löste er hier die Vorgänge bei dem Einmarsch in Belgien aus den ursächlichen Zusammenhängen und griff zu Übertreibungen, um die Ablehnung des Friedensangebotes nicht nur als eine politische, sondern auch als eine sittliche Notwendigkeit erscheinen zu lassen. Er errang dadurch im diplomatischen Spiel einen überwältigenden Vorteil. Er riß das Haus, die Nation, die Bundesgenossen und die angelsächsische Welt durch die Gewalt seiner Worte unwiderstehlich mit sich fort.

Selbst in dem kriegsmüden Italien, wo sich anfangs gewichtige Stimmen für eine ernsthafte, wohlwollende Prüfung des Friedensmanifestes ausgesprochen hatten, verstummte jeder Widerspruch. Sonnino wurde von Lloyd George und Briand veranlaßt, den Gerüchten ein Ende zu machen, die Italien dem Verdacht aussetzten, den deutschen Vorschlag ernsthaft zu

erwägen. Der italienische Minister bezeichnete das Angebot schon am 18. Dezember als einen hinterlistigen Schritt Deutschlands, dem die Alliierten nur vollkommene Einheit im Denken und Handeln entgegenstellen dürften.

Während die Tribünen der Entente von Worten der Ablehnung widerhallten, brachten die Kanzleien die gemeinsame Antwort zu Papier, die den Botschaftern und Gesandten der Vereinigten Staaten von Amerika, Spaniens und der Schweiz am 30. Dezember von Briand übergeben wurde. In dieser Note kehrte die Kennzeichnung des Angebotes als „Kriegsmanöver" wieder. Man schob Deutschland noch einmal die Verantwortung für die Entfesselung des Krieges zu, hob noch einmal hervor, daß die Entente „für die Verteidigung der menschlichen Freiheiten" kämpfe und erklärte, der Friedensvorschlag beabsichtigte „im voraus neue Verbrechen, den Unterseebootkrieg, Deportationen, Zwangsarbeit und gewaltsame Anwerbung von Staatsangehörigen gegen ihr eigenes Land und Neutralitätsverletzungen zu rechtfertigen".

Die Mächte, die das Friedensangebot Deutschlands und seiner Verbündeten als Kriegsmanöver bezeichneten, gaben in diesem Schriftstück zu erkennen, daß sie die diplomatische Waffe zu Kriegszwecken besser zu führen wußten als Deutschland. Sie stellten dem Deutschen darin Falle über Falle. Trotzdem blieb ein ungelöster Bodensatz in dem Becher zurück, den sie mit so großem Geschick gemischt hatten. Die verhaltene Friedenssehnsucht ihrer Völker ließ sich nicht mehr lange bannen, wenn kein neuer kriegerischer Aufschwung Platz griff. Doch danach fragten die Gewaltigen nicht, die den Machtwillen ihrer Staaten verkörperten. Sie hatten das Friedensangebot abgelehnt und die Entwicklung unter das Schwert und den Hunger gebeugt.

Auch eine Schuld

Das Friedensangebot war in einem Augenblick ergangen, der beiden Lagern den Eintritt in Verhandlungen erlaubte, da sich eine neue strategische Schwebelage herausgebildet hatte und die Fortsetzung der Feindseligkeiten die Probleme, die dem Kriege zugrunde lagen, eher vermehrte als verminderte. Trotzdem hatte Deutschlands Versuch von vornherein nur geringe Aussicht auf Erfolg. Dazu war der Friedensvorschlag stofflich zu arm und zu sehr auf die Erhaltung der Stimmung im eigenen Lande gerichtet, auf die man sorgfältig Rücksicht nehmen mußte, um den Krieg fortsetzen zu können, wenn die Feinde die dargebotene Hand ausschlugen. Mit dem Fluche dieses Kompromisses beschwert, fiel der Pfeil kraftlos zu Boden, während die Feinde ihr Geschoß mit voller Schwungkraft entsendeten.

Und dennoch ist das Scheitern dieses Versuches, den Krieg vor Beginn des Jahres 1917 zu beenden, nicht nur Deutschland und den Verbündeten Deutschlands, sondern auch der Entente und nicht zuletzt den neutralen Mächten

verhängnisvoll geworden. Erfolgte das Angebot doch im richtigen politischen Augenblick und zugleich im größten strategischen Spannungsmoment des Krieges. Es erging zu einer Zeit, da die beispiellose kriegerische Verwicklung noch mit Aussicht auf die Erhaltung oder auf eine angemessene Neugestaltung des europäischen Kosmos geschlichtet werden konnte. Noch waren die weltwirtschaftlichen Beziehungen und Interessenverflechtungen nicht völlig zerstückt, nicht ganz verwirrt worden, noch lebte in den Staatsgebilden Europas das Gefühl für geschichtliche, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenhänge, das einer blinden Anwendung des Nationalitätenprinzips vernünftige Schranken setzte, noch war die Geldwirtschaft des Kontinents nicht völlig zerrüttet, noch lag die soziale Revolution im Schoße der alten Ordnung gebunden.

Wurde der Krieg fortgesetzt, Deutschland von seinen Gegnern als Erzfeind der Menschheit behandelt und zum Kampf bis zum Untergang gezwungen, so rief man zerstörende Kräfte zu Hilfe, über die man die Herrschaft verlor, ehe sie ihr Werk getan hatten. Daß dies verkannt und diese Erwägungen der Niederwerfung Deutschlands und der Zertrümmerung Mitteleuropas nachgesetzt wurden, ist die geschichtliche Schuld der Westmächte, und diese Schuld an der Fortsetzung des Weltkrieges wiegt schwerer als die Schuld an der Entfesselung des Krieges, wem man diese Schuld auch zuschreiben und wie man sie auch auf die kriegführenden Großmächte verteilen mag.

Woodrow Wilson und Bethmann Hollweg

Die Tatsache, daß die allgemeine kriegerische Verwicklung zu Ende des Jahres 1916 in eine Krisis gemündet hatte, aus der der Weltfriede hervorgehen konnte, war auch von Woodrow Wilson erkannt und wahrgenommen worden.

Da die deutsche Regierung ihm in der Frage des U-Bootkrieges nachgegeben hatte und er inzwischen wieder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden war, fühlte er sich stark genug, das Mittleramt zu üben, zu dem er sich kraft seiner Stellung und seiner Persönlichkeit für berufen und auserwählt hielt. Aus religiöser Quelle gespeister Ehrgeiz und visionär anmutende Selbstsicherheit vermählten sich in Wilsons Wesen mit scharfem, dialektisch geschultem Verstand und machten aus ihm einen Mittler von hohen Gaben, wenn ihm zugleich Gelegenheit gegeben wurde, als Schiedsrichter aufzutreten und den autokratischen Zug seines Charakters zur Geltung zu bringen. Obwohl seine Sympathien dem stammverwandten England gehörten und er für dessen rücksichtslose gradlinige Staatskunst mehr Verständnis hatte als für Deutschlands schwankende, unklare Politik, erschien er damals noch unbefangen genug, das Amt eines Weltenrichters auszuüben. Selbst Bethmann Hollweg billigte ihm diese Eignung zu. Er hatte daher

den Botschafter Grafen Bernstorff angewiesen, dem Präsidenten die Vermittlung des Friedens nahezulegen. Das war im Juli 1916 nach der Kapitulation in der U-Bootfrage. Wilson hielt jedoch den Augenblick für schlecht gewählt. Brussilow stand auf den Karpathen, Haig und Foch bedrängten die Deutschen an der Somme, Rumänien rüstete zum entscheidend gedachten Schlag. Mit Recht sagte sich der Amerikaner, daß er als Neutraler nur dann als Schiedsrichter den Frieden vermitteln könne, wenn er abgekämpften Gegnern in der Schwebelage den Vorschlag machte, voneinander abzulassen und eine Verständigung zu suchen. Als Bernstorff ihn im Oktober an die Angelegenheit erinnerte, erklärte Wilson, daß er noch mitten im Wahlfeldzug stände und jetzt nicht an diese Aufgabe herantreten könne, begann aber im November, kurz nach der Wahl, die Vermittlung in der Stille vorzubereiten. Graf Bernstorff wurde von Wilsons Vertrauensmann unterrichtet, daß der Präsident noch vor Weihnachten eine Kundgebung erlassen werde, um der Welt den Frieden zu bringen. Da erschien, bevor Wilsons Manifest aus den Akten erstand, plötzlich das Friedensangebot Deutschlands und seiner Verbündeten. Wilson empfand dieses überraschende Vorgehen als eine Schwächung seiner eigenen Vermittlungsversuche und eine Kränkung seines Ansehens.

Es ist nicht leicht, dieses Überkreuzspiel der deutschen Staatsleitung zu erklären, man darf es aber auf die Bedrängnis zurückführen, in die die deutsche Politik mangels einer überragenden, führenden Persönlichkeit geraten war. Waren auch die Zeiten vorbei, in denen ein „prince connétable" nach dem Vorbild Friedrichs des Großen seine Kriege selbst führen und die Einheit der politischen und der militärischen Handlungen im Raume, in der Zeit und in der Zielsetzung sicherstellen konnte, so hätte es zur Führung eines so gewaltigen Krieges doch eines wahrhaft genialen, herrschgewaltigen Staatsmannes bedurft, um Strategie und Staatspolitik zu vermählen.

Als Bethmann Hollweg im September 1916 den Kaiser für die Veröffentlichung eines Friedensangebotes zu gewinnen suchte, wußte er, daß die Heeresleitung sich grundsätzlich für den unbeschränkten U-Bootkrieg ausgesprochen hatte, und daß Marine und Heer sich dieses Mittels der Kriegführung bedienen wollten, sobald der rumänische Feldzug gegipfelt hatte.

Der Kanzler hatte um diese Zeit eine Darlegung Hindenburgs und Ludendorffs erhalten, in der die Kriegslage eingehend geschildert wurde. Die Heeresleitung kennzeichnete die Lage als glückliche, auch in Zukunft wirksame Abwehr der Durchbruchsversuche im Westen, Osten und Süden und als aussichtsvollen Gegenangriff in Siebenbürgen, erklärte aber, daß man mit einer längeren Kriegsdauer rechnen müsse, da es zweifelhaft wäre, ob der rumänische Feldzug zu einem Erfolge führe, der dem Kriege noch im Jahre 1916 ein Ende mache. Dagegen verspreche die Marine bei rücksichtslosem Einsatz der Unterseeboote angesichts der wirtschaftlichen Lage

Englands einen schnelleren Erfolg. England, der Hauptfeind, werde nach dem Urteil des Admiralstabes durch den U-Bootkrieg in wenigen Monaten dem Friedensgedanken geneigt gemacht werden. Die Heeresleitung müsse deshalb den U-Bootkrieg in ihre Maßnahmen einbeziehen. Es gelte daher, die politische Handlungsfreiheit wieder zu gewinnen, die Deutschland sich in der Sussex-Note vom 4. Mai 1916 vorbehalten habe. An diese militärische Betrachtung knüpfte die Heeresleitung politische Ausführungen, in denen Wilsons Vermittlungsrolle vorgezeichnet lag. Die Feldherren erklärten, daß die Gesamtlage sich vollständig ändern würde, falls Präsident Wilson, seinen angedeuteten Absichten folgend, den Mächten einen Friedensvermittlungsantrag mache. Dieser dürfe allerdings keine bestimmten Vorschläge territorialer Art enthalten, da diese Fragen Gegenstand der Friedensverhandlungen seien. Die Friedensvermittlung müsse indes bald erfolgen. Wolle Wilson bis nach seiner Wahl oder bis kurz vor derselben warten, so würde er zu einem solchen Schritte kaum mehr Gelegenheit finden. Auch dürften die Verhandlungen nicht erst auf Abschluß eines Waffenstillstandes abzielen, sondern müßten lediglich unter den Kriegsparteien geführt werden und in kurzer Frist unmittelbar zum Präliminarfrieden reifen. Ein längeres Hinausziehen der Vermittlung würde die militärische Lage Deutschlands verschlechtern und weitere Vorbereitungen der Mächte zur Fortsetzung des Krieges bis in das nächste Jahr zur Folge haben, so daß an einen Frieden in absehbarer Zeit nicht mehr zu denken wäre.

In diesen Leitsätzen liegt der Schlüssel zum Verhalten der deutschen Regierung in der Vermittlungsfrage. Auf der einen Seite stand die Erwägung, daß man rasch handeln müsse, auf der anderen die Forderung, daß die militärische Lage erst gefestigt werden müsse. Je rascher die Rumänen geschlagen wurden, desto kürzer wurde die Frist zum diplomatischen Handeln. Dazwischen eingegrenzt lag Wilsons Vermittlung. Bethmann scheute klares Spiel und wagte nicht, Wilson in die deutsche Zwangslage einzuweihen, denn er traute dem eigenwilligen Zauderer nicht ganz. Er scheute aber auch das Abreißen der angesponnenen Fäden und schuf dadurch Unsicherheit und Verwirrung. Als Wilson den November verstreichen ließ, ohne eine Friedensbotschaft zu veröffentlichen, als die Rumänen bei Targu-Jiu geschlagen waren, die Donau überschritten war und am 6. Dezember Bukarest fiel, fühlte sich Bethmann Hollweg gedrängt, das bereitgehaltene Friedensangebot hervorzuziehen, um die von der Heeresleitung gesetzte Frist wahrzunehmen, und stellte dadurch Wilson vor eine vollendete Tatsache. Er tat den schwächeren, Mißdeutungen ausgesetzten Zug, weil der stärkere, von neutraler Hand gelenkte, länger auf sich warten ließ, als das auf Zeit gestellte Spiel ertrug. Er gab aber den Gegnern dadurch Gelegenheit zu einem Gegenzug, der nicht nur ihn selbst, sondern auch Woodrow Wilson in die unterlegene Stellung drängte.

Wilsons Friedensbotschaft

Wilson entschloß sich, seine Botschaft trotz der ihm aufgebürdeten Verlegenheit alsbald erscheinen zu lassen. Sie erhielt das Datum des 18. Dezember und wurde den Mächten am 21. Dezember, zwei Tage nach Lloyd Georges Verdammung des deutschen Friedensangebotes, übergeben.

Die Botschaft war ein Schriftstück von eigenartigem Gepräge. Zwei Gesichtspunkte traten scharf und deutlich daraus hervor: Das Bestreben, die kriegführenden Mächte zur Bekanntgebung ihrer Friedensbedingungen zu veranlassen, und der Wunsch, alle zivilisierten Staaten zu einer Liga, zu einem „Völkerbund" zu vereinigen, der der ganzen Welt Frieden und Gerechtigkeit gewährleisten sollte.

Die Aufforderung an die kriegführenden Mächte, ihre Kriegsziele bekanntzugeben, erscheint in Wilsons Botschaft als praktische, politische Notwendigkeit, der Aufruf zur Bildung eines Völkerbundes als dahinterstehendes politisches Ideal. Das Ideal lag dem Manne der Neuen Welt näher am Herzen als die Notwendigkeit, die er nur als Voraussetzung wertete. Er war daher bereit, die Ordnung des Friedenszustandes im einzelnen den Parteien zu überlassen, wenn es ihm gelang, das Ideal zu verwirklichen, das er, fern von dem geschichtlichen europäischen Mikrokosmos, im Weißen Hause zu Washington als Nachfolger der „Väter der amerikanischen Verfassung" ausgesonnen hatte. Aber gerade dieser Umstand schadete der Wirkung auf die kriegführenden Mächte in einem Zeitpunkt, da von einer Kapitulation des Staatsgedankens vor der Völkersehnsucht nach Frieden noch nicht gesprochen werden konnte.

Der Versuch, die kriegführenden Mächte zu einem Vergleichsfrieden zu bewegen, wurde durch das ideologische Problem, die Völker des Erdballes zu einer modernen „Amphiktyonie" zu vereinigen, die künftige Kriege unmöglich machen sollte, so sehr belastet, daß er zusammenbrechen mußte, wenn der Mittler nicht zugleich gesonnen war, als Schiedsrichter aufzutreten und als solcher seine Macht zu gebrauchen. Das lag weder in Wilsons Absicht, da er dadurch aus der Neutralität herausgedrängt worden wäre, noch in seinem Interesse, da er dadurch sein Ziel gefährdet hätte. Und dennoch schadete er — in diesem Konflikt befangen — gerade durch seine Zurückhaltung in der Friedensfrage der Völkerbundsidee, denn er reizte dadurch den mächtigeren, ihm sympathischeren Bund der Westmächte, den Krieg um jeden Preis auszukämpfen, um den Gegnern den Frieden mit Gewalt und nach Gefallen aufzuerlegen und dann den Völkerbund als Garantievertrag und Magna Charta der neugeschaffenen Weltverteilung anzunehmen. So sehr er also auch bestrebt sein mochte, nach seiner Auffassung neutral zu handeln, handelte er doch zuungunsten Deutschlands und seiner Verbündeten, deren Bereitwilligkeit Frieden zu schließen, ihm den Weg zum Mittleramt geebnet hatte.

Die Antworten der Mächte

Die Wirkung der Wilsonschen Friedensbotschaft ging tiefer als die des deutschen Friedensangebotes und entfachte noch einmal die Hoffnung auf Beilegung des Völkerkrieges, bevor Europa in ein neues Chaos gestürzt würde. Aber auch diese Hoffnung trog. Vergebens unterstützte die schweizerische Eidgenossenschaft die Bestrebungen Wilsons, vergebens gaben die skandinavischen Regierungen ihren Sympathien mit Wilsons Vorgehen Ausdruck — die Antworten der kriegführenden Mächte zeigten, daß der großen Gebärde Wilsons nicht die Kraft innewohnte, die Fortsetzung des Krieges zu beschwören.

Die deutsche Antwort erging schon am 26. Dezember. Sie wirkte in Washington kalt und fremd, denn sie vermied es abermals, Friedensbedingungen aufzustellen, erklärte, der deutschen Regierung erscheine ein unmittelbarer Gedankenaustausch als der geeignetste Weg zum Frieden zu gelangen und begnügte sich, im Sinne des Friedensangebotes vom 12. Dezember einen baldigen Zusammentritt von Vertretern der kriegführenden Staaten an einem neutralen Orte vorzuschlagen. Die Antwort schloß mit der Versicherung, daß Deutschand mit Freuden bereit sei, nach Beendigung des Krieges zusammen mit den Vereinigten Staaten an dem großen Werke zur Verhütung künftiger Kriege mitzuarbeiten. Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei sandten gleichlautende Antworten.

Hatte Bethmann Hollweg schon am 12. Dezember die Hoffnung aufgegeben, daß Wilson noch das Wort ergreifen werde? Ist die deutsche Heeresleitung durch die Botschaft überrascht worden? Antwortete sie so rasch, weil sie sich durch die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges und zur Führung des U-Bootkrieges gedrängt fühlte? Antwortete sie kurz, beinahe abweisend, weil sie keine Hoffnung mehr auf Friedensbemühungen setzte, nachdem ihr Angebot zurückgewiesen worden war? Erklärte sie, daß die kriegführenden Parteien die Verhandlungen unter sich austragen sollten, weil sie Wilsons Unparteilichkeit und Eignung zum Schiedsrichter nicht traute, obwohl sie selbst seine Vermittlung angerufen hatte? Vermied sie es, ihre Friedensbedingungen und die ihrer Verbündeten, wenn auch in noch so geschickter Umschreibung, anzuführen, weil die Verbündeten unter sich, ja sogar vielleicht die Deutschen unter sich über die Grundzüge dieser Bedingungen nicht einig waren?

Das sind Fragen, die sich einer eingehenden Erörterung und einer abschließenden Beantwortung entziehen.

War die deutsche Antwort kurz, kalt und schmucklos hinausgesandt worden, ohne der feindlichen Koalition, der Kriegsursachen und des ganzen politischen Komplexes Erwähnung zu tun, ohne Bedingungen zu nennen, ja sogar ohne dieses öffentliche Verschweigen zu begründen, so war die Antwort

der Entente, die als gemeinsame Note der zehn alliierten Groß- und Kleinstaaten am 30. Dezember 1916 ausgegeben wurde, um so wortreicher, wärmer und schmuckvoller, ganz auf Fernwirkung gestellt und darauf bedacht, nicht nur die Friedensbedingungen in Wendungen von großer Schlagkraft zu umschreiben, sondern auch darauf berechnet, diese Bedingungen als mit der Völkerbundsidee vereinbar erscheinen zu lassen. Die Note fing sogar Wilson in kunstvoller Schlinge, indem sie mit Genugtuung davon Kenntnis nahm, daß die amerikanische Mitteilung nicht mit dem Friedensangebot der Mittelmächte zusammenhänge. Die Alliierten legten gegen eine Gleichstellung Deutschlands mit den übrigen Mächten Verwahrung ein, erklärten aber, sie zweifelten nicht, daß die amerikanische Regierung entschlossen sei, den blassen Schein einer moralischen Unterstützung Deutschlands, „des verantwortlichen Urhebers des Krieges", zu vermeiden.

Das Schriftstück erhielt den erstaunlichen Satz: „Eine geschichtliche Tatsache steht gegenwärtig fest, nämlich der Angriffswille Deutschlands und Österreich-Ungarns, um ihre Vorherrschaft in Europa und ihre wirtschaftliche Herrschaft über die Welt zu sichern." Da diese kühne Behauptung das Fundament der englisch-französisch-russischen Kriegspolitik bildete, war die Anerkennung dieses Satzes durch die Welt für die Entente wichtiger als durchschlagende Waffensiege an der Westfront. Machte sich die Öffentlichkeit Amerikas die Auffassung über die alleinige „Schuld" Deutschlands am Weltkriege zu eigen, so waren die Vereinigten Staaten für die Kriegsziele der Entente gewonnen. Daß es sich dabei nicht um eine bündig festgestellte geschichtliche Tatsache, sondern um eine politische Behauptung, ein „Kriegsmanöver", handelte, war den Verfassern der Note wohlbekannt, aber sie waren in der Lage, diese Legende mit einem blendenden Schein von Wahrheit zu umgeben, indem sie darauf hinwiesen, daß Deutschland den Krieg erklärt und die Neutralität Belgiens und Luxemburgs verletzt habe. Da die Alliierten des Eindrucks dieser Worte gewiß waren, für den die geschickte Propaganda der englischen und französischen Presse seit Kriegsbeginn den Boden gelockert hatte, scheuten sie vor der Bekanntgabe ihrer Kriegsziele nicht zurück. Sie unterschieden sich dadurch in Wilsons Augen vorteilhaft vom Vierbund, wie immer die Bedingungen beschaffen sein mochten.

Die Note forderte viel. In erster Linie verlangte die Entente die Wiederherstellung Belgiens, Serbiens und Montenegros, die Räumung der besetzten Gebiete Frankreichs, Rußlands und Rumäniens und gerechte Entschädigungen und Wiedergutmachungen, ferner eine Neuordnung Europas, Achtung des Nationalitätenprinzips und der Rechte aller kleinen und großen Völker, territoriale Vereinbarungen und internationale Regelungen, die geeignet seien, Land- und Seegrenzen gegen ungerechtfertigte Angriffe zu schützen, die Zurückgabe jener Provinzen und Gebiete, die den Alliierten in früheren Zeiten durch Gewalt oder gegen den Willen ihrer Bevölkerung entrissen

worden seien, die Befreiung der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken, die unter Fremdherrschaft lebten, die Erlösung der Bevölkerungen, die der blutigen Tyrannei der Türken unterworfen seien, die Vertreibung der Osmanen aus Europa und die Vereinigung aller Polen zu einem selbständigen Staatsgebilde unter dem Zepter des Zaren. Endlich erklärte die Entente, daß es niemals ihre Absicht gewesen sei, die Völker Mitteleuropas zu vernichten oder ihr politisches Verschwinden zu betreiben. Was sie vor allem erstrebe, sei die Sicherung des Friedens auf der Grundlage der Freiheit und Gerechtigkeit und der unverletzlichen Vertragstreue, von der auch die Regierung der Vereinigten Staaten stets beseelt gewesen sei. Die Alliierten seien in der Befolgung dieses hohen Zieles einig und jeder einzelne und alle gemeinsam entschlossen, mit ganzer Kraft zu handeln, um den Streit, von welchem nicht nur ihr eigenes Heil, sondern auch die Zukunft der Zivilisation selbst abhänge, zu einem siegreichen Ende zu führen.

Aus diesem Manifest blickte Deutschlands Todesurteil, die Zertrümmerung des Donaureiches und die Neuordnung Europas im Sinne der Machtbestrebungen Englands und Frankreichs. Die politische Absicht lag wie eine Schlange unter einer Fülle duftender Redeblumen versteckt. Zweihundert Jahre nach dem Frieden von Utrecht, der die Vorherrschaft Frankreichs gebrochen und die „balance of powers" zugunsten Englands geschaffen hatte, hundert Jahre nach dem Wiener Kongreß, der Frankreichs Vorherrschaft zum zweitenmal beseitigt, das Gleichgewicht der Mächte erneuert und Englands Hegemonie zur See über die Welt bestätigt hatte, erhoben England und Frankreich den Anspruch auf die Verteilung der Macht in Orient und Okzident, um Deutschland, die letztgeborene Großmacht, den gefürchtetsten Nebenbuhler, in die Ohnmacht früherer Jahrhunderte zurückzuschleudern.

Die Fassung dieses Manifestes war auf amerikanische Unkenntnis der geschichtlichen Entwicklung Mitteleuropas und auf Wilsons doktrinäres Denken zugeschnitten. Sie mahnte sogar an den weltbürgerlichen Wesenszug der Deutschen, denen die Möglichkeit gelassen wurde, sich in diesen politischen Irrgarten zu vertiefen und zwischen seinen blendenden Spiegeln einen Ausgang aus dem Labyrinth des Krieges zu suchen. Woodrow Wilson fühlte angesichts dieses Weltprogrammes seine Eignung zum Weltenrichter wachsen. Er allein war imstande, den Vorsitz im Weltareopag zu führen, wenn solche Perspektiven aufgeschlagen wurden.

Um Wilson noch sicherer für die Auffassung der Entente zu gewinnen, übergab die englische Regierung dem Präsidenten der Vereinigten Staaten am 16. Januar 1917 eine besondere Note, die der gemeinsamen Kundgebung als Erläuterung dienen und Wilsons Völkerbundsideal der britischen Politik dienstbar machen sollte. In diesem Schriftstück wurden die Forderungen der Entente noch einmal dargestellt und begründet und ihre Durchführung

als unerläßlich bezeichnet, um einen dauerhaften Frieden zu gewährleisten. Zur Gewährleistung eines dauerhaften Friedens aber — schrieb das britische Kabinett — müßten drei Bedingungen erfüllt werden. Die bestehenden Ursachen internationaler Beunruhigung müßten so weit als möglich entfernt werden, die Angriffslust und die Methoden der Mittelmächte müßten bei ihren eigenen Völkern in Verruf geraten, und für alle Verträge zur Verhütung oder zur Begrenzung von Feindseligkeiten müßte eine internationale Sühne festgesetzt werden.

Der durch Deutschlands kantige Antwort enttäuschte Wilson nahm an der schwellenden Antwort der Entente keinen Anstoß, da sie seiner Forderung Genüge tat und auf die Forderung der Angabe von Friedensbedingungen einging. Die erläuternde Mitteilung Englands tat ein übriges. Sie berührte Wilson angenehm, weil darin seiner edlen Absicht, den alten Menschheitstraum von einem Völkerbund zum Leben zu erwecken, Ehre erwiesen und ausdrücklich von den Idealen des Präsidenten gesprochen wurde.

Die deutsche Staatsleitung fühlte und erkannte, daß sie die Antwort der Entente an Wilson nicht unerwidert lassen durfte. Noch einmal erhob sie sich zur Abwehr und Richtigstellung der wider Deutschland erhobenen Beschuldigungen, noch einmal fand sie männliche Worte und sachliche Gründe, sich gegen die von den Gegnern erhobenen Vorwürfe zu verteidigen. Sie wies auf die Einkreisungspolitik Englands, die Rachepolitik Frankreichs, das Verlangen Rußlands nach Konstantinopel, den Mord von Sarajevo und das allgemeine Aufgebot der russischen Armee hin, sie verwahrte sich dagegen, daß das Friedensangebot ein Manöver gewesen sei, sie zahlte den Vorwurf der Verkennung und Verletzung des Völkerrechts mit dem Hinweis auf Englands Aushungerungskrieg und auf die Verwendung farbiger Truppen in Europa heim, sie zeigte, daß England, Frankreich, Rußland und Italien nicht aufrichtig seien, wenn sie vorgäben, für Recht und Gerechtigkeit und die Freiheit der kleinen Völker zu kämpfen, wie das Schicksal Irlands, Ägyptens, der Burenrepubliken und Indiens, die Eroberungen Frankreichs und Italiens in Nordafrika, die Unterdrückung der russischen Fremdvölker und die beispiellose Vergewaltigung Griechenlands bewiesen, sie erklärte noch einmal, daß Deutschland und seine Verbündeten zur Verteidigung ihrer Freiheit und ihres Daseins die Waffe ergriffen hätten und dieses Kriegsziel als erreicht betrachteten — aber diese Erwiderung fiel in taube Ohren.

Wo in neutralen Landen noch unbefangenes Denken lebte, verschloß man sich der deutschen Beweisführung um so weniger, als man genauer als der Deutsche selbst wußte, wie gewaltig die Übermacht war, gegen die er rang, und wie ungeheuer die Leistung des jungen, wirtschaftlich blühenden, aber politisch unfertigen Reiches war, das zur Teilung der Welt zu spät gekommen und zum Kampf um seine Weltgeltung gezwungen worden war, ehe es in sich selbst gefestigt, in Europa tiefe Wurzeln geschlagen und sich dem

politischen Denken des Abendlandes geöffnet hatte. In Schweden, in Spanien, in Holland, in der Schweiz und im fernen Argentinien lebten Sympathien, die sich trotz der politischen Fehlgriffe der deutschen Staatskunst, trotz der starken Wort- und Gebärdensprache des deutschen Kaisers, trotz des Ausbreitungsdranges der deutschen Wirtschaft in voller Reinheit erhielten und im Laufe des Krieges zu wahrem Mitleiden kristallisierten; aber sie blieben zur Ohnmacht verurteilt.

Im Lager der Gegner lebte keine Erinnerung mehr an Deutschlands Sendung. Sie bekämpften nicht nur das politische Gebilde Wilhelms II., sondern auch den deutschen Geist. Das war nicht neu. Als Napoleon das Königreich Holland zu Frankreich schlug, um „neue Bürgschaften" gegen England zu erlangen, schrieb er seinem Bruder Ludwig: „J'aurais considéré le trône de Hollande comme un piedestal sur lequel j'aurais étendu Hambourg, Osnabruck et une partie du nord de l'Allemagne, puisque c'eut été un noyau de peuples qui eût dépaysé davantage l'esprit allemand, ce qui est le premier but de ma politique." Dieses „dépayser l'esprit allemand", das Entwurzeln des deutschen Geistes, war das vornehmste Ziel der Westmächte. England erwürgte den Rivalen auf dem Weltmarkt, der sich in Flandern des napoleonischen Sprungbrettes bemächtigt hatte, um den Kampf um die Macht durchzufechten, Frankreich drängte wie seit Jahrhunderten wieder gegen den Rhein, um nicht nur Elsaß-Lothringen zurückzuerobern, sondern auch das Saarland, die einst von ihm verwüstete Pfalz, Mainz und Koblenz in seine Gewalt zu bringen und dem Rheinbund neues Leben einzuhauchen.

Von all dem vernahm Wilson nichts, obwohl es in der Antwort der Entente auf seine Friedensbotschaft deutlich geschrieben stand. Er forschte auch in der deutschen Erwiderung nur nach Hinweisen auf sein Völkerbundsideal, nicht nach deutscher Rechtfertigung. Deutschlands Kampf nötigte ihm kein geschichtliches, kein tieferes menschliches Interesse ab. Er stand über diesen Dingen, glaubte damals noch hoch darüber zu stehen und suchte für seinen doktrinären Idealismus Weg und Ziel.

Nein, Deutschlands Erwiderung tat keine Wirkung mehr. Sie rief den Daseinskampf als solchen nur dem eigenen Volk mit, ach, zu schwachen Worten in Erinnerung. Der Federkampf war Deutschlands Stärke nicht. Es schlug wie der todwunde Siegfried strauchelnd mit dem ungefügen Schild auf den Gegner ein, der ihm frohlockend den scharfen Speer in die bekreuzte Weiche gestoßen hatte.

Nachdem die Entente sich für die Fortsetzung des Krieges bis zur Vernichtung Deutschlands entschieden, Deutschland sich ohne Angabe seiner Bedingungen nur zu Verhandlungen mit den Gegnern selbst bereit erklärt hatte, war von Wilsons Friedensvermittlung nur noch wenig zu hoffen, wenn der Präsident nicht Willens war, seine Macht zu gebrauchen, aus der Neutralität

herauszutreten und den Frieden zu gebieten, den er durch Sperrung der Ausfuhr zu jeder Frist erzwingen konnte. Da das auf eine feindselige Stellung gegen England hinauslief und das eigene Land in eine Krisis gestürzt hätte, dachte er nicht daran, so zu handeln. Aber die stillen Beziehungen zwischen Berlin und dem Präsidenten waren noch nicht ganz abgebrochen.

Als Wilson am 22. Januar 1917 eine Botschaft an den amerikanischen Senat richtete, um diesen über den Stand der Friedensfrage zu unterrichten, konnte er noch der Auffassung sein, daß die deutsche Regierung nichts tun werde, ihm die Fortsetzung seiner Bemühungen um die Wiederherstellung des Friedens, eines „Friedens ohne Sieger und Besiegte", zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Er prägte den Ausdruck neu und sagte: „Ein Sieg würde einen Frieden bedeuten, der den Unterlegenen als das dem Besiegten auferlegte Gesetz des Siegers aufgezwungen wird. Er würde als Demütigung, als Härte, als unerträgliches Opfer angenommen werden, aber einen Stachel, Rachegefühle und eine bittere Erinnerung hinterlassen. Nur ein Friede unter Gleichen kann Dauer haben. Nur ein Frieden, dessen Grundprinzipien Gleichheit und gemeinsame Beteiligung am allgemeinen Nutzen sind, zeugt von richtiger Geistesverfassung." Das klang gut und konnte zur Errichtung einer Plattform für Friedensverhandlungen inter pares nützlich sein. Aber Wilson fügte diesen Worten weitschweifende Untersuchungen über die Gleichheit der Nationen hinzu und schwächte dadurch Sinn und Wert. Er ließ seinem Doktrinarismus freien Lauf, zeigte für den überaus verwickelten geschichtlichen Prozeß, der zur Gestaltung der europäischen Staaten geführt hatte, nicht genügendes Verständnis und behandelte die abstrakten, politischen Prinzipien, die ihm mehr am Herzen lagen als eine europäische politische Kosmologie, mit um so größerer Wärme. Er trat für die Freiheit der Meere ein, die er als „conditio sine qua non" für den Frieden bezeichnete, befürwortete eine Herabsetzung der Rüstungen, womit das künftige Geschick der Völker und des Menschengeschlechtes aufs innigste verknüpft sei, verdammte alle Bündnisse, durch welche die Völker in den Wettbewerb um die Macht hineingerissen würden, und forderte statt solcher Bünde ein Konzert der Mächte zu gemeinsamem Schutze. Schließlich stellte er die Forderung auf, daß eine Regierung nur auf Grund der Zustimmung der Regierten amten dürfe.

Wilsons Botschaft ging ersichtlich darauf aus, den Senat für den Völkerbund zu gewinnen, und fußte unverkennbar auf der Emanzipationsakte Thomas Jeffersons, der Magna Charta der Vereinigten Staaten.

Wilsons Propaganda für den Völkerbund war nichts anderes als die Übertragung der Grundgesetze des Naturrechtes — die von Amerika am 4. Juli 1776 in die Emanzipationsakte, von Frankreich im Jahre 1789 in die Verfassung aufgenommen worden waren — auf die Weltverhältnisse. Und dieser Gedanke brachte wirklich die ganze Welt in Bewegung. Aus

Indien, Irland, Persien, Polen, Ägypten, Marokko und Tunesien wurden Wilson dankbar die Hände entgegengestreckt, im ungarischen Abgeordnetenhaus aber stand Tisza auf und wandte sich scharf gegen die schroffe Auslegung des Nationalitätenprinzips. Im englischen Unterhaus erklärte Lloyd Georges Gehilfe, Bonar Law, der Führer der Unionisten, kühl, daß Wilsons Vorschlag „nicht völlig utopisch“ sei, um dann hitzig auszurufen, der Friede der Welt müsse dadurch gesichert werden, daß man die deutsche Militärmacht zerbreche. Frankreich schwieg.

Deutschland aber zückte unter dem Eindruck, den die Ablehnung seines Friedensangebotes und die Androhung des Vernichtungskrieges geschaffen, und unter dem Zwange, den der Übergang des Westheeres zur gebundenen Abwehr und die Not des darbenden Volkes seiner Kriegführung auferlegte, die letzte Waffe und holte zum tödlich gedachten Streich gegen Großbritannien aus.

Die Stunde der Erklärung des unbeschränkten Unterseebootskrieges war gekommen.

Das Bekenntnis zum U-Bootkrieg

Am 9. Januar saßen im großen deutschen Hauptquartier zu Pleß um die Mittagsstunde der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff in ernster, vom Gefühl schwerster Verantwortung erfüllter Stimmung am Beratungstisch. Der Kanzler wußte, daß er der praktischen Entscheidung über den U-Bootkrieg nicht länger ausweichen konnte. Die Marine drängte, die öffentliche Meinung war durch die Frage zerklüftet und aufgestört worden, das vom Hunger gepeinigte, sich notdürftig von Steckrüben sättigende Volk begann, den Siegesglocken das Ohr zu verschließen, die mit amerikanischen Granaten überschüttete, von Materialschlachten gepeinigte Armee verlangte Entlastung, und der Kaiser war der entschlossenen Forderung der Obersten Heeresleitung gewichen und wartete — im Innersten vielleicht immer noch schwankend — darauf, seinen Namen unter die Erklärung des U-Bootkrieges zu setzen.

In dieser Sitzung wurde die Folgerung aus der grundsätzlichen Entscheidung gezogen, die im September gefallen war.

Bethmann faßte noch einmal das Für und Wider der Schicksalsfrage des deutschen Volkes zusammen und kam zu dem Ergebnis, daß der Entschluß zum Eintritt in den U-Bootkrieg von der Wirkung abhängig sei, die man von ihm erwarten könne. Die Marine glaube, England bis zur nächsten Ernte auf die Knie zu zwingen, die Aussichten seien sicher auch recht günstig, aber beweiskräftig ließen sie sich nicht hinstellen. Auf der andern Seite müsse man darüber klar sein, daß große militärische Schläge ange-

Willen der Gegner und den Richterspruch des Amerikaners war Deutschland an der Schwelle des Jahres 1917 noch nicht erbötig. Es stand seinen verderbensinnenden Feinden noch ungebrochen gegenüber, schwang sein Schwert in funkelnden Kreisen von der Somme bis zur Düna und herrschte vom Ärmelkanal bis zum Schwarzen Meer.

Ob Deutschland gut tat, unter diesen Umständen die Waffe des U-Bootkrieges zu ergreifen, statt zu warten, bis Wilsons Bemühungen feste Gestalt angenommen hatten oder endgültig gescheitert waren — das ist eine andere Frage. Die Antwort liegt im Dunkel. Sie wird jedoch durch ein Wort, das der Kanzler am 9. Januar 1917 zu Pleß gesprochen hat, in gewissem Sinne nähergerückt.

Es war gegen Ende der entscheidenden Beratung. Bethmann hatte bereits die Erklärung abgegeben, daß er nicht in der Lage sei, zu widersprechen, wenn die militärischen Stellen den U-Bootkrieg für notwendig hielten. Nach ihm nahm Ludendorff das Wort und wies in eingehenden Ausführungen auf die Notwendigkeit hin, das Westheer zu entlasten, dem man eine zweite Sommeschlacht ersparen müsse. Nicht nur Englands, sondern auch Rußlands und Frankreichs Angriffskraft werde geschwächt, wenn der Schiffsraum vermindert werde, den der Brite seinen Bundesgenossen zur Verfügung gestellt habe. Es gelte zu handeln, der Armee den Kampf zu erleichtern, der vom Feinde mit überwältigender Überlegenheit an Rüstzeug und Menschen geführt werde. Dann sprach Hindenburg. Er unterstrich die Sätze Ludendorffs und erklärte, nur tatkräftiges, rücksichtslosestes Handeln könne helfen, die Gelegenheit zur Entfesselung des U-Bootkrieges sei so günstig wie kaum jemals wieder, und er schloß mit der nachdrücklichen Versicherung: „Wir können ihn führen und wir müssen ihn führen."

Da erwiderte der Kanzler — und alle Bedenklichkeit, alle Nachgiebigkeit verschmolz in diesen Worten: „Ja, wenn der Erfolg winkt, müssen wir auch handeln!"

Dieses Eingeständnis öffnet die Tür zu der Rätselkammer, in der die deutsche Staatskunst über Krieg und Frieden nachdachte. Bethmann hatte weder den Glauben an Wilsons Macht und Willen, den Krieg durch einen vernünftig abgewogenen Vergleichsfrieden zu beenden, noch die feste Überzeugung, daß der U-Bootkrieg Deutschland den Sieg sichern könne. Der Zweifler wählte das Zweifelhafte, obwohl ihn die Gewißheit bedrückte, daß Amerika dadurch in den Krieg getrieben werde. Er beschied sich mit der Aussicht auf Erfolg, die aus den Berechnungen und den Versprechungen der Marine winkte, beugte sich dem überlegenen Willen, der ihm aus Ludendorffs Wesen wie eine lodernde Flamme entgegenschlug, und nahm den U-Bootkrieg als ultima ratio regis in seine Politik auf, obwohl er mehr von ihm fürchtete als hoffte.

Amerikas Bruch mit Deutschland

Am 31. Januar überreichte Bernstorff in Washington eine deutsche Note, die von dem abgelehnten Friedensangebot, von der Freiheit der Meere, der Eroberungsluft und dem Vernichtungswillen und dem über Deutschland verhängten Hungerkrieg handelte, um in der Erklärung zu gipfeln, daß die deutsche Regierung sich genötigt sehe, den ihr von neuem aufgedrungenen Kampf ums Dasein nun unter vollem Einsatz aller Waffen fortzuführen, und daher die Beschränkungen fallen lassen müsse, die sie sich bisher in der Verwendung ihrer Kampfmittel zur See auferlegt habe. Gleichzeitig verhängte Deutschland die Unterwasserblockade über die feindlichen Küsten von den Färöer Inseln bis zum Peloponnes und erklärte, daß neutrale Schiffe die Sperrgebiete auf eigene Gefahr beführen. Regelmäßigen amerikanischen Personendampfern würde jedoch der Verkehr zwischen Amerika und England gestattet, wenn sie sich besonders vorgeschriebener Fahrlinien, Fahrzeiten und Abzeichen bedienten, und wenn die amerikanische Regierung die Gewähr übernähme, daß sie keine Bannware an Bord hätten.

Da rissen die letzten Fäden. Präsident Wilson trat am 3. Februar 1917 vor den Kongreß, las die Sussexnoten vom 4. und 8. Mai 1916 vor und erklärte, daß er angesichts der Zurückziehung einer feierlichen Zusage der deutschen Regierung, ohne daß eine wie immer geartete Verständigung vorangegangen wäre, und in Hinblick auf die Wiederaufnahme des unbarmherzigen U-Bootkrieges, der das Leben der Neutralen und die Rechte amerikanischer Bürger verkürze, alle diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche abgebrochen habe. Er fand die einmütige Zustimmung des Parlaments und der Nation. Der Eintritt Amerikas in den Krieg war nur noch eine Frage der Zeit und der Umstände.

Bethmann Hollwegs Politik lag in Scherben. Der Kanzler glaubte seinem Lande einen Dienst zu erweisen, wenn er an seinem Platze ausharrte, statt vor der Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges seine Entlassung zu suchen. Aber sein Einfluß war im Schwinden. Alle Politik war unter das Schwert gestellt, und Sieg oder Rettung des Vaterlandes einzig der Kraft des Heeres, der Tätigkeit der Flotte und dem Ausharren des Volkes im feurigen Ofen des Krieges überantwortet. Ludendorffs Wille überschattete fortan auch das Feld der Politik.

Im Zeichen des U-Bootkrieges

Das deutsche Volk ging geteilten Sinnes, die Parteien der Linken mit bedrücktem, die der Rechten mit befreitem Herzen, aber im Grunde doch großer Hoffnungen voll, in den U-Bootkrieg, der ihm durch den Mund seiner Pro-

pheten Rache für die erduldete Not und Triumph über den Vernichtungswillen des Feindes versprach. Da Wilson noch zwei Monate zögerte, bis er sich zum Eintritt in den Krieg bekannte, und die Proteste der kleineren Neutralen gegen die Handelssperre keine Folgen nach sich zogen, wandte sich die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes in den ersten Monaten ganz den Versenkungsziffern zu, die von der Marine veröffentlicht wurden und den Anschein erweckten, als könnte Englands Handelsflotte binnen wenigen Monaten ausgetilgt und England dadurch zu Friedensschritten genötigt werden. Die strategische Offensive war an die Seekriegführung übergegangen. Der Krieg wurde zum Vernichtungskampf. Von jetzt an konnte der Friede von Deutschland und seinen Verbündeten Hand in Hand auf diplomatischem Wege nur noch dann mit Aussicht auf einen Vergleich gesucht werden, wenn die Abwehr zu Lande und der Angriff unter Wasser so glänzende Erfolge erzielten, daß der erschöpfte Feind am Sieg verzweifelte, England der Erdrosselung erlag und Woodrow Wilson sich wieder auf sein Mittleramt besann.

War das möglich? Ja, es war möglich, wenn außerordentliche Glücksumstände eintraten. Es galt dem Kriege den Charakter des Verteidigungskrieges zu erhalten, die Kräfte zu sammeln, auf dem strategischen Schachbrett den Angriff in die Schwächen des Gegners zu tragen und Feld um Feld abzuräumen, so daß der Dreifrontenkrieg sich in ein siegreiches Ringen auf einer Front verwandelte, bevor das amerikanische Heer zur Stelle sein konnte und bevor die Bundesgenossen unter der Last des Krieges zusammenbrachen und die Kraft des deutschen Volkes verzehrt war.

England stand am 1. Februar 1917 vor einer veränderten Lage. Es wurde zum Hauptträger des Kriegsrisikos und des Krieges. Der Brite wußte, daß er der Bedrohung nicht weichen durfte, sondern den Krieg bis zur letzten Tonne Schiffsraum auskämpfen mußte. Machte er vorher Friede, so war es um seine Seeherrschaft geschehen und Großbritannien des Imperiums beraubt. Der Krieg wurde für England aus dem Kampf um die Macht und die Seeherrschaft zum Kampf um Sein oder Nichtsein. England war daher entschlossen, nicht nur bis zur letzten Tonne eigenen Schiffsraumes zu kämpfen, sondern den Frachtraum der ganzen Welt in seinen und seiner Bundesgenossen Dienst zu pressen. Amerikas Bruch mit Deutschland schlug hiezu die Bahn frei.

So stand Deutschland, auf dessen Schultern die Hauptlast des Landkrieges und die ganze Last des U-Bootkrieges ruhte, vor einer Aufgabe von weltumfassender Tragweite und überwältigender Größe. Um so brennender war die Frage, ob es zu einem Unternehmen gerüstet war, das alle Grenzen der Vorstellung sprengte und neue Weltverhältnisse schuf.

Als der U-Bootkrieg eröffnet wurde, schwammen in der Nordsee 57, im Kanal 38 und im Mittelmeer 31 große und kleine Boote. Das war alles.

Sie trugen Deutschlands Glück und Zukunft. Mehr war nicht gebaut, nicht bereit. Sie sollten England nach der Verkündung der Marine binnen sechs Monaten zum Frieden zwingen, indem sie den überseeischen Frachtraum so verringerten, daß er nicht mehr zur Versorgung der britischen Inseln und der auf dem Festland fechtenden Entente-Armeen ausreichte.

Da das leichtverletzliche Tauchboot tausend Gefahren ausgesetzt war und von Kabelnetzen, Minen, Flugzeugen, Wasserbomben, Zerstörern und bewaffneten Handelsschiffen bedroht, seinem Angriff mit Aussicht auf größeren Erfolg nur unter Wasser ausführen konnte, war es ihm unmöglich, seine Opfer auszuwählen. Es mußte abschießen, was ihm vor das Rohr kam, konnte also nur durch unterschiedslose, mechanische Verringerung des Schiffsraumes wirken. Diese primitive Form der Kriegführung war die große Schwäche der gefürchteten Waffe. Man hätte ihr nur durch eine gewaltige Erhöhung der Bootzahl begegnen können. Doch da der Nachfolger des Großadmirals v. Tirpitz, Admiral v. Capelle sich vermaß, das Ziel mit den vorhandenen Mitteln zu erreichen, wurde selbst im Februar 1917 kein neues Bauprogramm aufgestellt, sondern die Entscheidung im Weltkrieg mit 120 Kielen gesucht.

So trat Deutschland an die gewaltigste Aufgabe, die sich je ein Staat in der Notwehr gesetzt hat, mit unzulänglichen Mitteln heran. Aber der Geist, der in seinen U-Bootleuten lebte, befähigte die kleine Tauchbootflotte zu Leistungen, die England trotz dieses Mißverhältnisses hart an den Rand des Verderbens brachten.

Am 1. Februar 1917 stand das Deutsche Reich, von Wilsons Fluch getroffen, in wahrhaft tragischer Größe vor seinen Bedrängern aufgerichtet. Unvergleichliche Taten zu Wasser und zu Lande waren geschehen, ganz Deutschland zur Kriegsesse geworden, die feindliche Koalition zum zweitenmal in die Abwehr zurückgeworfen und Rußland durch die Kraft deutscher Schläge so erschüttert, daß die Revolution im Schoße des kreisenden Kolosses zum Ausbruch drängte.

Der Krieg trat in die entscheidende Phase.

Der Feldzug im Westen
vom 27. Januar bis 26. Mai 1917

Die Angriffspläne der Entente

Als die Schlachtenfolge an der Somme sich zum Ende neigte, ohne entscheidende Ergebnisse zu reifen, die Russen vor der Karpathenfront niedersanken und die Trümmer der rumänischen Armeen hinter den Sereth wichen, wurden in England und Frankreich große Besorgnisse laut. Man sah den feindlichen Speerwall im Westen stets von neuem erstehen, hörte im Geiste den Marschtritt deutscher Divisionen schallen, die aus Rumänien zurückkehrten, erfuhr, daß im Innern Deutschlands neue Regimenter, Infanterie- und Jägerdivisionen gebildet wurden, und wußte, daß Rußlands Angriffskraft erschöpft war. Die Furcht vor einer großen deutschen Offensive ging um. Man beschloß ihr zuvorzukommen und sich in den ersten trockenen Frühlingstagen mit Übermacht auf den Feind zu stürzen, der sich an der Somme und in der Walachei so furchtbar erwiesen hatte, daß man ihn trotz seiner Blutverluste und trotz der Schlappen, die er vor Verdun erlitten, für fähig hielt, wiedet zum Angriff zu schreiten und die Entscheidung auf den Schlachtfeldern des Westens schon im Jahre 1917 herbeizuführen.

Aus dieser Furcht spricht die Scheu vor der deutschen Leistung, die Bewunderung der deutschen Macht. Während die Deutschen auf allen Fronten in Anspruch genommen, mit perlender Stirn ums Leben gefochten und durch das friderizianische „Unterwegs“ bedrückt, vom Siegen müde, vom Kampfe mit wachsender Übermacht tief erschöpft, vom Hunger heimgesucht und an Rohstoffen darbend nur noch daran denken konnten, den Schild vorzuhalten und sich für das Jahr 1917 zur Abwehr bereitzustellen, spähten die Mächte der Entente nach den Anzeichen deutscher Offensive und rüsteten aus Furcht vor diesem Gegenschlag auf allen Kriegsschauplätzen, um dem Gegner zuvorzukommen und den Generalangriff im Vorfrühling des neuen Kriegsjahres zu erneuern.

Die Häupter des weltpolitischen Herzensbundes einigten sich schon im November auf die Grundzüge dieser allgemeinen Frühlingsoffensive. Es gelang dem französischen Generalstab zum erstenmal, seinen Einfluß entscheidend geltend zu machen und die Verbündeten für einen zeitlich und räumlich genau festgelegten strategischen Plan zu gewinnen. Der Plan gehorchte den Verhältnissen. Die Russen sollten im Osten, die Orientarmee in Mazedonien, die Italiener am Isonzo, Engländer und Franzosen im Westen zu bestimmten Fristen mit versammelten Kräften zum Angriff auf die ihnen gegenüberstehenden Armeen der Verbündeten über-

gehen und sie auf allen Fronten bedrängen. Gelang es diesmal, die Uhren richtig zu stellen und plangemäß zu handeln, so war die deutsche Heeresleitung nicht mehr in der Lage, die innern Linien zu blitzschnellen Verschiebungen zu benützen und Angriff auf Angriff abzuwettern. Dadurch wurde die Voraussetzung eigener Erfolge geschaffen und die Durchbrechung der mitteleuropäischen Front in greifbare Nähe gerückt.

Als General Joffre vom Oberbefehl der französischen Armeen zurücktrat, waren die Feldzugspläne bereits durchberaten, auch die Rollen verteilt. Alle Verbündeten sollten schlagen, der Hauptschlag aber im Westen fallen. Man wähnte die Deutschen auf den Schlachtfeldern der Sommekämpfe gefesselt, wollte ihnen durch Verbreiterung der Angriffsfront und frühzeitigen Beginn der neuen Schlachtenfolge die Möglichkeit rauben, sich zum Angriff bereitzustellen und sie zwischen Scarpe und Oise unter Menschen und Maschinen begraben. Die Vorbereitungen gediehen zu unerhörtem Umfang. Endlose Munitionszüge rollten nach den Angriffszentren, Division auf Division wurde aus der Front gezogen, aufgefrischt und mit der neuen Präzisionstaktik des Rückeroberers des Forts Douaumont vertraut gemacht. Mangin, Passaga, Anthoine und andere Generale aus Nivelles Schule wurden von Verdun herbeigerufen und zu Armee- und Korpsführern der Angriffsfront ernannt. Tausende von schweren Batterien fuhren im Oisebecken auf, Gleise, Straßen, Brücken schossen in Gestalt, die ganze Angriffsfläche wurde wie ein Schachbrett eingeteilt, jedes Feld strategisch urbar gemacht und zur großen taktischen Ernte vorbereitet. Gleichzeitig wurde alles aufgeboten, das Heer mit Zuversicht zu erfüllen und ihm die Überzeugung einzuimpfen, daß die entscheidende Schlacht des Weltkrieges binnen wenigen Wochen geliefert und gewonnen werde.

Als die 3. deutsche Armee im Februar einen örtlichen Angriff unternahm, um ihre Stellungen in der Champagne zu verbessern, wurde dieser Ausfall in Paris als Beginn oder Vorzeichen der gefürchteten Offensive gedeutet.

Nivelle beschloß daher noch rascher, noch rücksichtsloser zu handeln, um dem Feind zuvorzukommen. Aber die Vorbereitungen ließen sich nicht über das Knie brechen, und die Zeit verging. Es wurde März. Hinter der deutschen Sommefront stiegen Tausende von Rauchsäulen und Sprengwolken auf und erfüllten die Verbündeten mit wachsender Unruhe. Aus dem fernen Osten kam die erschütternde Kunde vom Ausbruch der russischen Revolution und der Lähmung der russischen Heereskraft, aus Italien lief die Meldung ein, daß Cadorna nicht vor dem Mai angreifen könne, aus England kamen Berichte von zunehmender Tätigkeit der U-Boote, und als Haig und Nivelle größere Erkundungen anordneten, um sich über die Bedeutung der rätselhaften Brände im Sommegrund und im Hügelland

der Oise zu unterrichten, riß der Gegner plötzlich auf unvorhergesehene Weise die Handlung an sich und brachte den englisch-französischen Angriffsplan durch eine einzige strategische Bewegung um Zweck und Ziel.

Der deutsche Abwehrplan

Die deutsche Front wurde zwischen der Scarpe und der Oise auf einen Schlag von der Linie Bapaume—Péronne—Chaulnes—Dreslincourt auf die Linie Monchy—St. Quentin—La Fère zurückgenommen. Die Bogenstellung der Schlachtfront verkürzte sich über Nacht zur Sehnenstellung, der Feind stand vor gähnender Leere. Es war ein Rückzug, ein schmerzlicher Verzicht, aber eine Aushilfe in wahrhaft strategischem Sinne, ein Zug, der das Spiel neu stellte, den Gegner schädigte und der eigenen Sache nützte, also ein Erfolg. Hindenburgs und Ludendorffs Entschluß, einen Sprung rückwärts zu tun, entsprach dem strategischen Zwang, der sich im September 1916 aus der taktischen Notlage der Sommearmeen ergeben hatte, aber diesem Gedanken wohnte eine befreiende Idee inne. Die Räumung der Sommelandschaft gab den Deutschen in gewissem Sinn die Freiheit des Handelns wieder, die sie am 23. Juni 1916 vor den Toren Verduns verloren hatten. Wohl besaß der Rückzug eine zeitlich und räumlich beschränkte Wirkungssphäre, aber sicher keine geringere als der Angriff, zu dem Engländer und Franzosen gerüstet hatten. Noch wichtiger war der Umstand, daß der Rückzug Kräfte sparte und die Abwehr stärkte.

Die Vorbereitungen zur Rückverlegung der deutschen Sommefront hatten nicht viel weniger Zeit erfordert als die Vorbereitungen der Alliierten zum Angriff. Die Räumung der aufgegebenen Zone erfolgte nach einem groß angelegten Plane. Die Deutschen wichen von der Somme wie die Besatzung einer Festung, die einen Teil des Vorgeländes preisgibt, alles zerstört, was dem Belagerer nützen könnte und sich auf den innern Fortsgürtel zurückzieht. Hart am Feind blieb alles stehen, aber hinter der Außenfront wurde eine Wüstungszone von 15 Kilometern Tiefe geschaffen, um dem Gegner das Nachdrängen zu erschweren. Die Dörfer wurden zerstört, Straßen- und Bahnkörper abgegraben, die Brücken gesprengt, die Flußläufe abgedämmt, die Kanäle durchstochen, die Brunnen verschüttet, jeder Baum auf dem Felde, Gehölze und Wälder gefällt, alle Drähte entfernt, alle Geräte weggeschafft und die Bevölkerung in andere Gegenden verpflanzt. Nur wenige größere Orte entgingen der Vernichtung, aber auch sie wurden durch Sprengungen aus dem Straßennetz gelöst. In dieser Verwüstung fand die Entartung des Krieges zum Dauerstellungskrieg und die Ausgestaltung des Koalitionskrieges, den die Randmächte mit den Binnenmächten Europas führten, zu einer Belagerung Mitteleuropas ihren be-

zeichnendsten, fürchterlichsten Ausdruck. Während die Gegend zwischen der Somme und den Kanälen des französischen Scheldebeckens zum militärischen Ödland gemacht wurde, wuchs zwischen Monchy-Le-Preux und La Fère die neue Verteidigungslinie aus dem Boden. Sie wurde auf den Namen Siegfrieds getauft und lief von den Höhen von St. Gobain durch die Niederungen der Oise nach St. Quentin, folgte dann dem Nordkanal, umschloß Le Catelet, schmiegte sich an die Hügel der Schelde im Umkreis von Gonnélieu und Le Pavé, stieg in die Gehölze von Ribécourt und Havrincourt und auf die Erdwelle von Bullecourt und erkletterte nördlich des Cojeulflüßchens den Höhenklotz von Guémappe-Monchy, der noch zur alten Kordonstellung gehörte. Da der Rücken von Vimy härterem Druck und empfindlicher Flankenbedrohung ausgesetzt war, wenn der Sommebogen geräumt und die Kampflinie auf die Scheldeufer zurückverlegt wurde, sicherte Ludendorff die Nordflanke der Siegfriedstellung durch die Errichtung einer rückwärtigen Linie, die das Gelände zwischen Douai und Lille in zwei neue Abschnitte zerlegte. Sie lief von Fontaine-Bullecourt über Vitry nach Drocourt und Pont à Vendin und wurde auf den Namen Wotans getauft. Die Wotanstellung bildete nicht nur einen Rückhalt für die Kämpfer, die bei Vimy, Lens und Hulluch in ihren alten vielbestürmten Gräben standen, sondern unterfing zum Teil auch die Siegfriedstellung und stützte den Abschnitt Quéant—Bullecourt—Monchy-Le-Preux. Auch hinter der Aisnefront wurde eine neue Linie abgesteckt und auf den Namen Hunding getauft.

Die Vorbereitungen zur Eröffnung des Frühlingsfeldzuges erstreckten sich auf deutscher Seite nicht nur auf die Räumung der Sommewalstatt und den Ausbau der Siegfriedstellung, sondern auch auf die Erneuerung der Kampfweise. Der Generalstab erließ neue Vorschriften für die Abwehrschlacht im Stellungskrieg. Er richtete Lehrkurse ein, stellte hinter der Front besondere Lehr- und Ausbildungsdivisionen zusammen und erlöste die Verteidigung aus dem starren Liniensystem, das in den Champagneschlachten und in den Kämpfen an der Somme so viele Opfer gekostet und so große Gefahren heraufbeschworen hatte. Die deutsche Infanterie focht fortan nicht mehr Schulter an Schulter in einer durchlaufenden unverrückbaren Linie, sondern streute Maschinengewehre ins Vorfeld und ballte sich in rückwärtigen Stellungen zu Gegenangriffen, um dem eingedrungenen Gegner mit frischen Kräften an den Leib zu gehen. Aus einzelnen starren, mehr oder weniger miteinander verflochtenen Linien wurde eine breite lockere Befestigungszone, die sich aus einfachen Hocklöchern, Drahtgeflecht, Gräben, während der Schlacht entstehenden Granattrichtern, Blockhäusern, Betonklötzen, unterkellerten Dorfstätten, beweglichen und verankerten Batterien aufbaute und dem Angreifer zum Verhängnis wurde, wenn der Angriffsstoß den breiten Gürtel nicht beim ersten Anprall völlig zerriß und die Enden binnen 24 Stunden nach außen aufrollte. Die reiche Gliederung dieses

Verteidigungssystems und die Auflösung der Besatzung in kleine Kampfgruppen stellte ungeheuere Anforderungen an den kriegerischen Geist und den innern Halt des einzelnen Mannes und verlangte von den Führern großer und kleiner Verbände mehr Entschlußfähigkeit und größeren Mut auf eigene Gefahr zu handeln als die Linientaktik.

Aber selbst mit dieser Erneuerung der Taktik, der Schaffung eines mächtigen Stellungsnetzes, der Vermehrung der Maschinengewehre, der Verbesserung der Artillerie und der Verdreifachung der Munitionsstapel war es nicht getan. Es galt auch die Befehlsverhältnisse und die Gliederung der Armeen besser mit der Entwicklung in Einklang zu bringen, die Befehlsgebung zu vereinfachen und das Gefüge des Westheeres zu festigen. Zu diesem Zwecke wurden die Streitkräfte des Westens in drei Heeresgruppen zusammengefaßt, die dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern, dem Deutschen Kronprinzen und dem Herzog Albrecht von Württemberg unterstellt wurden. Rupprecht befehligte von der flandrischen Küste bis zur Oise und vereinigte Schröders Marinekorps, die 4. Armee unter General Sixt v. Armin, die 6. Armee unter Generaloberst Freiherrn v. Falkenhausen, die 1. Armee unter General Fritz v. Below und die 2. Armee unter General v. d. Marwitz in seiner Heeresgruppe. Kronprinz Wilhelm befehligte von der Oise bis zur Woëvre und vereinigte die 7. Armee des Generals v. Böhn, die 3. des Generaloberſten v. Einem und die 5. Armee des Generals v. Gallwitz unter seinem Kommando. Herzog Albrecht von Württemberg gebot von der Seille bis zur Schweizergrenze, wo die Armeeabteilungen A, B und C unter den Generalen v. Mudra, v. Gündell und Fuchs aufgestellt waren.

So war alles geschehen, dem Feinde die Spitze zu bieten und den von den Westmächten als Entscheidungsfeldzug gedachten Angriff zu bestehen.

Der Rückzug der Deutschen in die Siegfriedstellung

Die Natur half diesmal den Deutschen. Die Somme trat aus, der Tortillegrund wurde zu grundlosem Sumpf und die gestaute Oise überschwemmte weite Strecken urbaren Landes. Die Deutschen gingen in Staffeln zurück. Als der Heerestroß, der Geschützpark und die Munitionsstapel in Sicherheit gebracht waren, rückte die Hauptmasse der 1. und 2. Armee in Nachtmärschen nach Norden und verschwand hinter den Wällen der Siegfriedstellung. Fliegergeschwader, reitende Batterien und einzelne Bataillone deckten den Abmarsch. Er gelang über Erwarten. Bis zum letzten Augenblick blitzten in den alten Kampfgräben Bajonette, flogen Handgranaten, schlugen Schaufeln voll ausgeworfener Erde über die Brüstungen, um den Feind zu täuschen. Engländer und Franzosen waren mitten im Aufmarsch zur geplanten Angriffsschlacht begriffen, als die Front vor ihnen schwand und

konnten daher in den kritischen Tagen des Rückzuges nicht zu größeren Vorstößen schreiten. Der Brite geriet zwar in wachsende Unruhe, aber alle Versuche, den wallenden Schleier zu zerreißen, scheiterten an der Wachsamkeit und dem Widerstand der deutschen Flankenhuten. Auch der Franzose wurde völlig überrascht und stand zuletzt vor ausgeräumten Gräben. Am 13. März lagen nur noch einzelne Kompagnien in den alten deutschen Linien auf dem Westufer der Somme, am 17. März fegten die letzten Geschoßgarben über das Niemandsland. Dann traten die Nachhuten den Rückzug an, um in der Zone der Siegfriedstellung unterzutauchen. Gewaltige Entladungen erschütterten die Luft, Flammensäulen stiegen gen Himmel, die letzten Brücken brachen zusammen. Als englische Flieger zur Verfolgung auf die abrückenden Kompagnien herabstießen, wurden sie von Maschinengewehren empfangen und vertrieben. Vorrollende Tanks gerieten ins Bodenlose und blieben stecken.

Am 19. März war der Rückzug vollendet. Die Schlachtfelder an der Somme, an der Tortille und an der Ancre lagen verlassen, die Linien zwischen Roye und Dreslincourt waren geräumt. Die deutsche Westfront war um 70 Kilometer verkürzt.

Als der Feind sich zur Verfolgung aufraffte und dem Verteidiger mit stärkeren Kräften nachstieß, traf er auf die künstlich geschaffene Wüstenei. Kraftwagen und Geschütze stauten sich auf den gesprengten Straßen, die Infanterie geriet in Minenfelder, die Kavallerie fand weder Furten noch Brücken. Der Vormarsch wurde zerstückt, die Bewegung unterbunden. Die englischen und französischen Armeen, die den Hauptschlag der geplanten großen Frühlingsoffensive führen, die deutsche Somme- und Ancrefront durchbrechen und dadurch das ganze Gebäude der Verteidigung zum Einsturz bringen sollten, sahen sich um den Angriff betrogen. Der Aufmarsch Nivelles fiel in sich zusammen. Als sich gar herausstellte, daß der Deutsche auch im Mündungswinkel der Aisne abbaute und von Tracy auf St. Gobain wich, als das mächtige geschichtliche Bollwerk des Schlosses Coucy gesprengt wurde, der rechte Flügel der Heeresgruppe Kronprinz Wilhelm die Front von Bailly nach La Fère nordwestlich abbog und die deutsche Bogenstellung von der Oise bis zur Ailette plötzlich von der strategischen Bildfläche verschwand, geriet die englisch-französische Heeresleitung vollends in Verwirrung. Nivelle drängte auf eilfertige Verfolgung, so unklar die Lage auch erschien. Sir Douglas Haig aber, dem die Schlachten an der Somme den Marschallstab eingetragen hatten, witterte in dem strategischen Rückzug Hindenburgs eine Falle, erhob Einwände und verlangte Verstärkungen, bevor er sich unter solchen Umständen zum Angriff bereit erklärte.

Auch im französischen Heere wurden Stimmen laut, die zur Vorsicht mahnten. Allgemeine Unsicherheit riß ein, die Umrisse der strategischen Lage verschwammen im Dunkel.

Die allgemeine Lage im Frühling 1917

In diese dumpfe Atmosphäre schlug die Nachricht vom Ausbruch der russischen Revolution. Das Kabinett Briand verlor den Boden unter den Füßen und tauchte am 17. März in die Versenkung. An seine Stelle trat ein Kabinett Ribot, in dem der Abgeordnete Painlevé das Kriegsministerium übernahm. Das Parlament wurde von nervösen Schauern geschüttelt. Als Painlevé sich als Gegner der Offensive bekannte, gab Nivelle seine Entlassung. Die Unsicherheit verdichtete sich zur Krise.

Lloyd George griff ein und mahnte zu tätigem Handeln. Er erklärte, man dürfe gerade in diesem Augenblick keine Schwäche zeigen. Da England sich darüber klar war, daß die russische Revolution die militärische Kraft der Entente in viel höherem Maße schädigte als der Beitritt der Vereinigten Staaten der Koalition im Jahre 1917 nützen konnte, gab Lloyd George die eifersüchtig bewahrte britische Selbständigkeit auf dem strategischen Feld preis, um die Franzosen zum Angriff fortzureißen. Er fertigte geheime Befehle an Sir Douglas Haig aus, die den Marschall zwangen, Nivelles Weisungen Folge zu leisten. Das Gespenst des U-Bootkrieges und die Schatten der russischen Revolution scheuchten die britische Heeresleitung in die Arme des französischen Generalstabes.

Ribot und Painlevé wurden dadurch zum Handeln bewogen, und Nivelle erhielt Vollmacht zu marschieren. Nivelle bestand darauf so rasch und so ausgreifend als möglich zu handeln. Er sah sich darin von Poincaré unterstützt. Poincaré hoffte, durch eine siegreiche Schlacht in Frankreich das Bündnis Deutschlands und Österreich-Ungarns zu sprengen und den Zusammenbruch des Vierbundes auf dem Schlachtfeld herbeizuführen. Er war durch den Prinzen Sixtus von Bourbon von Österreichs Schwäche und Friedensbedürfnis unterrichtet.

Der Bourbone hatte von seinem Schwager, Kaiser Karl, den Auftrag erhalten, den Präsidenten der französischen Republik um die Einleitung von Friedensverhandlungen zu ersuchen. Karls Angebot wurde im Elysee im psychologischen Augenblick bekannt und von Poincaré geschickt zur Erkenntnis der Schwächen des Vierbundes ausgebeutet.

Werfen wir von der Schwelle des Janustempels, der sich im Frühling 1917 breiter öffnete als je zuvor, einen Blick in die Runde, so sehen wir strategische und diplomatische Züge, militärische und politische Entscheidungen in buntem Wechsel und beängstigender Fülle vor uns ausgebreitet.

Der Deutsche hatte dem Feind im Westen den strategischen Vorteil abgewonnen und ihm das Sprungbrett unter den Füßen weggezogen. Engländer und Franzosen konnten nicht mehr daran denken, Schulter an Schulter auf dem alten, mühsam aufgeräumten Schlachtfeld zu neuer Offen-

sive anzutreten, sondern mußten auf Aushilfe sinnen. Das Zusammenspiel der Entente-Armeen in Ost, West und Süd zerfiel in Stücke, der konzentrische Druck wurde zu Staffelangriffen abgeschwächt.

Vergeblich griff die Orientarmee bei Monastir an, um auf einen Schlag ins Wardartal durchzubrechen und die Bulgaren nach Nordosten zu werfen. Da weder die russo-rumänische Front in Bewegung kam, noch die Italiener am Isonzo, noch die Engländer, noch die Franzosen im Westen bereit waren, sich dem Angriff anzuschließen und die konzentrische Form des Feldzuges in Raum und Zeit sicherzustellen, schlug Sarrail eine zusammenhanglose Schlacht. Er gewann nördlich von Monastir einige Grabennetze, rüttelte an Radoslawows politischer Machtstellung und gab den Angriff nach zwölftägigen Kämpfen auf.

Größere Erfolge reiften der Entente im Zweistromland des ferneren Ostens. Hier förderte England zielbewußt seine von britischem Interesse eingegebenen Welteroberungspläne. Die Türken hatten sich nach der Kapitulation Kut-el-Amaras zu weitschweifenden Unternehmungen verleiten lassen. Der Fall Erzerums hinderte sie nicht, sich in Persien auszubreiten, und trotz des Verlustes der armenischen Grundstellung über Kermanschan ins Innere des Landes einzudringen. Deutsche Offiziere ritten auf den Spuren Alexanders des Großen gen Afghanistan. Das Korps, das in Persien focht, fehlte am Euphrat, denn der Brite ließ Kut-el-Amara nicht ungerächt. Er landete im persischen Golf eine neue Irakarmee und setzte sie zu Wasser und zu Lande gegen Bagdad in Bewegung. Die 6. türkische Armee hielt den Vormarsch zwei Monate auf, wurde aber am 26. Februar vor den Toren von Kut-el-Amara geschlagen und gezwungen, stromaufwärts zu weichen. Von englischer Kavallerie, Panzerwagen und Kanonenbooten verfolgt, ging sie unter schweren Verlusten an Gerät in Auflösung auf Bagdad zurück. Als die Engländer schwer bewaffnet und wohlausgerüstet vor den Mauern Bagdads erschienen, räumten die Türken die Stadt. Sie wichen der Umfassung und zogen sich 110 Kilometer stromaufwärts auf Samara zurück. Am 11. März rückte der Brite in Bagdad ein. Die türkischen Streitkräfte, die über Hamadan und Kermanschan in Persien eingedrungen waren, gerieten in Gefahr, abgeschnitten zu werden und entwichen Hals über Kopf auf Revandus. England hatte den entscheidenden Schritt zur Eroberung Mesopotamiens getan.

Da die ägyptische Besatzungsarmee um dieselbe Zeit den Suezkanal überschritten hatte und von der Flotte begleitet bis Ghaza vorgedrungen war, um im Bunde mit den Arabern in Syrien einzufallen, stand der Brite im März des Jahres 1917 vor den Zielen seiner asiatischen Politik. Während Frankreich alles daran setzte, noch einmal die Rheingrenze zu erstreiten, um die Politik Richelieus, Ludwigs XIV., der ersten Republik und Napoleons fortzuführen, Deutschland mit dem Beistand der Welt zu vernichten und seine

Vorherrschaft auf dem Festland Europas aufzurichten, vollendete England die Eroberung des Ostens. Es schlug vom Kap der Guten Hoffnung bis Kairo und von Ägypten bis Palästina Landbrücken zu den Ufern des Zweistromlandes, in dem die neuerschlossenen großen Erdölquellen sprangen, und machte Mesopotamien zum Glacis seines indischen Reiches. Zwar gelang es Dschemal-Pascha, Ghaza zu behaupten und Murrays stürmende Divisionen am 27. März durch einen Flankenangriff an den Meeresstrand zurückzuwerfen, aber er erstritt damit nur Zeitgewinn. Palästina blieb gefährdet und Bagdad befand sich in festem britischen Besitz. Arabien war dem Reiche der Osmanen verloren, Damaskus aus der Ferne bedroht, und der Suezkanal wurde zu einem englischen Binnenkanal. Der Brite geriet nur dann in Gefahr, die Früchte dieses Feldzuges zu verlieren, wenn es Deutschland gelang, das Inselreich von den Weltmeeren abzuschneiden und auszuhungern.

In der Tat nagte der U-Bootkrieg seit dem 1. Februar 1917 an den Wurzeln der britischen Kraft. Die deutschen Tauchboote versenkten im Februar 1917 schätzungsweise 780 000, im März 880 000 Brutto-Registertonnen Schiffsraum. Die Versenkungsziffern waren ersichtlich im Steigen, zahlreiche neutrale Schiffe mieden die Seefahrt, die Not klopfte an Englands Türen. Aber noch war kein Nachlassen des britischen Kriegswillens zu spüren. England drang nie eifriger und gesammelter auf die Fortsetzung des entscheidenden Kampfes um die Weltherrschaft als in den kritischen Märztagen des Jahres 1917.

Da griff Wilson handelnd in das Völkerringen ein. Er zog die Folgerungen aus dem Abbruch der Beziehungen, erklärte, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich mit dem Deutschen Reich im Kriegszustand befänden, und warf alle moralischen und materiellen Kräfte Nordamerikas zugunsten der Entente in die unsicher schwankenden Schalen. Wilson bezeichnete den U-Bootkrieg in der Kriegsbotschaft als einen Krieg gegen die Menschheit, verlangte ein Aufgebot von 500 000 Mann, sprach von der „selbstsüchtigen und autokratischen Macht", die es zu bekämpfen gelte, um den Frieden der Welt und die Freiheit der Meere zu sichern, rühmte Rußlands Übergang zur Demokratie, erinnerte an sein eigenes Ideal, eine „alle freien Völker umfassende Liga der Nationen", stellte sich gleichzeitig als aufrichtigen Freund des deutschen Volkes vor, erklärte, daß er den Krieg nur gegen dessen „unverantwortliche despotische Regierung" führe, und schloß sein Manifest mit den Worten: „Wir kämpfen für die Rechte und Freiheiten der kleinen Nationen, für eine allgemeine Herrschaft des Rechtes, die durch einen Bund gewährleistet wird, der allen Nationen Frieden und Sicherheit bringt und schließlich die Welt selbst befreien wird."

Als Wilson am 6. April 1917 dieses Kriegsmanifest unterzeichnete, senkte er das bindende Element in das wirbelnde Chaos.

Die Erklärung der Vereinigten Staaten war das Zeichen zur Ausbreitung des Krieges über den Erdball. Unter dem Einfluß Nordamerikas sahen sich Panama, Guatemala, Bolivia, Honduras, Nikaragua, Kostarika, Ekuador, San Domingo, Uruguay und Peru genötigt, die Beziehungen zu Deutschland abzubrechen, erklärten Kuba, Liberia, Siam, China und Brasilien dem Deutschen Reiche den Krieg. Der Weltkrieg wurde zum Kriege aller gegen einen. Deutschland vereinsamte mehr und mehr. Waren auch Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei noch mit ihm im Bunde, so galt doch ihm allein die von gemeinsamer politischer Weltanschauung getragene Abneigung der Weltvölker.

Wilsons Manifest rief in Deutschland keine Erschütterung hervor. Nur wenige gaben sich Rechenschaft von der elementaren Bedeutung dieses Ereignisses, nur wenige erkannten, daß dem Deutschen Reich in den Vereinigten Staaten ein Feind erstanden war, der weder mit Waffengewalt zu besiegen war noch auf andere Weise zum Frieden willig gemacht werden konnte, wenn es je gelingen sollte, der Festlandsgegner und des britischen Inselreiches auf den Schlachtfeldern Herr zu werden.

So beschaffen war das Bild, das sich dem Auge im Vorfrühling des Jahres 1917 bot. Es wurde bald vom Rauche der Schlachten verhüllt.

Die Umwandlung der englisch-französischen Angriffspläne

Am Tage, da Wilson das entscheidende Wort sprach und die ungeheure Volkskraft der Vereinigten Staaten gegen Deutschland in Bewegung setzte, entbrannten im Westen die ersten großen Kämpfe. Die Alliierten hatten die Verwirrung überwunden, die sie angesichts der deutschen Rückbewegung befallen hatte, ihre Pläne umgewandelt und nicht weniger als 90 Divisionen zum Doppelangriff bereitgestellt. Da sie eine deutsche Offensive aus der Burgunderpforte fürchteten, bezog General Foch bei Besançon eine Flankenstellung, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

Die Angriffsmasse des französischen Heeres rückte zwischen Moronvillers und Villers-Cotterets zusammen. Nivelles hochfliegender Gedanke blieb auf die völlige Niederbrechung der deutschen Front gerichtet. Er hatte die Angriffsfront zwischen Compiègne und Bapaume rasch entschlossen abtragen lassen und auf den Flügeln neu aufgebaut. Der Angriff der Franzosen zielte über die Aisne in die Lücke von Amifontaine-Sissonne, wo die deutsche Front am 13. September 1914 um ein Haar durchbrochen worden wäre. Die Engländer ballten sich um Arras und Givenchy, um über den Steilrand von Vimy und an den Ufern der Scarpe auf Cambrai durchzubrechen. Die Angriffspfeile der verbündeten Armeen trafen sich in der Verlängerung bei Maubeuge. Der französische Generalstab hatte sich also der durch den

deutschen Rückzug geschaffenen Veränderung der Lage geschickt und schnell angepaßt. Es war im Grunde der alte Plan, und er wurde von so ungewöhnlichen Kräften getragen, daß der Erfolg dieses konzentrischen Angriffs sichergestellt erschien.

Diesmal war alles auf die rücksichtsloseste Durchführung der Schlacht eingeschworen. Die Franzosen standen vier Armeen stark von den Champagnehügeln bis Soissons in einer Breite von 70 Kilometern aufmarschiert, die Briten waren drei Armeen stark zwischen Bapaume und Giwenchy auf einer Front von 40 Kilometern zum Sturm bereit. Dazwischen lag das durch den deutschen Rückzug aufgelockerte Frontstück, aber es war Nivelle gelungen, die Wüstenei zu durchschreiten und die Fühlung mit dem Verteidiger der Siegfriedstellung auf der ganzen Linie aufzunehmen.

Eine gewisse Unsicherheit lag doch im Spiel verborgen.

Sir Douglas Haig war ungern auf den Plan Nivelles eingegangen. Er sah sich nicht nur zur Unterordnung in der bevorstehenden Schlacht verpflichtet, sondern auch gezwungen, seine eigenen Pläne aufzugeben oder sie zum mindesten dem Feldzug der Franzosen dienstbar zu machen. Er gehorchte trotz seiner Bedenken, denn das englische Kriegskabinett duldete keine militärische Autokratie. Lloyd George hatte Briand und Joffre in die Hand versprochen, daß der Marschall abberufen werde, wenn er sich Nivelle nicht unterstelle. Die Unterordnung der Briten unter die französische Führung war indes keine vollkommene. Der Oberbefehl Nivelles über die britischen Armeen war räumlich und zeitlich beschränkt worden. Glückte es dem französischen Generalissimus nicht, die verbündeten Armeen in dem großen Frühlingsfeldzug zum Siege zu führen, so erlangte Sir Douglas Haig seine Freiheit zurück. Und darauf rechnete der Brite, denn skeptischer als der Franzose glaubte er nicht an einen Sieg von durchschlagender Bedeutung. Er glaubte um so weniger daran, da jetzt 151 deutsche Divisionen 190 englischen und französischen Divisionen im Westen gegenüberstanden, während der Deutsche in der Sommeschlacht nur über 123 bis 130 Divisionen geboten hatte. Hoffte Nivelle auf eine doppelseitige Umfassung des deutschen Zentrums, auf die Vernichtung der zwischen der Scarpe und dem Aisnekanal stehenden deutschen Armeen und die Vereinigung der englisch-französischen Kampfarmeen zwischen Cambrai und Laon, so erwartete Haig von der Schlacht höchstens die Wegnahme der befestigten Stellungen, in denen der Deutsche dem Angriff am Tage des Beginns entgegentrat. Der Franzose dachte größer, der Engländer rechnete kühler.

In Haigs Selbstbescheidung wohnte ein Hintergedanke. Es lag ihm nicht alles daran, an der Scarpe um jeden Preis zu siegen und Armeen zu opfern, um auf Cambrai durchzubrechen. Sein Herz hing an Flandern. Die Deutschen aus Flandern zu werfen, war Englands heißester Wunsch. Seit der U-Bootkrieg wütete, wurde dieser Wunsch zur bittersten Not-

wendigkeit. Es handelte sich nicht mehr darum, das Glacis freizumachen, von dem der Deutsche drohend nach England hinüberblickte, sondern die U-Bootbasis zu zerstören, aus der die kleinen Kanal-Tauchboote zur Unterbindung des Verkehrs an der britischen Seeküste ausliefen. Es galt, den Alp von Englands Brust zu wälzen, der die britische Kriegführung zu Wasser und zu Lande zu lähmen drohte.

Da Sir Douglas die Kampftüchtigkeit des neuen englischen Heeres an der Somme erprobt hatte, fühlte er sich im Jahre 1917 stark genug, zum entscheidenden Waffengang anzutreten. Sein Plan ging dahin, bei Ypern zu schlagen, sobald die flandrische Ebene die Winternässe eingesogen hatte und 800 000 Streiter mit Geschütz und Gerät zu tragen vermochte. Er war daher nur mit halbem Herzen dabei, als ihm befohlen wurde, die Walstatt an die Scarpe zu verlegen. Er entsprach der Weisung, machte sie aber im stillen seinen flandrischen Plänen dienstbar und freute sich dieser Überlegung. Ein glücklicher Angriff zwischen der Scarpe und dem Souchezbach konnte die Engländer in den Besitz der Steilwand von Vimy und der Höhen von Monchy bringen. Dadurch wurde Haigs rechte Flanke gegen Überraschungen geschützt, wenn es galt, in Flandern zur großen, entscheidend gedachten Offensive zu schreiten.

Der Marschall wußte, daß jeder Engländer diese unausgesprochenen Gedanken teilte. Er bereitete daher alles zu dem Hauptschlag in Flandern vor, stellte sich aber Nivelle gleichzeitig zur Doppelschlacht an Scarpe und Aisne zur Verfügung.

Die Vorbereitungen der Engländer übertrafen alles dagewesene. Haig sammelte riesige Geschütz- und Gerätereserven am Fuße des Kemmelberges, streckte Bahnen und Gleise, unterwühlte die Stellungen der deutschen 6. Armee zwischen Armentières und Ypern, wo die Deutschen in der natürlichen Lünette der Wytschaetener Dünen verschanzt lagen, und rüstete mit besonderer Sorgfalt zu raschen seitlichen Verschiebungen hinter der Front. An schneller glücklicher Rochade war ja viel gelegen. Haig sorgte deshalb dafür, daß die im Artois kämpfenden Truppen ohne Zeitverlust nach Norden geworfen werden konnten, um zu gegebener Stunde über die flandrische Front herzufallen und sie mit einem gewaltigen Ruck aus den Angeln zu heben, ließ aber Nivelle wissen, daß er zum Angriff an der Scarpe bereit sei.

Nivelle brannte vor Begier, den Angriff zu eröffnen. Er ordnete seine Franzosen mit ein paar Handgriffen neu, um so schnell wie möglich zur Schlacht zu schreiten und dem Feind keine Zeit zu lassen, sich in der Siegfriedstellung wohnlich einzurichten. Der Generalissimus entzog der Heeresgruppe Franchet d'Esperey, die zwischen Chaulnes und Roye aufmarschiert war, 12 Divisionen, bildete aus ihnen eine Reservearmee und ließ Franchet d'Esperey nur 14 Divisionen. Alle übrigen Bataillone und Batterien, für die er an der Somme keine Verwendung mehr hatte, rückten zu Pétain in die

Champagne. Franchet d'Esperey erhielt den Befehl, sich mit der Masse seiner Divisionen der Oiseübergänge flußaufwärts bis Chauny und La Fère zu bemächtigen, den Crozatkanal zu überschreiten und hart auf den Feind zu drücken, um ihn vor St. Quentin zu fesseln. Haig erhielt die Weisung, ähnlich zu handeln und den inneren rechten Flügel zugunsten seines linken Flügels zu schwächen. Nivelle verlegte also den Hauptangriff, der ursprünglich aus dem Zentrum der englisch-französischen Schlachtfront hervorbrechen sollte, auf die Flügel. Da er, getreu dem Verduner Vorbild, den Gewaltstoß trotzdem aus der Mitte führen wollte, blieb ihm angesichts des Rückzuges Hindenburgs, der ihm den Artillerieaufmarsch vor der Mitte der Schlachtfront unmöglich gemacht hatte, nichts übrig, als die Schlacht völlig zu teilen und die Engländer an der Scarpe allein angreifen zu lassen. Er selbst machte aus dem aufgezwungenen Flügelangriff einen Zentrumsstoß, indem er aus der Mitte der Aisnefront angriff, um die Front des Kronprinzen zu durchbrechen. Zu diesem Zwecke ballte er die Heeresgruppe Micheler, drei Armeen stark, zwischen Soissons und Reims zur Schlacht.

Als Franchet d'Esperey am 27. März den Crozatkanal überschritt und sich vor St. Quentin an der Siegfriedstellung wundstieß, brachte der französische Heerführer ungeduldig die letzten Befehle zu Papier. Er wollte damit nicht nur den Feind zwingen, die Schlacht anzunehmen, sondern auch allen Zweifeln, Ränken und Besorgnissen ein Ende machen, die im englisch-französischen Lager umgingen. Am 5. April war alles zur Doppelschlacht bereit. Haig erhielt die Weisung, den Angriff zu beginnen.

Haig hatte seit dem 30. Dezember Vorbereitungen zum Angriff auf die deutsche Front zwischen der Ancre und dem Souchezbach getroffen. Als der Feind sich ihm im März an der Ancre plötzlich entzog und Haigs 4. und 5. Armee keinen Gegner mehr vor ihren eingebauten Rohren fanden, sah sich der englische Feldherr genötigt, die Angriffsfront zu verkürzen und auf den Angriff zwischen der Ancre und dem Cojeulflüßchen zu verzichten. Gough und Rawlinson versuchten zwar dem Gegner sofort zu folgen, wurden aber auf dem Vormarsch durch die Sommewüste von den deutschen Nachhuten übel zerzaust. Die Engländer schlossen auf und schoben sich methodisch an die Nordflanke der Siegfriedstellung heran. Hier blieben sie ohne Obdach in flüchtig ausgekratzten Gräben liegen und warteten auf ihre Artillerie. Haig war daher nicht in der Lage, große Kräfte über Arras nach Norden zu ziehen, um den linken Angriffsflügel zu verstärken. Nicht mehr vier, sondern nur noch zwei britische Armeen traten an. Allenbys 3. und Hornes 1. Armee standen vor den Toren von Arras und auf dem Höhenrücken von Vimy zum Sturm bereit. Ihre Entwürfe waren durch den Rückzug Hindenburgs nicht gestört worden. Als Haig sie, der Weisung Nivelles folgend, am 6. April zum Angriff rief, schoß der von der Entente geplante Frühlingsfeldzug stückweise in Gestalt.

Die Schlacht an der Scarpe vom 6. bis 13. April 1917

Die Engländer eröffneten den Feldzug des Jahres 1917 mit einer Kanonade, die Verdun und die Somme in Schatten stellte und die Scarpelandschaft weithin verheerte.

Etwa 4000 Feuerschlünde begannen zu feuern. Zahlreiche Fliegergeschwader unterstützten die Tätigkeit der englischen Artillerie, die in den deutschen Linien schwere Verwüstungen anrichtete. Der Engländer zerstörte Neuville-Vitasse und Héninel am Cojeulflüßchen, die Uferorte Tilloy, Blangy und St. Laurent zu beiden Seiten der Scarpe, legte das feste Athies in Asche, pflügte die Höhe von Thélus und zermalmte die vielbestürmte Ferme La Folie, die Kuppe 145, die Ruinen von Givenchy und die Gehölze am Souchezbach. Bis zu den Hügeln von Monchy-Le-Preux, dem Flankenstützpunkt der Siegfriedstellung, bis Fampoux und Roeux am Norduser der Scarpe, bis Gavrelle an der großen Straße Arras—Douai, bis Bailleul, Farbus und Vimy am Ostrand der Steilküste, bis Liévin, dem westlichen Vorort der Zechenstadt Lens, wölbte sich der Feuerbogen.

Plötzlich wurde sogar die Balkonstellung von Bullecourt von schwerem Feuer erfaßt. Rawlinsons 5. Armee hatte ihre Artillerie unter Überwindung aller Schwierigkeiten durch die Wüste gebracht und war wider Erwarten doch noch zum Angriff fertig geworden.

Da der Frühlingshimmel hoch und klar über der Erde stand, fiel das Feuer zielgerecht auf die deutschen Stellungen. Die systematische Beschießung wendete das Angriffsgelände Zoll für Zoll um, und die Giftschwaden stauten sich in der Scarpeniederung zu dichten farbigen Massen, unter denen alles Leben erstickte. Kein Stollen hielt stand. Die schweren Kaliber verschütteten ganze Kompagnien. Am 8. April, es war der Ostersonntag des dritten Kriegsjahres, steigerte sich die Beschießung zum brüllenden Trommelfeuer. Gleichzeitig schlug das Wetter um. Schwere Wolken stiegen im Westen auf und wälzten ozeanische Regendünste über die bewaldeten Höhen von Bouvigny. In der Nacht auf den 9. April entlud sich das Gewölk in mächtigen Niederschlägen. Als der Ostermontag graute, fegten wilde Regenstürme über die nackte Steilhalde von Vimy. Eine Stunde später wirbelten weiße Flocken und schlugen den deutschen Grabenposten wie mit nassen Tüchern ins Gesicht.

Der Kanonendonner, der an hellen Tagen und in stillen Nächten in den Gassen von Lille, Douai und Cambrai widerhallte, wurde vom Unwetter verschluckt. Aber er verstummte mitnichten. Die englische Artillerie feuerte ohne Unterlaß. Haig hielt am Angriff fest, und Allemby gab am Morgen den Befehl zum Sturm.

Die Schlacht an der Scarpe setzt sich in Bewegung.

Ehe der Verteidiger erkennt, was vorgeht, bricht die britische Infanterie über ihn herein. Altengländer, Schotten, Kanadier und Australier tauchen

aus den Kellergewölben von Arras und den Mulden von Souchez und Carency und stürzen sich, 16 Divisionen stark, in dichten Wellen in die Scarpeniederung und auf die Hochfläche von Vimy. Hinter den Sturmdivisionen quellen geschlossene Brigaden aus dem Ancregrund, sammeln sich Kavalleriedivisionen zur Verfolgung. Der Hauptstoß trifft das IX. Reservekorps und das III. bayerische Reservekorps. Allemby reißt zwischen dem Cojeulflüßchen und der Höhe von Vimy an der Scarpe eine Lücke, dringt ein und breitet sich fächerförmig gegen Neuville—Vitasse—Feuchy—Athies—La Folie aus. Das IX. Reservekorps, das auf dem linken Flügel der angegriffenen Front kämpft, fängt den Stoß in der Tiefenzone auf und schlägt sich am Cojeulflüßchen und der Scarpe mit überlegenem Feind. Als es zu erliegen droht, eilt ihm Moser mit Teilen des XIV. Reservekorps von Bullecourt zu Hilfe und stillt die äußerste Not. Die Bayern, die am rechten Flügel auf der zerwühlten Hochfläche von Vimy fechten, wehren sich, bis der Feind mit Streitwagen in ihre Linien bricht und ihre Trümmer unter sich begräbt. St. Laurent fällt, die Ferme La Folie geht verloren, die ganze Linie gerät ins Wanken, wird durchbrochen und aufgerollt. Der Engländer dringt bis Héninel—Feuchy—Athies—Thélus vor und umfaßt die Höhe 145.

Es ist Mittag geworden, die Lage der Deutschen wird kritisch. Das deutsche Sperrschießen versagt, denn die Kanoniere sind vom Schneesturm geblendet, und die Reserven sind weit, viel zu weit zurück. Ehe die Verstärkungen den Weg durch die versumpfte Niederung zurückgelegt haben, braust der zweite Angriff heran. Der Widerstand fällt auseinander, die Verbindungen reißen ab und die Befehlsgebung beginnt zu stocken. St. Martin-sur-Cojeul, Feuchy, Athies und Thélus werden von den Briten genommen, flachbehelmte Kavallerie erscheint im Scarpetal und reitet stracks gen Bailleul. Als kurz darauf Fampoux fällt, ist das deutsche Grabensystem zwischen der Scarpe und dem Souchezbach durchbrochen. Der Höhenrücken von Vimy geht verloren, das englische Zentrum ergießt sich über die Steilränder in die Ebene.

Aber noch trotzen die Eckpfeiler der durchbrochenen Front, der Hügelklotz von Waucourt—Monchy-Le-Preux im Süden und die Höhe 145 im Norden, dem feindlichen Ansturm. Die Engländer stürmen, vom Erfolg beflügelt, ohne Unterlaß. Sie opfern Tausende, setzen ihre Kavallerie auf den Straßen Arras—Cambrai und Arras—Douai zur Attacke an und suchen den letzten zerstreuten Widerstand im freien Felde zu brechen, bevor es nachtet. Das IX. Reservekorps rettet die Lage. Allembys Kavalleriedivisionen brechen in seinen Drahtverhauen und unter den Maschinengewehren seiner Schützennester zusammen und spritzen auseinander. Hunderte von Pferden decken die Straße.

In der Nacht führt Sir Douglas Verstärkungen heran, um den Sieg zum strategischen Erfolg zu gestalten. Als der 10. April tagt, zerschmettert

zusammengefaßtes Feuer seiner stärksten Kaliber die Hügelfeste von Monchy und die Höhe 145. Am Abend wird die Höhe 145 genommen, am Tage darauf fällt Monchy-Le-Preux. Haig sieht einen entscheidenden Erfolg reifen.

Rawlinson greift in die Schlacht ein und sucht bei Bullecourt gegen Norden durchzubrechen und dem IX. Reservekorps in den Rücken zu fallen. Der Stoß trifft die 27. Division. Sie behauptet sich in heldenhaftem Kampf mit Australiern und Tanks und macht es Rawlinson unmöglich, den linken Flügel der 6. Armee aufzurollen. Allemby versucht vergebens den Angriff Rawlinsons zu unterstützen. Er hat zwar Monchy genommen, vermag aber die Brückenköpfe von Waucourt und Guémappe nicht in seinen Besitz zu bringen, und bleibt am Westufer des Cojeulflüßchens gefesselt liegen.

Der Brite gibt sich damit nicht zufrieden, und als Sir Douglas Haig am Morgen des 12. April auf der ganzen Linie zu neuem Angriff schreitet, müssen sich die Deutschen zum Rückzug bequemen. Allemby geht südlich der Scarpe gegen Waucourt, nördlich des Flusses gegen Roeux vor und steigt vom Osthang des Höhenrückens von Vimy in die Ebene hinab. Horne greift mit der 1. Armee am Souchezbach an, um Givenchy und Angres zu nehmen und Liévin zu umfassen, und Rawlinson sucht noch einmal bei Bullecourt Raum zu gewinnen. Die deutsche 6. Armee tritt, von fünffach überlegenem Feind bedrängt, den Rückzug an und weicht fechtend auf die Linie Bullecourt—Fontaine—Roeux—Gavrelle—Oppy—Arleux—Avion—Lens. Nur Guémappe wird behauptet.

Doch Sir Douglas wagt den Erfolg nicht auszubeuten und verzichtet darauf, seine Divisionen zur rücksichtslosen Verfolgung anzutreiben. Er ist am 11. April aus dem Wirkungsbereich seiner Artillerie herausgetreten und hat dadurch seine Stoßkraft eingebüßt. Er bricht den Kampf am 13. April ab und sammelt seine Trophäen. Die deutsche Einbuße ist groß. 13 000 Gefangene und 200 Geschütze bleiben in Feindeshand. Die Kämpfe dauern fort, Ludendorff sieht mehr als 40 Divisionen bluten, aber die Krisis ist überwunden. Die 6. Armee gräbt sich vor der Wotanlinie auf freiem Felde ein und bildet, von frischen Divisionen gespeist, im Zwischengelände eine neue Front.

Der Verlust des Steilrückens von Vimy, um den im Mai 1915 so viel Blut geflossen ist, und der Hügel von Monchy, von denen die deutschen Kanonen 17 Monate lang Arras beherrscht haben, wiegt schwer. Ludendorff wird hier nicht mehr mit Aussicht auf Erfolg zum Angriff übergehen können, wenn die Stunde der Offensive im Westen schlagen sollte. Doch das sind spätere Sorgen, am 15. April 1917 kann das deutsche Westheer noch nicht daran denken, die Rolle des Amboßes mit der des Hammers zu vertauschen. Es kämpft in angestrengtester Abwehr um die Verhinderung des Durchbruches, den die Alliierten nach Nivelles Plänen mit wenigen

gewaltigen Schlägen erstreben, in der Hoffnung, sich im Rücken des Feindes die Hände zu reichen.

Sir Douglas tat den ersten Streich und traf den Verteidiger hart — jetzt tritt Nivelle zum Hauptangriff an.

Die Schlacht an der Aisne vom 9. bis 21. April 1917

Frankreich harrte des Angriffs in fieberhafter Spannung. Noch einmal wurde Paris von krampfhaft geballter Energie in den Kampf um die Entscheidung gerissen. Wie England so hoffte Frankreich im tiefsten Innern Deutschland niederzuschlagen, bevor der Amerikaner sein Schwert und mit dem Schwert seinen Einfluß auf die künftige Weltgestaltung in die Schale warf.

Am Abend des 15. April erließ General Nivelle an die Offiziere Unteroffiziere und Soldaten der französischen Armeen den lakonischen Tagesbefehl: „L'heure est venue! Confiance! Courage! Vive la France!" Der Draht leitete die zündenden Worte an alle Truppen, die vor dem deutschen Speerwall das Feld hielten. Er galt aber in erster Linie den Armeen, die in der Champagne und an der Aisne zum entscheidend gedachten, planvollen Handeln aufmarschiert standen. Hier stand die stärkste, bestbewaffnete, stolzeste Macht, die die Republik bis auf diesen Tag zum Angriff gerufen hatte.

Auf dem rechten Flügel der Angriffsfront stand nördlich von Reims Pétains 4. Armee unter dem Befehl des Generals Anthoine zum Sturm auf die Hügellandschaft von Moronvillers bereit. Sie sollte die Deutschen von den Bergkuppen werfen, auf Pont Favarger hinabstoßen und sich dort mit der 5. Armee der Heeresgruppe Micheler vereinigen, die unter der Führung Mazels nordwestlich von Reims zwischen Brimont und Craonne zum Sturm antrat, um die Reimser Nordforts von Nordwesten zu umfassen und über Berméricourt—Juvincourt auf Sissonne durchzubrechen. Im Zentrum der französischen Schlachtfront stand die 6. Armee, die, von Mangin geführt, den Chemin des Dames und die Höhen nördlich von Soissons erobern und den Feind über die Ailette auf Laon werfen sollte. Hinter der Schlachtlinie Michelers stand die 10. Armee des Generals Duchêne zum Eingreifen bereit. An Michelers linken Flügel trat Franchet d'Esperey's 3. Armee unter dem Befehl Humberts zum Begleitangriff auf St. Quentin an.

Aus Nivelles Vorbereitungen sprach der Triumph der Materie. Er ging mit einem Stock von 1 788 000 Schuß schweren Kalibers, 6 500 000 Feldartillerie-Kartuschen, 1 000 000 Grabenbomben, 5 000 000 Handgranaten, 170 000 000 Gewehrpatronen und 2 716 000 Leuchtkugeln in

zusammengefaßtes Feuer seiner stärksten Kaliber die Hügelfeste von Monchy und die Höhe 145. Am Abend wird die Höhe 145 genommen, am Tage darauf fällt Monchy-Le-Preux. Haig sieht einen entscheidenden Erfolg reifen.

Rawlinson greift in die Schlacht ein und sucht bei Bullecourt gegen Norden durchzubrechen und dem IX. Reservekorps in den Rücken zu fallen. Der Stoß trifft die 27. Division. Sie behauptet sich in heldenhaftem Kampf mit Australiern und Tanks und macht es Rawlinson unmöglich, den linken Flügel der 6. Armee aufzurollen. Allemby versucht vergebens den Angriff Rawlinsons zu unterstützen. Er hat zwar Monchy genommen, vermag aber die Brückenköpfe von Waucourt und Guémappe nicht in seinen Besitz zu bringen, und bleibt am Westufer des Cojeulflüßchens gefesselt liegen.

Der Brite gibt sich damit nicht zufrieden, und als Sir Douglas Haig am Morgen des 12. April auf der ganzen Linie zu neuem Angriff schreitet, müssen sich die Deutschen zum Rückzug bequemen. Allemby geht südlich der Scarpe gegen Waucourt, nördlich des Flusses gegen Roeux vor und steigt vom Osthang des Höhenrückens von Vimy in die Ebene hinab. Horne greift mit der 1. Armee am Souchezbach an, um Givenchy und Angres zu nehmen und Liévin zu umfassen, und Rawlinson sucht noch einmal bei Bullecourt Raum zu gewinnen. Die deutsche 6. Armee tritt, von fünffach überlegenem Feind bedrängt, den Rückzug an und weicht fechtend auf die Linie Bullecourt—Fontaine—Roeux—Gavrelle—Oppy—Arleux—Avion—Lens. Nur Guémappe wird behauptet.

Doch Sir Douglas wagt den Erfolg nicht auszubeuten und verzichtet darauf, seine Divisionen zur rücksichtslosen Verfolgung anzutreiben. Er ist am 11. April aus dem Wirkungsbereich seiner Artillerie herausgetreten und hat dadurch seine Stoßkraft eingebüßt. Er bricht den Kampf am 13. April ab und sammelt seine Trophäen. Die deutsche Einbuße ist groß. 13 000 Gefangene und 200 Geschütze bleiben in Feindeshand. Die Kämpfe dauern fort, Ludendorff sieht mehr als 40 Divisionen bluten, aber die Krisis ist überwunden. Die 6. Armee gräbt sich vor der Wotanlinie auf freiem Felde ein und bildet, von frischen Divisionen gespeist, im Zwischengelände eine neue Front.

Der Verlust des Steilrückens von Vimy, um den im Mai 1915 so viel Blut geflossen ist, und der Hügel von Monchy, von denen die deutschen Kanonen 17 Monate lang Arras beherrscht haben, wiegt schwer. Ludendorff wird hier nicht mehr mit Aussicht auf Erfolg zum Angriff übergehen können, wenn die Stunde der Offensive im Westen schlagen sollte. Doch das sind spätere Sorgen, am 15. April 1917 kann das deutsche Westheer noch nicht daran denken, die Rolle des Amboßes mit der des Hammers zu vertauschen. Es kämpft in angestrengtester Abwehr um die Verhinderung des Durchbruches, den die Alliierten nach Nivelles Plänen mit wenigen

gewaltigen Schlägen erstreben, in der Hoffnung, sich im Rücken des Feindes die Hände zu reichen.

Sir Douglas tat den ersten Streich und traf den Verteidiger hart — jetzt tritt Nivelle zum Hauptangriff an.

Die Schlacht an der Aisne vom 9. bis 21. April 1917

Frankreich harrte des Angriffs in fieberhafter Spannung. Noch einmal wurde Paris von krampfhaft geballter Energie in den Kampf um die Entscheidung gerissen. Wie England so hoffte Frankreich im tiefsten Innern Deutschland niederzuschlagen, bevor der Amerikaner sein Schwert und mit dem Schwert seinen Einfluß auf die künftige Weltgestaltung in die Schale warf.

Am Abend des 15. April erließ General Nivelle an die Offiziere Unteroffiziere und Soldaten der französischen Armeen den lakonischen Tagesbefehl: „L'heure est venue! Confiance! Courage! Vive la France!" Der Draht leitete die zündenden Worte an alle Truppen, die vor dem deutschen Speerwall das Feld hielten. Er galt aber in erster Linie den Armeen, die in der Champagne und an der Aisne zum entscheidend gedachten, planvollen Handeln aufmarschiert standen. Hier stand die stärkste, bestbewaffnete, stolzeste Macht, die die Republik bis auf diesen Tag zum Angriff gerufen hatte.

Auf dem rechten Flügel der Angriffsfront stand nördlich von Reims Pétains 4. Armee unter dem Befehl des Generals Anthoine zum Sturm auf die Hügellandschaft von Moronvillers bereit. Sie sollte die Deutschen von den Bergkuppen werfen, auf Pont Favarger hinabstoßen und sich dort mit der 5. Armee der Heeresgruppe Micheler vereinigen, die unter der Führung Mazels nordwestlich von Reims zwischen Brimont und Craonne zum Sturm antrat, um die Reimser Nordforts von Nordwesten zu umfassen und über Berméricourt—Juvincourt auf Sissonne durchzubrechen. Im Zentrum der französischen Schlachtfront stand die 6. Armee, die, von Mangin geführt, den Chemin des Dames und die Höhen nördlich von Soissons erobern und den Feind über die Ailette auf Laon werfen sollte. Hinter der Schlachtlinie Michelers stand die 10. Armee des Generals Duchêne zum Eingreifen bereit. An Michelers linken Flügel trat Franchet d'Espereys 3. Armee unter dem Befehl Humberts zum Begleitangriff auf St. Quentin an.

Aus Nivelles Vorbereitungen sprach der Triumph der Materie. Er ging mit einem Stock von 1 788 000 Schuß schweren Kalibers, 6 500 000 Feldartillerie-Kartuschen, 1 000 000 Grabenbomben, 5 000 000 Handgranaten, 170 000 000 Gewehrpatronen und 2 716 000 Leuchtkugeln in

die Schlacht. Die Armeen Mazel und Mangin, denen die Hauptlast des Kampfes zugemessen war, zählten 33 Divisionen. Duchênes Verfolgungsstaffeln und Anthoines 4. Armee rückten zusammen mit 20 Divisionen ins Feld. 120 Tanks warteten auf das Zeichen zum Angriff.

Dieser Manöveriermasse trat der Deutsche mit den Streitkräften dreier Armeen entgegen. Ludendorff hatte die Verkürzung der Front schon zur Rochade benützt und General Fritz v. Below trotz des Engländersturmes am 12. April nach Rethel gerufen, wo die 1. Armee neugegliedert aufmarschierte, um dem deutschen Zentrum in der drohenden Doppelschlacht vor Reims als Rückhalt zu dienen, während die 7. Armee des Generals v. Böhn den Chemin des Dames verteidigte und Einems 3. Armee in der Champagne focht.

Als Nivelle angriff und die Divisionen Mangins und Mazels mit dem Einsatz ihrer vollen Stärke gegen die Aisne und den Chemin des Dames vorbrachen, standen zwölf feuergeprüfte Divisionen bereit, sie zu empfangen, aber im ganzen schritten nicht weniger als 70 deutsche Divisionen durch die Schlacht.

Nivelles Tagesbefehl erging am siebenten Tage der Artillerieschlacht, die von Moronvillers bis Soissons wütete. Ihre Donner brüllten gewaltiger als die Douglas Haigs, der um diese Zeit noch bei Monchy und Vimy stürmte. Mazel und Mangin hatten allein 5345 Geschütze aufgefahren, die ununterbrochen gegen Brimont, Berméricourt, La Ville-au-Bois, Craonne, Hurtebise, Malmaison, Laffaux, Vauxaillon und St. Gobain feuerten und die Aisnemulde und die Abhänge des Chemin des Dames mit Blatternarben übersäten. Turmhoch stiegen die Erdbrunnen, Gaswogen wanderten über die Aisne und stauten sich in den Kreideklüften, der Boden schwankte unter dem Aufschlag der Riesengeschosse, und die erste deutsche Linie zerfiel in Schutt und Moder. Doch hier tat das neue Verteidigungsverfahren seine Schuldigkeit. Im Zwischenfeld blieb manches Maschinengewehr heil, das im frischgestanzten Granattrichter, im vierschrötigen Betonklotz, in natürlicher Felsengrotte versteckt lag, und in den toten Winkeln des Ailettegrundes, in den Falten des Brimont, in den Kellern von Berméricourt, auf den Hängen der Champagnehügel und des Massivs von St. Gobain harrte deutsche Infanterie, vom Feuerwirbel überflutet, todesmutig des Angriffs. Regengewölk wälzte sich träg über die alte, von neuer Schlacht erschütterte Walstatt und erschwerte dem Angreifer die Beobachtung, aber er schoß nach der sauber in Quadrate geteilten Karte und pflasterte Viereck auf Viereck mit Geschossen.

Am 16. April erhob sich die französische Armeemasse, um die Schlachternte heimzuholen. Zuversichtlich stieg sie auf den Uhrschlag aus den Gräben.

Der erste Anlauf versprach Erfolg. Mazels linker Flügel nahm die deutsche Linie im Aisnegrund und am Südosthang des Chemin des Dames.

Seine Infanterie wälzte sich in breiten Wellen gegen Berméricourt, und seine Tankgeschwader stießen über Berry-au-Bac in den Miettegrund vor, zerrissen die Drahtnetze, überquerten die Gräben und rollten feuerspeiend gen Juvincourt. Die Waldstücke und die Trümmer von Ville-au-Bois wurden umfaßt und aus dem Zusammenhang der Front gelöst, der Durchbruch kündigte sich an. Unterdessen stürmte Mangin gegen Hurtebise, Cerny und Chivy an. Er überschritt bei Ailles den Damenweg, drang in die Schlucht von Soupir, griff auf dem rechten Flügel Craonne an, erstieg den Hang von Vailly und nahm auf dem linken Flügel den Schulterpunkt Laffaux.

Im französischen Hauptquartier zu Chantilly schlugen die Pulse schneller. Wohl war Anthoine noch nicht zum Angriff geschritten und Mazels rechter Flügel im Anlauf stecken geblieben, aber zwischen Berméricourt und Laffaux gewann die Infanterie trotz schwerer Verluste so rasch Raum, daß man die Widerstandskraft der Deutschen im Ersterben wähnte. Als Mangin meldete, daß er den Chemin des Dames bei Ailles überschritten habe, gab General Nivelle der 10. Armee das Zeichen zur Aufnahme der Verfolgung. Duchênes Marschsäulen setzten sich schon um 8 Uhr — kaum zwei Stunden nach der Eröffnung der Schlacht — in Bewegung und begannen kurz darauf die Aisnebrücken zu überschreiten, um unbekümmert um das Einzelringen der Divisionen Mangins und Mazels dicht geschlossen in der Richtung Laon durchzubrechen. Nivelles Präzisionstaktik, die auf den Maashöhen ihren ersten Triumph gefeiert hatte, strahlte im Lichte eines großen, mit stürmender Hand errafften Sieges. Die Mechanik triumphierte. Auf den Maashöhen hatten 6 Divisionen auf 9 Kilometer Breite angegriffen und ihren Vormarsch nach dem Zeiger der Uhr geregelt, an der Aisne griffen am ersten Tag 42 Divisionen auf 70 Kilometer Breite an, um die Schlacht nach dem Gange des Minutenzeigers abzuwandeln und im Schnellschritt zu gewinnen.

Da stauten sich Duchênes Spitzen plötzlich an den Brückenköpfen der Aisne. Der Deutsche war zum Gegenangriff übergegangen und führte die Eingreifdivisionen in die Schlacht. Von Craonne fluteten zerschlagene Bataillone rückwärts, auf der Höhe des Chemin des Dames raste deutsches Sperrfeuer, bei Chavonne lagen Leichenbarrikaden und vor Laffaux wälzte sich Mangins Stolz, das Kolonialkorps, in seinem Blute. Von Mazel kam noch schlimmere Kunde. Der linke Flügel, der sich auf Juvincourt und Guignicourt geworfen hatte, war nach der Eroberung der Waldstücke von La Ville ins Kreuzfeuer unsichtbarer Maschinengewehre geraten. Deutsche Infanterie tauchte aus der Versenkung und warf Mazels Divisionen über das Zwischenland zurück, Feldartillerie fuhr auf und schoß die Panzerdrachen auf kurze Entfernung zusammen. Zu Dutzenden lagen die Tanks vor Juvincourt gefällt. Mazels rechter Flügel, der sich am Höhenklotz Bri-

mont verbissen hatte, wurde umfaßt, aus Berméricourt herausgeschlagen und knickte ab. Die französische Schlachtfront geriet in Gefahr, auf dem eroberten Gelände zu verbluten. Die Schlacht, die am Morgen das Aussehen eines französischen Sieges hatte, zeigte am Nachmittag hippokratische Züge.

General Duchêne zog die Folgerungen aus der kritischen Lage. Er sah die Qualmtürme deutscher Schiffsgranaten aus seinen Kolonnen steigen, seine Spitzendivisionen in wahl- und ziellosen Vorfeldkämpfen auseinanderfließen und gab den Befehl, die Vorbewegung einzustellen. Seine Uhr ging richtig, er war auf den Schlag aufgebrochen, aber der Deutsche hatte sich nicht zu der duldenden Rolle hergegeben, zu der ihn Nivelles Schlachtplan verurteilte, sondern handelnd eingegriffen und den fein ausgeklügelten Aufbau des Angriffsschemas in Unordnung gebracht und zerstückt. Wohl war Mazel bei Juvincourt, Mangin auf der Hochfläche von Vailly und am Chemin des Dames in das deutsche Stellungssystem eingedrungen, aber der Angriff hatte sich in der Befestigungszone verfangen und endete in zerreibenden Kämpfen um einzelne Stellungsinseln. Der künstliche Mechanismus fiel in Stücken auseinander.

Trotzdem beharrt Nivelle auf der Fortsetzung der Schlacht. Seine Armeen sind so eng mit dem Feind verstrickt, daß er nicht zur Sappe zurückkehren kann und — Pétain hat noch nicht angegriffen.

Der französische Feldherr verzweifelt daher nicht am Erfolg. Er treibt den bedenklich gewordenen Führer der 5. Armee, General Mazel, zu neuen Anstrengungen an, läßt dem feurigen Mangin die Zügel schießen, fordert von Franchet d'Esperey den Einsatz der 3. Armee und sendet Pétain den Befehl, die 4. Armee mit verdoppelter Wucht auf den Feind zu werfen.

Eine von Kämpfen geschüttelte, von unzähligen Leuchtkugeln und Mündungsfeuern erhellte Nacht steigt herauf. Mangin muß sich heftiger Angriffe erwehren und verliert Gelände, geht aber am 17. April aufs neue vor und erkämpft nördlich von Chivy und Soupir frischen, blutgedüngten Boden. Mazels linker Flügel ringt auf der Hochfläche von Craonne um einzelne Gräben und Werke. Der Franzose opfert hier eine ganze russische Brigade, um kargen Gewinn zu behaupten. Mazels rechter Flügel greift am 17. April von Brimont bis Aguilcourt noch einmal an, kommt aber nicht mehr vom Fleck. Seine hartnäckigen Versuche, den Brimontklotz von Norden zu umfassen und die Suippes zu überschreiten, werden im Blut erstickt.

Das Schlachtfeld wird wie die Walstatt von Vimy von schweren Wettern heimgesucht. Regenstürme fegen die Hochfläche von Laon und füllen die Falten der Steilwände des Chemin des Dames mit nassem Schnee. Die Kuppen der Champagnehügel färben sich weiß.

General Pétain geht am 17. April zum Angriff über. Er hat Anthoine bescheidenere Ziele gesteckt als der Generalissimus. Er will sich mit der Er-

oberung der Champagnehügel begnügen und vereinigt das Feuer seiner Batterien auf die gerundeten Kuppen, von denen der Deutsche die Niederung bis zu den Ufern der Marne beherrscht. Die Beschießung verwandelt die Hänge der schütter bewaldeten Berge in unwohnliches Trichterland. Die Kuppen Cornillet, Mont Blond, Hochberg und Pöhlberg werden aufgewühlt und in Gas gehüllt. Das Feuer frißt die Schneedecke und legt das Steingerippe bloß. Die deutschen Linien schmelzen in Pétains Feuer und fühlen ihre Kräfte schwinden. Anthoine wirft 12 Divisionen in die Schlacht, überrennt die schwach bemannten ersten Gräben und ersteigt die Hänge. Aller Widerstand ist erstorben. In dichten Wellen läuft der Franzose an. Kolonnen mit Lewis- und Maschinengewehren folgen, Feldgeschütze warten an der Römerstraße auf den Befehl zum Vorgehen. Doch als die Franzosen das Vorfeld durchschreiten, beginnen rings die zerstreuten Maschinengewehre zu tacken und feuern in Flanke und Rücken der stürmenden Bataillone, und als der Angreifer entschlossen bergan drängt, um die Kuppen zu gewinnen, gerät er ins Kreuzfeuer heilgebliebener Blockhäuser und Betonklötze. Dreimal flutet der Angreifer zurück, dreimal kehrt er wieder, und es gelingt ihm endlich, den Mont Blond zu erstreiten und die Sättel, die zu den Nachbarkuppen führen, zu besetzen. Als der Abend sinkt, liegen Anthoines Divisionen auf dem Südhang der Berge unter den Kuppenrändern und auf der Kuppe des Mont Blond in den deutschen Stellungstrümmern. Pétain hat sein Tagesziel nahezu erreicht, ohne die Schlacht aus der drohenden Zersplitterung zu lösen.

Nivelle ändert den Schlachtplan. Er beschließt, die 6. Armee anzuhalten, sie nach dem linken Flügel zusammenzuschieben und den Hauptangriff auf Mazels linken Flügel zu verlegen. Mangin soll den Angriff der 5. Armee durch heftige Vorstöße decken, aber darauf verzichten, dem Feind den Grat des Chemin des Dames um jeden Preis zu entreißen. Der französische Generalissimus sucht die Entscheidung in der Mulde von Amifontaine und ballt seine Kräfte, um im Miettegrund und am Oberlauf der Suippes durchzubrechen. Pétain erhält die Weisung, die Eroberung der Champagnehügel zu vollenden, und wird zu diesem Zweck durch drei frische Divisionen verstärkt. Nivelle verschiebt also den Schwerpunkt nach der Mitte und auf den rechten Flügel. Er verzichtet auf die Zertrümmerung der Aisnefront zwischen Laffaux und Craonne und sucht die deutsche Front vor Reims durch einen gewaltigen Klauenangriff zu umfassen, dadurch die Champagnefront zum Einsturz zu bringen und Laon auf den Spuren Napoleons zu erreichen.

Aber die Schlacht widerstrebt der befohlenen Umgestaltung. Mangin hat sich bei Hurtebise, Cerny und Vailly verbissen und Mazel ist nicht besser daran, denn sein linker Flügel ist in heftige Kämpfe um La Ville-au-Bois verstrickt, und sein rechter Flügel wird vom Brimont

in Schach gehalten. Anthoine aber verlangt Frist, um sich zu neuem Sturm bereitzustellen.

Da entschließt sich Nivelle, die Schlacht von Grund aus zu erneuern. Der Entschluß zeugt von ungewöhnlicher Kühnheit des Handelns, wird indes von der deutschen Führung im Keime geknickt. Die Deutschen sind der Lage Meister geworden und beherrschen die Entwicklung der Schlacht. Verstärkungen füllen die bedrohte Front und schließen die Lücken, die sich zwischen den Champagnehügeln und der Hochfläche von Craonne zu öffnen drohten, und die 7. Armee weicht fechtend von Vailly—Chavonne auf die Hochfläche von Allemant und Pinon, um sich dort aufs neue zu setzen. Der Verteidiger wirft den Feuerbrand in die Dörfer der Steilkante, sprengt seine Unterstände und überläßt Mangin Vailly, Aizy, Soucy, Jouy, Ostel und das Fort Condé. Als die 6. Armee auf der Hochfläche von Vregny nachdrängt, um sich der Straße Laffaux—Chavignon zu bemächtigen und den Schulterpunkt der Siegfriedstellung aus dem Angel zu heben, wird sie blutig zurückgeschlagen. Mangin hat bei Chivy, Soupir und Vailly Tausende geopfert. Er ist jetzt im Besitz der Hochfläche von Vregny, von der Lochows Brandenburger die Franzosen im Januar 1915 herunterwarfen, rennt sich aber nun bei Malmaison den Kopf ein. Auch vor Craonne scheitert Sturm auf Sturm. Mazel geht es nicht besser. Am Brimont und an den Hügeln, die die Zugänge von Aguilcourt decken, prallen alle Angriffe ab. Selbst Anthoine ist nicht in der Lage, die Schlacht aus der Erstarrung zu befreien und Mazel so weit entgegenzurücken, daß diesem die Fortsetzung des umfassend gedachten Angriffs erspart worden wäre. Anthoine erobert zwar am 19. April Auberive und einen Teil der Höhenstellungen von Moronvillers, wird aber in der Nacht auf den 20. April von Belows Brandenburgern angefallen und wieder von der Höhenkante herabgeworfen.

Der Deutsche nimmt dem Franzosen den Griffel aus der Hand und schreibt das Gesetz.

Am 20. April begann die Schlacht in Teilkämpfe zu zerfallen, in denen der Deutsche allmählich die Oberhand gewann. Mangin kämpfte um einzelne Steinbrüche, Gehöfte und Gehölze zwischen Cerny und Laffaux, riß die Fermen Hameret, Volvreux und Sancy und die Dorfstätte Nanteuil-La Fosse an sich, Mazel, der die Fortsetzung des Angriffs auf die Reimser Nordwestfront scheute, schlug sich bei Ville-au-Bois, und Anthoine befestigte sich auf den eroberten Champagnehöhen, fand aber nicht mehr die Kraft, die Nordhänge hinabzusteigen. Die Kämpfe wurden zu krampfhaften Zuckungen, die von den geplanten Bewegungen der großen Durchbruchsschlacht nichts mehr erkennen ließen.

Am 21. April war die Schlacht, von der Nivelle so großes gehofft hatte, für die Franzosen endgültig verloren.

Doch der französische Generalissimus war nicht zu bekehren. Er beharrte trotz aller Fehlschläge mit Entschiedenheit darauf, die Schlacht noch einmal aufzunehmen. Er wußte, daß seine Stellung unhaltbar geworden war und daß der Kriegsminister Painlevé seine Absetzung betrieb, fühlte, daß das Selbstvertrauen des Heeres erschüttert war und die umsonst gebrachten Blutopfer die Nation auf das Tiefste erregten, hoffte aber alle Dämonen zu bannen, indem er rasch zu neuem Hieb ausholte. Er schrieb am 21. April an General Wilson, den Führer der englischen Mission im französischen Hauptquartier, daß er nicht daran denke, die Operationen einzustellen, und verlangte, daß die englischen Armeen an der Scarpe den Angriff mit ungeschwächter Wucht fortsetzten. Er machte von seinen geheimen Vollmachten Gebrauch und befahl den Engländern, den Hauptstoß bei Bullecourt—Quéant zu führen, die Wotanlinie in der Flanke zu packen und ohne Zögern auf Cambrai und Douai vorzurücken. Aus dieser Weisung hob sich immer noch das hohe Ziel, das Nivelle bei der Eröffnung des Frühlingsfeldzuges vorgeschwebt hatte, die Durchbrechung der deutschen Front, aber es glänzte nicht mehr in greifbarer Nähe, sondern verblaßte in unwirklicher Ferne.

In seinem eigenen Schlachtbefehl kehrte die große strategische Zielsetzung diesmal nicht wieder. Er beschränkte sich darauf den Gedanken zu gestalten, den er am 17. April aus dem Plane der großen Durchbruchsschlacht gerettet hatte, und ging nur noch darauf aus, Reims durch eine doppelseitige Umfassung der Nordforts völlig zu entsetzen und den deutschen Frontabschnitt zwischen Aisne und Suippes abzuquetschen. Aus einer 70 Kilometer klafternden Durchbruchsschlacht, die binnen 48 Stunden zum Siege führen und den Feldzug auf einen Schlag aus der Starre erlösen sollte, wurde eine örtlich begrenzte Kampfhandlung. Aber auch dieses bescheidenere Ziel lockte noch zum Schlagen, denn die Befreiung der „Ville-Martyre", deren Glocken die Bevölkerung am Ostertag zum Auszug nach Paris aufgefordert hatten, um den Heeresbewegungen im Schatten der bröckelnden Kathedrale freie Bahn zu schaffen, war geeignet, das französische Volk mit neuen Hoffnungen und frischem Mut zu erfüllen und der Armee ihr Selbstvertrauen wiederzugeben.

Da Nivelle erwartete, daß Sir Douglas Haig unverzüglich angreifen werde, setzte er den Beginn des neuen Schlachtaktes auf den 23. April fest.

Die Schlacht an der Scarpe vom 23. April bis 18. Mai 1917

Haig war in der Tat nicht gesonnen, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Er hatte Nivelle schon am 18. April wissen lassen, daß er seinen Angriff fortsetzen werde, aber das windige regnerische Wetter erschwerte das Heran-

führen von Artillerie und den Gebrauch der Flugwaffe über alle Maßen und zwang die Engländer anfangs zur Führung kleinerer Gefechte, und als Haig am 23. April im großen Stil angriff, fehlten die Franzosen bei dem verabredeten Waffengang.

Frankreich wand sich in einer neuen Krisis. Die schweren Verluste, die das Heer am Chemin des Dames und am Aisnekanal erlitten hatte — 150000 Mann waren am ersten Tage geopfert worden —, schreckten Heer und Volk. Nivelles Stellung war erschüttert. Seine Generale begannen zu verzagen, schwer geprüfte Divisionen verweigerten den Gehorsam, Klagen und Anklagen drangen an das Ohr Painlevés und trugen die Krisis ins Kabinett. Nivelle sah sich genötigt, den Angriff zu verschieben und auf die geplante Bestürmung des Brimont zu verzichten.

Die Engländer griffen daher am 23. April allein an. Sie bedurften des französischen Ansporns nicht mehr, sondern wurden jetzt von der Peitsche des U-Bootkrieges zum Angriff getrieben. Allemby packte auf der ganzen Linie zwischen Croisilles und Gavrelle an. Horne wandte sich flankierend gegen Lens. Die Engländer schritten hinter ihrer Feuerwalze zuversichtlich zum Sturm. Der rechte Flügel überflutete das Gelände von Chérisy, nahm Guémappe und drang von Monchy-Le-Preux gegen Boiry vor, der linke Flügel gewann am Norduferder Scarpe Raum, und die englische Marinedivision nahm Gavrelle. Aber diesmal folgte dem Stoß schon am Nachmittag des ersten Tages der Gegenstoß. Die deutschen Eingreifsdivisionen waren rasch zur Stelle und brachten den Angriff noch vor Sonnenuntergang zum Stehen. Allemby verlor Guémappe und wurde über den Cojeul zurückgejagt.

Am Abend führte Haig Allemby Verstärkungen zu, um die Schlacht fortzusetzen und Guémappe zurückzuerobern. Da Horns Begleitangriff nach kurzem Anlauf südwestlich von Lens stecken geblieben war, drängte sich die Handlung an den Ufern der Scarpe zusammen. Die Deutschen gingen am 24. April fechtend von Guémappe auf Chérisy und von Gavrelle gegen Fresnes zurück und stellten sich in der Linie Chérisy—Oppy—Fresnoy—Acheville aufs neue. Der Brite ruhte und rüstete vier Tage, um den Kampf am 28. April mit frischen Kräften wieder aufzunehmen.

Als Haig sich zu diesem Nachstoß entschloß, hatte er die Hoffnung auf einen größeren Erfolg begraben. Er wagte es nicht mehr, seinen Generalen weite Ziele zu stecken, denn das neue Kampfverfahren der Deutschen zog ihm enge Schranken. Sobald die englische Infanterie aus dem Deckungsbereich ihrer schweren Artillerie heraustrat, wurde sie so hart angefallen, daß jeder Versuch, tiefer in die deutsche Abwehrzone einzudringen, zu empfindlichen Rückschlägen führte. Auch der Nachstoß mißlang. Als der Brite am 28. April seine schwersten Batterien einsetzte, um die deutsche Front zu sprengen, vermochte er nicht einmal mehr in die Zwischenstellung ein-

zubrechen, die sich die 6. Armee auf halbem Wege zwischen der verlorenen Stellung vor den Toren vor Arras und der Wotanlinie geschaffen hatte. Allemby mußte sich mit der Eroberung des vorspringenden Dorfes Arleux bescheiden, das die Kanadier dem Verteidiger in blutigen Nahkämpfen entrissen. An dem dicht dahinterliegenden Fresnoy prallte der Brite ab. Aber Haig ruhte nicht. Nivelle war der Widerstände im französischen Lager noch einmal Herr geworden und griff nun mit verzweifelter Energie zum drittenmal an. Um den Franzosen zu helfen und selbst größern Gewinn heimzubringen, ordnete Haig seine Armeen zu neuen Stürmen. Er wollte diesmal Nivelles Rat befolgen und die Linie Quéant—Drocourt bei Bullecourt in der Flanke fassen. Zu diesem Zweck sandte der Marschall die 3. und die 1. Armee gegen die Linie Chérisy—Roeux—Fresnoy vor und befahl Rawlinson mit gesammelter Kraft gegen Bullecourt vorzugehen und auf Ribécourt—Hendecourt durchzubrechen.

Allemby, Horne und Rawlinson treten in einer Breite von 20 Kilometern geschlossen zum Angriff an. Nach methodischer Artillerievorbereitung, die der Engländer mechanisch zu immer größerer Vollkommenheit steigert, wälzen sich australische, altenglische und kanadische Divisionen im ersten Morgengrauen gegen die deutschen Linien. Kanadische leichte Reiter, englische Garden und indische Lanzers stehen zum Nachhauen bereit. Der höchste Einsatz wird gewagt, um Bullecourt zu Fall zu bringen, denn wenn Bullecourt fällt, bricht die Front zwischen Chérisy und Fresnoy auseinander, und der Weg nach Douai steht offen. Noch einmal sinnt die britische Heeresleitung, von Nivelle zu höherem Gedankenflug angeregt, auf strategische Auswertung eines taktischen Schlages, so kurz sie auch die einzelnen Tagesziele steckt.

Wiederum dringt der Engländer unter großen Verlusten in die deutsche Front, verfängt sich wiederum im Vorfeld, nimmt Chérisy, Roeux und Fresnoy, setzt sich am Ostrand von Bullecourt in einem Grabennetz fest und wird am Abend nach wildwogenden Kämpfen abermals aus Chérisy und Roeux herausgeschlagen. An Mosers Widerstandszentrum Bullecourt prallen alle Angriffe ab, und die Linie Ribécourt—Hendecourt bleibt unberührt. Haig hat seinen strategischen Zweck nicht erreicht. Die Kampfhandlung zerflattert, zerstreute Gefechte füllen die nächsten Tage. Am 8. Mai erobert der Deutsche Fresnoy zurück, um Roeux wird acht Tage gekämpft, dann setzt sich der Brite endgültig darin fest. Der Kampf um Bullecourt währt noch bis zum 18. Mai. Moser schlägt ungezählte englische Angriffe ab und hält im Kreuzfeuer aus, bis das Opfer sich nicht mehr lohnt. Vom Feinde unbedrängt räumt er die Stellung unter dem Schutze strömenden Regens und weicht von der verwüsteten Stätte auf Quéant und Cagnicourt und die ausgebaute Wotanstellung zurück. Zögernd folgt der Feind. Er verzichtet darauf, die blutigen Gefechte in der Scarpeniederung fort-

zusetzen, und gräbt sich am Senséefluß vor der Wotanstellung ein. Der Stellungskrieg tritt wieder in seine Rechte.

Nun glaubt Sir Douglas Haig, seiner Aufgabe im Rahmen der Frühlingsoffensive genug getan zu haben. Er schüttelt die Vormundschaft des französischen Generalstabes ab und wendet seinen Blick nach Flandern.

Die Schlacht an der Aisne vom 3. bis 6. Mai 1917

Unterdessen war Nivelle an der Aisne zu Fall gekommen.

Am 3. Mai, als die Briten um Arleux fochten, war er der Bedenklichkeiten des Kabinetts Ribot-Painlevé und des Zauderns seiner Generale soweit Herr geworden, daß er die Schlacht auf dem Chemin des Dames und an den Champagnehügeln wieder aufnehmen konnte. Er zog nicht mehr mit der Zuversicht zu Feld, die ihn am 9. April beseelt hatte, aber er führte seine Armeen wiederum mit rücksichtsloser Entschlossenheit in den Kampf. Er machte dem Kriegsminister nur ein einziges Zugeständnis, aber dieses wog schwerer, als er ahnte. Er verzichtete endgültig darauf, den Brimonter Bergklotz unmittelbar anzugreifen, und wies den von Zagen und Zweifeln erfüllten General Mazel an, seine Angriffe auf die Linie Berméricourt—Sapigneul zu beschränken und über die Hügel zwischen dem Brimont und der Aisne gegen Suippes vorzudringen. Um ihm hiezu starke Kräfte zur Verfügung zu stellen, schob Nivelle die 10. Armee zwischen der 5. und 6. Armee in die Front und befahl Duchêne, Craonne und Corbeny zu nehmen und auf Juvincourt durchzubrechen. Die 6. Armee erhielt den Befehl, den Chemin des Dames und die Hügelflur von Pinon zu stürmen und Böhn ins Ailettetal hinunterzuwerfen. Anthoine wurde angewiesen, die Eroberung der Höhen von Moronvillers zu vollenden und Mazel im Rücken der Verteidiger der Reimser Nordforts die Hand zu reichen.

Es ist das alte blutige Spiel in neuem Gewande.

Die Franzosen greifen am hellen Tage an. Sie gehen nicht mehr mit der Miene des Siegers in die Schlacht — eine letzte, gewaltige, zum Krampf geballte Anstrengung reißt sie zum Angriff fort. In einzelnen Regimentern lebt noch die alte Kampflust, in andern herrscht Verdrossenheit. Divisionen, die seit Monaten in der ersten Linie gefochten und der Ruhe entbehrt haben, murren, als sie in die Sturmgräben gezogen werden. Alles befindet sich in einem Zustand der Überreizung. Die Armee bildet keine festgefügte, von einheitlichem Willen beseelte Masse mehr, sondern rückt, von chaotischen Gefühlen bewegt, in die wiedererstandene Schlacht.

Vom Morgengrauen bis in die Mittagstunde liegt Trommelfeuer auf den deutschen Stellungen und wandert in mächtigen Wellen hin und her, bald die ersten Gräben zermalmend, bald in die Tiefe greifend, um die

ganze erreichbare Zone unter sich zu begraben, dann stürzten sich Anthoines Divisionen auf die Höhenrandstellungen von Moronvillers und brechen wiederum in die erste Linie ein. Aber kaum erscheinen sie auf den zerwühlten Hängen, so schlägt ihnen verheerendes Maschinengewehrfeuer entgegen, und als sie sich in vollem Besitz des Mont Cornillet und des Mont Blond wähnen und anschicken, gen Moronvillers vorzubrechen, trifft sie der Gegenstoß der deutschen Eingreifsdivisionen und wirft sie blutend auf den Hang zurück. Hier harren sie im Ungewitter der deutschen Artillerie zwei Tage aus. Nachdem sie Verstärkungen empfangen haben, stürmen sie am 5. Mai noch einmal an. Sie beißen sich auf dem Mont Cornillet und am Mont Blond fest, vermögen aber die Verstrickung nicht zu lösen, um ins untere Suippestal zu gelangen, und sinken dicht vor ihren Angriffszielen zu Boden. Hart vor Moronvillers erstirbt die Schlacht.

Die 5. Armee ist nicht glücklicher. Sie nimmt am 4. Mai nach wilden Kämpfen eine Reihe Gräben und Waldverhaue zwischen Berméricourt und Sapigneul, dringt wiederum in Berméricourt ein, wird aber von den Geschützen des Brimont in der Flanke gepackt und trotz ihres Wehrens, von pommerschen Regimentern aus dem Dorfe hinausgeschlagen. Mazel verzweifelt am Erfolg und stellt den Angriff ein. Nivelles Verzicht auf die Bestürmung des Brimont hat sich gerächt.

Die 10. Armee, die am 16. April nicht zum Schlagen gekommen ist, greift die östliche Hälfte des Damenwegs an. Sie erstürmt am 4. Mai unter schwersten Verlusten die Dorfstätte von Craonne und bemächtigt sich am Tage darauf der schmalen, blutgedüngten Hochfläche zwischen Craonne und der Ferme Hurtebise. Zwei Tage behauptet sie sich auf der Höhenkante und am Nordrand des steilabfallenden Geländes, dann weicht Duchêne dem Feuer der deutschen Geschütze, die das Plateau von Montberault krönen, und geht vor den Gegenangriffen, die aus den Nordfalten des Chemin-des-Dames-Grates hervorbrechen, auf Craonne zurück.

Die 6. Armee entwickelt sich auf der Hochfläche von Vailly und Vregny, wird arg zerschossen, erstreitet in wilden Einzelkämpfen Gelände bei Cerny, Froidmont, Allemant, Laffaux und La Motte, wird aber in der Nacht auf den 6. Mai von Böhn auf der ganzen Front angefallen und von La Motte und Allemant wieder zurückgeworfen. Mangin, der seit dem Beginn der Aisneschlachten den größten Raumgewinn erzielt hat, gibt angesichts dieses Widerstandes die Hoffnung auf, das Plateau von Pinon zu erobern, und läßt vom Sturm. Die Schlacht erstarrt.

Nivelles Armeen sind von Laffaux bis Moronvillers blutend niedergesunken. Sie haben auf den Flügeln Boden gewonnen, aber weder den Durchbruch erzielt, noch die Nordfront von Reims befreit. Unerhörter Aufwand ist vertan, der große, richtige strategische Gedanke der franzö-

fischen Führung, der am 13. September 1914 zum erstenmal zur Schlacht reifte und in den Schlachten des Jahres 1915 und 1916 immer reicher ausgestattet wiederkehrte, verkümmert zwischen den Grabenlinien.

Die Krisis im englisch-französischen Lager

Hätte der Deutsche im Mai 1917 Kraft und Mittel besessen, statt mit einzelnen Divisionen zum Gegenstoß überzugehen, eine große Armee zum Gegenangriff zu führen, so wäre es um Frankreich geschehen gewesen. Aber das deutsche Westheer besaß damals, in vielleicht entscheidender Stunde, nicht die Kraft, Duchêne zu schlagen, die verblutende Armee Mazel anzufallen, das französische Zentrum zu durchbrechen und Mangin von der Vesle abzuschneiden. Von den 44 Divisionen, die Ludendorff hinter der Front angesammelt hatte, um der Offensive zu begegnen, waren die meisten in den Abwehrschlachten eingesetzt worden und standen nun zwischen Lens und Moronvillers in der Front. Ludendorff war auch nicht in der Lage, eine große Artillerieschlacht zu liefern. Der Verlust der Steilküste von Vimy, der Rückzug von der Hochfläche von Bregny, die Räumung der Champagnehügel und die Preisgabe der Maasforts hatten die Deutschen gezwungen, gegenüber allen diesen nun vom Feinde besetzten Ausfallstellungen so starke Artilleriemassen aufzufahren, daß nicht genügend Rohre und Stapel übrig blieben, auf begrenztem Angriffsfeld Bresche zu schießen. Doch trotz des Verzichtes auf die schönste aller Offensiven, die Gegenoffensive, die mit blitzendem Vergeltungsschwert über den erschöpften, geschwächten, in Angriffsstellungen liegenden, von Zweifeln bewegten Gegner hereinbricht und ihn von Niederlage zu Niederlage ins Verderben scheucht, konnten die Deutschen im Mai des Jahres 1917 im Vollgefühle siegreicher Abwehr mit strategischer Befriedigung auf den Frühlingsfeldzug zurückblicken. Er hatte ihnen harte Schläge eingetragen und große Verluste an Kämpfern und Kampfmitteln bereitet, aber zuletzt den Kranz gereicht.

Als die Italiener am 14. Mai zur zehnten Isonzoschlacht aufstanden und vier Wochen lang die Stellungen der Österreicher zwischen Plava und der Adria bestürmten, als die Orientarmee die bulgarische Linie zwischen der Struma und dem Ochridasee vergeblich angriff, war das Schicksal der Frühlingsoffensive der Entente schon besiegelt. Da die russischen Armeen die Erschütterung der Revolution noch nicht überwunden hatten und sich um diese Zeit noch nicht zum Kampf aufrafften, endete der Frühlingsfeldzug für die Entente in blutigen Enttäuschungen.

Nirgends war die Enttäuschung größer als in Frankreich. Paris wurde von einer schweren moralischen Krankheit heimgesucht. Sie übertraf die Februarkrise des Jahres 1916 und die der letzten Augustwoche des Jahres 1914.

Da griff England noch einmal mit starker Hand ins Getriebe. Der Brite konnte, durfte nicht zugeben, daß seine Bundesgenossen auf dem Festland erlahmten, denn er hatte seit der Eröffnung des U-Bootkrieges keine Wahl mehr. Er mußte den Krieg bis zur letzten Tonne Schiffsraum fortsetzen und gewinnen, oder auf die unbeschränkte Seeherrschaft und damit auf die englische Imperialgewalt verzichten. Es handelte sich nicht mehr um Belgien und das flandrische Glacis, sondern um Englands Stellung als Weltmacht, von deren Aufrechterhaltung Größe und Gedeihen des Mutterlandes abhängig war.

Das britische Kabinett erkannte den furchtbaren Ernst der Stunde. Wohl war Frankreich gewillt, im Kriege zu verharren, aber die Republik war nicht mehr gesonnen, die Volkskraft des menschenarmen Landes in gewaltigen Angriffsschlachten zu vergeuden. Die Hekatomben, die in der Champagne, vor Verdun, an der Somme und an der Aisne geopfert worden waren, verboten Frankreich die Erneuerung fruchtloser Offensiven. Zweifler am Erfolg riefen sogar nach Frieden. Eine Welle der Entmutigung überflutete das Land. Selbst die Kriegswilligsten dachten nur noch an Abwehr und sparsames Fechten, nicht mehr an große, mit weitgestecktem Ziele rechnende Operationen. Sie wollten den Krieg fristen und hofften auf den Einsatz der amerikanischen Millionenheere, um ihn zu gewinnen. England dachte anders. Der Brite wollte den Krieg gewinnen, bevor die Vereinigten Staaten im Felde erschienen und aus der Rolle heraustraten, die sie bis dahin gespielt hatten. England wollte wohl durch, aber nicht mit Amerika siegen, geschweige denn durch amerikanische Armeen herausgehauen werden, denn nur in diesem Falle behauptete es seine überragende, weltpolitische Stellung, nur in diesem Falle blieb es die den Erdball umspannende weltgebietende Macht, zu der es sich trotz des Abfalls der 13 Kolonien im Laufe von anderthalb Jahrhunderten emporgeschwungen hatte.

So kam es, daß England im Mai 1917, im vierten Monat des unbeschränkten U-Bootkrieges, kurz nach der Kriegsbotschaft Wilsons an Deutschland, angesichts des Zusammenbruchs der englisch-französischen, unter französischem Oberbefehl durchgeführten Offensive die Leitung an sich riß. Es forderte Frankreich zum zweitenmal zu tatkräftiger Führung des Krieges auf, und schritt zum erstenmal auf eigene Faust und nach eigenen Plänen zum strategischen Angriff.

Lloyd George erschien schon am 3. Mai in Begleitung des Chefs des britischen Generalstabes Robertson und des Chefs des Admiralstabes Jellicoe in Paris und beschwor das Ministerium Ribot, nicht zu erlahmen, sondern den Krieg mit dem Aufgebot aller Kraft fortzusetzen. In dem Kriegsrat, der am Tage darauf unter dem Kanonendonner der Aisneschlacht gehalten wurde, rief der britische Diktator den verzagenden französischen Ministern zu: „Heute können die Westmächte nur auf sich selbst

zählen, und wir haben allen Anlaß, die Entscheidung so rasch wie möglich herbeizuführen. Jetzt oder nie gilt es, die Offensive ohne Zagen, ohne Säumen, ja um jeden Preis fortzusetzen, denn wir werden dadurch viel weniger verlieren, als wenn wir schwächlich und zerstreut handeln und uns beschränkte Ziele setzen." Als Ribot antwortete, Frankreich habe allein lange genug durchgehalten, es fühle sich durch seine Blutverluste schwerer bedroht als England und sei tief erschüttert, weil die Hoffnungen, die man auf die Frühlingsoffensive gegründet habe, in nichts zerronnen seien, erwiderte der Brite: „England ist entschlossen, diese Offensive mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft fortzusetzen, aber es muß die Gewißheit haben, daß Frankreich ebenso handelt." Gleichzeitig erklärte Lloyd George, daß England einen Teil des Schiffsraumes, den es Frankreich zur Verfügung gestellt habe, wieder an sich ziehen müsse, um die Verluste wettzumachen, die die englische Handelsflotte im U-Bootkrieg erleide, und schloß mit der Versicherung, die Engländer seien entschlossen, auch auf diesem Schlachtfeld bis zum endgültigen Siege zu kämpfen.

Die französischen Minister unterlagen dem bezwingenden Einfluß seiner Worte, aber der englische Premier nahm keine unbedingten, entschiedenen Zusagen Ribots und Painlevés mit, als er von Paris schied. Das französische Kabinett, selbst der Präsident der Republik, fürchteten die in Heer und Volk schleichende Gärung mehr als den olympischen Zorn des tyrannischen Bundesgenossen. Sie blieben dem Krieg und der geschichtlichen Rolle treu, die Frankreich auf sich genommen hatte, traten indes auf einen Mittelweg, um den Krieg zu fristen, statt Hauptschlachten zu suchen. General Nivelle wurde des Oberbefehls entsetzt, General Pétain zum Generalissimus erhoben, Foch ins Kriegskabinett berufen und die Heeresleitung angewiesen, nur noch nach sichern Teilerfolgen zu streben.

Lloyd George wußte, daß Frankreich krankte, begnügte sich mit einem halben Sieg und ballte Englands Kraft und Wille zum Gewinn des großen Ringens. Er kannte den Arzt, der die Franzosen zu einer letzten gewaltigen Anstrengung stacheln konnte. Bevor er Paris verließ, versicherte er sich der Hilfe Georges Clémenceaus, der im Senat auf Ribots und Painlevés Sturz hinarbeitete und sich bereit machte, Poincaré die Zügel zu entreißen, um die Republik mit jakobinischer Strenge zu regieren und als Diktator über Leichen zum Sieg zu führen.

Clémenceau hatte Lloyd George schon am 3. Mai das Wort vom Munde genommen, indem er in einer Zusammenkunft interalliierter Parlamentarier für rücksichtslose Fortsetzung des Krieges eintrat und seine Rede mit dem Ausruf schloß: „Vouloir! Faire! Au dela rien que le silence auguste de l'action!" Aus dieser Aufforderung zum Handeln sprach der revolutionäre Geist, der Frankreichs Sansculotten einst gegen Europa

bewaffnet hatte und nun dem Weltkrieg aufs neue das Gepräge eines Krieges „für Freiheit und Gerechtigkeit“ aufdrückte.

Aber Clémenceaus Stunde war noch nicht gekommen. Lloyd George beschied sich mit der halben Zusage Ribots, der den Krieg zu gewinnen hoffte, ohne Frankreichs letzte Kräfte zu opfern. Zu dieser Auffassung trugen Kaiser Karls heimliche Bemühungen, zum Frieden, im Falle der Not sogar zu einem Sonderfrieden zu gelangen, nicht wenig bei. Auch die Kunde, daß Deutschlands wirtschaftliche Bedrängnis aufs Äußerste gestiegen sei, half den Franzosen, sich in die Fortsetzung des Krieges zu schicken. Man erfuhr, daß die deutsche Heeresindustrie das letzte Stückchen Metall einziehe, das im Lande zu finden sei, daß die Kirchenglocken in die Schmelze wanderten, schwarzer Hunger in der „deutschen Burg“ Einkehr gehalten habe, Arbeiterausstände die Fertigung des Rüstzeuges verzögerten, und daß die Regierung Bethmann Hollweg bereit wäre, Frieden zu schließen. Aus solchen Zeichen schöpften die Franzosen neue Hoffnung. Sie verharrten im Kriege und warteten auf die amerikanischen Divisionen.

Pétain handelte nach den erteilten Weisungen. Er begrub am Chemin des Dames und vor Sapigneul seine Toten, zog die Reserven von Besançon an die Front, füllte die zerschlagenen Heeresteile auf, stellte Tausende von Senegal- und Sudannegern, Marokkanern und Madegassen ein, pflanzte an der Aisne, in der Champagne und auf den Maashöhen zahlreiche neue Batterien auf und bereitete sich zu einzelnen Schlägen vor, um den Deutschen Nägel ins Fleisch zu treiben, ohne die Armee großen Opfern und Gefahren auszusetzen.

Unterdessen marschierten die britischen Armeen in Flandern auf und machten Lloyd Georges Wort, daß England entschlossen sei, die Offensive mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft fortzusetzen, in ungeheuerlichen Zermürbungsschlachten wahr.

Der Kampf um den Frieden im Jahre 1917

Deutsche Hoffnungen

Die Abwehrkämpfe, die das deutsche Westheer an der Scarpe und an der Aisne geliefert hatte, griffen tief in das Schicksal des Feldzuges des Jahres 1917, aber sie hatten das deutsche Volk nicht zu leidenschaftlicher Teilnahme hingerissen. Der U-Bootkrieg nahm alle Sinne gefangen und beflügelte die Hoffnungen der Nation. An der Scarpe und an der Aisne hatten nicht weniger als 115 Divisionen geblutet, um die Front zu behaupten, aber die Gedanken weilten nicht bei ihnen, sondern bei den 120 Booten, die England erwürgen sollten. Selbst der Ausbruch der russischen Revolution und die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten, die beiden entscheidenden, aber einander nicht aufhebenden politischen Ereignisse der Frühlingswende, hatten sich angesichts der Hoffnungen, die Deutschland auf den U-Bootkrieg setzte, nicht im politischen Bewußtsein des Volkes behaupten können.

Als die Marine meldete, daß im Mai über eine Million Tonnen versenkt worden seien, verschwand alles andere hinter diesen berauschenden Zahlen. Die leidenschaftliche Teilnahme, mit der das darbende Volk die Entwicklung des U-Bootkrieges verfolgte, war trotzdem nicht frei von geheimen Ängsten, und der Glaube, daß es gelingen werde, England binnen 6 Monaten zum Frieden zu zwingen, geriet rasch ins Wanken. Wurde er völlig zerstört, so ging mehr verloren als eine Hoffnung auf rasche, glückliche Beendigung des Krieges.

Deutschland war erst dann zum unbeschränkten Gebrauch der Tauchbootwaffe übergegangen, als die Siege, die seine Heere über Franzosen, Engländer, Russen, Serben und Rumänen erfochten hatten, nicht hinreichten, die feindliche Koalition zum Frieden zu zwingen. Das deutsche Volk hatte diese Enttäuschung verwunden, aber seine Spannkraft war nach zwei Jahren unerhörter kriegerischer Leistungen so überangestrengt, sein politischer Sinn für die Wirklichkeit so geschwächt, und seine Einsicht in die verhängnisvolle Entwicklung des Völkerkonfliktes durch die Abschließung von der Außenwelt so getrübt, daß seine wunde Seele von einer neuen schlimmeren Enttäuschung schwerlich mehr ganz genas. Die Unfertigkeit der innerpolitischen Verhältnisse trug dazu bei, diese Reibungsflächen zu vermehren und die Widerstandskraft gegenüber den von außen auf die Nation einstürmenden Ereignissen und Einflüssen zu schwächen.

Diese Überlegung war der deutschen Staatsleitung nicht fremd geblieben. Bethmann, der dem U-Bootkrieg das Opfer seiner Überzeugung gebracht hatte, war durch den Ausbruch der russischen Revolution tief ge-

troffen worden. Die Umwälzung war drei Monate zu spät gekommen. Bethmann fürchtete mehr von ihr, als er von ihr hoffte, nachdem das Tauchboot zur Waffenentscheidung aufgerufen worden war. Als Wilsons Kriegserklärung die letzte Möglichkeit einer Wiederknüpfung der zerrissenen Fäden zunichte machte, sank dem deutschen Kanzler das Herz. Obwohl jetzt nur noch eherne Geschlossenheit im Kampfe auf den Blutfeldern helfen konnte, bis die feindlichen Mächte ermatteten, spähte er unverwandt nach neuen Friedensmöglichkeiten. Er hörte wohl die Stimme Ludendorffs, der nicht müde wurde, ihm zuzurufen: „Landgraf werde hart!", spürte aber die Schläge, mit denen die Oberste Heeresleitung ihn immer wieder traf, um seinen Willen nach ihrem Sinne zu härten, so stark und empfand die Eingriffe des militärischen Elements in die politische Sphäre so tief, daß der Zuruf seine werbende Kraft verlor.

So entstand eine verhängnisvolle Verwirrung. Des Kanzlers ernstes Wollen wurde mehr und mehr von des Gedankens Blässe angekränkelt. Er stand dem Parlament unsicher, der Heeresleitung ablehnend gegenüber und fand weder in seiner eigenen Umgebung noch an dem Monarchen Halt und Stütze. Kaiser Wilhelm besaß nicht die Kraft, nicht die aus innerer Überlegenheit fließende Ruhe, das auseinanderstrebende Gespann zu meistern. Die Zügel entglitten seinen Händen. Aber trotz aller Irrungen, aller Wirrungen ging von dem Deutschen Reiche, das im Frühling 1917 die Welt wider sich verbündet sah, eine bezwingende Gewalt aus. Sie wurzelte in der Erziehung des deutschen Volkes zu Pflicht und Tüchtigkeit und gipfelte in der kindlichen Größe, mit der es seinen Schwert- und Leidensgang zu vollenden trachtete.

Die Reise nach Laxenburg

Die wesensverwandten Stämme Deutsch-Österreichs dachten und handelten nicht anders. Auch sie opferten im Mai 1917 an der Etsch, im Tal der Posina und auf der Hochfläche von Lafraun noch einmal Blut und Leben, um Alt-Österreich zu retten, obwohl schon hunderttausend Tschechen, Ruthenen, Serben, Slowaken und Rumänen, die früher die schwarzgelbe Kokarde getragen hatten, unter den Fahnen der Entente gegen ihre Waffenbrüder kämpften.

Kaiser Karls innere Politik zeitigte keine guten Früchte. Seine Versuche, Tschechen und Serben durch Amnestieerlasse und Zusicherungen weitgehender Freiheiten zu fesseln, stärkten die staatszersetzenden Tendenzen, statt sie zu schwächen. Es war zu spät zu Zugeständnissen.

Noch verhängnisvoller war sein persönlicher Einfluß auf die äußere Politik. Er suchte und fand an den zarten Händen seiner Gemahlin, der Prinzessin Zita von Parma, den Weg zu seinem Schwager und Vetter,

dem Prinzen Sixtus von Bourbon, der als Offizier im belgischen Heere diente, und gab ihm offen seinen Willen kund, mit Frankreich und England Frieden zu schließen. Sixtus ergriff die Gelegenheit, das Franzosentum der Bourbonen hervorzukehren, seine dynastischen Gefühle für das mit den Bourbonen verschwägerte Erzhaus zu bekunden und seine diplomatische Gewandtheit zu zeigen: er übernahm die Vermittlung. Der Kaiser schrieb Sixtus einen Brief, der Habsburgs Friedenswünschen Ausdruck gab und bestimmt war, in die Hände des Präsidenten der französischen Republik zu gelangen. Das war ein gewagter Schritt. Hatte der junge Fürst den „Antimachiavell" gelesen, in dem Friedrich der Große zum 18. Kapitel des Italieners die Anmerkung macht: „Ich gestehe übrigens, daß es verdrießliche Notwendigkeiten gibt, worin ein Fürst nicht umhin kann, Verträge und Bündnisse zu brechen, doch muß er als rechtschaffener Mann sich davon losmachen, indem er beizeiten seine Bundesgenossen davon benachrichtigt?" Karl VI. unterließ es, seine Verbündeten in seine höfische Intrige einzuweihen, und verschwieg auch seinen Ministern wichtige Einzelheiten seiner Geheimpolitik. Während deutsche Divisionen im Osten das Feld hielten, um die österreichisch-ungarischen Armeen in der Verteidigung Galiziens und Ungarns zu unterstützen, warb er in Paris heimlich um Frieden.

Der junge Bourbone war ein eifriger Unterhändler und öffnete sich die Türen des Elysees. Am 5. März 1917 empfing Poincaré den Besuch des Prinzen. Sixtus übergab dem Präsidenten Karls Friedensangebot. Karl erklärte sich darin bereit, mit Frankreich und England über den Frieden zu verhandeln, einen Druck auf Deutschland auszuüben, um es zur Abtretung Elsaß-Lothringens und der Wiederaufrichtung Belgiens zu veranlassen, wollte aber ausdrücklich die Donaumonarchie in ihrer Größe erhalten und wies Unterhandlungen mit Italien von der Schwelle. Poincaré nahm die Eröffnungen gut auf und versprach, Briand davon zu unterrichten. Man kam überein, den Zaren, den König von England und Lloyd George ins Vertrauen zu ziehen und so rasch als möglich zu handeln. Die Unterredung des Prinzen mit dem Präsidenten warf helles Licht auf die Kriegsziele Frankreichs und Rußlands. Poincaré erklärte, daß Rußland den Krieg um Konstantinopels willen führe, und daß Frankreich sich für Elsaß-Lothringen und das Saarbecken schlage. Als der Prinz die Unterredung weiterspann, sprach sich Poincaré noch entschiedener aus. Er erklärte, daß weder England noch Frankreich von Österreich-Ungarn etwas forderten, daß Frankreich sogar ein Interesse daran habe, die Donaumonarchie zu erhalten und zu stärken, und meinte, man könnte den Erbstaaten Kaiser Karls das von Friedrich dem Großen eroberte Schlesien wieder angliedern, könnte Bayern mit Österreich vereinigen und begleitete diese Verlockungen mit der Drohung: „Mit Deutschland werden wir erst Frieden machen, wenn es besiegt am Boden liegt."

Da Karl bereit war, die Ansprüche Rußlands auf Konstantinopel anzuerkennen, blieben nur noch die jugoslawische und die italienische Frage in der Schwebe. Um sie zu klären und die Verhandlungen zu fördern, begab sich Sixtus nach einer zweiten Unterredung mit Poincaré auf die dringende Bitte des Kaisers mit seinem Vetter Xavier von Bourbon heimlich nach Wien.

Daraus wurde eine romantische Reise.

Am 22. März treffen die Prinzen unerkannt in der tiefverschneiten Hauptstadt Karls ein und verbergen sich im Hause des Grafen Erdödy. Am anderen Abend fahren sie nach Laxenburg, wo Karl und Zita Hof halten. Durch stäubenden Schneesturm, an vermummten Schildwachen vorbei, erreichen sie das verschwiegene Schlößchen und werden, von Kaiser Karl und Kaiserin Zita sehnlichst erwartet, mit offenen Armen empfangen. „Ich muß Frieden machen um jeden Preis", sind des Kaisers erste Worte. Sixtus antwortet ihm, daß die Alliierten sich weigerten, mit den Deutschen zu verhandeln, die gerade in diesem Augenblick eine Wüste hinter sich geschaffen hätten, um von der Somme auf die Siegfriedlinie zurückzugehen. Kaiser Karl erwidert, daß er seine Verbündeten vergeblich zu politischen Verzichten gemahnt habe; die leitenden deutschen Kreise vertrauten fest auf einen siegreichen Frieden. Trotzdem werde er alles versuchen, die Deutschen zu einer Verständigung zu bewegen. Mißlinge dies, so sei er entschlossen, einen Sonderfrieden zu schließen. Österreich könne ruhig seine Stimme erheben und zu England, Frankreich und Rußland sagen: „Nous ne pouvons continuer à nous battre pour le roi de Prusse, nous faisons les sacrifices nécessaires et signons la paix immédiatement."

Sixtus gräbt das geistreiche Wort in sein Gedächtnis und spricht nun von den Forderungen Frankreichs. Frankreich habe ein Recht, sich auf den ersten Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 zu stützen, der dem bourbonischen Frankreich die Grenzen von 1792 zugestanden habe. Gelange dieser Vertrag zur Anwendung, so müßten Frankreich nicht nur die deutschen Reichslande, sondern auch die Gebiete von Saarlouis, Saarbrücken und Landau zugesprochen werden. Der Bourbonenprinz geht weiter, er macht sich Karl gegenüber zum Anwalt Frankreichs und erklärt, darüber hinaus müßten die Rheinlande Preußen entzogen und unter die Aufsicht der Entente gestellt werden. Karl von Habsburg, der Nachfahr der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das Haupt des Hauses Lothringen, der Abkömmling eines elsässischen Grafengeschlechtes, hat weder gegen die Abtretung Elsaß-Lothringens, noch gegen die Teilung der Pfalz, noch gegen die Vergewaltigung der Rheinlande etwas einzuwenden. Er anerkennt Frankreichs Ansprüche ohne Vorbehalt und wendet sich rasch der ihm näherliegenden polnischen Frage zu.

Die Unterhaltung führt auf unsicheren Boden, denn inzwischen ist im Osten Revolution ausgebrochen und hat die Figuren des Schachbretts ver-

schoben. Da der Zar entthront und Rußlands militärische Macht tödlich getroffen ist, hat Karl keinen Grund mehr, im Osten große Opfer zu bringen, um den Frieden zu gewinnen. Er will die Russen jetzt nicht mehr in Konstantinopel sehen. Als der Prinz geschmeidig antwortet, daß die Aufrechterhaltung der türkischen Herrschaft über die Meeresengen sogar im Interesse Frankreichs liege, und daß Österreich Frankreichs Politik in der Orientfrage unterstützen müsse, findet er Karls verständnisvolle Zustimmung. Karl ist bereit, seine Orientpolitik zur Dienerin Frankreichs zu machen. Der Kaiser spricht sich sogar für die Wiederaufrichtung Serbiens und die Vereinigung Albaniens mit Serbien aus.

Die Unterhaltung gedeiht vortrefflich. Alle Schwierigkeiten sind aus dem Wege geräumt; alle bis auf eine, die den Stein des Anstoßes bildet. Die italienische Frage liegt als erratischer Block mitten im Wege. Karl ist zwar auch in diesem Falle zu Zugeständnissen bereit, beharrt aber darauf, nur mit England, Frankreich und Rußland zu verhandeln. Seien diese Mächte bereit und entschlossen, mit Österreich Frieden zu machen, so könne man unter sich über die italienischen Forderungen sprechen. Der Kaiser ist stolz auf sein Isonzoheer und erklärt: „Wollen die Italiener ihre Forderungen geltend machen, so mögen sie dies auf den Schlachtfeldern tun und Trient und Triest mit dem Schwert erobern."

Sixtus hat für diese Auffassung Verständnis. Italien wird im Lager der Entente nicht so hoch geschätzt, daß man sich um seinetwillen bemühen müßte.

Als die Unterhandlung so weit gediehen ist, erscheint Graf Czernin. Karl hat seinen Minister des Äußern rufen lassen, um den Verhandlungen Gewicht zu leihen und sich den Rücken zu decken. Der Prinz blickt kühl auf den langen, mageren, in seinen Überrock geknöpften Diplomaten. Man war vorher so schön unter sich. Auch Czernin bleibt kalt und weicht mißtrauisch und geschickt jeder Bindung aus. Prinz Sixtus erfährt von ihm nur, daß ein guter Friede sofort angenommen werde, und daß Österreich sich wohl eines Tages von Deutschland werde scheiden müssen, da die Deutschen Elsaß-Lothringen niemals herausgäben.

Um Mitternacht verlassen die beiden Bourbons das Schloß, kehren aber am Abend des 24. März noch einmal verstohlen von Wien nach Laxenburg zurück. Czernin hat die Prinzen am Vormittag in Wien aufgesucht, aber Sixtus ist nicht mit ihm zufrieden. Der Minister Karls geht nicht aus sich heraus. Er läßt sich nur zu der bestimmten Erklärung herbei, daß das Bündnis mit Deutschland an dem Tage zu Ende gehe, an dem Deutschland Österreich den Abschluß eines vernünftigen Friedens unmöglich mache. Die Prinzen nehmen Abschied. Karl gibt Sixtus einen zweiten Brief mit. In diesem Schreiben bekennt er sich zur Wiederherstellung Belgiens und eines vergrößerten Serbiens und erklärt, daß er alle Mittel und seinen ganzen

persönlichen Einfluß anwenden werde, die „gerechten Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen" zu unterstützen, und daß er sich über den Osten äußern werde, sobald Rußland eine rechtmäßige Regierung besitze.

Sixtus eilt nach Paris. Als er an der Seine eintrifft, findet er das Kabinett Briand gestürzt und Ribot an Briands Stelle.

Am 31. März begibt sich der Prinz zu dem Präsidenten der Republik, der ihn diesmal in Gegenwart Jules Cambons, des Direktors des Auswärtigen Amtes, empfängt. Poincaré liest Karls Brief, hört die Erläuterungen des Prinzen und steckt den Trumpf in den Ärmel. Sixtus erklärt ihm, daß Karl ausdrücklich die Grenzen Elsaß-Lothringens von 1814 anerkenne. Da antwortet Poincaré mit Karls Brief in der Hand im Hinblick auf Nivelles und Haigs siegversprechende Offensiven, im Vertrauen auf Amerikas Beistand und in der Hoffnung auf die neue Wendung in Rußland, wo Miljukow nach dem Steuer greift, um das Staatsschiff wieder entschlossen in den Krieg zu lenken: „Die Grenzen von 1814? Das ist eine Mindestforderung, Prinz! Die Schäden, die wir in diesen Tagen durch den barbarischen Rückzug von der Somme erlitten haben, zwingen uns, bedeutende Entschädigungen zu verlangen." Als der Prinz freudig beipflichtet, verlangt Poincaré für Belgien nicht nur Wiederherstellung seiner Souveränität in den alten Grenzen, sondern auch Eupen und Malmédy. Wie sollte ihm der Offizier König Alberts hierin widersprechen! Die Unterredung stößt erst auf Schwierigkeiten, als die italienische Frage aufgeworfen wird. Nach einer weitschweifenden Erörterung der heiklen Angelegenheit gibt Poincaré dem Schritt Kaiser Karls schließlich folgende Deutung. „Also es handelt sich nicht um einen Waffenstillstand, sondern um einen Sonderfrieden, der bestimmt ist, den Block der Mittelmächte zu verringern, um einen Sonderfrieden mit Österreich, das sich auf unsere Seite stellen würde!"

Jules Cambon, der Berater des Quai d'Orsay, nickt Poincaré Beifall. Der kluge skrupellose Advokat hat das Frauenhaar, das Karl mit Sixtus verbindet, zum Seil geknotet und dem Kaiser um den Hals gelegt. Sixtus sieht das Ziel seiner Vermittlung in greifbarer Nähe winken, nur Italiens maßlose, durch den Londoner Pakt geschützte Ansprüche und die Weigerung Karls, mit Rom zu verhandeln, versperren noch den Weg zum Erfolg. Poincaré weist den Prinzen an Ribot.

Als Prinz Sixtus sich zu Ribot begibt, um den neuen Ministerpräsidenten für die Vermittlung zu gewinnen, wird er kühl empfangen. Das Ministerium Ribot lebt nicht von großzügiger eigener Politik, sondern von der Gnade der Kammern. Die Volksvertretung hat sich des Kabinetts Briand und des Kriegsministers General Liautey entledigt und das Kriegsministerium in die Hände des Zivilisten Painlevé gelegt, um wieder größeren unmittelbaren Einfluß auf die Geschicke Frankreichs auszuüben. Es ist der letzte Versuch Frankreichs, einer Diktatur aus dem Wege zu gehen, Ribot fühlt sich

daher völlig als Beauftragter des Parlamentes. Er scheut Poincarés persönliche Politik und die nach royalistischer Propaganda schmeckende Vermittlung des bourbonischen Prinzen. Ängstlich verschließt er sich Sixtens Eröffnungen, und Karls Briefe wandern in das Archiv des Auswärtigen Amtes.

Als Kaiser Karl um diese Zeit mit Kaiser Wilhelm in Homburg zusammentrifft, wird Ribot vollends kopfscheu und meidet den Bourbon und das Elysee.

Da wendet Sixtus sich rasch entschlossen an Lloyd George, der am 18. April in Paris eintrifft, um sich mit Ribot nach St. Jean de Maurienne zu einer Konferenz mit Sonnino zu begeben. Es sind spannungsvolle Tage. Sir Douglas Haig hat die Höhen von Vimy erstritten und kämpft um Bullecourt, Nivelle ringt unter blutigsten Verlusten um den Chemin des Dames, und die Italiener — stehen Gewehr bei Fuß. Der britische Diktator empfängt den Prinzen auf der Durchreise und erklärt ihm ohne Umschweife, England hege Gefühle alter Freundschaft für Österreich, und wenn Österreich sich von Deutschland trennen wolle, so werde man ihm gerne die Hand reichen. Frankreich hege ähnliche Gefühle, Italien aber werde gegenüber Österreich von bitteren Empfindungen beherrscht und wäre zur Ermäßigung seiner Ansprüche kaum bereit. Da diese Ansprüche in London verbrieft und besiegelt wurden, als die Westmächte in Not waren und von der „Spada d'Italia" das Heil erwarteten, sind sie daran gebunden. Der Engländer schließt mit den Worten: „Italy is our ally, we cannot make peace without her."

Als der Prinz Österreichs Partei ergreift, fragt ihn Lloyd George, ob Österreich nicht etwa das Spiel Deutschlands spiele, und setzt hinter die Frage das kräftige Wort: „In this case we should shut the door at her nose!" Lloyd George beschränkt sich nicht darauf, in seiner bildkräftigen Sprache zu erklären, daß er Österreich in diesem Falle die Türe auf die Nase schlagen werde, sondern gibt auch seiner Siegeszuversicht Ausdruck, indem er erklärt, in einem Jahre werde man eine Million gutausgerüsteter Amerikaner zur Seite haben und Deutschland in Stücke reißen. Er lehnt am Kamin des Hotelzimmers und spricht voll beherrschter Leidenschaft: „We will strike Germany to pieces."

Sixtus verläßt den englischen Staatsmann mit der Hoffnung, ihn auf der Rückreise wieder zu sehen. Lloyd George sichert ihm Verschwiegenheit zu und fährt mit Ribot nach Maurienne, um Italien zu kräftigen Anstrengungen zu spornen und Sonnino über Italiens Ansprüche und eine Ermäßigung seiner Forderungen auszuforschen, falls Österreich zum Frieden geneigt sei. Da man den Italienern nicht traut, werden sie von den Schritten und Briefen Kaiser Karls nicht unterrichtet, sondern auf Umwegen zur Bekanntgabe ihres Standpunktes veranlaßt.

Als Lloyd George am 20. April nach Paris zurückkehrt, findet Sixtus seine Tür wiederum geöffnet, Ribot dagegen entzieht sich allen Versuchen des Prinzen, die Unterhandlungen fortzusetzen. Lloyd George bringt schlimme Kunde. Sonnino hat den Verbündeten offen erklärt, daß Italien keinen Sonderfrieden mit Österreich schließen könne, ohne seine Kriegsziele erfüllt zu sehen. Das Kabinett stehe und falle mit dem Grundsatz der „Terra irredenta". Weiche die Regierung davon ab, so werde sie vom Volk hinweggefegt, der König verjagt, und die Republik ausgerufen werden, um den Krieg mit den gleichen Zielen bis zum Äußersten fortzusetzen. Sonnino verlange daher die Brennergrenze, Dalmatien und alle Inseln an der dalmatischen Küste und lasse höchstens zu, daß man über die Stellung Triests unterhandle. Lloyd George erklärt dem Prinzen, daß England und Frankreich Italien nicht fallen lassen könnten, Karl müsse daher das ihm angesonnene Opfer bringen, wenn Österreich wirklich den Frieden wolle.

Lloyd George benützt die Gelegenheit, seinem Zuhörer Worte für Kaiser Karl mitzugeben, die Österreichs Vertrauen in Deutschland schwächen sollen. Er sagt: „Ich verstehe Österreichs Empfindungen gegenüber Italien sehr gut. Italien hat Österreich trotz des Bündnisses im Stich gelassen, um sich uns anzuschließen, aber Österreich wird trotzdem gezwungen sein, den Italienern nachzugeben. Selbst wenn Rußland geschlagen das Feld räumt, sind wir mit Hilfe der Amerikaner im Stand, den Krieg unbegrenzt fortzusetzen. Ich habe bei der Aufstellung meines Programms nicht auf die Amerikaner gerechnet, und die Verluste in Betracht gezogen, die sich aus dem U-Bootkrieg ergeben werden. Deutschland wird uns niemals aushungern. Wir werden unser ganzes Landgebiet unter den Pflug nehmen und uns selbst genügen. Wir werden unsere Wälder niederschlagen, um Holz zu gewinnen, wir werden dem Boden alle Kohlen, alles Erz entreißen, wir werden niemals aufhören zu kämpfen ..."

Der Prinz antwortet, er werde dem Kaiser nahe legen, die Forderungen Italiens zu bewilligen. Der Brite will die Blöße benützen, die Kaiser Karl sich gegeben hat, und mehr von Österreichs Nöten hören. Als Sixtus sich bereit zeigt, ihm die Antwort Karls nach London zu bringen, spricht er ihm dafür seinen Dank aus und schließt die Unterredung mit dem Ausdruck der Überzeugung, daß es vorteilhafter sei, die Angelegenheit unter sich zu behandeln. „Together" sagt er zutraulich — er hält offenbar nicht viel von dem unsicher auftretenden Ribot, der von der Kammer gegängelt wird, während der Gäle das britische Unterhaus am Zügel führt.

Zwei Tage später bringt Jules Cambon dem Prinzen die Mitteilung, daß die französische Regierung das Angebot Kaiser Karls ablehne. Ribot kehrt Sixtus angesichts der schroffen Haltung Sonninos ängstlich den Rücken.

Cambon bittet den Prinzen, dem Kaiser im Namen der Regierung der französischen Republik für die Sympathien zu danken, die der Monarch Frankreich und den französischen Armeen bekundet habe. Ob Kaiser Karl von Österreich die französische Höflichkeit zu schätzen wußte, als sein Schwager ihm den Dank Frankreichs übermittelte, oder darin gallische Ironie erblickte, ist sein eigenstes Geheimnis geblieben.

Die Reise nach Homburg

Während der Bourbone sich in Paris rührte, um das Haus Österreich zu retten und einen Sonderfrieden einzufädeln, versuchte Karl, sich den Weg zum Handeln frei zu machen, indem er den Deutschen Kaiser für den Verzicht auf Elsaß-Lothringen zu gewinnen suchte. Das war der Zweck der von Ribot beargwohnten Homburger Reise. Karl traf am 3. April, zehn Tage nach der Unterredung in Laxenburg und der Absendung des Bittbriefes um Frieden, mit Czernin und dem Nachfolger Conrad v. Hötzendorfs, Generalstabschef v. Arz, in Homburg ein, wo Kaiser Wilhelm seit der Übersiedlung des Hauptquartiers aus dem Osten nach dem Westen sein Hoflager aufgeschlagen hatte. Kaiser Wilhelm empfing seinen Bundesgenossen, umgeben von Bethmann Hollweg, Hindenburg und Ludendorff. Der diplomatische Kampf um Elsaß-Lothringen begann. Karl erfüllte die Zusage, die er dem Prinzen Sixtus und dem Präsidenten Poincaré gegeben hatte, und suchte Kaiser Wilhelm für die Abtretung der Reichslande an Frankreich zu gewinnen. Unterdessen ratschlagten Hindenburg und Ludendorff mit Arz v. Straußenburg über die militärische Lage. Die deutsche Heeresleitung urteilte über die Lage ernst, aber zuversichtlich. Dagegen erklärte General v. Arz, die Armeen Österreich-Ungarns könnten nur noch bis zum Winter kämpfen.

Da trat der Reichskanzler, der inzwischen mit Czernin verhandelt hatte, an Ludendorff heran und fragte ihn, ob er den Zeitpunkt für einen Friedensschritt gekommen erachte. Ludendorff antwortete, daß man unmittelbar vor einer großen Kraftanstrengung der Entente stünde, und daß er daher den Zeitpunkt zur Einleitung von Friedensschritten nicht für günstig halte. Weder Bethmann noch Ludendorff wußten in diesem Augenblick, daß Kaiser Karl bereits in London und Paris geheime Unterhandlungen pflog. Als Czernin kurz darauf in gemeinsamer Sitzung vorschlug, Deutschland sollte Elsaß-Lothringen an Frankreich abtreten, war dies nichts anderes als die Ausführung des von Karl entworfenen und von dem Grafen gebilligten, mit dem Prinzen Sixtus vereinbarten Programms. Um Österreichs Opferwilligkeit zu beweisen, erklärte Czernin sich bereit, Galizien mit Polen zu vereinigen und für Angliederung dieses Staatsgebildes an Deutschland ein-

zutreten. Ludendorff, der in Homburg nicht nur die militärische, sondern auch die politische Domäne beherrschte, war hierüber um so erstaunter, da der Vorschlag von der austropolnischen Formel Czernins völlig abwich. Der Generalquartiermeister nahm das Angebot nicht ernst, sprach sich aber auf das Entschiedenste gegen die Abtretung Elsaß-Lothringens aus, in der er ein offenes Schwächebekenntnis erblickte. Hatte Sonnino in St. Maurienne seinen Verbündeten erklärt, jede italienische Regierung, die nicht für die Politik der Terra irredenta eintrete, werde vom italienischen Volk weggefegt werden, so erklärte Ludendorff zu Homburg den Österreichern, jede deutsche Regierung und mit ihr die Oberste Heeresleitung, die die Abtretung Elsaß-Lothringens bewilligten, würden vom deutschen Volke beseitigt werden.

Dieses seltsame Zusammentreffen kennzeichnet nicht nur die Auffassung, die Sonnino und Ludendorff im Frühling 1917 hegten, sondern auch das eigentümliche diplomatische Spiel, in dem sich die Mächte damals bewegten. Weder der Italiener noch der Deutsche wußten, daß Kaiser Karl in Paris die Lage vorbereitet hatte, in der die Italiener von Frankreich und England und die Deutschen von Österreich-Ungarn, also beide von ihren Verbündeten, zu Verzichten gedrängt wurden.

Wie Ribot und Lloyd George aus den Savoyer Alpen, so kehrten Karl und Czernin aus dem Taunus unverrichteter Dinge zurück. Ihre Geheimpolitik rächte sich an ihnen selbst. Die Homburger Zusammenkunft, die von Karl gesucht worden war, um Deutschland zu einem günstigen allgemeinen Frieden willig zu machen oder sich, wenn dies mißlang, die Bahn zum Abschluß eines Sonderfriedens zu öffnen, war von Poincaré, Ribot und Lloyd George mißverstanden worden. Die Westmächte, besonders Frankreich, erblickten darin einen Versuch Karls, sich wieder enger mit Deutschland zu verbinden, und nahmen fortan alle Vermittlungsversuche des Prinzen Sixtus mit Mißtrauen auf. Der Kaiser hatte nichts erreicht als die Offenbarung seiner Schwäche und die Entente tief in die Klüfte des deutsch-österreichischen Bundesverhältnisses hineinblicken lassen. Er tat noch Schlimmeres. Am 12. April überreichte Czernin seinem Herrn einen Bericht, der die Lage in den düstersten Farben malte und das Ende der Monarchie voraussagte, und bat ihn, das Schriftstück Kaiser Wilhelm zuzustellen. Der Bericht geriet in unrechte Hände und kam zur Kenntnis Ribots und Lloyd Georges. Da die Entente keine Veranlassung hatte, mit einem Staate, der sich selbst aufgab, einen Sonderfrieden zu schließen, sondern einen Vorteil darin sah, wenn sich die Selbstzersetzung Österreich-Ungarns in einem Bette mit Deutschland vollzog, verloren Karls Friedensbemühungen den letzten Schein des Erfolges. Aber er ließ nicht ab, den Frieden auf Nebenwegen zu suchen, und mied mehr und mehr dabei die Hilfe und die Aufsicht seines Ministers und die Mitwissenschaft seiner Verbündeten.

Die deutsche Kanzlerkrisis

Der Kanzler des Deutschen Reiches war voll schwerer Sorge nach Homburg gefahren und kehrte noch beladener nach Berlin zurück. Er war im Herzen einem Verzichtfrieden geneigter, als er zeigen durfte. Deutschlands innerpolitische Verhältnisse waren schwer erschüttert. Die Lockung der russischen Revolution, die Kämpfe um raschere Fortschritte der demokratischen Entwicklung in Preußen und im Reiche und die dämmernde Erkenntnis von dem ungeheueren Wagnis, das man mit der Entfesselung des U-Bootes auf sich genommen, wühlten in den Tiefen des deutschen Volkes und begannen im Bunde mit rasch wachsender Not — das Brotgetreide begann zu fehlen — den Willen zur unbegrenzten Fortführung des Krieges zu untergraben.

Man täte dem deutschen Volke Unrecht, wenn man sich begnügte, kalt und obenhin festzustellen, daß den Deutschen im Laufe des Krieges das Gleichgewicht von realer Macht und idealer Kraft und damit die Bürgschaft für endliches Gelingen verloren gegangen sei. Auf diese einfache Formel Julius v. Hartmanns läßt sich das kriegerische Problem im Jahre 1917 nicht mehr bringen. Die weltgeschichtliche Auseinandersetzung, in die sich das spät geborene Reich mit den glücklicheren Besitzern des Erdballs verwickelt sah, war solchen Begriffen entwachsen, seit die Vereinigten Staaten die Beziehungen zu Deutschland gelöst hatten. Als Wilson Deutschland im April 1917 den Krieg ansagte, stürzte er die Schalen, auf denen das Gleichgewicht von realer Macht und idealer Kraft ruhte, indem er in seiner Erklärung zwischen der „autokratischen Macht“ der deutschen Regierung und dem deutschen Volke unterschied, um den inneren Zusammenhalt des Gegners zu schwächen. Er griff in das alte geschichtliche Manifest, mit dem die Vereinigten Staaten sich einst von England losgesagt hatten, zog daraus das „Recht der Regierten auf Revolution“ hervor, hielt es den Deutschen vor und machte aus dem Ententekrieg „für Freiheit und Gerechtigkeit“, der im Grunde für England ein Krieg um die Seeherrschaft und die Länderbrücke von Ägypten nach Indien, für Frankreich ein Krieg um die Rheingrenze und die Hegemonie auf dem Festland, für Rußland ein Krieg um Konstantinopel und für Italien ein Krieg um die Brennergrenze und Istrien war, einen Weltkrieg um die Demokratie und das Ideal der Völkerversöhnung. Da Rußland sich in diesem Augenblick vom Zarismus lossagte und durch Revolution zur Demokratie bekehrte, gewann diese Umwandlung des Völkerkonfliktes in einen Ideenkampf für Deutschland die Bedeutung eines politischen Verdiktes. Dieser Bannstrahl aus Quäkerhand wirkte gewaltiger und verwirrte die Gemüter tiefer als eine päpstliche Bulle im zwanzigsten Jahrhundert vermocht hätte. Die Rückständigkeit der preußischen Verfassung, die starre Schichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse und die politische Unfertigkeit des aus dem Bismarckschen Fürsten-

bund erwachsenen Reiches schienen dieses Anathem zu rechtfertigen. So kam es, daß von zwei Seiten Zersetzung ins deutsche Volk getragen wurde. Von Osten brach das Flugfeuer der sozialen Revolution über die Grenzen, von Westen wurde die Fackel politischer Verwirrung ins Land getragen.

Der Reichskanzler entschloß sich angesichts dieser Bedrohung zu Reformen, die in diesem Augenblick von der Not eingegeben schienen. Er erbat und erlangte von Wilhelm II. in Homburg die Zustimmung zur Erneuerung des preußischen Wahlrechtes. Sie wurde am 8. April als „Osterbotschaft" verkündet. Da der Reichstag indes schon am 29. März einen „Verfassungsausschuß" gebildet hatte, um die verfassungsrechtlichen Fragen, insbesondere solche der Zusammensetzung der Volksvertretung und ihres Verhältnisses zur Regierung von sich aus zu prüfen, hinkte die Osterbotschaft außen- und innenpolitisch hinter den Ereignissen drein. Ausstände unter den Rüstungsarbeitern, Brotkrawalle in den Industriezentren malten feurige Wetterzeichen an den rasch sich verdunkelnden Himmel. Im Westen und Osten tobten Abwehrschlachten. Kein raumverschlingender Sieg half über die Not des Augenblicks und nagende Zweifel hinweg.

Und diese Not drückte schwer. Wohl war die militärische Lage, an den Verhältnissen gemessen, den Mittelmächten äußerst günstig, da Rußlands Kraft und Kriegswille sich zu Ende neigten, Frankreich nach den schweren Blutopfern der Frühlingsschlachten ermüdet und enttäuscht zurückgesunken war, England sich im Westen zu schweren entscheidenden Schlachten gezwungen sah und auf dem Meer vom U-Bootkrieg bedrängt fühlte, und Amerika erst in einem Jahre imstande sein konnte, eine Armee zur Verschiffung nach Europa bereitzustellen; aber sie war trügerisch, wenn Deutschland sich auf sie und die „Kriegskarte" stützte und daraus allein seine politischen Entschlüsse ableitete. Sie war um so trügerischer, weil Österreich-Ungarn im geheimen bei Deutschlands unversöhnlichen Feinden Frieden suchte, und Deutschlands Heerführer im Juni daran zu zweifeln begannen, daß der U-Bootkrieg England noch vor dem Winter — dem Termin, den General v. Arz als letzte Widerstandsfrist Österreichs aufgestellt hatte — zum Frieden willig machen werde. Diese Zweifel verlangten Vertiefung und Entsagung, denn selbst wenn es gelang, Kaiser Karl zur Fortsetzung des Krieges über den gedachten Termin zu bewegen, war nur Zeit gewonnen. Mochte England im Juni noch hoffen, in Flandern entscheidend zu siegen, obwohl Lloyd George schon damals mit der Million amerikanischer Streiter für den Feldzug des Jahres 1918 rechnete, so mußte Deutschland sich um diese Zeit bereits mit einem neuen Winterfeldzug, mit neuen gesteigerten Hungerqualen und völligem Mangel an Rohstoffen vertraut machen.

All das wirkte, stürmte, hämmerte mit ungeheuerer Gewalt auf die Herzen des deutschen Volkes ein. Trotzdem widerstand es der Versuchung, sich zu einer elementaren Bewegung fortreißen zu lassen, und klammerte sich an

die Überzeugung, daß der Krieg nicht verloren gehen könne. Doch wuchs die politische Unsicherheit im Juni so, daß die Stellung des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg in ihren schwachen Grundfesten erschüttert wurde. Er wurde das Opfer der Verhältnisse und seiner eigenen Schwäche. Von Hindenburg und Ludendorff zur „Festigung der Heimatfront", zur Sammlung aller Kräfte für die Fortsetzung des Krieges aufgefordert, von der äußersten Linken darauf hingewiesen, daß die Opposition sich nicht mehr beschwichtigen lasse und die Kriegskredite verweigern werde, von der Rechten der Lauheit geziehen und wegen der Osterbotschaft bekämpft und zuletzt von der aus dem Zentrum und der bürgerlichen Linken gebildeten Mehrheit des Reichstags im Stiche gelassen, weil er ihr weder Führer noch Helfer sein konnte, sah er sich jeder Stütze beraubt. Er suchte eine letzte Frist zu gewinnen, um einen der fliegenden Marienfäden zu erhaschen, die er zum Anspinnen von Friedensverhandlungen zu benützen trachtete, aber es blieb ihm nichts Ersprießliches mehr zu tun.

Alle Friedensverhandlungen waren zum Scheitern verurteilt. Der einzige, nicht völlig aus der Luft gegriffene Versuch, dem Krieg Einhalt zu tun und einen Weg zum Frieden zu finden, wurde vom Papste unternommen, der um diese Zeit den Münchner Nuntius, Monsignore Pacelli, zu Bethmann sandte, um sich über die deutschen Kriegsziele zu unterrichten. Benedikt XV. wollte, gestützt auf günstige Auskünfte, vor allem über das von England zu Beginn des Krieges auf öffentlicher Plattform als Kardinalfrage ausgegebene „belgische Problem" und die Zukunft Polens, seinen Einfluß zur Beendigung des Weltkrieges in die Wagschale werfen. Er glaubte, die in England auftauchenden Friedenswünsche nutzbar machen zu können, aber Bethmann besaß weder die Kraft noch die Zeit, den Schritt des Papstes zu unterstützen. Als der Reichstag am 3. Juli zusammentrat, um über eine neue Kreditvorlage zu beschließen, sah sich der Kanzler einer Gegnerschaft gegenüber, die er nicht mehr zu meistern vermochte. Ein Vorstoß des Zentrumsabgeordneten Erzberger, der die U-Bootzahlen und die U-Bootversprechungen der Marineleitung zerpflückte, führte zur Krisis. Bethmann erkannte, daß er völlig vereinsamt stand.

Da Hindenburg schon am 27. Juni an den Kaiser geschrieben hatte, daß es gelte, die Stimmung des Volkes zu heben, um den Verlust des Krieges zu verhindern, daß die Bundesgenossen einer kräftigen Rückenstärkung bedürften, um sie vor dem Abfall zu bewahren, daß im Innern die schwierigsten wirtschaftlichen Aufgaben gelöst werden müßten, daß es aber fraglich scheine, ob Bethmann zur Lösung dieser Fragen imstande sei, war die Kanzlerkrisis nicht mehr aufzuhalten. Vergebens stimmte Bethmann am 8. Juli einer Resolution zu, in der die Mehrheitsparteien erklärten, daß Deutschland einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker „ohne erzwungene Gebietsabtretungen, politische, wirtschaftliche und finanzielle

Vergewaltigungen" erstrebe, aber den Kampf fortsetzen werde, wenn die Feinde auf dem Vernichtungskrieg beharren sollten. Seine Tage waren gezählt. Zwar lehnte der Kaiser das erste, am 10. Juli ergangene Abschiedsgesuch des Kanzlers ab, aber als Ludendorff diese Gebärde mit der Einreichung seines eigenen Abschiedsgesuches und der des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg beantwortete, war Bethmann Hollwegs Uhr abgelaufen. Er hinterließ seinem Nachfolger die schwerste aller Bürden. Sie wurde von dem Reichskommissar für das Ernährungswesen, Dr. Michaelis aufgehoben, doch brach dieser schon nach hundert Tagen unter der Last zusammen, um dem bayerischen Ministerpräsidenten, Grafen Hertling, Platz zu machen.

Die „Friedensresolution" wurde am 19. Juli von der Mehrheit des Reichstages angenommen. Sie wirkte besänftigend auf die Linke, verstimmend auf die Rechte, versöhnend auf die klein gewordene neutrale Welt, aber festigend auf die alliierten Mächte, die neuen Mut faßten, die im Schoße ihrer Völker sich regenden pazifistischen Bestrebungen kraftvoll unterdrückten und nun die päpstliche Vermittlung höflich von der Schwelle wiesen, um den Krieg bis zur Erreichung ihrer sattsam bekannten Ziele fortzusetzen und Deutschland „in Stücke zu zerreißen".

Doch so weit war es noch nicht. Am Tage, da die Friedensresolution aus der Urne gehoben wurde, durchbrach das deutsche Ostheer in mächtigem Anlauf Kerenskys Front und stürmte auf neuer Siegesbahn Zborow und Tarnopol. Um dieselbe Zeit versuchte der Brite vergebens die deutsche Westfront bei Ypern zu zerschlagen und die flandrische U-Bootbasis zu zerstören.

Kurz darauf rief Kaiser Karl, plötzlich an der Widerstandskraft seiner von elf Schlachten geschwächten Isonzoarmeen verzweifelnd, die Deutschen um Beistand an. Alle öffentlichen und geheimen Friedensversuche wurden von den Schlachten, die von der flandrischen Küste bis zur Adria und von der Düna bis zum Sereth widerhallten, hinweggeweht und verschlungen.

Der Feldzug im Osten
vom 29. August 1916 bis 23. November 1917

Auf dem Wege zur russischen Revolution

Die Entlastungsangriffe der Russen

Als Deutschland den Entschluß faßte, die U-Bootwaffe zu zücken und sich auf die überseeischen Verbindungslinien des Feindes zu werfen, um die Bedrängnis des Heeres in den Materialschlachten des Westens zu lindern und England zu blockieren, war die revolutionäre Bewegung, die im Innern des russischen Volkskörpers wühlte, noch nicht ans Licht getreten. Die Armeen des Zaren standen noch streitbar im Felde und kämpften noch um den Sieg.

Die Russen waren am 28. August 1916 mit den Rumänen in den Karpathen zum Angriff geschritten, und ihre Anstürme zeugten von ungebrochenem Kampfgehorsam. Der Russe war durch die Sommerschlachten geschwächt und seine Armeen gelichtet, aber er fühlte sich noch als Sieger und fesselte die Armeen Linsingens, Boehm-Ermollis und Bothmers vom Stochod bis zur Narajowka. Kaledin griff Linsingen wuchtig an, vermochte aber keine Bresche mehr in das Gefüge der Stochodfront zu reißen. Boehm-Ermolli sah sich von Sacharow bedrängt, hielt aber am Quellauf des Bug und an der Graberka unverrückt stand, behauptete Zloczow und Zwyzyn und sperrte die Reichsstraße Tarnopol—Zloczow—Lemberg. Südlich der Straße stand Bothmers Südarmee von Koniuchy bis zur Mündung der Narajowka fest. Zweimal rannte der Russe an, um auf Pomorzany und Brzezany durchzubrechen und die Südarmee über die Zlota Lipa zu werfen und sich hier den Weg nach Lemberg zu öffnen. Die erste Schlacht wütete vom 31. August bis 8. September und erfaßte Bothmers ganze Front. An der Narajowka brachen das k. und k. VI. und XIII. Korps und das ottomanische XV. Korps den Ansturm des Feindes, bei Brzezany standen die Deutschen unter Gerоks Befehl wie die Mauern. Die 1. Reservedivision, die 105. Division, und Teile der 3. Gardedivision und der 199. Division bereiteten dem Feinde hier so blutigen Empfang, daß er unter schweren Verlusten in seine Gräben zurückwich. Bei Koniuchy und Zborow, am äußersten linken Flügel, brach das österreichische IX. Korps den Angriff, der die podolische Steppe abermals mit Leichen deckte.

Als Brussilow am 16. September die Schlacht erneuerte, leuchtete ihm kein glücklicher Stern. Gerok warf ihn nach dreitägigen Kämpfen zum zweitenmal in seine Linien zurück.

Das war zur Zeit, da die Rumänen noch mit der Miene des Siegers auf dem Boden Siebenbürgens standen und die dünnen Postenketten der Österreicher langsam vor sich her gen Norden und Westen scheuchten. Als die rumänischen Armeen vier Wochen später geschlagen waren und verzweifelten Mutes die Pässe der Transsylvanischen Alpen gegen die Anstürme Falkenhayns verteidigten, während Mackensen in der Dobrudscha siegreich von Topraisar über Konstanza auf Baba Dagh rückte, rief Brussilow seine Armeen trotz ihrer Erschöpfung zum drittenmal zum Entlastungsangriff. Am 5. Oktober entbrannte an der Narajowka die dritte Schlacht, am 29. Oktober hallte die wolhynische Front von neuen Massenstürmen bei Swiniuchy. Die Südarmee schlug die Angriffe abermals ab, die Heeresgruppe Linsingen fing den Ansturm in Wolhynien vor Sokal auf und ballte sich rasch aufs neue. Als der Russe erschöpft zurücksank, schritten die Verbündeten zum Gegenangriff. Bothmer warf den Feind über die Narajowka zurück und gewann südwestlich von Brzezany Raum, Linsingen eroberte am Stochod verlorenes Gelände, und Woyrsch warf am 9. und 10. November Ragosa mit Unterstützung Linsingens und Eichhorns aus den Stellungen von Skrobowa, die der Russe in der blutigen Sommerschlacht erobert hatte.

Im Dezember schwoll die Russenflut zum viertenmal an.

Als Mackensen mit scharfen Schwertstreichen gegen Rimnicu-Sarat und Braila vorrückte, und Arz v. Straußenburg im Trotusgebiet angriff, gingen die Russen in den Karpathen zu Entlastungsstürmen über, um die Nordflanke der Verbündeten zu bedrohen. Leschitzki setzte der k. und k. 7. Armee und den in ihrem Verband kämpfenden deutschen Divisionen hart zu. Bei Dorna Watra, bei Jakobeny und Kirlibaba auf dem rechten und bei Jablonika unweit des Tartarenpasses auf dem linken Flügel der 7. Armee wurde schwer gekämpft, aber das deutsche Karpathenkorps und Erzherzog Josefs Divisionen dämmten den Schwall. Die russischen Armeen sanken erschöpft zwischen ihren Toten und Verwundeten nieder und begruben ihre letzten Hoffnungen.

Es begann in ihren Reihen zu gären, und all das vergossene Blut kam über das Haupt des Zaren, der sich im August 1915 hatte verleiten lassen, den Oberbefehl zu übernehmen, und nun für alle Mißerfolge verantwortlich gemacht wurde. Aus dem Blut, das Brussilow im Sommer auf der Steppe Podoliens und in den Sümpfen Wolhyniens verschwendet, keimte der Samen der Auflehnung. Sendlinge der sozialistischen Linken und geheime Boten des terroristischen Kommunismus überschwemmten die russischen Quartiere und flüsterten ihre Heilslehren in die Schützengräben. Von Riga bis Reni sproßte, hier dünn und zögernd, dort dicht und drängend die verderbliche Saat. Solange Liberalismus und Sozialismus die Oberhand hatten und der Kommunismus nur in einzelnen Köpfen spukte, richtete sich die Bewegung weniger gegen den Krieg als gegen das zaristische Regiment. Trotz-

dem begann der militärische Geist zu schwinden. Aber die Entwicklung war eine so schleichende, und der gewaltige Heereskörper trotz der ungezählten Wunden, die ihm das deutsche Schwert geschlagen, noch so widerstandsfähig, daß die Zersetzung sich kaum merklich vollzog. Die Ostfront ließ im Januar 1917 noch nichts von einem kommenden Zusammenbruch auf russischer Seite erkennen.

Die Kämpfe bei Riga

Am 5. Januar, dem Tage, da Braila fiel, rafften sich die Russen sogar zu einem großen Angriff auf. Sie erwiderten die Bedrohung der äußersten Südflanke durch einen Überfall auf die deutsche Nordflanke. Der Ansturm erfolgte mit voller Kraft und brach vor Riga in den linken Flügel der 8. Armee ein. Die 8. Armee und die Heeresgruppe Eichhorn gerieten in Bewegung, der Oberbefehlshaber des Ostens, Generalfeldmarschall Leopold v. Bayern und sein Stabschef Oberst Hoffmann wurden aufgeschreckt, bis in das große deutsche Hauptquartier liefen die Wellen.

Es war Radko Dimitrieffs letzte Schlacht. Der Bulgare führte die 12. Armee des Zaren zum Angriff auf Mitau. Kuropatkin hatte den Oberbefehl über die Nordarmeen enttäuscht an Rußki abgegeben, der Dimitrieff zu diesem Schlage starke Kräfte überwies. Dimitrieff wußte, daß Eichhorns Nordflanke zum überraschenden Angriff lockte. Er dachte daran, das schwache Korps Pappritz in den Tirulsümpfen über den Haufen zu rennen, an der Mitauer Straße durchzubrechen und die kurländische Front aus der Nordflanke zu bedrohen. Der Angriff wurde im Schutz der Tirulforste vorbereitet. Ein mächtiger Feuerschlag zerschmetterte die Sumpf- und Dünengräben des Verteidigers, der sich plötzlich von überlegenen Geschützmassen angegriffen sah, dann schritten lettische Freibataillone, sibirische Schützen und altrussische Liniendivisionen von der Küste bis Kekkau zum Sturm. Sie durchquerten die vereisten Sümpfe, brachen in die Linien der Ostpreußen und Pommern des Korps Pappritz und setzten sich bei Mangal in eroberten Gräben fest. Neue Massen quollen nach und überschwemmten die Front an der Aa. Am 10. Januar setzte sich der Russe in den Aadörfern fest und richtete sein Ferngeschütz drohend auf Mitau. Rußki unterstützte den Angriff Dimitrieffs, indem er Vorstöße aus den Düna-Brückenköpfen zwischen Friedrichstadt und Dünaburg unternahm und den rechten Flügel der 8. Armee vor Friedrichstadt und Illuxt fesselte. Vor Mitau drohte dem Deutschen ernste Gefahr. Die Gasangriffe der Russen hatten die Wälder mit Giften geschwängert, und ihr schweres Geschütz beherrschte weithin die Anmarschstraßen. General v. Scholtz, der erst vor wenigen Tagen den Oberbefehl über die 8. Armee übernommen hatte, sah seinen rechten Flügel unter Schmettow vor Epuku gefesselt, den linken unter Pappritz an der

Aa und bei Mangal schwer bedrängt und ersuchte Eichhorn um Hilfe. Eichhorn sandte ihm, was er zur Hand hatte, und wandte sich an Leopold um Unterstützung. Es galt, den Feind vor Mitau zurückzuwerfen, ehe die Flanke der 8. Armee eingedrückt wurde. Das war nicht leicht, denn Prinz Leopold besaß keine unberührten Reserven, und der Feind griff von Mitau bis Smorgon bald hier, bald dort an, um den Deutschen das Herausziehen einzelner Regimenter aus der Front zu erschweren. Da warf Hoffmann Verstärkungen vom Stochod und von der Schara nach Norden. Zehn Tage erwehrten sich die 1. Reservedivision, die 2. Division und zwei Landwehrbrigaden des Generals v. Pappritz des Feindes, dann war alles zum Gegenstoß bereit. Es gelang den Deutschen, Bataillone neun verschiedener Infanteriedivisionen und eine Anzahl Eskadronen an der Aa zu vereinigen und am 23. Januar den Spieß umzukehren.

Der Gegenstoß wird mit den Kampfmitteln des Westens vorbereitet. Von der Mitauer Straße bis zu den Dünen des Rigaischen Meerbusens wölbt sich der Feuerbogen des deutschen Vernichtungsschießens. Ein kalter, sonniger Wintertag leuchtet über der Schlacht. Die deutsche Beschießung zerstört die Aa- und Moordörfer, räumt die Gräben und jagt den stäubenden Schnee, mit Gas und Qualm vermischt gen Osten in die Kiefernwälder des Tirulsumpfes. Nach zwei Stunden gehen die ersten Staffeln der 1. Reservedivision zum Angriff vor. Bald brechen die Angriffswogen auf der ganzen Linie in den Feind. Der Russe ficht zähe, aber der Deutsche wirft ihn im Strahl der Wintersonne gen Nordosten, entreißt ihm seine Stützpunkte in den Dünen und nächtigt in den zurückeroberten Stellungen. An der Aa entbrennen heftige Ortsgefechte. Die Dörfer Ogle, Witing, Swigul und Parup werden in zweitägigen Kämpfen erstürmt und zwei Tage gegen russische Gegenangriffe behauptet. Radko treibt Verstärkungen über die Düna vor und feuert von Uxkull in die rechte Flanke der vor Kekkau stehenden Bataillone. Aber Pappritz läßt sich nicht irremachen. Am 30. Januar gipfelt der Kampf in der Wiedereroberung der letzten Dünengräben. Vergebens führen russische Obersten ihre Regimenter mit gezogenem Degen zum Gegenstoß, vergebens fegen Dimitrieffs Langrohre die verschneiten Kieferngehölze, der Deutsche wettert in der Richtung auf Raggassam alle Stürme ab und setzt sich am 3. Februar wieder in seinen alten Stellungen fest. Der Russe weicht auf Schlok. Die Scharte ist ausgewetzt.

Der Vorstoß Dimitrieffs war der letzte Versuch Alexejews, die Nordflanke der deutschen Wehrstellung aufzureißen und auf Wilna zu marschieren.

Um dieselbe Zeit scheiterte ein Versuch Alexejews, in die Südflanke der alten Ostfront einzudringen und den rechten Flügel der k. und k. 7. Armee von Jakobeny ins Tal der Goldenen Bistritz hinunterzuwerfen. Der Angriff Leschitzkis gelangte zwar in den letzten Tagen des Januar in die österreichischen Linien, wurde dann aber aufgefangen und die Lage einige Tage darauf wiederhergestellt.

Der Sturz des Zaren

Nun begannen sich im russischen Heer tiefgreifende Wandlungen zu offenbaren. Das Heer, das in diesen Kämpfen, in zahllosen kleinen Gefechten und in den Schlachten bei Rimnicu-Sarat und Focsani-Fundeni seine Zähigkeit und seinen Opfermut aufs neue bewiesen hatte, blickte nicht mehr gläubig zum Zaren als Generalissimus und Alleinherrscher auf. Die Armee war während des Krieges inne geworden, daß sie sich nicht für Nikolai, sondern für Rußland schlug. Als Brussilow im Juni 1916 mit seinen Sturmkorps zum Angriff schritt, lebte bereits ein anderer Geist in der Masse. Aus dem kaiserlichen Heer, das im Juli 1914 schlagbereit hinter dem Njemen und dem Bug aufmarschiert stand, war eine Miliz geworden, die politischen Einflüssen zugänglich war und diesen um so leichter erlag, je höher sich die Verluste häuften. Brussilow hatte in der Zeit vom 1. Juli bis 1. Oktober 1916 allein 1 797 500 Mann und 85 980 Offiziere an Gefallenen, Vermißten und Verwundeten geopfert, Verluste, die ungeheuer zur politischen Gärung in Volk und Heer beitrugen. Aber noch war die Entwicklung nicht so weit gediehen, daß die Armee bereit gewesen wäre, die Bajonette in die Brustwehren zu stoßen und den Kampf zu verweigern.

So blieb die Abkehr vom Zaren zunächst die wichtigste Stufe der Entwicklung. Auf ihr reichten sich Heer und Volk die Hände. Das Heer ging im Volk auf und entzog so dem Zarenregiment die verläßlichste Stütze. Wenn der Kosak und die Garde sich vom Kaiserthron abwandten, war Nikolaus II. ein verlorener Mann.

Die indolente Natur des Monarchen war nicht fähig, der Strömung zu widerstehen. Die Regierung des Zaren hatte schon im Dezember 1916 jegliches Ansehen verloren. Als Trepow am 2. Dezember seine Antrittsrede gehalten und abermals den Krieg und Fortsetzung des Krieges bis zum endgültigen Sieg und bis zur Besitzergreifung von Konstantinopel verkündet hatte, war die Duma kalt und unbewegt geblieben. Nicht weil sie anderer Meinung gewesen wäre, sondern weil sie das Vertrauen zur kaiserlichen Regierung, zum Hofe, zu Nikolai verloren hatte. Die Verwaltung war verwahrlost, und der Staatsbankerott stand vor der Tür. Die Bestechung, das Krebsübel der russischen Bureaukratie, überwucherte das ganze Staatsleben, und die Verderbnis der Sitten war allgemein geworden. Der Hof wurde von der dämonischen Gestalt des Gesundbeters Rasputin beherrscht, und der Zar war unfähig, dem Verfall zu steuern oder einen Weg zu betreten, der zum Frieden führte. Rußland hatte den Augenblick, Frieden zu schließen, verstreichen lassen. Es stand hart vor der Revolution. Als Prokurowsky am 16. Dezember auf das Friedensangebot Deutschlands mit neuem Kriegsruf antwortete, zugleich aber das Polizeiregiment verschärfte, züngelten die Flammen schon aus den Spalten des „unterirdischen Rußland". Tre-

pows und Prokurowskys Versuch, die Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken, war zum Scheitern verurteilt, da dem Heere kein Lorbeer mehr grünte. Die liberale Bourgeoisie und die national gesinnten Sozialisten rüsteten sich, das Regiment anzutreten.

Die Westmächte waren über diese Bewegung nicht im Unklaren und gesonnen, den Zaren über Bord zu werfen, um Rußland als Bundesgenossen im Banne der gemeinsamen Sache zu halten. Als Miljukow sich im Namen des nationalen Blockes von Trepow lossagte und zu der Regierungsbank hinüberrief, noch sei es Zeit, die Reaktion zu beseitigen, aber der Augenblick zum Handeln sei gekommen, denn die Revolution sei auf dem Anmarsch, griff Trepow zum letzten Gewaltmittel und vertagte die Duma vom 30. Dezember 1916 auf den 25. Januar, um die Stimme des Mahners zum Schweigen zu bringen. Vergebens opferte der Zar kurz darauf Trepow und ersetzte ihn durch den Fürsten Galitzin. Auch dieser wußte nichts besseres zu tun, als die Duma abermals zu vertagen. Nun erklärte Miljukow namens der Konstitutionellen, dies bedeute den Bruch zwischen dem Volk und der Regierung. Die Ermordung Rasputins, der am 30. Dezember bei einem Trinkgelage von eifersüchtigen Kavalieren erschossen wurde, war das Zeichen des bevorstehenden Unterganges. Der Totentanz begann.

Als Galitzin am 4. März einen Ukas veröffentlichte, der die Duma zum drittenmal vertagte, riß eine Abordnung von zwölf Dumamitgliedern unter der Führung Miljukows und Kerenskys die Gewalt an sich. Die Bevölkerung Petrograds stand auf und ging zu ihr über. Vergebens suchten kaisertreue Generale den Aufruhr zu dämmen, indem sie den Zaren bewogen, aus dem Hauptquartier Mohilew nach Petersburg zu eilen und die Garden in Marsch setzen. Der Zug Nikolais wurde unterwegs aufgehalten, und der Zar zur Abdankung gezwungen. General Rußki schloß sich Miljukow an und riß die Nordfront mit. Miljukow, Gutschkow und Kerensky bildeten unter dem Schutze der Bajonette eine provisorische Regierung, an deren Spitze Fürst Lwow trat, und verkündeten die Befreiung des Volkes vom autokratischen Regiment und die Fortsetzung des Krieges.

Das Heer schwor dem neuen Regiment Gehorsam und blieb in seinen Gräben stehen, fiel aber in Lethargie und tat dem Feinde lange keinen Abbruch mehr.

So sah sich Deutschland im März des Jahres 1917, wenige Wochen nach der Eröffnung des U-Bootskrieges, unmittelbar vor der Zerreißung der Fäden, die es noch mit den Vereinigten Staaten von Amerika verknüpften, vor ein Ereignis gestellt, das größeren Einfluß auf die Kriegslage übte als die glänzendsten Siege, aber im Grunde doch durch die deutschen Schwertstreiche zum Leben erweckt worden war. Die Umwälzung bedeutete zwar nicht Frieden mit Rußland, aber Rußlands Wehrkraft erschien durch den Ausbruch der Revolution so geschwächt, daß die Gefahr, die Deutsch-

land und Österreich im Osten drohte, für immer beschworen schien. Das strategische Spannungsverhältnis wurde zugunsten der Mittelmächte aufgehoben, Deutschlands Kraft zur Abwehr im Westen gestärkt und der Ausblick in lichtere Fernen geöffnet. Die Zeichen trogen nicht, aber die Entwicklung ging langsam und stockend vor sich, und die Mittelmächte wurden noch einmal zu hartem Kampf gerufen. Die Fesseln des Zweifrontenkrieges begannen sich erst nach neuen blutigen Feldzügen zu lockern.

Die Offensive des russischen Revolutionsheeres

Der russische Angriffsplan

Die russische Revolution war im Zeichen der Auflehnung gegen das zaristische Regiment zur Reife gediehen. Bald erkannte die Welt, daß sie nicht zum Abschluß, sondern zur Fortsetzung des Krieges drängte, um sich von kriegerischen Triumphen das Recht auf die Zukunft bestätigen zu lassen. War auch die Kampfkraft des russischen Heeres schwer getroffen worden, die Mannszucht zerrüttet und die Befehlsgewalt geschwächt, so besaß Rußland dennoch Kraft genug, den Kampf noch einmal aufzunehmen und unter neuer Fahne für alte, tief im Volke wurzelnde nationale Ideale zu streiten. Anfangs drohte zwar eine international gerichtete sozialistische Strömung alles mitzureißen, aber bald wurde in der sozialistischen Bewegung jene Richtung Meister, die im Anschluß an die Demokratien des Westens und in der Gewinnung des Friedens durch Fortsetzung des Krieges bis zum siegreichen Ausgang das Heil erblickte. Dadurch wurde der linke Flügel der sozialistischen Parteien, der russisch gekleidete, schwärmerische Kommunismus, in die Opposition gedrängt, und die aus gemäßigten Sozialisten und bürgerlichen Demokraten zusammengesetzte Mehrheit zum Träger der Geschicke. Aber der Einfluß der Liberalen, die sich unter Gutschkows und Miljukows Führung der Leitung der äußern Politik bemächtigt hatten, schwand rasch. Die Sozialisten Kerensky und Tscheidse machten sich zu Herren der Lage und rissen am 16. Mai 1917 die Gewalt an sich. Kerensky übernahm die Führung und prägte die Erklärung, daß Rußland für einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen eintrete, aber auch für einen Frieden ohne eine Niederlage kämpfe. Er wurde zum Kriegsminister mit diktatorischer Vollmacht ernannt, trat in die Fußstapfen Sadi Carnots und ging mit Feuereifer und fortreißender Tatkraft daran, das Heer aus der Lethargie zu wecken, in die es seit dem Ausbruch der Revolution verfallen war. Gold der Westmächte strömte ins Land und befruchtete den politischen Feldzug zugunsten der Fortsetzung des Krieges.

Kerensky erneuerte nicht den alten Soldatengehorsam, sondern rief das ekstatische revolutionäre Gefühl, die Friedenssehnsucht und den tief im russischen Wesen ruhenden Opferdrang zum letzten Schlachtengang auf. Seine Sendboten erfüllten große Teile des Heeres mit neuem verzweifeltem Mut. Kaisertreue und revolutionäre Offiziere rüsteten zu einem Angriffsfeldzug, die einen in der Hoffnung, nach dem Siege das alte Regiment wieder herzustellen, die andern in der Überzeugung, daß der Sieg das Werk der Revolution festigen werde. Weder die einen noch die andern hatten darauf verzichtet, das Kreuz auf der Hagia Sopha aufzupflanzen. Es gelang Kerensky aus der Masse der russischen Heeresmacht eine Anzahl kampfwilliger Divisionen auszuscheiden und eine Reihe begeisterter Revolutionskämpfer zu Todesbataillonen zusammenzustellen. Da die Artillerie unter französischem, englischem und japanischem Befehl stand, war das Rückgrat der Revolutionsarmee stark genug, die Last einer Verzweiflungsoffensive auf sich zu nehmen. General Brussilow wurde zum Generalissimus ernannt und ein neuer Feldzug beschlossen.

Kerensky, Brussilow und Alexejew entschieden sich für die Wiederaufnahme der Offensive zwischen der Bugniederung und dem Jablonikapaß. Die alten strategischen Ziele Lemberg und Stryj lockten zu neuem Angriff. Noch einmal zog im Osten ein Schlachtgewitter herauf, das die Front der Mittelmächte mit Durchbrechung bedrohte.

Es war Sommer geworden. Das deutsche Westheer focht an der Scarpe und an der Yser mit den Briten in mörderischen Schlachten Brust an Brust und sah sich an der Aisne und vor Verdun von den neubelebten Franzosen in schweren Kämpfen gefesselt. Die Österreicher wankten am Isonzo unter der Last der Schlachten, die Cadorna seit zwei Jahren auf ihren Nacken türmte. Friedenssehnsucht, Friedensvermittlungsversuche und die verführerische Propaganda des wortgewandten Feindes wühlten im Schoße der hungergeschwächten Mittelmächte.

Die allgemeine strategische Lage sprach immer noch zugunsten der Entente, die sich seit einem Jahre im Angriff befand, die Niederlage der Rumänen und das Scheitern des Frühlingsfeldzuges im Westen verwunden hatte und nun auf allen Fronten die zweite große Sommeroffensive entfesselte. Der Russe, der im Frühling nicht angegriffen hatte, führte jetzt den Stoß in die vermeintliche Schwäche des im Westen gebundenen, im Osten zur Ruhe übergegangenen Feindes. War das deutsche Heer hierauf gefaßt, Österreich-Ungarns ermattetes Kriegsvolk imstande, dem Angriff der slawischen Freiheitskämpfer zu begegnen? Die Antwort fiel auf den Schlachtfeldern Galiziens.

Der galizische Sommer stand heiß über dem Land zwischen Dnjestr und Bug. Mächtige Gewitter rollten über die fruchtbare podolische Steppe. Die Getreidefelder glänzten, der Mohn flammte, die tief gegrabenen Wasser-

adern schwollen von kurzen Regengüssen. Der Russe marschierte auf. Der Boden trocknete rasch und trug das schwere russische Geschütz, das bei Tarnopel, Jezierna und Buczacz vor den Fronten der k. und k. 2. Armee und der Südarmee und bei Kolomea und Stanislau vor der Front der k. und k. 3. Armee zusammengezogen wurde, mühelos in die Schlacht.

Drei Armeen stellten sich zum Angriff bereit. Es war seit dem Ausbruch der Revolution die erste große Bewegung. Im März war die russische Infanterie nicht mehr aus ihren Gräben aufgestanden. Sie hatte die Bajonette in die Brustwehren gestoßen und mit dem Feinde Verkehr gepflogen. Deutsche und Österreicher ließen sie gewähren und freuten sich der Waffenruhe. Selbst die Artillerie schwieg. Im April war die russische Artillerie wieder aufgewacht und hatte begonnen, die ruhig liegende feindliche Front mit Feuerüberfällen heimzusuchen. Die Verbündeten schossen zurück, enthielten sich aber jedes Angriffs. Im Mai löste die russische Infanterie die angeknüpften Bande und flocht die Drahthindernisse wieder zusammen. Im Juni begannen Ballone aufzusteigen und russische Flugzeuge im Felde zu erscheinen. Die trügerische Stille wich emsigen Vorbereitungen zum entscheidenden Kampf. Kerensky eilte von Mohilew nach Tarnopol.

Bei Zalosce, Zborow, Jezierna und auf den Höhen östlich und südlich von Brzezany fuhren zahllose Batterien auf und begannen, sich auf die Stellungen Boehms und Bothmers einzuschießen. Die 7. und die 11. Armee traten unter dem Oberbefehl des Generals Gutor zum Angriff an. Brussilow sandte ihm die Garde aus Wolhynien, das VII. sibirische Korps aus dem Dnjestrtal und sammelte Tanks und große Kavalleriemassen zur Ausbeutung des Erfolges. Er gedachte, die Erfahrungen des verflossenen Jahres zu verwerten und den Fels Bothmer, an dem sein Ansturm im Sommer 1916 gescheitert war, durch eine gewaltige Anstrengung zu sprengen und dadurch die Front der österreichischen Nachbararmeen auf einen Schlag zum Einsturz zu bringen. Er griff nicht mehr auf einer 350 Kilometer klafternden Front an, ohne starke, unberührte Kräfte zur Verfolgung bereit zu halten, sondern ballte seine Streitmacht tiefgestaffelt zwischen Zborow und Podhajce auf einer Breite von 50 Kilometern zur Durchbruchsschlacht. Kaukasier, Sibiriaken, Garde, Tschechoslowaken, Finnländer, revolutionärgesinnte Todesbataillone, die Blüte des russischen Heeres in alter und neuer Gestalt, waren mit 15 Divisionen in erster, 8 Divisionen zu vier Regimentern in zweiter Linie und 11 auserlesenen Kosaken- und 5 Linienkavallerieregimentern im Hintertreffen auf dem Angriffsfeld versammelt. Die Feldartillerie stand wie im Westen beinahe Rad an Rad, das schwere Geschütz war an den Haupteinbruchstellen in mächtigen Batterien zum Vernichtungsschießen zusammengefaßt. Um den Verbündeten die Verfügung über ihre spärlichen Reserven zu erschweren, plante Brussilow einen

Vorstoß im Dnjestrtal von Stanislau auf Kalucz, den die 8. Armee führen sollte, sobald die Schlacht auf der podolischen Platte zur Verstrickung des Gegners gereift war.

Als der Juni zu Ende ging, war Gutor bereit. Die Gewitterschwüle, die über den galizischen Feldern brütete, gebar nicht nur Blitz und Donner der Elemente, sondern auch eine neue menschenmordende Schlacht.

Die Schlacht bei Brzezany

Die Armeen Boehm-Ermollis und Bothmers waren darauf gefaßt und lagen ruhig und kampfbereit in ihren Gräben. Der rechte Flügel Boehms, der im August 1916 von Brussilow von den großen Serethteichen und Zalosce auf den Quellauf des Sereth zurückgedrängt worden war, stand zwischen der Graberka und der Strypa in der Linie Zwyczyn—Batkow—Urlow—Presowce vor Harbuzow, der Zlota-Gora-Höhe und Zborow und hütete Bahn und Straße Zloczow—Lemberg. Die Südarmee, die fechtend von Cebrow, Kozlow und Buczacz über die Strypa zurückgegangen war, stand in der Linie Hodow—Jozefowka—Koniuchy—Byszky—Brzezany—Posuchow zu beiden Seiten der Zlota Lipa und am Westufer der Narajowkamündung. Sie deckte Pomorzany, Rohatyn, die Südwestverbindungen Lembergs und reichte der 3. Armee der Österreicher im Dnjestrtal die Hand.

Weder Boehm-Ermolli noch Bothmer verfügten über frische Reserven. Sie zogen daher einzelne Brigaden und Regimenter aus der Front und hielten diese für den schlimmsten Fall bereit und verließen sich auf die Tapferkeit ihrer Grabenkämpfer und ihre nieversagende Artillerie. Selbst der Oberbefehlshaber der Ostfront, Prinz Leopold von Bayern, konnte wenig tun, wenn der Russe in Galizien alles auf einen Wurf setzte, denn der englisch-französische Ansturm hatte die deutschen Reserven im Westen verzehrt. Als die Frühlingsoffensive der Alliierten auf den Aisnehöhen und in der Scarpeniederung zusammenbrach, sandte Ludendorff zwar zwei Divisionen nach dem Osten zurück, aber sie kamen abgekämpft bei Lemberg an und bildeten nun an der gefährdeten galizischen Front Leopolds einzigen Rückhalt. Sie genügten kaum, aufspringende Lücken zu schließen, geschweige denn einen vernichtenden Gegenschlag zu führen. Trotzdem sann Oberst Hoffmann auf einen Vergeltungsstreich, um Brussilow im Augenblick der größten Schwäche, also nach abgeschlagenem Angriff, aus dem Stand zu heben, und in eine Niederlage zu verstricken.

Als wachsender Kanonendonner an der Zlota Lipa die Schlacht ankündigte, ersuchte Leopold Hindenburg in den letzten Junitagen um frische Kräfte zum Gegenangriff. Ludendorff sagte sie zu, obwohl der Brite die

flandrische Front stierköpfig zu berennen anfing und unter Eisenlasten zu begraben drohte.

Als der Russe antrat, war alles bereit.

Bothmer, dem der stärkste Angriff galt, hatte schon am 25. Juni eine größere Erkundung vorgenommen, die Bereitschaft des Feindes festgestellt und war auf einen Doppelangriff gefaßt. Die größte Gefahr drohte südöstlich von Brzezany, wo der Feind über gute Bahnen und Straßen verfügte und auf beiden Ufern der Zlota Lipa Fuß gefaßt hatte. Auch Boehm-Ermolli machte sich zu schwerer Schlacht fertig. Seit der Russe sich Zalosces und Zborows bemächtigt hatte, bedrohte er den rechten Flügel der k. und k. 2. Armee so stark, daß man mit einem Angriff auf Zloczow rechnen mußte. Aufsteigende Flieger, die sich kühn durch die Gewitterböen schraubten und bis Tarnopol gelangten, erkannten am 28. Juni die Größe der drohenden Gefahr. Der russische Heerwurm war in voller Bewegung.

Am 29. Juni steigerte sich das Geschützfeuer plötzlich zu furchtbarer Gewalt. Bis weit ins Hinterland spritzte die Saat. Die Zlota-Lipa-brücken, die Orte Brzezany, Urman und Adamowka wurden durch Steilfeuer heimgesucht, die bewaldete Höhe der Lysonia, die Brzezany gegen Südosten deckt, von schweren Batterien zerhackt, die Hochfläche von Koniuchy und das Strypatal bei Urlow in Trichterfelder verwandelt. Von der Mündung der Narajowka bis zur Graberka ergoß sich der Feuerregen, von Sokal im Norden und von Stanislau im Süden kam verwirrende Kunde über drohende Angriffe. Doch nicht dort, sondern bei Brzezany sollten die Würfel rollen. Um 6 Uhr abends griffen die Russen zu Gasgranaten. Lage um Lage spie giftige Schwaden aus, Flügelminen fielen in die berstenden Gräben. Die Natur stellte sich auf die Seite der Angreifer. Schwüle Hitze brütete über dem Schlachtfeld. Die Luft flimmerte, Gas- und Rauchschwaden klebten bleiern in den flachen Mulden, krochen den Flußläufen entlang und zogen träg um die waldigen Höhen. Der Gastod ging um. Als es dunkelte, begannen schwere Kaliber die Stellungen vollends zu zerfetzen und trugen eiserne Botschaft ins Hinterland.

Die Verteidiger machten sich auf nächtliche Stürme gefaßt. Aber der Russe kam nicht; er ließ das Feuer in der Nacht einschlafen und erneuerte in der Frühe des 30. Juni die Beschießung. Nun zog er die letzten Register. Eisenbahngeschütze von 30 cm Kaliber zerschlugen die stärksten Stellungen. Brzezany stand in hellen Flammen und erleuchtete den schwülen wolkenverhangenen Tag mit roten Gluten. Rauch- und Nebelbomben verqualmten die Mulden und entzogen den Verteidigern den Anblick des Feindes. Bothmer erkannte, daß der Hauptstoß auf Brzezany zielte und der Angriff von Zborow bis zur Narajowka klafterte. Es blieb nichts übrig, als ihn stoisch zu erwarten.

Die Artillerieschlacht wütete den ganzen Tag und mischte ihre Donner mit den Entladungen schwerer himmlischer Gewitter, die am Nachmittag rauschend über das Schlachtfeld zogen und die Flieger zum Niedergehen zwangen. In der Nacht auf den 1. Juli stürmte russische Infanterie hie und da gegen die zerschossenen Linien und richtete sich im Niemandsland ein. Der Verteidiger konnte sie nicht daran hindern. Er lag in seinen zerstörten, vergasten Stellungen und in brennenden Dörfern gebannt, hielt seine Artillerie bereit und wartete auf den Massensturm.

Am 1. Juli rief Alexej Gutor seine Armeen zum Angriff, der alsbald mit furchtbarer Gewalt über die Verteidiger von Brzezany und Koniuchy hereinbrach. Brussilow eilte selbst nach vorn, um ihn zu leiten, Kerensky fuhr in der Uniform eines einfachen Soldaten durch die Reihen der Todesbataillone, die geschworen hatten, ihr Leben für den Sieg zu geben, und rief ihnen die Worte „Sieg, Frieden und Freiheit" als Schlachtgeschrei zu. Englische und französische Offiziere sprangen an die Riesengeschütze und richteten sie mit eigenen Händen auf den Feind. Von wilder Verzweiflung und namenloser Begeisterung getragen, erhoben sich die Divisionen der von General Bjekewitsch geführten 7. Armee und die Divisionen der von General Gutor geführten 11. Armee zum Sturm.

Die Gewitter hatten den Himmel rein gefegt. Strahlende Sonne stand über der Schlacht. Deutsche, Österreicher, Ungarn und Türken lagen mit gelichteten Verbänden in den bestürmten Gräben, gegen die sich fünffache Übermacht heranwälzte. Von der Narajowka bis zum Strypagrund stürmte der Angreifer in dichten Massen an, um das Zentrum und den linken Flügel der Südarmee und das Flügelkorps der k. und k. 2. Armee auseinanderzusprengen und auf Pomorzany durchzubrechen.

Brzezany, Koniuchy und die Strypadörfer zwischen Zborow und Urlow wurden wütend angefallen. Der Russe packte die Außenstellungen von Brzezany von drei Seiten. Er suchte Brzezany von Süden, Südosten und Osten zu umfassen, Bothmers Zentrum nach Norden ins Zlota-Lipatal zu werfen und aufzurollen. Um 9 Uhr morgens setzte die russische Artillerie die Feuerwalze in Gang und schob sie vor den stürmenden Massen ihrer Infanterie her in die Tiefenzone der Verteidigung. Auf dem linken Flügel des Angreifers verweigerte eine russische Division den Sturm, da sie wußte, daß an der Narajowka der Tod lauerte, aber gegen die flachen Türkengräben von Popielicha und Mieczyszczow, die verschütteten Linien der 15. Reservedivision an der Obreczowahöhe und die zermalmten Stellungen der 24. Reservedivision in der Zlota-Lipamulde und auf den Hängen der Lysonia setzte sich Staffel auf Staffel in Bewegung und stürmte mit ungeheurem Schwung. Drei finnländische Divisionen des XII. Korps drangen auf Djewad-Paschas 20. Division ein und bemächtigten sich in blutigen Kämpfen der türkischen Gräben, vermochten aber das grimmig verteidigte Mieczyszczow nicht zu nehmen. In Gruppen

und Knäuel aufgelöst, hielten die Türken mit Bajonett und Handgranate im Trichterland stand und schlugen den erschöpften, vom Feuer der Abwehrbatterien zerschlagenen Gegner vor Sonnenuntergang wieder aus den eroberten Linien. Hüben und drüben wurde mit furchtbarer Erbitterung gekämpft. Türke und Russe gaben einander kein Quartier. Die preußische 15. Reservedivision hielt die Obreczowa mit zwei Regimentern besetzt, als General Bjekewitsch eine altrussische und eine sibirische Division des XXXIV. Korps unter dem Befehl Skoropadkis gegen sie vorschickte. General Skoropadki bildete dicke Sturmkolonnen und brach nach blutigem Ringen in die deutsche Linie, aber als der Angreifer im zweiten Kampfgraben Atem schöpfte, fiel Vergeltungsfeuer aus großem und kleinem Gewehr auf seine gelichteten, verwirrten Scharen und peitschte sie unter fürchterlichen Verlusten rückwärts. Da führte Skoropadki seine dritte Division heran und befahl der Artillerie die preußische Linie noch einmal in Grund und Boden zu stampfen, um am Nachmittag den Sturm zu erneuern. Es kam zu rückwärts strudelndem Gemenge. Die Trümmer der Reserveregimenter 69 und 17, die hier auf sich gestellt mit sechsfacher Übermacht rangen, klammerten sich trotzig an den zerwühlten Hang. Sie kümmerten sich nicht darum, daß sie aufgelöst und abgeschnitten der Ehre längst genug getan hatten, sondern feuerten nach allen Seiten in die flutenden Massen, bis der Angreifer verwirrt und zusammenhanglos im eroberten Gelände Deckung suchte. Da rief der Führer der 15. Reservedivision, Generalleutnant Limbourg, seine einzige Reserve, zwei schwache Bataillone, zum Gegenangriff und warf den Feind gegen Abend in einem einzigen Anlauf aus der Tiefenzone. In Auflösung fluteten die Russen die Hänge der Obreczowa hinab, um sich im Dunkel zu bergen.

Noch gewaltiger war der Ansturm in der Zlota-Lipamulde und auf der Lysonia. Hier hatte Bjekewitsch das VII. sibirische und das XXXXI. Korps aufgestellt, über 80 Bataillone opferwilliger Kämpfer, die sich im Zentrum der Front, zwischen Podhajce und Kozowa zum Angriff entwickelten und die Stellungen der 24. Reservedivision und des k. und k. XXVI. Korps von 10 Uhr morgens bis in die Nacht berannten. Die Sachsen standen, drei Regimenter stark, zu beiden Seiten der Zlota Lipa auf der Dzikei Lany, im Flußtal und auf der Lysonia eingegraben. Die Wucht des russischen Trommelfeuers hatte ihre Stellungen in ein Trichterfeld verwandelt, die Buchen der Lysonia zerfetzt, die Hänge abgekämmt, die Stollen verschüttet und die Blockhäuser zerstört. Generalleutnant v. Morgenstern war sich des Ernstes der Lage wohl bewußt. Seine drei Regimenter kämpften auf beiden Ufern mit eingebogenen Flügeln am Brechpunkt der bestürmten Front. Wurden sie umfaßt und geworfen, so sprang das Zlota-Lipatal auf und der Weg nach Brzezany lag frei. Auch der Russe kannte den Angriffspreis. General Landowsky führte das VII. sibi-

rische Korps in dichten Wellen mit tiefgestaffelten Unterstützungen, auf dem rechten Ufer der Zlota Lipa, an der bestürmten und vorübergehend von Skoropadki genommenen Obreczowa vorbei, zum Sturm auf die Linie Posuchow—Olchowiec. Er erstieg die Dzikei Lany und riß den rechten Flügel der 24. Reservedivision bis zum dritten und letzten Kampfgraben auf. Blutend wich das 104. Reserveregiment auf Posuchow. Als der Russe nach stundenlangem Ringen am Abend in Posuchow eindrang, stieg die Not der Sachsen aufs höchste. Morgenstern ersuchte Bothmer um Hilfe. Zwei Bataillone eilten herbei. Es galt, die Südzugänge des nur noch 4000 Meter entfernten Brzezany freizumachen. Der Gegenangriff gelang. Das 104. Reserveregiment raffte die letzte Kraft zusammen und warf im Verein mit der Armeereserve die Sibiriaken aus Posuchow über den dritten Graben zurück.

Unterdessen war das XXXXI. Russenkorps auf dem linken Ufer der Zlota Lipa gegen die Lysonia vorgegangen. Es brach sich durch die zerfetzten Wälder Bahn und zwang das 107. Reserveregiment, sich auf die Höhenkante zurückzuziehen. Hier setzten sich die zusammengeschmolzenen sächsischen Kompagnien zu neuer Gegenwehr. Am Abend erreichte Bjekowitschs XXXXI. Korps die Höhenkante. Die Russen blickten von Osten ins Zlota-Lipatal und auf das ausgebrannte, qualmende Brzezany hinab. Aber vergebens versuchten sie von der Höhe herabzusteigen. Sächsische Maschinengewehre und das Feuer schwerer Geschütze setzten ihnen am Westhang der Lysonia ein blutiges Ziel.

Noch tiefer drang der Stoß nördlich der Lysonia. Hier sah sich das k. und k. XXV. Korps von allen Seiten angefallen. Hofmanns Honvedregimenter wurden zerschlagen, in den von Trichtern zerklafften Wäldern umgangen und trotz tapfersten Widerstandes von Gutors VI. Korps überrannt. Transamurische Bataillone wälzten sich im Abendschein drohend gegen die Osttore von Brzezany. Feldmarschalleutnant Hofmann raffte Trümmer seiner Honveds und versprengte Sachsen zum Gegenstoß zusammen, warf den Feind mit letzter Kraft aus dem freien Gelände über die dritte Linie zurück und rang ihm in der Nacht den größeren Teil der zweiten Linie wieder ab.

Da wurde sein linker Flügel bei Koniuchy von einem Massenangriff getroffen, der alles vor sich niederwarf.

Hofmanns linker Flügel und Boehms k. und k. XI. Korps wurden bei Koniuchy überrannt und auf den Strypahöhen zwischen Zborow und Urlow von der Masse der 11. Armee völlig aus dem Stand gehoben. Der Russe überschwemmte die Osthänge der Hochfläche von Koniuchy, durchbrach die Linien der 54. Division Hofmanns und drang in das breitgestreckte Dorf. Die Verbindungen des XXV. und des IX. Korps zerrissen, und die beiden österreichischen Korps wurden in Verwirrung gebracht. Slawische Elemente verloren den Halt und flüchteten in den Feind. Als Reserven herbeieilten, um dem Unheil zu steuern, geschah noch Schlimmeres. Sie wurden blind

ins Gewühl geworfen und gingen darin unter. Die Schlappe wurde zur Niederlage. Das Sturmbataillon Hofmanns, das 81. Infanterieregiment und die ukrainische Legion gerieten auf dem Westhang von Koniuchy und in den Wäldern von Byszki in den Wurstkessel und gingen verloren. Der Russe raffte zahlreiche Gefangene weg und schlug eine Lücke von drei Kilometern Breite in die wankende Front.

Der Durchbruch war geglückt, Koniuchy, der Hauptstützpunkt des linken Flügels der Südarmee, befand sich in Feindes Hand. Feldmarschalleutnant Hofmann klammerte sich mit den Trümmern seines Korps an den Waldrand von Byszki und harrte auf Entsatz. Hätte der Russe die Kraft besessen, den Angriff ins Zlota-Lipatal zu tragen und nach Urman hinabzusteigen, so wäre ihm niemand mehr in den Weg getreten. Aber er hatte hohen Blutzoll gezahlt, lag beutemachend auf dem eroberten Hang und wartete auf die Nacht, um den Sieg zu vollenden.

Die Kunde vom Verlust Koniuchys rief Bothmer und den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, Boehm-Ermolli auf den Plan. Bothmer sandte das deutsche 473. Reserveregiment, den Rest der Heeresreserve, die ihm Prinz Leopold zur Verfügung gestellt hatte, gen Byszki, und Boehm-Ermolli schickte das deutsche Landwehrregiment 32 von Zloczow nach Urman. Die Deutschen eilten in Gewaltmärschen herbei. Die Sonne stach, schwüle Hitze brütete in den versumpften Quelltälern der Zlota Lipa, fingerdick krustete der Staub auf den Gesichtern. Hitzschläge lichteten die Reihen, verstopfte Straßen hemmten die Bewegung, Kraftwagen brachen zusammen, und der Weg dehnte sich zu qualvoller Länge. Als die beiden Regimenter gegen Abend auf dem Schlachtfeld eintrafen, war an einen Gegenstoß nicht mehr zu denken. Koniuchy war unwiederbringlich verloren, aber der Russe hatte den entscheidenden Augenblick versäumt — die Deutschen standen in der Bresche. Bothmer bog seinen linken Flügel zurück und bildete auf dem Ostufer der Zlota Lipa vor Dryszczow eine neue Linie.

Die Nacht sah die Südarmee von Mieczyszczow bis Dryszczow verkämpft. Bothmer bot dem Angreifer trotz des schweren Rückschlages, der seinen linken Flügel getroffen, trotz des Verlustes Koniuchys, Byszkis und der Lysonia, trotz der Bedrängnis der Sachsen in der Mulde von Posuchow auf der ganzen Linie Trotz.

Der Feind, der schwere Blutopfer gebracht und sein Angriffsziel, die Linie Mieczyszczow—Brzezany—Urman, am ersten Tage nicht erreicht hatte, fand die Kraft zu Massenstürmen nicht mehr. Brussilow begnügte sich damit, die Südarmee durch Teilangriffe zu fesseln, und verschob das Schwergewicht der Schlacht auf den rechten Flügel, wo er am 1. Juli vor Zborow am glücklichsten gefochten hatte.

Als die Nahtstelle der beiden Armeen aufsprang, war Boehm-Ermollis rechter Flügel von Koniuchy bis Urlow gewichen. Die Stellungen auf den

Osthängen des Hochlandes, das sich zwischen Strypa und Zlota Lipa zu sanften Hügeln wölbt, gingen verloren. General Alexej Gutor bemächtigte sich der befestigten Trümmer von Jozefowka, Korszylow und Presowce und warf den Verteidiger an der Mala Strypa auf Hodow und Urlow. Am 2. Juli drängte der Russe die Österreicher rittlings der Straße Zborow—Zloczow nach Nordwesten. Das IX. Korps war am Ende seiner Kraft. Eingeschobene deutsche Bataillone wurden gezwungen, fechtend zu weichen. Die österreichische Front kam ins Rollen.

Da griffen frische deutsche Divisionen in die Schlacht ein. Drei Tage rang der Russe um die Linie Hodow—Urlow und die Erdwellen zwischen der Strypa und der Globna, um auf Zloczow ins Quellgebiet des Bug durchzubrechen und die k. und k. 2. Armee zum Rückzug auf Lemberg zu zwingen. Drei Tage führte er Division auf Division, Garde, Finnen, Tschechoslowaken und revolutionäre Todesbataillone zum Sturm hügelan. Aber alles war vergebens. Der Einbruch reifte nicht mehr zur Durchbrechung der bestürmten Front. Am 6. Juli standen die 96., die 97., die 223. und die 237. Division unter dem Befehl des Generals v. Winckler als eiserne Wehr in der aufgesprungenen Lücke.

Im großen russischen Hauptquartier begann man am Erfolg zu verzweifeln. Brussilow beschloß daher bei Stanislau anzugreifen und befahl Gutor, bei Zborow das I. Gardekorps einzusetzen und einen letzten Schlag zu tun, um den Feind aus dem Stand zu heben. Als der Massensturm vor Hodow und Urlow zerschellte und die Garde aufgelöst auf Zborow zurückflutete, gab Brussilow die Durchbruchsschlacht auf und ging zu Teilangriffen über, die die ganze Front von Brzezany bis Urlow in Schwingung versetzten.

Bothmer und Winckler kamen zu Atem und sannen auf Gegenstöße, um die Verstrickung zu lösen. In der Mulde von Posuchow, auf den Hängen der Lysonia, in den Wäldern von Byszki, auf den Höhen von Hodow und in den Gründen von Urlow wurde Tag und Nacht Mann gegen Mann gekämpft, als gelte es, die gesparte Kraft in zwecklosen Gefechten zu vergeuden.

Es waren Manöver. Hinter diesen Grabenkämpfen verbargen sich große Pläne. Der Russe rüstete zum Angriff im Dnjestrtal, der Deutsche zum Gegenschlag bei Zborow.

Die Schlacht bei Halicz

Kerensky enthob Gutor des Befehls und übertrug dem Kosakengeneral Kornilow, der aus österreichischer Gefangenschaft entronnen war, den Oberbefehl am Dnjestr. Kornilow besann sich nicht lange, wartete nicht, bis er die auf dem Nordufer des Stromes gehäuften Kräfte wieder bei Stanislau vereinigt hatte, sondern führte die bereitgestellte 8. Armee vom Fleck weg

in die Schlacht. Da seine Geschütze schon seit 14 Tagen spielten, konnte er am 8. Juli nach einem letzten mächtigen Feuerschlag zum Angriff übergehen, um die k. und k. 3. Armee in einem einzigen, überraschend durchgeführten Anlauf über den Haufen zu rennen.

Die k. und k. 3. Armee wurde von General v. Kritek geführt, seit Köveß den Oberbefehl über die 7. Armee übernommen hatte. Kritek gebot nur über schwache Kräfte und versah sich keines Massenangriffs, da seine Stellung jedes Angriffs zu spotten schien. Die Österreicher standen auf den Ausläufern der Karpathen und der breiten Hügelflur über dem Bistritztal zwischen Porohy und Halicz aufmarschiert und deckten Halicz, Kalusz, Dolina und die Zugänge von Stryj.

Kornilow griff auf der ganzen Linie an und legte das Gewicht auf den rechten Flügel, um Kritek auf Halicz zu werfen, die Österreicher von der Südarmee zu trennen und nach Westen abzudrängen. In breiter Front stieg die 8. Armee aus dem Bistritztal empor und stürzte sich, von Siegesmeldungen und feurigen Worten Kerenskys angestachelt, mit Todesverachtung auf den überraschten Feind. Kornilows rechter Flügel ging im Raume Jezupol vor, erstürmte die Höhen von Kozina und Ciezow und warf den Verteidiger gen Wiktorow und Huta ins Lomnicatal. Die Mitte brach aus dem Raume Stanislau hervor, nahm die Höhenränder von Zagrodz und Stary Lysiec und trieb die Österreicher über Posiecz und Lesiowka und die Hochfläche Czarnylas ins Lucowicatal. Der linke Flügel griff im Raume Bohorodczany an und brach sich gegen Rosulna und Kosmacz Bahn.

Der Widerstand Kriteks war erschreckend schwach. Die Stellungen fielen wie fortgeblasen. Der Russe führte schon am ersten Tage Kavallerie und Feldartillerie zur Verfolgung vor und erschien am 9. Juli vor Halicz. Da Kriteks linker Flügel im Dnjestrwinkel von Umfassung bedroht war, blieb ihm nichts übrig als flüchtigen Fußes über die Lukowica, den Lukiew und die Lomnica zu enteilen. Die Front Kriteks war durchbrochen, die Südarmee überflügelt, Halicz bedroht.

Noch einmal wurde die Ostfront von einer Krisis geschüttelt, die an ihre Grundfesten griff und zugleich die strategischen Pläne der deutschen Heeresleitung zunichte zu machen drohte. Die deutschen Divisionen, die Ludendorff aus der schwerringenden Westfront gelöst hatte, um im Osten zur Offensive überzugehen, wurden abermals von ihren Zielen abgelenkt und als taktische Nothilfe in eine verlorene Schlacht geworfen. Man hatte sich mit der Hoffnung getragen, die kraftverzehrende Abwehr endlich wieder an den befreienden Angriff zu tauschen, wollte den Stoß in die Schwäche des ringsum gelagerten Feindes führen, der seit Jahresfrist in Ost und West den Hammer schwang, und sah nun alle Entwürfe gefährdet. Doch es galt kein Zaudern. Die Gefahr der Stunde rief die Deutschen nach Kalusz und Dolina, und sie handelten darnach.

Die 8. bayerische und die 16. preußische Reservedivision, die schon auf dem Wege nach Brzezany und Zloczow waren, wurden angehalten und gen Halicz gesandt. Da sie nicht früh genug eintreffen konnten, um Kornilows stürmenden Korps den Weg zu verlegen, entsandte Bothmer einzelne Regimenter in Gewaltmärschen von Brzezany an die Lomnica, um den Schwall zu dämmen, der sich fessellos in den offenen Flankenraum ergoß. Sie opferten sich bei Halicz und an den Flußübergängen, um Zeit zu gewinnen, trugen neue Widerstandskraft in die österreichischen Reihen, vermochten aber die Schlacht nicht zu wenden. Am 11. Juli erstritt Kornilows rechter Flügel die Straße Stanislau—Maydan—Kalusz. Kritek ermannte sich und ging fechtend zurück. Schwere Regengüsse gesellten sich ihm als Bundesgenossen. Sie durchweichten die Fluren, schwellten die Wasserläufe, verzögerten den Aufmarsch der russischen Artillerie und nahmen Kornilows Infanterie die Kraft zum Anlauf. Als Kornilow am 12. Juli in Kriteks Hauptquartier Kalusz eindrang, und sein linker Flügel die Höhen von Novica und Landestreu eroberte, gipfelte die Schlacht. Die Russen hatten den Tag gewonnen, aber der gestern geschlagen flüchtende Feind war wieder in Reih' und Glied getreten und focht, stand und wich wieder, wie es die Lage gebot.

Kornilow gab sich von der nahenden Krisis Rechenschaft und rief nach Verstärkungen, um die Schlacht, die ihn von Stanislau nach Kalusz geführt hatte, auszubeuten und die Österreicher völlig aus dem Felde zu schlagen, bevor stärkere deutsche Hilfe zur Stelle war. Brussilow sandte ihm das II. Gardekorps, das noch vor Bothmers Front auf den Befehl zum Sturm gewartet hatte, und trieb ihn zur Eile. Ein Funkspruch Kerenskys mahnte Kornilow, den Feind nicht zu Atem, nicht zum Eingraben kommen zu lassen.

Das revolutionäre Rußland wurde vom Siegesrausch ergriffen. Himmelan schlugen die Flammen ungebändigter Hoffnungen auf einen Sieg, der der bürgerlichen Revolution und dem befreiten Rußland den Weg zu nationaler Größe öffnen sollte. Die Kriegsmüdigkeit wurde vergessen, Internationalismus und Kommunismus verloren die Gewalt über die Gemüter. In Minsk, Kiew, Moskau und Petrograd fanden Bittgänge und Kundgebungen für die siegreiche Beendigung des Krieges statt, zu der Kornilow die Bahn frei geschlagen hatte.

Im Lager des Prinzen Leopold von Bayern gab man sich über die Schwere und die Bedeutung der Krisis keiner Täuschung hin. Das Schicksal des Feldzuges hing von dem Verhalten der Südarmee und dem richtigen Einsatz der von Westen anrollenden deutschen Divisionen ab. Hielt die Südarmee stand, wie sie im Sommer 1916 standgehalten hatte, warf sie dem über Halicz vordringenden Feind den letzten Mann entgegen, den sie bei Brzezany erübrigen konnte, so sicherte sie Raum und Zeit zu erlösender Tat. Und so geschah's! Während Kornilows zuchtlose, siegestrunkene Kosaken in Halisz und Kalucz schändeten und mordeten, und sein linker Flügel am Oberlauf

der Lomnica von kroatischen Bataillonen verhindert wurde über Perehinsko auf Dolina durchzubrechen, handelten Bothmer und Hemmer mit kraftvoller Entschlossenheit. Sächsische Bataillone, die auf der Lysonia geblutet hatten, und Teile der 75. Reservedivision, die gerade bei Brzezany zum Gegenangriff aufmarschieren wollten, wurden aus der Front gezogen und Kritek zu Hilfe gesandt, um Kornilows stürmendem Zentrum bei Wojnilow nordöstlich von Kalusz den Weg zu vertreten. Bothmer selbst wich nicht vom Platz. Er bog seinen rechten Flügel gegen Poplawniki zurück, behauptete sich aber hartnäckig an der Narajowka, auf den zerschossenen Hügeln von Mieczyszczow und Dzikei Lany und auf der wiedereroberten Höhenkante der Lysonia und grub sich auf dem Westhang von Koniuchy in die Erde.

Als Kornilow am 13. Juli in Sturm und Regen zu neuem Angriff schritt, um von Kalusz über Wojnilow ins Siwkatal und von Nowica ins Lomnicatal durchzubrechen, stieß er auf eisernen Widerstand. Es ging ihm, wie Leschitzki am 3. Juli 1916 vor Tlumacz und Ottynia. Der „verfluchte Deutsche" war zur Stelle. Die 8. bayerische und die 15. preußische Reservedivision hatten das Schlachtfeld erreicht und gingen sofort zu Gegenstößen über. Kriteks Divisionen ballten sich aufatmend zu neuem Widerstand und setzten dem Vorrücken des linken Flügels der 8. Armee am Oberlauf der Lomnica das letzte Ziel.

Kornilows verheißungsvoller Angriff endete in neuer Verstrickung. Hart neben dem Gipfel, den die russische Offensive nach ihren Teilerfolgen bei Zborow und Brzezany, vom 8. bis 12. Juli bei Kalusz erklommen hatte, tat sich ein strategischer Abgrund auf. Der Russe achtete nicht darauf. Er verbiß sich an den Ufern der Lomnica und speiste die Dnjestrschlacht durch Nachschub von Verstärkungen. Kerensky, Brussilow und Kornilow starrten gebannt auf die Kämpfe, die zwischen Wojnilow, Dolina und Kalusz hin- und herwogten, und vergaßen über der taktischen Verstrickung, die sie mit Aufbietung aller Kräfte zu lösen suchten, die strategische Bindung, die ihnen dadurch erwuchs.

Am 15. Juli hatten die Deutschen die Krisis im Dnjestrtal beschworen.

Die Armee Kornilow begann zu ermatten. Ihre gelockerten Scharen verloren die Lust am Kampf und wichen von den Siwkabrücken ostwärts auf die eroberten Höhen. Einzelne Regimenter schlugen sich noch mit fanatischem Mut, aber die Masse der Armee verlor bald den Glauben an den Sieg und damit zugleich den inneren Halt. Der revolutionäre Geist konnte die Manneszucht nicht ersetzen, wenn das Horn zum Rückzug rief. Mit Mühe gelang es Kornilow, sich auf dem rechten Ufer der Lomnica zu behaupten. Als Deutsche und Österreicher am 16. Juli zum Angriff auf den Brückenkopf Kalusz schritten, räumte Kornilow die Stadt und wich in der Nacht auf Podmichale. Da die Verbündeten nicht so stark nachdrängten, daß der Rückzug gefährdet

wurde, faßten die Russen an der Lukwa Fuß und machten sich bereit, dem Gegenangriff zwischen Jezupol und Porohy die Spitze zu bieten. Die Schlacht begann zu erstarren.

Da flammte am 17. Juli vor Zborow plötzlich das Feuer ungezählter österreichischer und deutscher Batterien auf und verkündeten den Beginn der deutschen Gegenoffensive. Sie war durch Kornilows Erfolge verzögert und gefährdet, aber vom Oberkommando des Ostens und von Hindenburg und Ludendorff nicht aufgegeben worden. Sie traf Brussilow ins Leben und stürzte Kerensky aus allen Himmeln.

Die Gegenoffensive der Deutschen und Österreicher

Die Schlacht bei Zborow

Es war ein Wendetag des Krieges. Die deutsche Heeresleitung riß die strategische Initiative wieder an sich, die sie am Tage von Luzk und im Gewühl der Sommeschlacht verloren und im rumänischen Feldzug trotz glänzender Erfolge nur auf begrenztem Felde und für kurze Zeit zurückgewonnen hatte.

Als die Deutschen bei Zborow zum Gegenschlag ausholten, lag die galizische Front unter grauem, verwölktem Himmel in Grabenkämpfen gebunden. Das regnerische Wetter, das den Vormarsch Kornilows auf die Lomnica gehindert hatte, war auch den Vorbereitungen Leopolds zum Angriff im Strypagrund unbequem geworden. Die schwarze Erde hing sich schwer an die Sohlen der preußischen Sturmdivisionen, die hinter einem Schleier österreichisch-ungarischer Abwehrkräfte vor Zloczow aufmarschierten und das Vergeltungsschwert zum Stoß in die Nordflanke der Armeen Alexej Gutors zückten. Zu den Divisionen Winklers, die schon in den ersten Julitagen vor Zborow gefochten hatten, traten frische Streiter. Generalleutnant Hofmann führte das Beskidenkorps heran, Kavallerie erschien im Felde. Am 17. Juli standen elf deutsche Divisionen zwischen Batakow und Urlow zum Sturm bereit. Die Gelegenheit war günstig.

Da der Russe noch vor Urlow und Lawrykowce kämpfte, auf der Hochfläche von Koniuchy und in den Wäldern der Lysonia in eroberten Stellungen ausharrte und Brussilow beschäftigt war, Kornilow Verstärkungen zur Abwehr der Angriffe zuzuführen, die bei Kalusz drohten, befand sich die Heeresgruppe Gutors nicht in vollem Besitz ihrer Handlungsfreiheit. Die steckengebliebene Schlacht lag ihr schwer in den Gliedern. General Gutor versah sich keines Angriffs. Er glaubte, den Gegner an der Lomnica gebunden und fühlte sich in seinem Hauptquartier Tarnopol so sicher wie im Kreml.

Als die Batterien der Verbündeten am 17. Juli die russischen Stellungen zwischen Zborow und Zwyzyn zu beschießen begannen, erblickten die Russen darin noch kein warnendes Vorzeichen. Erst am Tage darauf geriet der russische Generalstab in Bewegung. Doch es war zu spät, Gegenmaßregeln zu ergreifen, denn Leopold ging schon in der Nacht auf den 19. Juli zum Trommelfeuer über. Die russische Front hüllte sich von der Graberka bis zur Strypa in Qualm und Brand. Batkow, Harbuzow, Hukolowce verschwanden im verheerenden Feuer. Die Hügelflur, die sich zwischen den Schlauchseen des Sereth und der Straße Tarnopol—Zborow wölbt, spritzte von den Einschlägen der südostwärts wandernden Feuerwalze, und als der helle Tag erschien, flutete die Infanterieschlacht vom Sturm getragen über Ratyszcze, Hnidawa, Troscianiec, Olejow, Jaroslawice, Bzowica, Bialoglowy, Hladki und Worobijowka gen Zborow und Jezierna.

Die Schlacht wurde schon zu Beginn zur Verfolgung. Eine Stunde nach Eröffnung des Angriffs war der Russe mit Geschütz und Gerät auf der Flucht gen Tarnopol. Die revolutionäre Masse, die im Angriff Schwung und Opfermut gezeigt hatte, verlor in der Abwehr Halt und Kraft und stob unter dem gewaltigen Anprall flüchtend auseinander. Der linke Flügel der Verbündeten brach zwischen Zwyzyn und Perepelniki durch, nahm Batkow und Harbuzow, zersprengte bei Hnidawa verzweifelt kämpfende Sibiriaken, erreichte fechtend den Sereth und stürmte im Abenddunkel den Brückenkopf Alt-Zalosce. Die Mitte drang über Hukalowce gen Olojow vor, nahm Jaroslawice und brandete an der Höhe Mackowa Gora empor. Der rechte Flügel stürzte sich auf die Zlota Gora, die die Nordzugänge von Zborow deckt, entriß dem Feind den vielbestürmten Hügel und behauptete sich in schweren Nachtkämpfen gegen die von Zborow herbeieilenden Reserven.

Am 20. Juli wuchs die Schlacht aus der Verfolgung in die Operation. Die Österreicher schwenkten als Flankenschutz gegen Zalosce—Ratyszcze nach Nordosten, die Deutschen stürmten, um den rechten Flügel schwenkend, gen Südosten, folgten dem Lauf der Flüsse und trieben den geschlagenen Feind gen Jezierna und Tarnopol. Die 5. und 6. Division, die 22., 42., 92., 96. und 223. Division traten tiefgestaffelt zur Verfolgung an. Bothmer sandte seine Flieger gen Jezierna und Tarnopol und befahl den Sturm auf Koniuchy und Byski. Alles kam in Bewegung.

Als Gutor den Feind in Zborow sah, suchte er seine Armeen auf den Sereth zu retten und warf die Brandfackel in die Lager und die Wagenburgen, die er auf der Hochfläche zwischen der Zlota Lipa und der Strypa angehäuft hatte. Unter dem Schutze von Nachhuten flüchteten die Trümmer seiner zerschlagenen Divisionen gen Tarnopol und Burkanow. Es galt, Menschen und Gerät zu retten, ehe der Deutsche die galizische Front nach Süden aufrollte und die geschlagene Masse sich in der Dnjestrschleife fing.

Am 21. Juli wich der Russe auf der ganzen Front von Kozlow bis Brzezany. Am Nordflügel flutete er in wirren Massen zurück, im Zentrum und auf dem Südflügel lieferte er hartnäckige Nachhutkämpfe. Am 22. Juli schwenkte der Verfolger scharf rechts und überschritt die Bahnlinie Rohatyn—Tarnopol, um den ins Laufen gekommenen Feind durch unausgesetzten Druck auf die rechte Flanke vollends nach Süden aufzurollen.

Der Rückzug der Russen über den Zbrucz

Da begann die russische Front bis zum Dnjestr und darüber hinaus bis zum Fuß des Waldgebirges zu wanken. Zum ersten Male führte ein Durchbruch unmittelbar zur Auflösung einer ganzen, riesenhaft klafternden Front. Der Deutsche hatte dem Feind im Stellungskrieg nach vollendeter Durchbrechung seiner verschanzten Linien binnen 24 Stunden die Flanke abgewonnen und meisterte nun die Bewegung. Wäre es den Österreichern geglückt, zu dieser Stunde mit stärkeren Kräften bei Dorna Watra zum Angriff anzutreten, stürmend in den Feind zu brechen und durch die Bukowina auf Czernowitz vorzudringen, so hätte die große Operation in doppelseitiger Umfassung und in der Vernichtung des am Jablonikapaß und bei Solotwina verstrickten Feindes gegipfelt. Es kam nicht zu dieser Idealoperation, aber die einfache Umfassung genügte, vier russische Armeen zur Preisgabe sämtlicher Gewinne zu zwingen, die sie vor einem Jahre mit Strömen Blutes erkämpft hatten, und sie binnen 14 Tagen aus den Grenzen Galiziens und der Bukowina zu verjagen. Der Brand von Jezierna, wo die Brennstoff- und Munitionslager einer Armee in ungeheueren Entladungen und Rauchmassen gen Himmel stoben, war das Fanal dieses großen, letzten Rückzuges des russischen Heeres. Was half es, daß um diese Zeit Balujew bei Baranowitschi noch einmal in die Gräben der Landwehr brach, Scherbatschew in der Moldau Russen und Rumänen zum Angriff führte — es gab keine Entlastung mehr, denn diesmal war nicht nur eine ganze Heeresgruppe geschlagen, sondern auch der kriegerische Geist des Landes tödlich getroffen. Vergebens hielt Kerensky fürchterliche Musterung unter den Generalen und ernannte Kornilow zum Generalissimus.

Die 7. Armee und die 11. Armee flüchteten über den Sereth auf den Zbrucz, die 8. Armee stieg eilends von Czarnylas herab, ließ Halicz und Stanislau fahren und stürzte auf Sniatyn zurück, und die 9. Armee räumte die Waldkarpathen und suchte aus dem Huzulenland und den Tälern der Bukowina gen Czernowitz zu entrinnen.

Am 23. Juli überschritt der linke Flügel der Angriffsarmeen bei Tarnopol den Sereth, Bothmer im Zentrum bei Podhajze den Koropiec und die

k. und k. 3. Armee auf dem rechten Flügel bei Halicz die Lomnica und bei Porohy die Bistritz.

Brennende Städte und eingeäscherte Dörfer hinter sich lassend, wich der Russe am 24. Juli durch das zertretene Land über den Sereth, die Bistritz und die Strymba. Am 25. Juli schloß sich die k. und k. 7. Armee dem Vormarsch an. Köveß warf die Russen ins Quelltal des Pruth und rückte auf Zabie. Buczacz, Tlumacz, Ottynia, Delatyn und Worochta wurden an diesem Tage kämpfend zurückgewonnen.

Am 26. Juli ermannten sich die Russen am Sereth zur Gegenwehr. Sie warfen Bothmer, der jetzt das Beskidenkorps und die Leibhusarenbrigade im Verbande der Südarmee gegen den Zbrucz führte, Kavallerie und Panzerwagen entgegen, um Zeit zum Rückzug über den Grenzfluß zu gewinnen. Auf dem Südufer des Dnjestr wichen die Russen rascher, denn sie fürchteten zwischen Pruth und Dnjestr abgeschnitten zu werden. Am längsten hielten sie vor der k. und k. 7. Armee stand. Köveß nahm Zabie am 26. Juli ein und erreichte am Tage darauf das Pistynkatal. Am 28. Juli fielen Pistyn und Kuty, am 29. Juli erreichte Köveß den Czeremosz. Am 30. Juli kämpften die Verbündeten auf dem Nordufer des Dnjestrstromes schon um die Brückenköpfe des Zbrucz, während die 8. Armee sich noch verzweifelt südlich von Zaleszczyki schlug und die Höhen von Berdo Horodyszcze befestigte, um den Verfolger um jeden Preis von Czernowitz fernzuhalten.

Die atemlose Verfolgung hatte die Südarmee, die jetzt wieder mit der Armee Boehm-Ermolli Schulter an Schulter focht, in wenigen Tagen 120 Kilometer über die Kopfstationen der Feldeisenbahnen hinausgeführt. Nun begann der Nachschub zu stocken und die Kraft zu versagen. Trotzdem warf Bothmer den Feind über den Zbrucz und schuf sich auf dem linken Ufer einen Brückenkopf.

Da befahl die Oberste deutsche Heeresleitung am 1. August, die Verfolgung einzustellen und dem Feinde, der seine Artillerie auf dem linken Ufer des tief eingeschnittenen Flusses aufgepflanzt hatte und schon wieder tief im Boden stak, nicht über die Reichsgrenze zu folgen. Kornilows 8. Armee, die ungeschlagen auf Czernowitz gewichen war, kämpfte noch drei Tage, um Sicherung des Rückzuges und zog sich dann auf Bojan und Dolzok zurück.

Am 5. August rückte Erzherzog Eugen in Czernowitz ein; General Krauß nahm Kimpolung. Drei Tage später fiel als letzter Platz in der Bukowina die Stadt Radautz in Österreichs Hand.

Die Verfolgung war zu Ende. Die russischen Armeen setzten sich wieder in durchlaufenden Linien, der Verfolger machte Halt, zog Kräfte aus der Front und grub sich ein.

Die Kämpfe in der Moldau

Der russisch-rumänische Angriff im Berezker Gebirge

Die deutsche Heeresleitung stand vor neuen Aufgaben, denn in der Moldau drohte Gefahr. Rumänen und Russen waren zur Entlastung der galizischen Armeen gegen die k. und k. 1. Armee vorgebrochen, um sie ins wilde Berezker Gebirge zurückzuwerfen und Mackensens linke Flanke einzudrücken. Der Angriff wurde von der 4. russischen Armee und der 2. rumänischen Armee unter Scherbatschews Oberbefehl getragen. Französische Offiziere hatten die Rumänen zu tüchtigen Soldaten gemacht und sechs Kampfdivisionen zum Angriff geschult. Wie die serbische Armee, so war auch Rumäniens Heer aus dem Grabe erstanden. Die Kriegsindustrie der Entente und der Vereinigten Staaten hatten soviel Kampfgerät nach Jassy und Kischinew geschafft, daß die Ausrüstung der rumänischen Heeresmasse mit den modernsten Streitmitteln gesichert war. Der Russe, der sich an den alten Fronten geschlagen fühlte und dem Angriffsgedanken für immer entsagte, raffte sich fern von den zersetzenden Einflüssen der Heimatfront in der Moldau noch einmal zu schwungvollem Handeln auf.

Russen und Rumänen gingen mit großer Schneid zum Angriff über. Es war kein Vorstoß mit gebundenen Befehlen, sondern eine Unternehmung großen Umfanges, ein Entlastungsangriff mit strategischen Zielen. Vielleicht verbarg sich darin sogar der Anteil Rumäniens an der allgemeinen Sommeroffensive der Entente.

Der Angriff Scherbatschews und Averescus folgte dem Durchbruch bei Zwyzyn—Batkow—Zborow zeitlich hart auf dem Fuße. Am 21. Juli schwoll an der Moldaufront der Kanonendonner von den Steilhöhen des oberen Trotustales bis zu den Serethsümpfen von Nomoloasa und rief nicht nur Rohrs k. und k. 1. Armee, sondern auch die deutsche 9. Armee und die Donauarmee unter die Waffen. Generaloberst v. Rohr, der die 1. Armee aus den Händen Arz v. Straußenburgs übernommen hatte, sah sich nach blutigen Kämpfen in den Tälern des Trotus, der Susita und der Putna zum Rückzug gegen den Tölgyespaß und den Oitozpaß gezwungen.

Als Scherbatschew am 22. Juli, zwei Tage nach der Eroberung Zborows, von Tirgul-Okna—Grozesti gegen den Gymiespaß, von Racoasa über Campurile und von Iresti über Vidra ins Putnatal gegen den Oitozpaß und von Panciu über Bolotesti gegen Odobesti vorbrach, enthüllte sich der Angriff als ein rücksichtsloser Stoß in die empfindliche Nordflanke von Focsani. Der Hauptangriff galt dem Oitozpaß und wurde mit den Streitmitteln des Westens durchgeführt. Gasschwaden wogten um die Kuppen der Berezker Vorberge, Tanks krochen die Paßstraßen hinauf, Flammenwerfer räumten die österreichischen Gräben.

Rohr wich tapfer fechtend von Stufe zu Stufe gegen die Pässe. Der Feind stieß ihm kraftvoll nach. Averescu brach das Casinutal auf und suchte das Oitoztal, das ihn zur Paßhöhe und in die Flanke der Verteidiger des Putnatales führte, von zwei Seiten zu öffnen, indem er von Grozesti gegen Herestrau in der Talfurche aufwärts gen Südwesten und über den Casinului-rücken scharf nach Westen drängte. Die Österreicher klammerten sich an die Kuppen des vielgipfligen Casinului und verwehrten den Rumänen den Aufstieg zu dem Gebirgsstock, der das Oitoztal beherrscht.

Unterdessen rangen Gerocks deutsche Divisionen auf Rohrs rechtem Flügel bei Campurile gegen die Russen, die das Susitatal aufgebrochen hatten und in das Becken von Soveja einstiegen, um sich des Cordpasses zu bemächtigen und Rohrs Verbindungen mit Mackensen abzuschneiden. Gerocks schwache Kräfte kamen hart ins Gedränge. Die 218. Division und Teile der 117. und 225. Division wichen Schritt für Schritt an der Susita und der Putna aufwärts und verwehrten dem Feind den Durchbruch in das Becken von Naruja, das tief in die Westflanke von Focsani führte. Scherbatschew sandte Division auf Division in das Gebirge und setzte im Vertrauen auf die gegen die Nordfront Focsanis aufgestellte starke Verteidigungsflanke und auf die Drohung, die aus seinem Geschützfeuer am Sereth sprach, den Angriff Tag und Nacht fort. Er entriß Rohr Tag für Tag Gelände und Gerät und verbiß sich am Casinului, bei Soveja und an den Eingängen des Narujabeckens so fest, daß er den Feind nicht nur gefesselt glaubte, sondern auch für unfähig hielt, die Verstrickung zu lösen.

Als Czernowitz fiel, waren die Russen und Rumänen in den Tälern und auf den Begleithöhen des Trotus, des Oitoz, des Casinu, der Susita, der Putna und der Zabala schon tief ins Gefüge der Armee Rohr eingedrungen.

Der Gegenangriff der Deutschen und Österreicher zwischen Tirgul-Okna und Focsani

Da brach Mackensen am 6. August nach kurzem Feuerschlag aus den Nordtoren Focsanis zum Gegenangriff hervor. Der Stoß traf die Verteidigungsflanke, die Scherbatschew am Unterlauf der Putna in der Linie Vidra—Tifesti—Batinesti aufgerichtet hatte, und zielte an den Ausläufern des Gebirges und in der Serethniederung am rechten Ufer des Stromes nordwärts über Panciu—Marasesti—Cosmesti gen Adjudul-Nou. Er bedrohte die Talpforten der Susita und des Trotus und führte unmittelbar in Scherbatschews linke Flanke.

Die 9. Armee focht jetzt unter dem Oberbefehl des Generals v. Eben, der die Heeresgruppe Boehm-Ermolli verlassen hatte, um die Divisionen

Falkenhayns ins Feld zu führen. Falkenhayn war nach Kleinasien geeilt, wo Enver-Pascha nach dem Falle Bagdads um deutsche Hilfe gebeten hatte. Ludendorff hatte Mackensen das Alpenkorps zur Verstärkung gesandt. Tutschecks Brave waren erst im Mai aus der Walachei nach dem Westen gerufen worden und erschienen jetzt zum zweitenmal auf den Höhen von Focsani. Neben ihnen traten die 12. bayrische, die 89., die 115., die 216. und die 217. Division, die 76. Reservedivision und drei österreichische Divisionen zum Gegenangriff an.

In erbitterten Kämpfen bemächtigte sich General v. Eben der Brückenköpfe, die Scherbatschews Verteidigungsflanke deckten. Er warf den Feind auf dem rechten Flügel zwischen dem Serethstrom und dem Gebirge nach Norden gen Marasesti, auf dem linken Flügel im Anschluß an die schwerringenden Divisionen Geroks nach Nordosten gegen die Putna. Der Gegenangriff schritt über den Unterlauf der Putna und der Susita hinweg, bedrohte den linksufrigen Serethbrückenkopf Cosmesti, dessen feste Werke die Wege nach Tecuciu und die Moldaubahn deckten, und näherte sich der Talpforte des Trotus, in dessen Hochtälern die Hauptkräfte Averescus um den Besitz des Casinului und des Oitozpasses rangen. Als Ebens rechter Flügel unter der Führung Morgens am 11. August den Susitabrückenkopf Tisita stürmte, die Susita überschritt und zu beiden Seiten der Straße und der Bahnlinie Focsani—Adjudul-Nou auf Marasesti rückte, geriet Scherbatschews Zentrum in Gefahr, im Narujabecken abgeschnitten zu werden. Die russischen Divisionen fluteten zerschlagen zurück, und der Weg nach Adjudul-Nou sprang auf.

Da warf Scherbatschew dem Angriff rumänische Divisionen entgegen und befahl, die Linie Cosmesti—Marasesti—Panciu—Muncelui um jeden Preis zu behaupten. König Ferdinand und Prinz Karol erschienen auf den Hügeln von Panciu, französische Generale eilten nach Cosmesti und Marasesti. Während um Cosmesti, Marasesti und das reichbesiedelte Hügelland von Panciu auf dem Nordufer der Susita gerungen wurde, löste Scherbatschew die Verstrickung im Putnatal und im Sovejabecken und wich, von Gerok hart bedrängt, den Rückweg suchend auf Campurile.

Der Rückzug führte quer über das Gebirge und kostete die Weichenden große Opfer. Auch Rohr spürte Erleichterung und schickte sich an, den Rumänen, die von Herestrau und dem Monte Casimului talwärts glitten, die linke Flanke abzugewinnen, um sie über Tirgul-Okna das Trotustal abwärts auf Adjudul-Nou zu wälzen. Doppelseitige Umfassung warf ihre Schatten voraus und bedrohte Averescu mit Vernichtung.

Da boten die Rumänen den letzten Mann zu Gegenstößen auf und opferten Bataillone, Regimenter und Brigaden im Kampf um Zeitgewinn. Siebenmal stürmte Scherbatschew gegen Morgens Stellungen am Nordufer der Susita an, um ihn über Tisita zurückzuwerfen. Erst als Welle auf

Welle, vom deutschen Feuer niedergemäht, zu Boden sank, trat er den Rückzug an und wich auf Marasesti und Panciu, wo die französischen Offiziere die rumänischen Reserven zur Abwehr bereitgestellt hatten.

Am 12. August stand Eben auf dem rechten Flügel der Angriffsfront in der Serethniederung vor Marasesti und an den Dämmen, die durch die Sümpfe gen Cosmesti führen, Rohr auf dem linken Flügel im Gebirge vor Slanic und Crosesti auf den Höhen, die das Trotustal beherrschen. Doch nun stießen die Divisionen Mackensens auf erbitterten Widerstand. Unzählige Maschinengewehre und die gefürchteten französischen Feldgeschütze bestrichen die Susitamulde, in der sich Preußen und Bayern zum Sturm entwickelten. Der Angriff litt unter dem Flankenfeuer der rumänischen Serethbatterien, deren Einschläge die Moorerde in schwarzen Säulen gen Himmel trieben und das Angriffsgelände in wassergefüllte Trichter verwandelten. Glühende Sonne brannte auf die Stürmenden nieder und heftete die Pulverschwaden an den schwappenden Boden. Mancher Mann warf sich im mähenden Feuer zur Erde, um den Stahlhelm in die Granatbrunnen zu tauchen und seinen letzten Durst zu stillen. Noch einmal siegte deutscher Angriffswille, und am Abend erreichten die Sturmwellen die Hügellehne von Panciu und nahmen Panciu im Sturm.

Am 13. August raffte Scherbatschew sich auf beiden Flügeln zu neuen Gegenangriffen auf. Er bedrängte die Österreicher vor Okna und zwang sie, im Casinutal Boden aufzugeben, er warf sich auf Panciu und suchte, den Deutschen den Ort in Tag- und Nachtkämpfen wieder zu entreißen. Er veranlaßte die Rumänen am Unterlauf des Sereth und an der Donau zu lebhafterem Feuerkampf, um Mackensen bei Fundeni, Nomoloasa und Galatz zu fesseln. Er kämpfte wie rasend und behauptete Marasesti und Cosmesti. Der Kampf wurde zur Verstrickung.

Am 14. August schleuderte Eben Gasgranaten auf Marasesti und die Serethufer und griff aufs neue an. Die 89. Division führte den Sturm, bis sie zur Schlacke gebrannt die Walstatt verlassen mußte. Morgens 216. Division entriß den Russen im Gebirge den Brückenkopf Prisaca und warf ihre Nachhut über die Berge gen Nordosten, konnte aber die Verfolgung nicht mehr durchs Ziel treiben.

Mackensen begann an der raschen Durchführung des Angriffs in der Serethniederung zu zweifeln. Gelang es Rohr und Eben nicht, die Flügel einzudrücken und in raschem Zuge von Westen und Süden auf Adjudul-Nou vorzudringen, so entrann das Zentrum der im Sovejabecken kämpfenden russo-rumänischen Armeen der Umfassung. Die Russen begannen zwar aus dem Kampfe zu scheiden, aber die Rumänen schlugen sich mit größter Zähigkeit. Sie leerten alle Übungslager, führten den letzten Mann an die Front und ließen sich in ihren Stellungen töten, um die Moldau zu retten, aus der die Regierung flüchtend gen Kischinew entwich. Sie harrten in den

Sümpfen von Baltaretu am Sereth, südöstlich von Marasesti, in den Steindörfern des Hügellandes von Panciu, in den Felsennestern am Ostrande des Sovejabeckens zwischen Negrilesci und Campurile und auf den Hängen und in den Wäldern von Okna-Grosesti entschlossen aus und gaben dem Ansturm nur schrittweise Raum. Am 15. August begann der Gegenangriff der Verbündeten zu erstarren. Der linke Flügel Rohrs war zu schwach, Okna zu nehmen, sah sich gen Slanic zurückgetrieben und blieb erschöpft vor Grosesti liegen.

Da grub sich die 9. Armee, die an der Susita zu viel Blut verspritzt hatte, um den Feind allein auf die Hörner zu nehmen, am 19. August in den eroberten Stellungen auf den Hügeln von Panciu und in der Serethniederung ein. Mackensen begnügte sich mit der Zertrümmerung der russisch-rumänischen Offensive und gab die Durchführung des Angriffs auf. Der Donner der Schlacht sank zum Lärm erbitterter Grabenkämpfe herab und ging kurz darauf in dem ungeheuren Toben der flandrischen Schlachten, der elften Isonzoschlacht und eines neuen Ansturmes der Franzosen bei Verdun verloren. Auch die Rumänen waren zu Tode matt, und die Russen Scherbatschews wollten nicht mehr kämpfen.

Die Offensive der Deutschen

Die strategische Lage im Sommer 1917

Die Angriffskraft des russischen Heeres war endlich völlig gebrochen und der Alp, der Österreich-Ungarn seit den Tagen von Luzk und Okna bedrückt hatte, für immer verscheucht. Vergebens suchte Kerensky den Zerfall zu bannen, indem er sich zum Diktator aufwarf, Brussilow absetzte und Kornilow an die Spitze der Truppen stellte. Die große galizische Niederlage und der Mißerfolg Scherbatschews in den Berezker Bergen lösten die letzten Bande militärischer Zucht.

Die revolutionäre Erhebung gegen den Zarismus wandelte sich zur proletarischen Bewegung, die die Beendigung des imperialistischen Krieges forderte, um den Kampf auf sozialem Gebiete fortzusetzen und auf den Trümmern der alten Ordnung die Weltkommune zu errichten. Die führenden Geister Rußlands verkannten jedoch die Notwendigkeit militärischen Widerstandes nicht, wenn der Feind zu neuen Angriffen schreiten sollte. Sie bewogen daher die Soldaten in den Wehrstellungen auszuharren, um den Deutschen von den Grenzen Altrußlands fernzuhalten, und hinderten die Mittelmächte dadurch, die Früchte ihres Sieges zu pflücken und ihre Waffen nach Westen und Süden zu tragen, wo Engländer, Franzosen, Italiener

und Serben nicht müde wurden, die Verteidigungsfronten mit überlegenen Streitkräften und ungeheuer angewachsenen Streitmitteln zu berennen.

Während bei Brzezany, Zloczow und Stanislau mit Anspannung aller Kräfte gerungen wurde, rüttelte die englische Festlandsarmee in Flandern und im Artois mit Macht an den deutschen Stellungen und suchte bei Ypern um jeden Preis durchzubrechen. Gleichzeitig griffen die Franzosen am Chemin des Dames, in der Champagne und bei Verdun an und versetzten dem Gegner einzelne scharfe Schläge, um ihm zur Ader zu lassen und dadurch seine Kraft zu schwächen. Als die Italiener im August zur elften Isonzoschlacht antraten und auf dem Karst Boden gewannen, hallten die Fronten der Mittelmächte von so schweren Abwehrschlachten wider, daß der deutschen Heeresleitung kein anderes Mittel blieb, als die im Osten errungene Handlungsfreiheit so rasch als möglich zur Beendigung des russischen Feldzuges zu benutzen, um nicht in zersplitterter Abwehr geschlagen zu werden.

Da die Hoffnung auf die Niederringung Englands durch den U-Bootkrieg sich nicht erfüllt hatte und das deutsche Westheer nur noch 147 notleidende Divisionen zählte, war Eile geboten. Standen doch im Osten nicht weniger als 86 und in Mazedonien noch drei deutsche Divisionen gefesselt, die auf dem großen Entscheidungsfeld des Westens bitter fehlten.

Ludendorff hatte die Voraussetzungen Holtzendorffs und Capelles nicht wörtlich genommen und nicht auf den befristeten Kniefall Englands gerechnet, glaubte aber doch an die Wirksamkeit der Bedrohung der britischen Seeflanke und ging daher mit Zuversicht ans Werk, das Feld im Osten abzuräumen und sich endlich strategische Rückenfreiheit zu erkämpfen. Dazu war neues Handeln nötig.

Am meisten lockte ihn der Gedanke, den hart vor den Endzielen steckengebliebenen Feldzug in Rumänien aus der Erstarrung zu erlösen und am Trotus und über den Sereth in die Moldau einzubrechen, aber der Widerstand, den Mackensen vor Marasesti gefunden, und die Schwäche der Österreicher, die sich am Zbrucz und am Trotus stillhalten mußten, um die Italiener am Isonzo bändigen zu können, widerrieten die Fortsetzung der Operation in den Berezker Bergen und auf den Gefilden von Nomoloasa.

Ludendorff trennte sich ungern von dem Gedanken, in die Moldau einzubrechen, obwohl es ein gewagtes Unternehmen gewesen wäre, im Serethwinkel, fern von leistungsfähigen Bahnen, größere Streitkräfte festzulegen, während die Front im Westen von stärkeren Schlägen widerhallte als im Herbst des Jahres 1916. Um so eifriger wandte sich die deutsche Heeresleitung einer zweiten Operation zu, die von ihr schon erwogen worden war, als die deutschen Sturmdivisionen noch im Vormarsch auf den Zbrucz begriffen waren. War es unmöglich, die Südflanke der Ostfront einzustoßen, so sollte die Nordflanke fallen und der Russe aus Riga und von den

baltischen Inseln geworfen werden. Die Flankenstellung vor den Toren Rigas bildete zwar für Eichhorn keine Drohung mehr, wurde aber in deutscher Hand zu einer Ausfallsstellung, die drohend nach Petersburg und über den Finnischen Meerbusen blickte. Vielleicht steckten dahin er auch politische Ziele, die jensei s der beschränkten strategischen Sphäre lagen. Leopolds Berater, Oberst Hoffmann, machte sich Ludendorffs strategische Absicht, die Düna zu überschreiten, die Nordflanke der Russen einzudrücken und Riga zu nehmen, rasch zu eigen, war doch dieser Plan in Hindenburgs altem Hauptquartier zu Kowno schon zu jener Zeit sehnsüchtig besprochen worden, als Falkenhayn das Spiel nach dem Verdrängen der Russen aus Galizien und Polen vor der Düna stehen gelassen hatte, um das Lager von Verdun anzugreifen.

Diesmal schlug die Stunde der Erfüllung.

Ludendorff hatte die ersten Schritte zur Bereitstellung starker Kräfte vor Mitau schon in den letzten Julitagen getan. Damals trug er sich freilich noch mit der Hoffnung, im Norden rasch zum Ziele zu gelangen, um dann in der Moldau zum Hauptangriff überzugehen, also die Ostfront auf beiden Flanken einzudrücken. Jetzt war er zur Einsicht gekommen, daß er nur im Norden schlagen konnte. Die Befehle erg ngen, und eine rasche Rochade führte den Kern der galizischen Sturmdivisionen von Zborow nach Mitau.

Da fiel ein neuer Schatten auf das strategische Brett. In Kreuznach traf die Nachricht ein, daß Österreich-Ungarn daran verzweifelte, eine neue Abwehrschlacht am Isonzo ohne Gefahr für Triest zu bestehen. Cadorna hatte in der elften Isonzoschlacht die Hochebene von Bainsizza und einen Teil der Karstlandschaft von Doberdo erstritten und drohte, die österreichische Front in der zwölften Schlacht unter Menschen und Maschinen zu begraben. Im grellen Lichte dieser Botschaft erschien die allgemeine strategische Lage plötzlich gespenstisch verzerrt. Verwirrende Schlagschatten störten die Pläne der deutschen Heeresleitung. Brach die Isonzofront zusammen, so stand der Italiener binnen wenigen Tagen in Triest und Laibach, und Österreichs schwach gewordener Kriegswille, der seit der Vertreibung der Russen von den Karpathen nur noch aus dem Kampfe gegen den welschen Erbfeind Nahrung zog, erlosch wie eine von ihrem Nährboden gerissene Flamme.

Die deutsche Heeresleitung wurde daher im August 1917 vor neue ungeheuere Schwierigkeiten gestellt. Sie sah sich gezwungen, eine Armee nach Italien zu senden, auf die Gefahr, im Westen in der Abwehr zu erliegen und im Osten den Angriff nicht bis zur völligen Entwaffnung des Feindes durchzuführen. Die kritische Lage forderte von Hindenburg und Ludendorff die Unterstützung des Bundesgenossen auf jenem Felde, das Kaiser Karl sich und seinem Heere nach der Enthebung Conrads eifersüchtig als Entscheidungsfeld vorbehalten hatte, und es gab keine Möglichkeit, dem Bundesgenossen diese Hilfe zu versagen. Karls Ruf erfolgte im Augenblick, da das deutsche West-

heer, um 9 Divisionen vermindert und durch ungezählte Abwehrschlachten geschwächt, dem schwer gerüsteten Feinde nur noch mühsam standhielt und das deutsche Ostheer trotz der räumlichen Zerstreuung und der ungeheueren Tiefe des Kriegsschauplatzes sich zum entscheidend gedachten Angriff auf die Flanke des Feindes bereitstellte.

Die Deutschen folgten dem Ruf, ohne sich um die Gefahren zu kümmern, die ihnen vor den eigenen Fronten drohten.

Die Kämpfe bei Riga

Als Hindenburg den Österreichern eine neue Armee zur Aufnahme der zwölften Isonzoschlacht zusagte, war die 8. Armee vor Riga schon im Aufmarsch begriffen.

Die Bewegung General v. Hütiers blieb den Russen nicht verborgen. Sie fochten seit Dimitrieffs Abgang unter dem Befehle Parskis, der entschlossen war, Riga und die Dünaufer um jeden Preis zu behaupten. Er sah sich zwar genötigt, unwillige Regimenter hinter die Front zu führen und gefährliche Außenstellungen, besonders den Brückenkopf gegenüber von Uxküll und die von dem deutschen Geschütz beherrschten Küstendünen und Strominseln zu räumen, wähnte sich aber in der ausgebauten Tirulstellung und hinter der Dünaschranke jedem Angriff gewachsen. Als er Hütiers Aufmarsch erkannte, ersuchte er Kornilow sofort um Unterstützung und mahnte den Verteidiger der baltischen Inseln, Admiral Szweschnikow zur Vorsicht. Kornilow beschwor die Nationalversammlung alles zur Hebung der Mannszucht und des kriegerischen Willens der Armee zu tun, denn der Feind poche an die Tore von Riga und bedrohe Petrograd. Gleichzeitig ordnete er die Verstärkung der Dünafront an und führte ihr neues Geschütz und Gerät zu. Parski verfügte über 16 Divisionen. Er zog die Masse der Armee um Riga zusammen, räumte jedoch das Westufer der Aa und führte seinen rechten Flügel am Meer auf Schlock zurück, um dem Feinde in der Linie Schlock—Kekkau mit geballten Kräften entgegenzutreten. Der Russe erwartete den Hauptangriff an der Straße Kekkau—Riga, wo Hütier den Brückenkopf aus südöstlicher Richtung unmittelbar bedrohte, falls er daran dachte, unter dem Schutze seines rechten, gegen die Düna gewendeten Flügels zum Flankenangriff zu schreiten.

Aber der deutsche Schlachtplan lautete anders. Der Hauptangriff zielte nicht auf die Westtore Rigas, sondern über die Düna auf Uxküll und Hinzenberg in den Rücken des Brückenkopfes. Während der Feind den Angriff vor dem Tirulsumpf und den Kekkauer Schanzen erwartete, pflanzte Hütier seine Artillerie in den Uferwäldern der Düna auf und zog die Sturmtruppen ober- und unterhalb von Uxküll zusammen. Die 1. und

2. Gardedivision, die 14. bayerische Division, die 19. Reservedivision, die 42. Division und die 1. Kavalleriedivision rückten auf, um den Übergang über den 350 Meter breiten Strom angesichts des Feindes zu vollziehen. Am 31. August war alles bereit. Das deutsche Geschützfeuer schwoll von Friedrichsstadt bis Tukkum zum Schlachtgewitter, und in der Frühe des 1. September schlugen Spreng- und Gasgranaten in die russischen Batterien am Tirulsumpf und auf dem rechten Dünaufer. Als sich um 6 Uhr alle Kaliber zum Vernichtungsschießen vereinigten und die Wurfminen schwerfälligen Fluges über die Düna rauschten, schlug Parski Lärm und feuerte seine Truppen zum Widerstand an. Trotzdem verließen einzelne Regimenter kampflos die beschossenen Gräben. Das XXI. Korps, das zwischen Oger-Galle und Riga um Uxküll als Uferschutz aufgestellt war, wurde vernichtend getroffen. Ungestört schlug das Feuer in die russischen Gräben und in die Ziegelbauten Uxkülls. Erst als deutsche Brückenkähne aus den Waldschatten tauchten und schräg über den Strom ruderten, erwachte die russische Artillerie und überschüttete Wasser und Wald mit Schrapnells. Da zündeten die Deutschen die Nebeltöpfe an und hüllten die Fläche in schützenden Qualm. Von der Strömung getrieben, erreichten die ersten Kähne mit raschem Ruderschlag das feindliche Ufer. Die Gräben waren mit Leichen gefüllt, Uxküll in Trümmer geschossen, das Sperrfeuer tanzte schon auf der Höhe der Bahnlinie Dünaburg—Riga. Im ersten Anlauf stürmten die Spitzenkompagnien das Stellungsnetz. Dann wurden die Nebeltöpfe gelöscht. Brücken wuchsen über den Strom, Flieger zogen durch den blauen Herbsthimmel gen Osten und warfen Bomben auf die Petersburger Bahn und die anrückenden Reserven.

Erst als die erste Infanteriestaffel um Uxküll eingegraben lag, ermannte sich Parski zum Gegenstoß. Aber er fand nicht überall Gehorsam, und es wurde Abend, bis er zum Angriff bereit war. Doch da war es zu spät zum Sturm, denn der Aufmarsch der deutschen Korps am rechten Ufer war vollendet. Drei Kolonnen ballten sich zur Schlacht. Kathen schwenkte nach Südosten und ging den Verstärkungen entgegen, die von Dünaburg herbeieilten, um sie am Ogerfluß zu empfangen, Berrer stieß geradeaus gegen den kleinen Jägel vor, um auf Hinzenberg durchzubrechen, und Riemann schwenkte nach Nordwesten, um sich gegen Riga zu wenden. Auch auf dem linken Ufer der Düna ward es lebendig. Hütiers linker Flügel begann von Mitau gegen den Tirulsumpf vorzurücken. Der Russe focht nicht mehr um Riga, sondern um den Rückzug nach Osten und die Rettung des ungeheueren Lagers, das er um Riga angehäuft hatte. Und er focht noch einmal ungelenk, aber hartnäckiger als seine Führung geglaubt hatte.

Die Divisionen Riemanns, Berrers und Kathens stießen auf starken Widerstand. Überall stauten sich überlegene Kräfte. Am Oger erschienen frisch angreifende Dünaburger Divisionen, am Jägel fand Berrer den Feind bei Dragun und Lindenberg stark verschanzt, und an der Rigaer Straße stieß

Riemann auf Riegelstellungen, die sich dicht hintereinander von Dorf zu Gut und von Gut zu Dorf bis zu den Rigaer Osttoren zogen. Aber die Stoßkraft der Deutschen überwand alle Hindernisse, und als der Donner der Schlacht sich auf dem rechten Ufer näher und näher wälzte, Kathen an der rechten Flanke unverrückt standhielt, Berrer und Riemann stürmend Raum gewannen, flutete Parskis rechter Flügel Hals über Kopf von Schlock und Kekkau auf die Dünabrücken zurück, um der drohenden Einkreisung zu entrinnen. Hütiers linker Flügel folgte dem Feinde auf dem Fuße. Am Abend des 1. September lagen die Dünabrücken und die Rigaer Vorstädte schon unter dem Feuer der schweren deutschen Batterien. Unterdessen schlug Hütiers Angriffsflügel den Feind auf dem rechten Dünaufer. Kathen brach die Gegenstöße am Oger und führte die 19. Reservedivision zum Sturm auf Oger-Gallo. Berrer brach sich mit der 1. Gardedivision, den Bayern und der 203. Division am kleinen Jägel Bahn, nahm Dragun und Lindenberg und warf den Feind auf den Großen Jägel. Riemann rückte mit der 2. Gardedivision und der 42. Division kämpfend auf Kulpe.

Da befahl Parski, Riga zu räumen, und gab das Zeichen zum Rückzug auf die livländische Aa. Der Befehl traf seinen rechten Flügel schon auf ungeordneter Flucht, die in der Nacht die Straßen Rigas durchtobte und die Russen mit aufgelösten Verbänden gen Hinzenberg entführte. Hütiers Generale drängten dem Feind auf allen Straßen nach. Am 3. September erreichte Berrer den Großen Jägel, setzte die 20. Division ein und warf den Feind nach hartem Kampf über Sille gegen die Petersburger Bahnlinie. Die 1. Kavalleriedivision und die Leibhusaren überflügelten die geschlagenen Divisionen und jagten ihre Trümmer gen Wenden. Riemann erreichte an diesem Tage die Südtore Rigas. Die 2. Gardedivision drang am Nachmittag von Südosten in die Stadt. Zur gleichen Zeit schlug Pappritz das Westtor ein. Die Russen sprengten die Dünabrücken und enteilten in wilder Flucht gen Nordosten. Die Balten hißten deutsche Fahnen und empfingen die Sieger als Befreier.

Während die Kavallerie dem Feind auf der Petersburger Straße nachsetzte, und die Divisionen Berrers und Riemanns gegen die Aalinie vorrückten, bemächtigten sich Marinetruppen und Teile der 205. Division Dünamündes und seiner verlassenen Geschütze. Kohlenlager, Schuppen und Vorräte brannten mit heller Flamme. Der Widerstand Parskis erlosch. In der Nacht auf den 4. September zerstreute Riemann bei Kulpe die letzten Verbände. Die Trümmer von elf russischen Divisionen enteilten gen Osten. Am 5. September überschritt die 8. Armee kämpfend die livländische Aa und sammelte Berge von Gerät, verlassene Wagenburgen und umgestürzte Geschütze, die an den Straßen und in den Wäldern gehäuft lagen. Am Tage darauf stand sie in einem weitgeschwungenen Bogen 40 Kilometer östlich von Riga zwischen der See und der Düna fest und grub sich ein.

Als die Russen gewahr wurden, daß ihnen nur noch Kavallerie folgte, setzten sie sich bei Bending, 25 Kilometer östlich von Hinzenberg, und stellten die Verbindung mit der Dünafront wieder her, indem sie von der Ogermündung auf Lennewaden stromaufwärts zurückgingen. Erst jetzt fand Kathens Abwehrkampf ein Ende.

Doch der Kampf um die Dünaflanke war mit der Eroberung Rigas nicht abgeschlossen. Es galt noch, Jakobstadt und Ösel zu erobern, um den Gewinn zu sichern. Hütier griff den Brückenkopf von Jakobstadt ohne Zeitverlust an und warf die Russen binnen zwei Tagen von Liwenhof bis Stockmannshof aus Waldverhauen, Gütern und Dörfern gegen den Strom und aus der brennenden Stadt auf das rechte Ufer der Düna zurück. Nun fehlte nur noch der Besitz der baltischen Inseln. Solange die russische Flotte zwischen Ösel und Riga kreuzte, war die linke Flanke der 8. Armee gefährdet, den Russen der Besitz Estlands gewährleistet und Petersburg jeder aus der Ferne wirkenden Bedrohung entrückt.

Die Kämpfe um die baltischen Inseln

Die Kämpfe an der Düna waren noch nicht abgeschlossen, als schon der Ruf Hindenburgs an die Flotte erging, dem Landheer Hilfe zu leisten und mit ihm im Bunde die baltischen Inseln zu erobern. Der Befehl riß die deutsche Flotte aus entnervender Spannung und wurde jubelnd aufgenommen. Seit der großen Seeschlacht war kein hochbordiges Geschwader mehr zu vollem Einsatz gekommen. Der Brite mied den Kampf. Vergebens war Admiral Scheer von Zeit zu Zeit aus der deutschen Bucht hervorgebrochen, um Beatty durch Angriffe auf die britischen Küsten zu neuer Schlacht herauszulocken. Die kurzen Ausfälle führten nicht mehr zu ernstem Treffen. Der Seekrieg über Wasser erschöpfte sich in Gefechten leichter Kräfte. Tatenlos lagen die deutschen Panzerschiffe in den Nordseehäfen. Während dem Briten das Weltmeer offen stand und seine Marine die Kanonen der Handelsschiffe und der Küstenbatterien bemannte und auf Tausenden von Zerstörern und Wachbooten tätig war, um die deutschen Tauchboote zu bekämpfen, lagen die Besatzungen der deutschen Schlachtschiffe auf ihren Ankerplätzen an der heimatlichen Küste angekettet. Da die Tauchbootflotte stets frischen Blutes bedurfte und der Zudrang zu den Booten trotz der ungeheueren Gefahren und Verluste sehr lebhaft war, wurden den großen Schiffen viele junge Offiziere, erfahrene Techniker und tüchtige Leute entzogen und dadurch der innere Halt und die Zusammengehörigkeit des Kriegsvolkes auf den Panzern gelockert.

Tatenlosigkeit bei ständiger Bereitschaft, die Auslese der Besten und die enge Berührung mit dem festen Lande setzten die Hochseeflotte ent-

nervenden Einflüssen und gefährlichen Gärungen aus. Die Kunde von der Ausrufung der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ im russischen Heere und auf der Flotte des Zaren waren von der revolutionären Propaganda zu Zettelungen unter den Besatzungen benützt worden, und es war zu Meutereien gekommen. Die Schlagfertigkeit der deutschen Hochseeflotte, die vor dem Skagerrak so stolzen Mutes gekämpft hatte, war ernstlich gefährdet. Da schallte der Aufruf zur Kriegsfahrt nach Osten zur rechten Stunde. Er fuhr kräftigend und reinigend über das Quarterdeck der Panzerriesen und erfüllte die Bemannung mit neuer Tatenlust und frischem Vorwärtsdrang. Als die Flaggen stiegen und Admiral Ehrhardt Schmidt an der Spitze von 10 Linienschiffen und 50 Torpedobooten durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal nach Danzig und Libau steuerte, verstummten alle Klagen.

Am 9. Oktober ging General v. Kathen mit der 42. Reservedivision und einer Radfahrerbrigade im Libauer Hafen zu Schiff. Das Expeditionskorps war 23000 Mann und 5000 Pferde stark. Zwei Tage später stach die Transportflotte unter dem Schutze der Linienschiffe und der kleinen Kreuzer in See.

Die Russen hielten die baltischen Inseln stark besetzt. Sie hatten die Irbenstraße, die zwischen dem festen Lande und Ösel in das Innere des Rigaischen Meerbusens führt, mit Minen verseucht und hielten die Durchfahrt unter dem Feuer der mächtigen Zerelbatterie, die auf der Halbinsel Sworbe auf dem südlichen Ausläufer der Insel Ösel aufgepflanzt war und ihre Geschosse bis Lyserort sandte. Die Deutschen beschlossen daher, Ösel von Norden anzugreifen und die Verteidiger des Meerbusens im Rücken zu fassen. Gelang es Ehrhardt Schmidt, das Expeditionskorps in der Taggabucht am Nordstrand Ösels auszuschiffen und zugleich zwischen den Inseln Ösel und Dagö mit Torpedobooten ins Kassar Vik einzudringen und den Moonsund zu sperren, der den Rigaischen Meerbusen mit dem Finnischen Meerbusen verbindet, so konnte Kathen unbesorgt um seine Flanken die Insel Ösel durchqueren, die Besatzung von ihren rückwärtigen Verbindungen abschneiden, sie auf die Hauptstadt Arensburg werfen und am Südstrand zum Kampfe zu stellen. Da Admiral Szweschnikows Geschwader den Meerbusen beherrschte, drohte Kathen dabei freilich die Gefahr, unter die Kanonen russischer Panzerschiffe zu geraten. Man durfte deshalb nicht darauf verzichten, die Irbenstraße zu räumen und mit einem Geschwader auf Arensburg durchzubrechen, um Szweschnikows Schiffe nach Norden zu scheuchen. Doch das erforderte Zeit.

Während die Minensucher in der Irbenstraße tätig waren, rauschte der stattliche Schiffszug außer Sicht des festen Landes und der Öseler Wachttürme nach Norden. Admiral Schmidt hatte seine Flagge auf dem Panzerkreuzer „Moltke“ gehißt. Die Linienschiffe liefen in zwei Geschwadern. Vizeadmiral Behncke führte die Schiffe „König“, „Bayern“, „Großer Kurfürst“, „Kronprinz“ und „Markgraf“, der aus Stambul zurückgekehrte

Vizeadmiral Souchon befehligte die Schiffe „Friedrich der Große“, „König Albert“, „Kaiserin“, „Luitpold“ und „Kaiser“. Die kleinen Kreuzer folgten der Flagge des Konteradmirals v. Reutter, und vor Zerel und Lyserort kreuzten die leichten Kräfte des Konteradmirals Hopmann.

Die See war bewegt. Trübes und stürmisches Wetter hatte die Arbeit der Minensucher erschwert. Ehrhardt Schmidt sandte 6 U-Boote voraus, um die Zugänge der finnischen See zu bewachen. Von den Schlachtschiffen geleitet und von Torpedobooten umschwärmt, erreichte die Transportflotte in der Nacht die Höhe von Kap Hundsort, wo sich die Taggabucht öffnet. Feuerschiffe wiesen der Flotte die Bahn durch die Minenfelder. Als es zu tagen begann, erschien das Geschwader Behncke, das an der Spitze marschierte, vor dem Nordeingang der Taggabucht und drang in die große Bai zwischen Dagö und Ösel ein. Dichter Dunst lag über der See, die Küste verschwamm im Nebel, die Umrisse der Schiffe hoben sich undeutlich aus der Trübe. Minen ringsum. Im schmalen Sölosund, der zwischen Ösel und Dagö, an Kap Pamerort und Toffri vorbei ins Kassar Vik zieht, lagen russische Zerstörer, bei Toffri, Pamerort, an Kap Ninnast südwestlich von Pamerort, in der Tiefe der Taggabucht und auf Hundsort drohten starke Küstenbatterien. Auf Ösel schlief der Russe, aber Kap Toffri wachte. Die erste Salve rollte über die See und schlug dicht bei „Bayern“ und „Emden“ ein, die gegen das Südende der Insel Dagö anliefen, um den Eingang des Sölosundes und die Einfahrt ins Kassar Vik freizulegen. Da schraken auch Pamerort, Ninnast und Hundsort aus dem Schlaf. Aber das III. Geschwader lag schon auf seinem Ankerplatz und kämpfte die Küstenwerke von Toffri, Ninnast und Hundsort binnen zwei Stunden nieder. Die Toffribatterie erlag dem Linienschiff „Bayern“, das im Feuer auf eine Mine lief, aber die Batterie trotz des Leckes in Grund und Boden schoß. Auch der „Große Kurfürst“ stieß auf und wurde leckgeschlagen, ohne zu sinken. Das Linienschiff „Kaiser“ und der neue Kreuzer „Emden“ legten sich hart vor den Sölosund und brachen Reutters Torpedobooten Bahn, die ohne Zögern in die Enge eindrangen und die russischen Zerstörer in den Moonsund jagten. Matrosen landeten unter dem Schutze der Kanonen vor Kap Pamerort, verschanzten sich am Strand und bereiteten bei Tuffana einen Brückenkopf, der sich rasch mit landender Infanterie füllte. Sie trat zur Flankenkolonne zusammen, schlug sich im Gewaltmarsch nach Orissar durch und legte sich am Abend des 12. Oktober als Riegel vor den Steindamm, der die Insel Ösel mit der Insel Moon verbindet, um der Besatzung von Ösel den Rückzug über Moon nach dem festen Land abzuschneiden und Entsatz fernzuhalten.

Unterdessen landete die Masse der 42. Reservedivision in der Taggabucht. Das Flaggschiff „Moltke“ legte sich hart vor die Bai und richtete seine Turmgeschütze auf die Batterien, die in der Tiefe der Bucht auf den Dünen aufgestellt waren. Unter dem Schutze der Kanonen „Moltkes“

strebten die Kompagnien dem Ufer zu. Pulverschwaden flatterten über das stille Wasser, zahllose Einschläge spritzten um die Torpedoboote und die schwer beladenen Barkassen. Als die Kiele ans Ufer stießen, brach der Russe den Kampf ab. General Iwanow, der Verteidiger der Insel Ösel, fühlte sich zu schwach, die Landung zu vereiteln und zog sich fechtend durch die Wälder gen Kielkond zurück. Die schweren Küstenbatterien wurden von der stürmenden Infanterie umgangen und durch Rückenangriff genommen. Bald verstummte der Donner der Beschießung. Die Landung war über Erwarten geglückt, aber die Eroberung noch nicht vollendet. Aus dem dicht und dichter gewordenen Gewölk gingen schwere Regengüsse nieder und zogen als rauschende Böen über Wälder und Weiden. Das Wetter mahnte zur Eile.

Generalleutnant v. Estorff, der Führer der 42. Reservedivision, wartete die Ausschiffung der Artillerie nicht ab, sondern setzte dem abrückenden Feind sofort zwei Bataillone auf die Fersen. Die Russen zogen sich gegen Arensburg zurück und riefen Szweschnikow zu Hilfe. Konteradmiral Szweschnikow verfügte über zwei Divisionen und das zwischen der Insel Moon und Estland kreuzende Panzergeschwader. Parski führte sofort eine Brigade von Reval heran und stellte sie als Verbindungsstaffel auf der Insel Moon auf, und Szweschnikow befahl den Schlachtschiffen „Slawa“ und „Graschdanin“ gen Arensburg vorzustoßen, Sworbe zu entsetzen und die Straße Arensburg—Orissar—Moon gegen Angriffe von der See zu decken. Unterdessen wich Iwanow fechtend auf Arensburg.

Estorffs Vorhut erschien schon um die Mittagstunde vor Kielkond und Pappenholm, erstürmte beide Orte und drang in zwei Kolonnen südlich gegen Arensburg und Sworbe vor. Durch regenschwere Wälder, über dampfendes Heideland und klatschnasse Wiesen ging es ins Unbekannte. Russische Maschinengewehre hämmerten in den Waldschneisen, russische Schützen kauerten auf der Heide hinter den Wacholderbüschen, und festgefahrener Troß verstopfte die Anmarschwege. Estorff rückte fechtend durch Wald und Wiese auf Arensburg und lagerte in der Nacht 18 Kilometer vor seinem Ziele. Am Tage darauf rasselte Artillerie heran und fegte die Bahn, und am 14. Oktober erschien Estorff vor Arensburg. Da trat Iwanow den Rückzug auf Orissar an und überließ dem Obersten Dabrofski die Verteidigung von Sworbe.

Als die Deutschen in Arensburg einrückten, hellte sich der Himmel auf. Das alte Ordensschloß hißte die deutschen Farben. Der Qualm brennender Speicher rollte über die Reede. Szweschnikows Geschwader war nicht zu sehen, aber fern im Südosten, am Strand von Sworbe, grollte schweres Geschütz. Die Deutschen marschierten auf den Kanonendonner. Am 14. Oktober erreichte Estorffs Vorhut die Landenge von Aristeni, wo sich die Halbinsel gen Südosten öffnet. Das Infanterieregiment 131 rückte mit Rad-

fahrern, Husaren und zwei Batterien über die Enge vor und trat am Nachmittag in ernsten Kampf. Der Russe hatte sich auf der Halbinsel eingegraben und verteidigte sie gegen den Angriff vom Lande, während die Zerelbatterien Hopmanns Minensucher in der Irbenstraße beschossen und das von Tagga zurückgekehrte III. Geschwader an der Einfahrt in den Meerbusen verhinderten. Szweschnikow befahl den Verteidigern von Sworbe bis zum Erscheinen der Flotte auszuhalten. Da tauchten plötzlich die deutschen Schlachtschiffe „Friedrich der Große" und „König Albert" an der Westküste der Halbinsel auf. Sie dampften dicht an die 20-Meter-Tiefe heran und faßten die Verteidiger von Sworbe und die Zerelbatterien in Flanke und Rücken. Der Kampf war kurz. Die Strandbatterien erlagen dem Feuer der langen Rohre, die Zerelwerke sanken in Trümmer, und am Abend des 14. Oktober verstummte das letzte russische Geschütz. Hopmann nahm das Gerät auf, durchbrach an der Spitze seiner Torpedoboote die Minensperre und erschien am 15. Oktober vor Arensburg. Hinter ihm rauschte Behnckes Schlachtgeschwader gen Nordosten, um Szweschnikows Schiffe aufzusuchen und auf der Höhe von Moon vor dem Sund zum Kampf zu stellen. Am Tage darauf verstummte auf Sworbe das Feuer der russischen Maschinengewehre. Oberst Dabrowski streckte die Waffen.

Um dieselbe Stunde vollzog sich auf der Halbinsel Kibbassar, dem nordöstlichsten Ausläufer der Insel Ösel, das Geschick der russischen Hauptmacht. Als Iwanows Spitze am 13. Oktober von Arensburg weichend vor Pewal ankam, wurde sie mit Feuer empfangen. Die von Tuffona aufgebrochene deutsche Kolonne sperrte den Weg nach Moon. Iwanow griff ungestüm an, um sich den Weg nach Orissar zu öffnen, aber alle Anläufe waren umsonst. Vergebens wendete die große Sundbatterie Woi, die auf dem Südostvorsprung der Insel Moon aufgebaut war und den großen und den kleinen Sund mit ihren 28-cm-Geschützen beherrschte, die langen Rohre nach Südwesten, vergebens brach das Todesbataillon, das Parski von Pernau nach Moon geworfen hatte, über den Steindamm gen Orissar vor — der Deutsche hielt der doppelten Bedrohung stand und drängte Iwanow Schritt für Schritt von Orissar und Pewal nach Kibbassar zurück. Als am 15. Oktober der Gewalthaufe Estorffs von der Taggabucht her bei Orissar eintraf und nach einem Gewaltmarsch von 55 Kilometern in das Gefecht eingriff, war das Schicksal Iwanows besiegelt. Auch er wartete vergeblich auf Entsatz durch Szweschnikow und streckte, von allen Seiten umstellt, am Abend bei Werre die Waffen.

Ganz Ösel war in deutscher Hand, die Besatzung gefangen. Aber noch hielt der Russe den Steindamm unter Feuer, um die Insel Moon vor der Überflutung zu retten. Der Deutsche griff ohne Säumen an. Der Damm wurde in der Nacht auf den 18. Oktober erstürmt und die Inselbesatzung auf Kuiwast ins Innere zurückgeworfen. Gleichzeitig umfaßte Admiral

Behncke die Insel von Osten, indem er in den Moonsund einbrach und Szweschnikows Schlachtgeschwader vor der Sundinsel Schildau zum Kampfe stellte. Die Besatzung von Moon wurde nach kurzem Gefecht zur Ergebung gezwungen, das Geschwader, das sich zum Angriff aufgerafft hatte, nach hartem Kampf ins Finnische Meer gejagt. Das Schlachtschiff „Slawa“ deckte den Rückzug und focht bis zum bitteren Ende. Es wurde unter der Wasserlinie getroffen und zog Rußlands rote Flagge mit sich in die Tiefe. Drei Tage später fiel Dagö.

Am 22. Oktober waren die baltischen Inseln erobert und der Rigaische Meerbusen im Besitz der deutschen Flotte. Der Deutsche stand in unangreifbarer Ausfallsstellung am Eingang des Finnischen Meerbusens und blickte drohend gen Petersburg und Helsingfors.

Der Russe hatte sich auf Ösel und Moon, auf seinen Schiffen im Sund noch einmal männlich geschlagen. Fortan focht er nicht mehr, um zu siegen, nicht mehr, um dem Feind verzweifelten Widerstand entgegenzusetzen, sondern nur noch, um sich seines Lebens zu wehren. Die Armee wurde zur führerlosen Masse. Kornilow, der sich gegen die sozialistische Diktatur aufgelehnt hatte, war von Kerensky des Oberbefehls enthoben worden, Generale und Offiziere verloren das letzte Ansehen. Soldatenräte bemächtigten sich der Befehlsgewalt. Das Heer verfiel. Ungezählte Tausende lösten sich aus den Verbänden, um auf eigene Faust in die Heimat zurückzukehren. Als Kerensky kurz darauf dem Ansturm der Kommunisten erlag und die Gewalt an die Volkskommissäre Lenin und Trotzki überging, die an die Stelle der nationalen und sozialen russischen Revolution die proletarische Weltrevolution setzten, entsank dem russischen Heere die von deutscher Kraft zerschlagene Waffe. Am 23. November leiteten Lenin und Trotzki Verhandlungen zum Abschluß eines Waffenstillstandes ein. Doch da die Verhandlungen nicht rasch zum Frieden reiften und das russische Heer, um des gesicherten Lebensunterhaltes willen und durch die fanatische Propaganda der Kommunisten zum tatenlosen Ausharren bekehrt, ruhig in den zerfallenen Gräben stehen blieb, konnten die Mittelmächte die Front im Osten noch nicht abrüsten. Das traf sie schwer, denn die Entwicklung rief sie dringend nach Westen, wo der Donner der Schlachten um so lauter schwoll, je stiller es auf den blutgedüngten Gefilden des Ostens wurde.

Strategischer Ausblick im Spätherbst 1917

Im Osten hatte der große Kampf, das Ringen auf Leben und Tod, sein Ende gefunden. Mit berechtigtem Stolz blickte der Deutsche auf die ungeheure Schwertarbeit, die er in Ostpreußen, in Litauen und Polen, in Galizien und Wolhynien, in Siebenbürgen, in der Dobrudscha und in der

Walachei vollbracht hatte. Eine große Hoffnung wuchs aus seinem vertrauenden Herzen. Das strategische Gefängnis, in dem er vom ersten Tage des Krieges an gefochten hatte und aus dem er so oft siegreich hervorgebrochen war, um den feindlichen Ring zu sprengen, schien sich ihm endlich zu öffnen. Schied Rußland völlig aus dem Kampf, so verlor der Zweifrontenkrieg seine bannende Kraft und das fürchterliche friderizianische „Unterwegs" seine schreckende Bedeutung. Dann öffnete sich König Etzels Saal, und glücklicher als jene Nibelungen konnten die Deutschen die Panzerringe in der freien Luft kühlen und die Stiege hinab zum Entscheidungskampfe schreiten.

Aber in diese Hoffnung mischten sich bange Zweifelsfragen. War nicht schon allzuviel Zeit verflossen, zuviel Kraft aufgewendet worden, seit die Blockade sich auf Mitteleuropa herabgesenkt hatte? War die politische Entwicklung nicht über alle Schwertarbeit hinausgeschritten und der nationale Gedanke noch stark genug, das vereinsamte darbende Volk als Feuersäule ins Dunkel einer ungewissen, jeder Berechnung entrückten Zukunft zu geleiten?

Wilson hatte den „Ideenkrieg" der Entente zum politischen Kreuzzug gestempelt, und Lenin predigte die Selbstzerfleischung als Beginn einer neuen Weltordnung. Das waren Größen, die von der Strategie weder gewogen noch bekämpft werden konnten. Um so leichter war zu erkennen, daß der Vierbund krankte und seine idealen Kräfte und seine reale Macht im Schwinden waren. Feinde überall, ob auch im Osten der Krieg als solcher starb! Nicht nur die westliche Hemisphäre, sondern die ganze Welt war der feindlichen Koalition beigetreten. Österreich-Ungarn war so tief erschöpft, der Bulgare so lässig geworden, der Türke so bedrängt, daß der Deutsche nur noch auf sich selbst zählen konnte. Und auch er war hart am Ende seiner über alle Maßen angespannten, titanischen Stärke. Er mußte eilen, die absolute strategische Handlungsfreiheit zu erringen, denn die Zeit war gegen ihn, und die Zweifelsfragen verdichteten sich zu dem von versteckter Selbstanklage erfüllten Satz: Hatte Deutschland noch Zeit, besaß es noch Kraft, die Aufgabe zu lösen, die seinem Schwert vorbehalten blieb, nachdem alle Quellen der Verständigung verschüttet worden waren?

Die Antwort auf diese beklemmende Frage war im Spätherbst des Jahres 1917 um so schwieriger, als Rußland zwar niedergerungen war, aber noch im Felde verweilte, das U-Boot England zwar schwer geschädigt, aber noch kein greifbares Ergebnis erzielt hatte, der Strategie im Maschinenkrieg des Westens ungleich schwierigere Probleme harrten als im Osten, und der Deutsche die ihm verbliebene Stärke sogar damals noch nicht in Flandern und Frankreich konzentrieren konnte, sondern zuerst am Isonzo zum Angriff schreiten mußte, um Österreichs letztes Heer vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

Der Feldzug in Italien
vom 22. Mai 1915 bis 30. Dezember 1917

Der Aufmarsch der Italiener und die Gegenmaßnahmen der Österreicher

Das italienische Heer, das im Frühling des Jahres 1915 in Venetien aufrückte, um Trient und Triest zu erstreiten und den tödlichen Stoß in Österreich-Ungarns Südwestflanke zu führen, trat mit strategischem Zagen an seine Aufgabe heran. Es fehlte ihm der Glaube an seinen Stern, die Kraft des Entschlusses, das Höchste zu wagen, dem Kriegsglück mit raschem Griff den Siegespreis zu entreißen und sich mit Gewalt den Weg nach Triest zu öffnen.

Der Augenblick war solcher Tat günstig. Unbewehrt lag die Isonzogrenze, ungestört vollzog sich der Aufmarsch in den lachenden Fluren Friauls. Auch in der Flanke drohte kein Feind. Die Ebene Venetiens und die Obsthalden Friauls empfingen die italienischen Armeen mit offenen Straßen, blühenden Gärten und sanft fließenden, von keinem Gewitter geschwellten Torrenten. Alle Brücken, alle Eisenbahnen waren heil, Schleusen und Dämme unversehrt. Trotzdem rückte der italienische Heerestroß nur langsam gen Osten. Es fehlte an Geschütz und Gerät, an allen Mitteln des Stellungskrieges. Schwerfällig schoben sich die Brigaden zu Korps und Gruppen zurecht. Der Heerbann war schon lange aufgeboten, aber die Armee nicht schlagbereit. Der König war kein Führer zu nationalem Streit. Von den Erfahrungen des Krieges mehr gewarnt als belehrt und vor selbständigen Entscheidungen bangend, überließ er sich dem Rate seines Generalstabschefs, des Grafen Luigi Cadorna, der das Heil der Kriegführung in der Methodik vorsichtig geregelten Handelns suchte, statt dem strategischen Augenblick in kraftvollem Wagemut den Erfolg abzutrotzen und die Armee beschwingten Fußes über den unverteidigten Isonzo nach Triest zu führen. War der Augenblick zu solcher Tat günstig, so verlangte er doch raschen Entschluß, denn die Kriegslage verschob sich von Stunde zu Stunde.

Der Aufmarsch Viktor Emanuels zwang Österreich, das soeben unter Mackensens Führung die russische Front durchbrochen hatte und von Gorlice auf Przemysl gerückt war, Hals über Kopf Kräfte vom San an den Isonzo zu entsenden, die in Galizien durch deutsche Divisionen aus dem Westen ersetzt werden mußten. Tiroler, Steirer, Ungarn eilten von Przemysl nach Laibach; Bosniaken und Dalmatiner verließen Potioreks Fahnen, um Görz zu verteidigen und dem welschen Ansturm zu begegnen. Hätte Cadorna sich beherzt in rücksichtslosem Angriff auf Triest geworfen, so wäre ihm dieser

strategische Überfall ohne Zweifel geglückt. Da die italienische Heeresleitung kühne Tat scheute und sich in methodische Vorbereitungen verstrickte, gewann Conrad v. Hötzendorf Zeit, die unbewehrte Grenze zur Verteidigungsflanke zu gestalten. Conrad hatte zwar Pässe und Sperrforts von der Schweizer Grenze bis zur Flitscher Klause notdürftig mit Besatzungen versehen und im Tonalegebiet, in den Judikarien, im Etschtal, auf der Hochfläche von Vielgereuth und Lafraun, im Suganatal, in den Dolomiten und in den Karnischen und Julischen Alpen, sowie am Grenzfluß Judrio in der Ebene Wachen ausgestreut, aber weder Zeit gefunden noch Kräfte erübrigt, eine Armee gegen Italien aufzustellen.

Als der Italiener am 23. Mai 1915 seine Masse gliederte und sich zwischen Brescia und Treviso auseinanderzog, um aus dem Aufmarschraum an die Front zu rücken, standen vom Stilfser Joch bis zur Adria kaum 30000 Mann Österreicher zur ersten Abwehr bereit. Da rief Franz Joseph im Drange des Augenblicks das letzte Aufgebot unter die Waffen. In den Tälern Tirols, Kärntens und der Steiermark stürmten die Glocken, auf den Bergen loderten die Flammenzeichen, Knaben und Greise griffen zur Büchse, schlossen sich zu Kompagnien zusammen und eilten an die bedrohte Grenze. Am Judrio warf sich Gendarmerie in die Bresche. Es galt standzuhalten und die Pässe zu verteidigen, bis die Kampftruppen zur Stelle waren. Die Befehlsverhältnisse waren vorbereitet. Erzherzog Eugen wurde zum Oberbefehlshaber der Südwestfront ernannt und ihm General Alfred Krauß als Stabschef beigegeben. Dankl verließ Polen und übernahm den Schutz Tirols, General v. Rohr wurde angewiesen, die Pässe Kärntens zu schirmen, und Boroevic kehrte vor den Wällen Przemysls um und eilte an den Isonzo. Den Generälen folgten die Truppen, aber es wurde Juni, bis die ersten Divisionen zur Stelle waren.

Conrad v. Hötzendorf hatte zuerst daran gedacht, dem Feind den Weg nach Laibach freizugeben und ihn hier zur Entscheidungsschlacht zu stellen. Der kühne strategische Gedanke verflüchtigte sich rasch. Die politische Lage duldete keine Wagnisse mehr. Nahm Viktor Emanuel Triest ohne Schwertstreich, so konnten daraus Folgen entstehen, die selbst durch eine siegreiche Schlacht nicht mehr aus der Welt zu schaffen waren. Österreich durfte dem Feinde keine Anfangserfolge zubilligen und seine Seeflanke nicht in der Hand eines Gegners lassen, hinter dem Englands Flotte stand. Auch waren Zweifel gestattet, ob der Feind der Lockung folgen werde, statt sich bei Triest zu befestigen. Zudem waren Entscheidungsschlachten im Zeitalter des Stellungskrieges zu wandelbaren Größen geworden. Conrad verließ daher kurz vor dem Beginn des Krieges seine Pläne und besann sich auf Abwehr am Isonzo. Er zog es vor, dem Angreifer an der Landesgrenze Aufenthalt zu bereiten, bis vor den Toren von Görz und am steilen Ostufer des Flusses eine Widerstandslinie entstanden war, in der man dem Ansturm Trotz bieten konnte.

In diesem Plane lag ein strategischer Verzicht, aber dieser Verzicht wurde durch die Hoffnung gemildert, daß früher oder später die Stunde der Vergeltung schlagen werde. Die Erinnerung an Novara, Mortara, Custozza und Lissa, und der Haß, der Deutsche, Madjaren und Südslawen gegen den Welschen beseelte, machten diesen Krieg zu Österreich-Ungarns nationalem Kampf und erfüllten den Feldzug mit großem, leidenschaftlichem Gefühl. Österreich-Ungarn focht im Osten mit zweifelndem Sinn, ungewiß, ob es den Krieg um die Hegemonie auf dem Balkan mit Rußland austragen könne, kämpfte mit Serbien von dem Gedanken geleitet, daß es Rußlands Vedette schlug und Blutrache üben müsse, am Isonzo und in Tirol aber stritt das alte geschichtliche Österreich, dem der Erbfeind zum zweitenmal die Spada d'Italia in den Rücken stoßen wollte, mit ganzem Herzen.

Conrad v. Hötzendorf tat gut, sich nicht auf Laibach zurückzuziehen und dem Gegner keinen kühnen Gebirgsmarsch anzusinnen. Das italienische Heer wäre der Verlockung nicht gefolgt. Nichts deutete auf Kühnheit, alles war auf Vorsicht gestellt. Man hatte die eigene Kriegsgeschichte zu genau gelesen, die Niederlagen, die das italienische Heer in seinen lombardischen Feldzügen erlitten, zu gut im Gedächtnis bewahrt, um unbekümmert um die österreichische Flankenstellung in Südtirol sofort mit geballten Kräften den Isonzo zu überschreiten, Görz und Tolmein zu überfallen, die Hochflächen von Bainsizza und Doberdo zu ersteigen und durch das verkarstete Küstenland und die Wälder von Ternova gegen Triest vorzudringen. Cadorna fand erst im Oktober 1917 Gelegenheit, sich mit bitteren Gefühlen des Satzes zu entsinnen, in dem Clausewitz das Verhältnis des Glückes zur Kriegführung mit den treffenden Worten umschrieben hat: „Da der Krieg kein reines Produkt notwendiger Beziehungen von Zweck und Mittel ist, sondern immer etwas von der Natur des Glücksspieles behält, so kann auch die Kriegführung jenes Elementes durchaus nicht entbehren, und der Feldherr, der zu wenig Neigung zu diesem Spiele hat, wird, ohne es zu ahnen, hinter der Linie zurückbleiben und im großen Kontobuche der kriegerischen Erfolge in eine tiefere Schuld geraten, als er denkt."

Ließ Cadorna es auch an Wagemut fehlen, so gefiel er sich doch keineswegs in Untätigkeit.

Das italienische Heer zählte zu Beginn des Kriegs 25 Divisionen erster, 9 Divisionen zweiter Linie und drei Kavalleriedivisionen und stellte mit dem ausgebildeten Ersatz eine Masse von 1600000 Streitern dar, von denen 800000 Mann, in vier Armeen gegliedert, sofort ins Feld rückten. Da Cadorna sich am meisten um die verletzliche Nordflanke sorgte, führte General Nava die 1. Armee im Bergamaskerland und an beiden Ufern des Gardasees gegen Tirol vor, um sich des Stilfser Joches, des Tonalepasses, des Ledrotales und der Sperrfesten an der Etsch und auf der Hochfläche von Vielgereuth und Lafraun zu bemächtigen und dem weit nach Osten

ins Friaul gegen Flitsch, Tolmein und Görz vorrückenden Angriffsflügel Cadornas den Rücken zu decken. Im Raume Belluno-Feltre rückte die 4. Armee auf, die General Brusati gegen das Suganatal und das Piavetal aufwärts gegen die Grenzwälle der Karnischen Alpen in Bewegung setzte; sie war bestimmt, die linke Flanke der Isonzoarmeen zu sichern.

In den beiden Isonzoarmeen schlief Italiens Offensivkraft. Sie sollten den Angriff führen, wenn Rücken und Flanke der gefährlichen strategischen Grundstellung im großen venetisch-friaulschen Sack durch die Eroberung der Ausfallspforten Südtirols und Kärntens vor Überraschungen gefeit waren. Da Cadorna am Isonzo angreifen wollte, ohne sich von der Grundstellung loszulösen, mußte er sich dem Zwange fügen, den ihm die ungünstige militärgeographische Gestaltung der Grenze Nordostitaliens auferlegte. So geschah es, daß er zwei Armeen in Kordonstellungen verzettelte, um „alles zu decken" und nur mit der Hälfte seiner Streiter am Isonzo erschien.

Die 2. und 3. Armee, die zum Angriff auf die Isonzolinie bestimmt waren, standen schon zu Beginn des Feldzuges mit starken Kräften hinter dem Tagliamento versammelt. Bei Gemona, im befestigten Brückenkopf Nordfriauls, harrte die 2. Armee, bei Codroipo, im Ausfallswinkel Südfriauls, harrte die 3. Armee des Befehls zum Vormarsch. Die 3. Armee bildete den verstärkten Angriffsflügel und war bestimmt, unter dem Befehle des Herzogs von Aosta den Isonzo zwischen der Mündung und Canale zu überschreiten, Görz zu erobern und den Weg nach Triest zu öffnen. Die 2. Armee gehorchte dem Generalleutnant Frugoni, der den Übergang über den Isonzo zwischen Canale und Saga erzwingen, Tolmein nehmen und allmählich gegen Tarvis vordringen sollte.

Der methodische Aufmarsch des Heeres erforderte Zeit. Er begann folgerichtig am linken Flügel, um rasch die verlangte Rücken- und Seitendeckung zu schaffen, und wurde in Staffeln vom Stilfser Joch bis zum Isonzo fortgesetzt. Um die Zurechtschiebung und die Schichtung der im weitgespannten Bogen aufrückenden, nahezu rechtwinklig gebrochenen Heeresmasse ungestört zu vollenden, suchten Cadornas Vortruppen schon am Abend des 23. Mai auf der ganzen Linie die Grenzhöhen zu gewinnen und dem Gegner im Gebirge und in der Ebene Sperrforts, Brücken, Riegelstellungen und wichtige Beobachtungspunkte zu entreißen.

Da bereitete der Österreicher, der dem Feinde zu Lande kaum den Büchsengruß entbieten konnte, den Italienern zur See eine kecke Überraschung. Als die Meldung von der Kriegserklärung in Pola eintraf, lichtete die österreichische Flotte unverzüglich die Anker und fiel gegen die adriatische Küste Italiens aus. Kreuzer und Torpedoboote erschienen vor Venedig, Rimini und Ancona, beschossen Arsenale, Staden, Brücken und Bahnen und trugen Schrecken und Verwirrung in Cadornas Seeflanke. Cadorna begann für die hart am Ufer laufende Adriabahn zu fürchten und häufte Batterien

an der Küste, um der Gefahr zu begegnen. Der starken italienischen Flotte fehlte es an Wagemut, Vergeltung zu üben und vor Triest zu erscheinen. Sie sandte Torpedoboote in die Lagunen Venetiens und Friauls und plänkelte auf hoher See.

Der Vormarsch der Italiener und die Vorkämpfe

Unterdessen stieg der Italiener plangemäß in die südtiroler Grenztäler und zu den Hochflächen und Pässen empor, die von Venetien und Friaul in österreichisches Gebiet hinüberführten. Am Stilfser Joch und am Tonalepaß stieß er auf Tiroler, die ihm schon beim Aufstieg Halt geboten. In den Judikarien gewann er einige Kilometer Raum und setzte sich im Ledrotal und zu beiden Seiten des Gardasees fest. Im Etschtal überfiel er die unvollendeten Felsenfesten vor den Südtoren von Rovereto und zwang die Besatzungen talaufwärts zu weichen. Rovereto selbst blieb in österreichischem Besitz. Der Angriff, der sich zwischen der Etsch und dem Oberlauf der Piave entwickelte, zielte aus der Linie Asiago—Arsiero auf Vielgereuth und Lafraun. Nava stieg aus dem Lain- und Posinatal, dem Astachgrund und dem Val d'Assa empor. Er hatte sein Lager im Becken von Schio und stützte sich auf die mächtigen Bergstöcke der Lessiner Alpen, deren Südgipfel auf italienischem Boden aufstreben und das Becken von Arsiero und die Weidfläche Asiagos in enggeschlossenen Gruppen umgeben. Nava fand den Weg frei. Er drang über die eigene Sperrfortslinie vor und betrat schon am ersten Tage den Boden Tirols. Er bemächtigte sich des Monte Pasubio und des Col Santo, von denen er das Laintal beherrschte, gewann im Laintal gegen Piazza Raum, stieg auf der Serpentinenstraße, die das Astachtal hinaufzieht, zur Hochfläche von Vielgereuth und Lafraun empor und richtete sein Geschütz auf die österreichischen Sperrfesten, die ihm den Abstieg nach Calliano und Levico verwehrten. Die Forts wurden rasch zerschossen, aber das Schützenfeuer, das aus ihren Trümmern sprühte, und die Stutzen, die von den Berghängen knallten, kühlten das hitzige Blut der Italiener und rieten ihnen, sich mit dem Aufstieg zur Hochfläche zu begnügen. Im Brentatal gelangten sie, über San Marino, Cismon und ihr Sperrfortssystem von Primolano aufwärts rückend, bis in die Gegend von Ospedaletto und am Cismone über Fonzaso ins Val Cortella und in die Fassaner Alpen.

Die 4. Armee trat den Vormarsch aus dem Raume Feltre—Belluno an und stieg im Cordevoletal und in dem Quellgebiet der Piave über Agordo und über Longarone zu den Pässen empor, die ins Pustertal führen. Sie gelangte von Pieve di Cadore bis Cortina d'Ampezzo und befestigte sich am Monte Sief und am Col di Lana auf österreichischem Boden. Aber der Monte Cristallo und die drei Zinnen blickten drohend auf sie herab,

und verzetteltes Gewehrfeuer mahnte zur Vorsicht. Dagegen kam es im Raume Tolmezzo, in der linken Flanke der gegen Osten gewendeten Angriffsfront, bald zu ernsten Gefechten. Der Italiener suchte die Paßstraße zu gewinnen, die über Malborghetto nach Tarvis führt. Gedeckt durch starke Sicherungsabteilungen, die über Ampezzo und Tolmezzo gegen die Pässe der Karnischen Alpen vorrückten und über Paluzza und Pallaro die Grenzkämme gewannen, rückte er im Fellatal aufwärts, erreichte über Resiutta und Roccolana die Grenze und schob sich über Pontafel und den Neveasattel gegen Malborghetto und Raibl vor, um Tarvis, den Schlüssel zu den Karawanken und zum Villacher Becken, aus der Nähe zu bedrohen. Die österreichische Grenzhut wich kämpfend aus.

Unterdessen trieben die Angriffsarmeen Cadornas ihre Spitzen über den Tagliamento vor und wurden schon am 24. Mai mit dem Gegner handgemein.

Die 2. Armee trat aus der Linie Udine—Gemona heraus und machte sich bereit, in zwei Gruppen über Cividale und Tarcento gegen Tolmein und Flitsch zu marschieren und den Isonzo zwischen dem Stolrücken, wo der Fluß schroff von Westen nach Süden abgelenkt wird, und dem Kolowratrücken, wo er die Talmulde von Tolmein durchfließt, in breiter Front zu überschreiten. Der Vormarsch glückte. Der Österreicher wich nach ungleichem Kampf und ließ die mächtigen Felsbastionen des Stol und des Kolowrat in Feindeshand. Karfreit ging verloren, die Flitscher Klause öffnete sich, Tolmein geriet in Gefahr. Als auf österreichischer Seite die ersten Linientruppen im Felde erschienen, war der Landsturm, der sich auf den Isonzoufern und auf den Hängen des Rombon, des Polonik und des Krn geschlagen hatte, um den Alpini und den Bersaglieri den Einbruch ins Flitscher Becken zu wehren, am Verbluten.

Noch heftiger war der Anprall der Italiener unterhalb des Brückenkopfes von Tolmein, in dem sich die Österreicher verzweifelt wehrten, um die gen Laibach führenden Straßen zu sperren. Der Angreifer strebte nach dem Besitz der Hochfläche von Bainsizza, an deren Westflanke der Fluß im tiefgerissenen Bett vorbeistrudelt. Cadorna besetzte die Korada, die den Kolowratrücken gen Süden abschließt, und erzwang bei Plava, 12 Kilometer nördlich von Görz, den Übergang über den Fluß. Drei Brigaden stürmten unter den Augen des Königs, um den Verteidiger auf dem Ostufer gegen das verkarstete Bergland zurückzuwerfen und sich der nackten Kuppe des Kuk zu bemächtigen, die die Nordflanke des Görzer Talkessels und den rechtsufrigen Brückenkopf beherrscht. Der Angriff gedieh. Im letzten Augenblick erschien die Spitze der 1. Gebirgsbrigade auf der Hochfläche von Bainsizza und fing den gefährlichen Stoß mit Feuergewehr und Bajonett auf. Die Italiener wichen gegen den Fluß, behaupteten sich aber bei Plava auf dem Ostufer und gruben sich am Karst mit Pickel und Brecheisen ins Ge-

stein. Von der Korada donnerte Cadornas Artillerie und sicherte den ersten Brückenkopf der Italiener am Unterlauf des Flusses.

Auch Görz war schon am 24. Mai bedroht. Da es nicht mehr preisgegeben, sondern gehalten werden sollte, opferten sich Grenzer und Depotbataillone auf den verkarsteten Höhen des Westufers zwischen Cormons und Podgora, im Schwemmgebiet von Gradisca und Ronchi und in der Schilfwildnis des Isonzodeltas, um Zeit zu erstreiten. Ein Kärntner Marschbataillon schlug fünf Stürme ab, litt aber unter dem Feuer der italienischen Artillerie so schwer, daß es zu erliegen drohte. General Boroevic, der am 27. Mai in Laibach eintraf, blickte mit Sorgen auf die Entwicklung der Dinge, denn noch stand er vor leeren Lagern. Da sandte Alfred Krauß den Artillerie-Oberstleutnant Körner nach Görz und befahl ihm, das letzte Rohr zur Erhaltung des Brückenkopfes und der Podgora einzusetzen. Das geschah, und als am 28. Mai zum erstenmal zusammengefaßtes Geschützfeuer vom Kuk in die italienischen Reihen schlug, ließ Aosta rasch vom Angriff ab, um auf Cormons zurückzuweichen.

Am Abend des kritischen Tages durcheilten die ersten Staffeln des XVI. Korps die Wippachmulde, in der Görz mit seinem grauen Kastell, seinen weißen Häusern und bunten Kirchen in Lorbeerbüschen, Rosengärten und Kastanienwäldchen zwischen sanften Hügeln gebettet lag, und besetzten die Podgora, den Monte Sabotino und die Trümmer von Oslavija auf dem Westufer des Flusses. Der Brückenkopf war gerettet, und die Vorkämpfe gingen zu Ende.

Die Italiener begannen nun am Isonzo methodisch zur Durchbruchsschlacht zu rüsten.

Die erste Schlacht am Isonzo

Erst 35 Tage nach der Überschreitung der Grenze fühlte sich Cadorna stark genug, eine Schlacht zu liefern, um den Übergang über den Isonzo zu erzwingen und den Weg nach Triest zu öffnen.

Als die 3. Armee am 29. Juni 1915 bei Cormons zum Angriff auf den Brückenkopf Podgora und bei Gradisca zum Angriff auf die Vorstufen der Hochfläche von Doberdo schritt, hatte Erzherzog Eugen so viel Truppen zur Hand, daß er dem Feind auf der ganzen Front vom Stilfser Joch bis zum Meere entgegentreten konnte. Tirol und Kärnten waren freilich nur durch zerstreute Kräfte geschützt, aber von Tolmein bis Monfalcone standen jetzt geschlossene Bataillone und eine Anzahl Batterien zum Empfang des Gegners bereit. Hätte Cadorna in den letzten Maitagen Divisionen zu Sturmkolonnen gebildet und die erste blutige Feuertaufe nicht gescheut, so wäre er des Tolmeiner Brückenkopfes und der Görzer Talmulde doch noch Meister geworden, denn

die 80 Kilometer klafternde Isonzofront war damals nur von 30 Bataillonen und 180 bespannten und unbespannten Geschützen besetzt. Als Aosta sechs Wochen später zur Schlacht antrat, standen auf der Hochfläche von Bainsizza, in der Wippachmulde, auf der Podgora und auf dem Felsengewirr von Doberdo 9 Divisionen hinter den Brustwehren, und vom Monte Kuk drohten Körners Flankenbatterien.

Boroevic hatte das Flußdelta preisgegeben und war zwischen Görz und dem Meere über den Fluß auf die zerklüftete Karstlandschaft zurückgegangen. Er stand also nur noch an zwei Stellen, unmittelbar vor den Görzer Brücken und vor Tolmein, auf dem Westufer des Isonzo.

Cadornas erster geordneter Angriff galt dem Südflügel, der die Straße Monfalcone—Nabresina—Triest deckte und den Ansturm hart am Fluß auf den Höhen von Doberdo erwartete. Die Österreicher hielten Monfalcone, Selz, San Martino und den vielköpfigen Monte San Michele besetzt und lagen im Geröll und in Ortstrümmern eingegraben. Sie litten vom ersten Tag an schwer unter dem Feuer der italienischen Artillerie, denn die mühsam ausgekratzten Gräben schützten schlecht, und die steinernen Brustwehren schleuderten beim Aufschlag der Granaten ihre zerfetzenden Splitter in die Schützenlinien. Aosta griff zuerst Doberdo an, prallte aber an den Abhängen von Monfalcone, Selz, Polazzo und San Martino ab und sah 5 Divisionen nach hartem Kampf zerzaust ins Schwemmgebiet des Isonzo zurückfluten. Als er den Artilleriekampf erneuerte und am 5. Juli 3 Divisionen gegen den Görzer Brückenkopf führte, um die zerschossenen Stellungen der Österreicher zwischen Oslavija und Podgora zu überrennen, trat ihm die 58. Division entgegen und warf ihn, von Körners Kukbatterien und dem reichbestückten Sabotino unterstützt, nach blutigem Kampf aus den eroberten Gräben. Der erste Versuch Görz in vorbereitetem Sturm zu nehmen, war gescheitert.

Die zweite Schlacht am Isonzo

Cadorna zog aus dem Verlauf der ersten Schlacht den Schluß, daß er den Angriff auf breitere Grundlage setzen müsse, um den Feind zu fesseln und ihn der Verfügung über seine Reserven zu berauben. Er rüstete zur zweiten Schlacht und schritt nach zwölf Tagen zum Sturm. Das Schwergewicht des Angriffs ruhte wiederum auf dem rechten Flügel, der sich gegen Doberdo wandte, während die Mitte die Hügel von Podgora angriff und der linke Flügel bei Plava Boden zu gewinnen suchte. Die 3. Armee war zu dieser Schlacht auf 23 Divisionen verstärkt worden. Der Angriff traf auf 9 Divisionen und ein Dutzend Landsturmbataillone, die von Plava bis Monfalcone aufgereiht standen und im splitternden Karstgestein, in zerfetzten Weinbergen, auf ummauerten Kirchhöfen, auf nackten Kuppen und in den

Dolinen und Kavernen des Karsts den Anprall erwarteten. Zum erstenmal versuchte Cadorna, das Artilleriefeuer zusammenfassend zu leiten, zum erstenmal überschüttete er die österreichischen Linien Tag und Nacht mit Granaten und Sprengbomben, dann trat die Infanterie, zu Sturmbrigaden gegliedert, in tiefen Wellen zum Angriff an.

Der rechte Flügel brandete an den Karsthalden empor. Auf den Terrassen von Monfalcone, in den Steinbrüchen von Selz, bei der Kapelle von Polazzo und auf den Hängen von San Michele wurde Brust an Brust gekämpft. Der Angreifer setzte sich am Nordhang von Doberdo fest, und der Monte San Michele ging verloren. Einen Augenblick war der linke Flügel Boroevics von Aufrollung nach Süden bedroht. Da führten die Generale Bog und Lukaschich die Honveds zum Gegenangriff und warfen den Feind nach zweimaligem Ansturm vom San Michele auf die Wippachmündung zurück. Am 27. Juli ließ Aostas rechter Flügel erschöpft und gelichtet vom Streit. Unterdessen rang das Zentrum der 3. Armee um den Görzer Brückenkopf. Es drang gegen Podgora vor, überschwemmte die Hügelflur und erschien im Angesicht von Görz. Der Verteidiger des Brückenkopfes, Generalmajor Zeidler, sah seine Dalmatiner Schützen im Kampf mit sechsfacher Übermacht verbluten. Endlich eilte Entsatz von Gargaro herbei und trieb den Feind am 24. Juli wieder von der Höhenkante gen Westen zurück. Aostas linker Flügel hatte sich bei Plava nur zagend über den Rand der Hochfläche erhoben. Als ihm Körner den Feueratem seiner Batterien ins Antlitz blies, war er rasch wieder auf Plava und Zagora zurückgeglitten. Ein Fesselungsversuch Frugonis am Krn endete in Grabenkämpfen.

Als Cadorna die erstrittenen Vorteile an den Verlusten maß, erkannte er, daß der mißlungene Angriff einer Niederlage gleichkam. Im Brand der Sommersonne lagen die Gefallenen zwischen den Gräben hingestreckt, Verwesungsdünste zogen über das Steinmeer des Karstes und mischten sich mit den Fieberdünsten des Isonzodeltas, in dem der Italiener Betonklötze versenkte, um Marinegeschütze aufzupflanzen. Cadorna hatte die Hoffnung aufgegeben, rasch zum Ziel zu kommen, obwohl er sich von den Russen zur Eile getrieben sah, denn die Not im Osten war groß. Als am Isonzo die zweite Schlacht geschlagen wurde, standen die Deutschen sturmbereit vor den Toren Warschaus, und die Österreicher im Kampf um Sokal. Die Russen wichen, auf drei Fronten geschlagen, gegen Brest-Litowsk. Der Angriff Cadornas hatte ihnen nur geringe Entlastung gebracht.

Die Stellung der Österreicher auf der Hochfläche von Doberdo und im Brückenkopf von Podgora war durch die zweite Isonzoschlacht nicht erschüttert worden, aber die Verteidiger litten unter dem Fluche der starren Verteidigung, zu der sie durch den Mangel an Kräften und die geringen Raumtiefen des Kriegstheaters gezwungen waren. Boroevic kämpfte gegen

sechsfache Übermacht, Triest lag nur 30 Kilometer hinter der bestürmten Front, Görz sogar unmittelbar im Feuerkreis der Schlacht.

Im italienischen Hauptquartier zu Udine war Sorge eingekehrt. Italien war im Wahne in den Krieg gezogen, daß ein Sommerfeldzug genügen werde, die Österreicher zur Preisgabe Triests zu zwingen. Nun stand das Heer vom Stilffer Joch bis zum Meer an der unglücklichsten aller strategischen Grenzen aufmarschiert und litt und stritt auf den Schneegipfeln der Alpen, in den Schluchten des Cordevole und der Fella, auf den Geröllhalden des Karstlandes und in den Lagunen der Adria, ohne vom Fleck zu kommen. Der Feldzug war festgeraten, ehe er sich vom Boden gelöst hatte, der italienische Soldat zum Schanzgräber geworden, die strategische Rolle Italiens im Dreifrontenkrieg zu einem Fesselungsunternehmen herabgesunken. Weder das italienische Kriegsziel noch das gemeinsame Kriegsziel der Entente tauchte aus dem Dunst der Schlachten, die Cadorna am Isonzo lieferte. Trotzdem durfte Italien nicht rasten. Nur im Angriff, in der Fortsetzung systematischer, mit gesammelter Kraft geführter Angriffe lag das Heil. Solange der Feind Cadorna Zeit ließ, Ort und Stunde der Schlacht zu bestimmen, und in starre Abwehr gebannt, den Schild vorhielt, ohne zum Gegenangriff überzugehen, behauptete der Italiener den Schein strategischer Handlungsfreiheit, der den Angreifer stets mit einer gewissen Gloriole umgibt. In diesem Ruhm sich sonnend, schritt Italien im Sommer 1915 auf den Alpenfronten zu Vorstößen von geringerem Ausmaß, um inzwischen Kräfte und Mittel zur dritten, entscheidend gedachten Schlacht am Isonzo bereitzustellen.

Die Kämpfe am Stilffer Joch, auf den Adamellogletschern und im Ledrotal traten auf der Stelle, und im Etschtal verglomm die Glut völlig unter der Asche. Dagegen schwoll das Feuer am Col Santo und auf der Hochfläche von Lafraun im August zu großer Stärke. Cadorna versuchte, gegen Vielgereuth und Lafraun Boden zu gewinnen, aber die Stürme, die am 24. August einsetzten, wurden auf nacktem Fels blutig abgeschlagen. Auch im Suganatal kam der Kampf zum Stehen. Der italienische Angriff prallte an den Sperrfesten von Panarotto zwischen Borgo und Levico ab. In den Dolomiten verfing sich der Angriff am Monte Sief und am Col di Lana zu unlöslicher Verstrickung.

Die dritte Schlacht am Isonzo

Am 6. September versuchte Cadorna das Pustertal zu bedrohen und dadurch die Aufmerksamkeit des Erzherzogs von Flitsch und Raibl abzulenken. Es war der Auftakt zur dritten Isonzoschlacht. Die Zeit drängte. General Joffre war im Hauptquartier zu Udine erschienen und hatte neue Anstrengungen

gefordert, um die Russen zu entlasten und die Serben vor drohender Offensive zu bewahren. Der französische Feldherr erklärte, daß er selbst mit Macht in der Champagne angreifen werde, und Cadorna gehorchte.

Der Angriff erfolgte in drei Staffeln und erfaßte zuerst den Raum Flitsch. Frugoni hatte sich im Flitscher Becken eingenistet und die Österreicher am Canin, am Polounik und in Grabenkämpfen am Krn stark bedrängt. Der Italiener bemächtigte sich der Prevelascharte, zog sich am wilden Rombonstock vollends in die Höhe und gelangte auf der Talsohle über den Markt Flitsch hinaus. Krauß gab Flitsch auf und entzog seine Schützen dem feindlichen Artilleriefeuer, um den Predilpaß am Rombon und an der Koritnicaklamm zu verteidigen. Am 9. September flammten die Kämpfe vom Rombon bis zum Kolowratrücken auf und erreichten am 12. September große Stärke. Das Artilleriefeuer hallte mächtiger in den Bergen als je zuvor. Minenwerfer, Flammenwerfer und Gasbomben erschienen im Felde. Am 17. September gingen Flitsch und Koritnica in Rauch auf, das zerschossene Fort Hermann feuerte aus seinem letzten Geschütz. Aber über Fesselungsversuche gediehen Frugonis Angriffe im Flitscher Becken nicht hinaus. Bald rollten Herbstnebel über den verödeten Talboden und raubten der italienischen Artillerie Sicht und Kraft.

Auch die Angriffe auf den Brückenkopf von Tolmein wuchsen nicht zur Höhe geordneter, zielbewußt geführter Schlacht. Der Österreicher behauptete sich auf dem rechten Isonzoufer und hielt dem Kreuzfeuer, das vom Kolowrat auf ihn niederbrach, und den Stürmen, die von Woltschak ausgingen, unerschütterlich stand. Am Krn wurde um jede Felsenstufe gekämpft.

Am 16. September griff Frugoni abermals an. Er hatte die österreichischen Stellungen vom Kolowrat und dem näher heranstehenden Hevnik drei Tage beschossen und sandte seine Infanterie im Abendschein zum Angriff. Das grelle Licht blendete die Österreicher, Granaten und Steinsplitter rissen tiefe Lücken, aber der Sturm der Versaglieri erstarb am Hang. Als Frugoni am 29. September vom Krn und von der Höhe Mrzli Vrh bis zu den Hügeln von Santa Maria und Santa Lucia noch einmal angriff, wurde der Sturm nach zweitägigen Nahkämpfen wiederum abgeschlagen. Am 12. Oktober ging der Lärm dieser zerstreuten Gefechte in dem Kanonendonner unter, der von Plava bis Monfalcone zu schwellen begann.

Die vierte Schlacht am Isonzo

Cadorna leitete die Hauptschlacht ein, um Görz zu Fall zu bringen. Da er den Feind auf der ganzen Front gebunden, die Vorbereitungen vervielfacht hatte und mit gehäuften Streitmitteln zu Felde zog, zweifelte er diesmal nicht am Erfolg. Der stärkste Trumpf in Cadornas Spiel war

die Gebundenheit des Gegners, die noch schlimmer war als die der Deutschen an der Westfront. Wohl war es Conrad v. Hötzendorf gelungen, allmählich stärkere Kräfte an die italienische Grenze zu senden, aber sie wurden von der langgestreckten Front verschlungen. An einen Gegenangriff mit strategischen Zielen war nicht zu denken. Um so verbissener wurde der Widerstand der Österreicher, die dem freihandelnden Feind in Gräben und Kavernen, auf Pässen und Bergen, hinter Stein und Stahl mit Feuergewehr und wachsender Artilleriekraft begegneten. Sie wußten, daß die Adriaflanke gefährdet war. Von den 300 Bataillonen, die sie im Herbst 1915 vom Stilfser Joch bis zum Meere aufgestellt hatten, fochten daher nicht weniger als zwei Drittel am Isonzo.

Am 14. Oktober 1915, kurz nach dem Beginn der großen Herbstschlacht in der Champagne und der zweiten Eroberung Belgrads, eröffneten die italienischen Batterien das Feuer auf Tolmein und die Höhen von Görz und Doberdo. Drei Tage schossen sie aus allen Rohren, um der Infanterie nach französischem Beispiel den Weg in den Feind zu bahnen, dann griffen Frugoni und Aosta an. Der Ansturm auf Tolmein schwand rasch aus dem Bild der Schlacht, die sich dicht und dichter um Plava, Görz und Doberdo zusammenzog.

Aosta führte 93 Bataillone zum Sturm auf die Linie St. Florian—Monte Sabotino—Oslavija—Podgora vor. Der Stoß traf die 4. Gebirgsbrigade und die 58. Liniendivision. Kärntner, Dalmatiner und Ungarn verteidigten die bebuschten Halden, die zerschlagenen Rebberge und die weißen Mauertrümmer von Oslavija. Dreizehnmal stürmte der Italiener gegen den Sabotino an und drang zweimal in die Stellung, ohne sich auf der Höhe behaupten zu können. Auch an der Podgora scheiterte Stoß um Stoß, aber vor Oslavija gelang es dem Angreifer, sich im toten Winkel einzunisten, die österreichische Stellung zwischen dem Monte Sabotino und der Podgorahöhe anzuschneiden und freien Ausblick auf Görz zu gewinnen. Doch wiederum schlug österreichisches Fernfeuer vom Rande der Hochfläche von Bainsizza, vom Monte Kuk und vom Monte Santo vernichtend in die italienischen Reihen und rettete die Brücken. Auf den Flügeln, bei Plava und am felsigen Gerippe von Doberdo prallten alle Angriffe ab.

Rauhes Wetter zog über das Kampffeld, Schnee und Regen trieb über den Rombon, färbte den Krn und den Rücken des Stol und schwellte die Torrenten. In der Nacht fror es auf den Bergen. Die Italiener litten unter der Kälte und begannen zu ermatten. Da ging Boroevic am 28. Oktober zu Gegenstößen über und gewann am Krn, bei Plava und Oslavija einige Gräben zurück. Am 1. November stürmten die Italiener bei Plava, Podgora und am San Michele aufs neue und suchte im Nahkampf Raum zu gewinnen. Sie nahmen Oslavija, wurden aber

am 3. November von den Dalmatinern wieder zurückgeworfen. Am 4. November sank der Angreifer auf seinen Leichenhügeln nieder. Die Schlacht schien zu Ende.

Aber sie war es nicht, sondern schlug alsbald wieder zu hellen Flammen auf.

Cadorna bekennt sich diesmal nicht geschlagen. Er treibt zur Wiederaufnahme des Kampfes, um den Görzer Brückenkopf im Nachstoß zu erobern, ehe der erschöpfte Verteidiger sich gekräftigt und neugeordnet hat, ruft alle Batterien vom schweren Marinelangrohr bis zur Revolverkanone ins Feuer und pflastert Podgora und die Höhe von Doberdo mit Stahl und Eisen. Am 10. November brechen Aostas Bataillone zum Sturm auf Oslavija und die Isonzobrücken vor. Wiederum wankt der ganze Brückenkopf. Da wirft Generalmajor Zeidler dem Feind seine letzten zwei Bataillone Kaiserjäger und zwei Honvedbataillone entgegen und bietet ihm abermals Halt. Aosta führt Verstärkungen vor und berennt die ganze Front von Sabotino bis Doberdo. Polen verteidigen den Monte Sabotino, Honveds den San Michele, bis die Übermacht sie zu überwältigen droht. Boroevic rafft die Reserven zusammen und ruft Schützen, Landsturm und Sappeure in den Kampf, um die Lage vor Görz wiederherzustellen. Die Schlacht wird zum Gemetzel. Am 24. November gewinnt Aosta bei Podgora den Höhenkamm, aber als er seine Toten zählt, schwindet ihm die Entschlußkraft, den Angriff fortzusetzen und den Erfolg zum Sieg zu gestalten. Vom Monte Sabotino bis zur Podgorahöhe liegen die italienischen Sturmwellen zu Haufen gemäht; viele sind im Anlauf gefallen, viele nach gescheitertem Angriff auf gedrängter Flucht zusammengeschossen worden, manche nach dem Einbruch in die feindlichen Gräben im Nahkampf erlegen. Die Schlacht bricht in Einzelkämpfe auseinander und wird im Dezember von Regenstürmen und Schneewirbeln begraben.

Görz ist nicht gefallen, aber Aosta hat auf der Hochfläche von Doberdo Fuß gefaßt, und die Stadt liegt unter dem Feuer der italienischen Geschütze. Erst am 24. Januar 1916 gelingt es Zeidler, den zusammengedrückten Brückenkopf wieder zu erweitern und ein Stück des verlorenen Bodens vor Oslavija zurückzuerobern.

Italiens erster Kriegswinter war gekommen. Er brach über ein verstimmtes, durch militärische Mißerfolge erschüttertes Land herein. Statt in Triest, lagerte das italienische Heer in Eis und Schnee auf den Alpenrändern, in Regen und Verwesungsgraus auf dem Karstgestein. Der Russe war geschlagen, ganz Serbien in Feindeshand, König Nikita von Montenegro, der Vater der Königin Elena, landflüchtig, und Durazzo im Besitze der Österreicher. Aber es gab kein „Zurück".

Die strategische Lage im Frühling 1916 und die fünfte Schlacht am Isonzo

Cadorna rüstete fieberhaft auf den Frühling, um dem Feinde zuvorzukommen und, von England und Frankreich mit Geschütz und Gerät unterstützt, die Schlachtenfolge am Isonzo wieder aufzunehmen und durch die Eroberung Triests zu krönen. Er erließ neue Kampfvorschriften, jagte Dutzende von unfähigen oder unglücklichen Generalen weg, vereinigte alle Befehlsgewalt in seinen Händen, festigte die Mannszucht und stellte die Strategie in den Dienst eines einzigen Gedankens: Mit Gewalt auf Triest durchzubrechen!

Da begannen sich in Südtirol Wolken zu ballen, die auf eine österreichische Offensive deuteten. Cadorna glaubte zwar genug getan zu haben, um seine verletzliche Flanke zu sichern, sandte jedoch trotzdem Artillerie und Infanterie, die schon bei Udine auf den Befehl zum Angriff auf Görz wartete, eilends gen Verona.

Es war März geworden, aber die von unzähligen Gipfeln überragten und von vielen tiefen Schrunden zerrissenen Hochflächen von Lafraun und Asiago lagen unter schweren Schneelasten begraben. Der Österreicher konnte daher noch nicht angreifen. Cadorna nützte die Frist und schritt am Isonzo zu Vorstößen, die den Gegner beunruhigen und auf den äußeren Linien fesseln sollten. Die Italiener liefen bei Tolmein, bei Plava, bei Oslavija, am Monte San Michele, bei San Martino und Doberdo an. Vom 11. bis 19. März folgte Sturm auf Sturm, aber es war kein Massenangriff, sondern ein Vorprallen einzelner Brigaden. Die fünfte Schlacht, die am Isonzo geliefert wurde, erwuchs infolgedessen nicht zur einheitlichen Handlung und verlor sich in Grabenkämpfen, bevor die Österreicher sich zwischen dem Gardasee und der Brenta zum Sturm auf die tiefe Flanke des italienischen Heeres erhoben und Asiago bedrohten.

Die Schilderung der italienischen Feldzüge hat uns noch einmal zu jenem Markstein des Krieges zurückgeführt, an dem sich die Kriegführung der Mittelmächte im Frühling des Jahres 1916 in auseinanderstrebende Bahnen spaltete. Wir sehen Conrad und Falkenhayn noch einmal nach der Vertreibung der Russen von den Karpathen, nach der Eroberung Polens und Litauens, nach der Niederwerfung Serbiens und Montenegros vor Saloniki Halt machen, sich voneinander abwenden und jeden für sich neue Ziele suchen. Der Deutsche zieht aus, Verdun anzugreifen, der Österreicher will die italienische Heeresmacht in Venetien zertrümmern. Wir sehen noch einmal zwei auf innigstes Zusammenwirken angewiesene Verbündete auf der inneren Linie getrennt marschieren und getrennt schlagen, nachdem sie die Schwelle des Jahres 1916 Hand in Hand als Sieger überschritten hatten.

Als Falkenhayn Conrads Gesuch um Unterstützung der Tiroler Offensive abgelehnt hatte, war die österreichische Heeresleitung daran gegangen, den Plan mit eigenen Kräften auszuführen. Da es ihr an Streitmitteln und Streitern gebrach, den Feldzug auf breite Grundlagen zu stellen und einen Doppelangriff ins Auge zu fassen, der die Front und die Flanke des im venezianischen Sack verstrickten Gegners zugleich bedroht hätte, entschied sie sich für die Durchführung eines einfachen Flankenstoßes und verzichtete sogar auf einen kräftigen Fesselungsangriff an der Isonzofront. Dadurch wurde dem Unternehmen die Sicherheit strategischer Auswirkung genommen, denn der einfache Flankenstoß ließ Cadorna die Möglichkeit, sich der Vorteile seiner sonst so ungünstigen Winkelstellung zu bedienen und Truppen und Gerät auf der inneren Linie zwischen Udine und Verona nach Gefallen zu verschieben. Als der Vorfrühling die Südtiroler Alpen noch einmal mit ungeheuren Schneemassen überschüttete, ging den Österreichern sogar der Vorzug der Überraschung verloren.

Der Donner der Verduner Belagerungsgeschütze hatte Cadorna aufhorchen lassen und ihm verraten, daß der Deutsche im Westen beschäftigt war. Man verstand die Sprache der Kanonen dahin, daß der Deutsche, der mit Italien noch nicht im Kriege lag, obwohl ein zum Existenzkampf gewordener Koalitionskrieg keine feingespaltenen diplomatischen Unterschiede duldete, nicht mit den Österreichern gegen Verona rücken werde. Als kurz darauf aus Albanien Kunde vom Abmarsch österreichischer Kräfte nach Norden einlief, Valona unbehelligt blieb, und das Feldzeichen des Generals Köveß in Tirol auftauchte, wußte Cadorna Bescheid. Aber — er war ja gerüstet, hielt die Tiroler Flanke für gesichert und richtete seine Gedanken auf die Fortsetzung der Isonzoschlachten, die nach dem Boulogner Kriegsplan und den Besprechungen, die der italienische Generalstab um die Jahreswende mit Kitchener und Joffre gepflogen hatte, als Teilstück der großen Ententeoffensive im Sommer des Jahres 1916 entfesselt werden sollte.

Cadornas Zuversicht war nicht unbegründet, denn das Heer Viktor Emanuels war auf nahezu drei Millionen Mann verstärkt worden und hielt im März mit 38 Divisionen, 550 bespannten Batterien und zahlreichen schweren Geschützen das Feld. Aber von dieser Heeresmasse standen vor dem Tagliamento und jenseits der strategischen Grundlinie, die vom Nordende des Gardasees nach Venedig lief, nicht weniger als 33 Divisionen aufmarschiert. Solange Cadorna angriff und der Gegner in der Abwehr verharrte, war dies zu ertragen, aber auch in diesem Falle gab diese Massebildung auf exzentrischen Positionen zu denken. Das Marschbild des italienischen Heeres zeigte die Gestalt eines Fächers, der über Verona ausgespannt, seine Stäbe phantastisch nach Nordwesten, Nordosten und Osten reckte. Cadornas Angriffsflügel stand vor Görz etwa 200 Kilometer östlich von der Etschlinie, sein Zentrum war zu beiden Seiten des Plöckenpasses

etwa ebenso weit nach Nordosten vorgeschoben, sein linker Flügel aber stand am Stilfser Joch, 120 Kilometer nordwestlich, und zwischen Rovereto und Asiago nur 50 Kilometer nördlich von Verona aufmarschiert. Wurde die Peripherie dieser Fächerstellung an einer Stelle durchbrochen, die zur Umfassung der exzentrisch fechtenden Hauptmasse einlud — und hierzu bot jede Scharte zwischen Tolmein und dem Tonalepaß Gelegenheit —, so geriet die ganze Front ins Wanken.

Cadorna war trotzdem guten Mutes. Er kannte Österreichs beschränkte Kraftquellen und sah daher dem Angriff zwischen Etsch und Brenta gelassen entgegen. Die Stellungen, die man im ersten Anlauf besetzt und während eines vollen Jahres ausgebaut hatte, ließen nach seiner Überzeugung dem Angreifer wenig Hoffnung auf Erfolg. Die 1. Armee hatte das rechte Ufer des Daonetales, das Judikarietal bis zum Monte Molino, das Ledrotal, die Sperren des Etschtals bis zu den Zugängen Roveretos, den Vorsprung des Lagarinatales bis zur Linie Loppio—Rovereto und das Laintal mit dem Massiv des Monte Pasubio erobert. Auf den Höhen von Vielgereuth und Lafraun war die Linie Serrada—Lusern erstritten. Der Italiener stand dort hoch über dem Astachtal und hatte ein ganzes Netz von Straßen und Befestigungen um sich gebreitet. Ala, Chiesa und Piazza waren in seiner Hand, alle Querriegel der Täler besetzt, und die Mulde von Rovereto-Calliano, der einzige Aufmarschraum der Österreicher, lag unter dem Feuer seiner Geschütze. Zwischen Lusern und Borgo verlief die Kampflinie über Vezzena und den Armentararücken auf den Nordwesthängen der Lessinischen Alpen. Die Österreicher hatten die Ausfallstellungen, die drohend ins Astachtal, ins Val d'Assa und zu den Forts von Arsiero, Asiago und Primolano hinüberblickten, preisgegeben und schienen daher schon aus diesem Grunde zu hoffnungsloser Unterlegenheit verurteilt. Mühsam behaupteten sie sich auf der zerrissenen, von Serpentinenstraßen durchschlängelten Hochfläche von Lafraun und verteidigten die zerschossenen Sperrforts hinter Schneewehren und in vereisten Gräben mit Gewehr und Handgranate gegen den unablässig drängenden Feind.

So sah Cadorna die Lage, so war sie auch, aber hinter dieser bedrängten Abwehrfront rüstete Conrad zur Offensive.

Die Schlacht bei Asiago und Arsiero

Conrad v. Hötzendorf schuf aus Tiroler Besatzungstruppen und frisch anrollenden Verbänden eine neue 11. Armee von 9 Divisionen, deren Führung der Verteidiger Tirols, General v. Dankl übernahm, und rief Köveß nach Bozen, wo sich die 3. Armee in einer Stärke von 5 Divisionen als zweites Treffen bereitstellte. Zum Oberbefehlshaber dieser Heeresgruppe

wurde Erzherzog Eugen ernannt, der mit seinem Stabschef Alfred Krauß von Marburg nach Bozen eilte, um den Angriff nach den Weisungen Conrads zu leiten. Die besten, berggewohntesten Divisionen des österreichisch-ungarischen Heeres waren versammelt. Um ihnen den Weg in den Feind freizuschlagen, sandte Conrad Batterie auf Batterie nach Südtirol. An der wolhynischen und an der galizischen Front verschwand manches schwere Rohr, traten Marschbataillone an die Stelle abziehender Kampfstaffeln. Das XX. Korps wurde zur Kerntruppe der Stoßarmee bestimmt und dem Befehle des Thronfolgers übergeben, dem Oberst von Waldstätten als Stabschef zur Seite trat. Erzherzog Karl sollte den Hauptstoß führen und über Asiago gen Schio vorbrechen. Sann doch Conrad auf nichts geringeres als auf Durchbrechung der Tiroler Flanke und Abstieg in die Ebene Venetiens.

Die Zeit verrann. Aus dem März war Mai geworden. Vor Verdun wütete die Schlacht auf beiden Maasufern, am Naroczsee war die Entlastungsoffensive Ragosas in Blut und Sumpf erstickt, bei Ypern, vor Arras, an der Somme, an der Aisne und an der galizischen Front herrschte trügerische Ruhe. Conrad drängte zum Angriff.

Mit Sorgen blickte General Krauß auf die tiefgestaffelte Truppenmasse, die der Weisung Teschens entsprechend, nicht in den Tälern, sondern über das verschneite Hochgebirge zum Angriff vorgeführt werden sollte, aber die Befehle lauteten sehr bestimmt, und Eugens Stabschef mußte darauf verzichten, stärkere Stoßkeile auf den Flügeln, im Etschtal und im Suganatal, anzusetzen. Er ballte die Hauptkräfte nach den Weisungen des Oberkommandos am Pasubio und auf der Hochfläche von Vielgereuth und Lafraun und schritt nach langem Harren zum Angriff.

Am 14. Mai hüllte sich die österreichische Front vom Ledrotal bis zur Brenta in Rauch und Flammen. Die Artillerieschlacht begann und brach vernichtend über die Gräben, Kastelle, Batterien und Lager des Italieners herein. Bis Asiago reichten die Würfe der Skodahaubitzen. Aus versteckten Mulden, von verschneiten Kuppen und aus dunkeln Felsscharten, wo der Welsche bis auf diesen Tag noch kein Rohr gesehen hatte, feuerten Batterien aller Kaliber und schleuderten ihre Eisenmassen auf den Feind. Die Überraschung war grenzenlos, und als Dankls Infanterie am 15. Mai aus den Gräben stieg, war die Standfestigkeit des Verteidigers schwer erschüttert. Das XX. Korps, das auf der Hochfläche von Vielgereuth den Vortritt hatte, überrannte die feindlichen Stellungen und warf den Welschen in einem einzigen Anlauf über den Monte Maronia nach Süden. Die erste, die zweite Linie, die Stützpunkte fielen, und am 18. Mai stand Karls Korps fünf Kilometer tief im Gefüge der feindlichen Front auf italienischem Boden und zerbrach die Panzerwerke Campomolon und Toraro. Hinter den Gipfeln des Leghi, Tormeno, Tanezza und Seluggio sprang

das Astachtal auf. Die Italiener verloren den Halt und begannen in Unordnung auf Arsiero abzufluten.

Dankls rechter Flügel gewann weniger Raum, bedrängte aber den Gegner an den Ausgängen des Laintales, des Brandtales und auf den Querriegeln des Etschtales so stark, daß er gen Serravalle und Chiesa wich und nach verzweifeltem Kampf die Höhenstellung auf der Zugna Torta preisgab. Als das XX. Korps die Grenze überschritten hatte, zog sich der Italiener im Etschtal über Marco und im Brandtal über Pozzacibio auf Anghebeni zurück. Hier fand er den ersten Halt. Alpini verteidigten den Col Santo, bis sie von drei Seiten umfaßt an die Steilwände gedrückt wurden und behaupteten sich auf dem tief verschneiten Pasubio in der rechten Flanke des XX. Korps, das unterdessen seinem Angriffsziel Arsiero näher und näher kam.

Der linke Flügel der Österreicher traf auf härteren Widerstand. Der Italiener ging südwestlich von Borgo auf dem Armenterarücken zu Gegenangriffen über und wich dort erst zurück, als das III. Korps bei Lafraun zum Angriff schritt. Nachdem Karls Angriff bis zu den Steilrändern der italienischen Talscharten Raum gewonnen hatte, brach das III. Korps am 20. Mai zwischen Lusern und Vezzena vor und suchte den Weg ins Val d'Assa. Durch zerrissenes Drahtgeflecht, über verharschten Schnee und apere Weide wälzte sich der Angriff in die italienischen Gräben, zersprengte den Feind, und jagte ihn auch hier vom Tiroler Boden. Hätte Dankl das XX. Korps am 18. Mai nicht angehalten, um mit Artillerie und Infanterie neu aufzumarschieren, sondern den Sturm rücksichtslos gen Arsiero hinabgetragen, so wäre der Italiener am 20. Mai nirgends mehr zum Stehen gekommen. Aber auch so reifte der Einbruch zur Durchbrechung der gepanzerten Front.

Als Dankl am 21. Mai nach neuem Feuerschlag abermals zum Angriff schritt, stürzte der im Zentrum vorgetriebene Keil die Italiener von den Steilrändern der Hochfläche in die Nebentäler des Astachflusses und zwang sie, im Becken von Arsiero Zuflucht zu suchen. Das III. Korps riß das Val d'Assa auf, brandete an den Felsenhängen des Monte Verena empor und begann auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden ob Asiago Fuß zu fassen. Verzweifelt fechtend wich der Welsche, dem von allen Seiten Verstärkungen zuflossen, auf die Linie Forni—Monte Zingarella.

Am 24. Mai war die italienische Stellung in der ganzen Tiefe durchstoßen, im Brandtal Chiesa genommen, am Oberlauf der Posina, die bei Arsiero in die Astach mündet, Bettala erreicht, vor den Toren Arsieros der Monte Cimono erstürmt, im Astachtal Forni genommen und im Assatal der Kampf um die Sperrforts von Asiago eröffnet. Nur die schwach ausgestatteten Flügel waren zurückgeblieben. Im Suganatal war der Verteidiger über Borgo zurückgewichen, im Etschtal stand er bei Serravalle und auf

der Corni Zugna fest. Da der Italiener sich zwischen Chiesa und Bettala auf dem Monte Pasubio behauptete, spitzte sich der Angriff immer schmäler auf die Linie Arsiero—Asiago zu und führte an den Ufern und auf den Hängen der Hochfläche von Asiago allmählich zur Verstrickung. Angriff und Gegenangriff verflochten sich zu stehender Schlacht. Cadornas Reserven warfen sich ins Gewühl. An den Hängen des Armenterarückens verblutete die Brigade Siena, am Monte Civaron die Brigade Venezia, an den Hängen des Monte Verena und im Astachtal sanken die Panzerfesten in Trümmer, auf dem Pasubio tobte ein Schneesturm und begrub Feind und Freund.

Noch wirkte die Stoßkraft der Österreicher, die ihre Artillerie unter unsäglichen Mühen mit sich schleppten und die Staffeln der 3. Armee nach vorn zogen, aber der Flügelschlag des Angriffs begann doch allmählich zu erlahmen. Schwerer, bewaldeter Karstboden und steil aufgesetzte Höhen zwangen zu bedächtigerem Vorgehen. Frostige Nächte, Schneegestöber und Rauhreif hemmten den Sturmlauf über Felsen und Schründe, in glattem Alpgras und lockerem Geröll. Mit zerfetztem Schuhwerk und blutenden Füßen kämpften Tiroler, Steirer, Ungarn und Bosniaken auf den Bergstufen. Am 29. Mai rang sich der Angreifer aus dem Posinagrund auf den Steilrand des Südufers empor und verbiß sich in Kämpfen um den Besitz des Monte Priafora, von dem der Blick schon in die venezianische Ebene tauchte. Bei Asiago fiel das Sperrwerk Punta Corbin, und kurz darauf verlor der Verteidiger die Befestigungen am Monte Interrotto, am Monte Zebio und am Monte Zingarella. Der Italiener wich auch hier aus dem Talbecken auf die Südstufen der Hochfläche.

Am 30. Mai gipfelte der österreichische Angriff in der Einnahme von Asiago und Arsiero. Der Feldbericht meldete 30000 Gefangene und 300 Geschütze als Beute der vierzehntägigen Durchbruchsschlacht.

Cadorna hatte inzwischen nicht nur seine Reserven herangeführt, sondern war auch der Verwirrung in den Reihen der 1. Armee Meister geworden und ordnete seine Streitkräfte auf der letzten Bergterrasse, dicht vor dem Abstieg in die venezianische Ebene, zum Gegenangriff. Conrad v. Hötzendorf glaubte, den Feind noch von Asiago ins Becken von Schio und von Arsiero in die Frenzelaschlucht auf Bassano werfen zu können, und sah im Geiste die Ebene schon weit aufgeschlagen vor sich liegen. Er befahl daher dem Erzherzog, den Angriff fortzusetzen, und ließ von diesem Vorhaben auch dann noch nicht ab, als drei Tage später an der wolhynischen und galizischen Front Brussilows Geschütze aufflammten und den bedrängten Italienern willkommene, mit Eifer gesuchte Entlastung verkündeten.

In blutigen Kämpfen erstritt Erzherzog Eugen südwestlich von Arsiero den Monte Priafora, östlich von Arsiero den Monte Cengio und den Monte Barco und nordöstlich von Asiago Gallio, Campo Mule, den Monte Bon-

gara, den Monte Meletta und den Sisemol. Dann wurde der strategische Zwang stärker als Conrads Wille. Die Folgen der Katastrophe von Luzk und des Durchbruchs bei Okna nötigten die österreichische Heeresleitung, den schwer ringenden, nur noch Schritt für Schritt Raum gewinnenden Armeen des Erzherzogs Eugen Halt zu gebieten und alle verfügbaren Bataillone und Batterien nach Stanislau zurückzurufen.

Rom ermannte sich, und die Armeen Cadornas begannen sich zu heftigen Gegenstößen aufzuraffen.

Eugen blieb noch acht Tage in der eroberten Linie stehen, schlug sich mit dem überlegenen Gegner um einzelne Kuppen, verlor Gelände und ging endlich in der Nacht auf den 25. Juni unbesiegt mit Geschütz und Gerät über Arsiero und Asiago auf die felsigen Südhänge der Hochfläche von Vielgereuth und den Monte Verena zurück. Der Erzherzog-Thronfolger und Generaloberst v. Köveß eilten in die Karpathen, um dort in den Riß zu treten, und die 11. Armee setzte sich ungefähr in der Linie fest, die sie am 24. Mai erreicht hatte, und richtete sich wieder zur Verteidigung ein.

Die Italiener folgten dem Feind auf dem Fuße, erkämpften einige Gipfelstellungen im Umkreis von Arsiero und auf der Hochfläche der Sette Communi und drängten die Österreicher im Brandtal und im Suganertal wieder eine Strecke aufwärts, besaßen aber nicht die Kraft, den Gegner im Zentrum auf Vielgereuth und Lafraun zurückzuwerfen. Dankl behauptete sich am Monte Cimone und am Monte Interrotto auf italienischem Boden und hielt das Astachtal und das Val d'Assa verschlossen. Die österreichische Offensive war zu Ende.

Italien genas bald von seinem Schrecken. Der Angriff der Österreicher hatte die nationalen Leidenschaften entflammt und die Kriegsmüdigkeit verscheucht. Die Kammer stürzte Salandra und hob ein Kabinett Boselli-Sonnino auf den Schild, um den Krieg mit rücksichtsloser Entschlossenheit fortzusetzen.

Die sechste Schlacht am Isonzo

Die österreichisch-ungarische Offensive, die als glänzendes Meteor über den Schneegipfeln der Lessinischen Alpen aufgestiegen war und die Umrisse der gefährlichen, strategischen Lage Cadornas einen Augenblick mit grellem Lichtschein übergossen hatte, erlosch, ohne neue Fernen aufzuhellen. Da die Österreicher in Tirol zur Abwehr zurückgekehrt waren, wandte sich Cadorna wieder dem Isonzo zu. Conrad trug der Lage Rechnung und leitete Kräfte aus Tirol nach Görz zurück, aber es waren nur einzelne Regimenter und kampfgeschwächte Brigaden, denn Galizien verschlang den letzten Mann. Erzherzog Eugen sah die Tiroler Front, die noch vor wenigen Wochen vom Siegesjubel der Alpendivisionen hallte, abblättern

und verdorren, und mußte sich darauf beschränken, die Grenzstellungen vom Stilfser Joch bis zur Flitscher Klause mit geringen Kräften zu behaupten, ohne auf die Isonzofront Einfluß zu erlangen. Boroevic focht fortan auf sich gestellt.

Das Schwergewicht lag wieder am Isonzo. Der italienische Feldherr nahm die Vorbereitungen zum Sturm auf den Görzer Brückenkopf bereits im Juni wieder auf. Er machte aus der Not eine Tugend, indem er die Ansammlung der Reserven im Raume Asiago—Arsiero benützte, den Gegner über seine Absichten zu täuschen und setzte die Angriffe auf die 11. Armee noch fort, als im stillen schon die letzten Vorbereitungen zum Beginn der fünften Isonzoschlacht getroffen waren. Diesmal galt es, die Flußschranke um jeden Preis zu durchbrechen und die Sommeroffensive der Entente durch einen italienischen Sieg zu krönen. Erst als 2000 Geschütze aller Kaliber, darunter zahlreiche schwere Grabenmörser, im Umkreis von Podgora aufgepflanzt standen, um die tiefgeschürften Gräben und die unzugänglichen Kavernen der Karstverteidiger zu zerschmettern, erging der Befehl an die zwischen Verona und Bassano versammelten Massen, an den Isonzo zurückzukehren. Nicht weniger als 300 000 Mann eilten auf der inneren Linie in schwindelnder Eisenbahnfahrt und auf keuchenden Kraftwagen von Bassano nach Udine.

Am 3. August war alles zum Angriff bereit. Am Tage darauf warf sich Aostas rechter Flügel bei Monfalcone auf den Feind, um ihn vom Görzer Brückenkopf abzuziehen und auf der Hochfläche von Doberdo zu fesseln. Der Angriff erstieg am 4. August die Höhen, erstarb aber schon am ersten Abend.

Unterdessen beschoß Aosta den Brückenkopf und die inneren Flanken der Hochflächen von Bainsizza und Doberdo aus allen Schlünden. Der Monte Sabotino, Oslavija, Podgora, Görz, die Kuppen des Kuk, des Monte Santo, des Monte Gabriele, die Wippachmulde und der Monte San Michele verschwanden unter dem Aufschlag der Granaten. Furchtbar wüteten die Geschoß- und die Gesteinssplitter in den Felsengräben der Verteidiger. Stickluft füllte die Kavernen und warf ganze Kompagnien ohnmächtig zu Boden. Bis Dornberg an der Wippach, 20 Kilometer östlich vom Isonzo, feuerten Cadornas Marinerohre. Generalmajor Zeidler sah die Eisenschlossen zerstörend auf den Brückenkopf niedergehen, seinen Befehlsstand im Gerichtshof zu Görz zusammensinken und die Vorstädte, in denen die Reserven lagen, in Flammen auflodern. Der Feind war durch Überläufer über die Aufstellung des Verteidigers genau unterrichtet und wußte, wohin er schoß.

Im Schein der Abendsonne erheben sich Aostas Brigaden zum Sturm. Sie stürzen sich mit der Sonne im Rücken, in Wellen aufgelöst, auf den Monte Sabotino, auf Oslavija und die Podgora. Hier liegt alles in Trümmern, und die Gräben schweigen. Nur in den Felsenhöhlen ist noch Wider-

stand lebendig. Todesmutige Männer tauchen aus den Kavernen ins blendende Licht, werfen sich dem Feind entgegen und wehren sich bis in die Nacht. Aber sie sind zu schwach, die Flut zu brechen, die überquellend den Sabotino umfaßt und von Oslavija gegen den Isonzo vordringt. Die Gegenangriffe der letzten Reservekompagnien, die Zeidler vom Isonzoufer vortreibt, ersterben im Schwall. Der Sabotino geht verloren, Oslavija fällt, nur auf dem schmalen Höhenkamm der Podgora behaupten sich noch Trümmer des 23. Schützenregiments bis zum anderen Tag. Da Zeidler keine Verstärkungen mehr erhält und die italienische Artillerie die Vorstädte und die Wippachmulde unter Granaten begräbt, schwindet die letzte Hoffnung auf Entsatz. Der Brückenkopf geht verloren.

Am Abend des 8. August überschreitet General Capello den Isonzo unterhalb der Stadt, dringt in die Vorstadt San Andrea und bedroht die bei Salcano am Nordrand der Stadt fechtenden Nachhuten mit Umfassung. Vorprallende Kavallerie wird von steirischen Jägern und Honveds zusammengeschossen, aber nachquellende Massen zwingen Zeidler, gegen die Bergkette Monte Santo—San Gabriele—San Daniele am Südwestrand des Ternovaner Waldes zu weichen. Hinter dem abziehenden Feind dringen die Italiener in die Stadt.

Während um Oslavija gerungen wird, geht Aosta zum Hauptangriff auf die Hochfläche von Doberdo über. Der viergipflige San Michele wird von allen Seiten erstiegen. Verzweifelt kämpft der Österreicher um den wichtigen Punkt. Die 20. Honveddivision verteidigt den Ruinenberg, bis die Flut über ihr zusammenschlägt. Sie fügt dem stürmenden Feinde ungeheuere Verluste zu, geht aber selbst dabei zugrunde. Der Fall des San Michele bringt die ganze Linie von San Martino bis Monfalcone zum Einsturz. Fechtend zieht sich Boroevics linker Flügel am 8. August über Doberdo und den tiefgerissenen Spalt des Vallone auf die Linie Merna—Jamiano—San Giovanni—Duino zurück. Hinter dem Vallone richten die Österreicher die Front wieder auf und verketten sie mit den Hügeln von San Marco und St. Peter vor den Osttoren des verlorenen Görz und den Heiligenbergen, auf denen schon die Geschoßschwaden Capellos rauchen, zu einer neuen Wehrstellung. Der Italiener bucht die Eroberung der Stadt Görz als ersten strategischen und politischen Erfolg.

Die siebente, achte und neunte Schlacht am Isonzo

Um den Erfolg nicht erkalten zu lassen und die österreichische Front auf dem Karst zu durchbrechen, ehe Boroevic sich wieder ins Gestein gebohrt hat, schlägt Cadorna kurz hintereinander drei neue Schlachten. Er ballt die 3. Armee auf der Hochfläche von Doberdo und im Vallone und geht am

14. September entschlossen zum Sturm auf die Linie Merna—Jamiano—San Giovanni vor. Boroevic ist durch den Fall der Stadt Görz, des ersten großen Kampfpreises, den die Italiener erstritten haben, aufgeschreckt worden und schiebt die Reserven diesmal näher heran, um den Angriff des überlegenen Feindes rechtzeitig zu brechen. Feldzeugmeister Wenzel Wurm kann den Fall des San Michele nicht verschmerzen und schafft den Südkarst zu einer Festung um. Er zieht eine Mauer von Leibern und Steinbarrikaden um Jamiano und Constanjevica und bestellt den Hügel Fajti Hrb zum Hüter seiner rechten, die klotzige Hermadahöhe zum Hüter seiner linken Flanke.

Aosta versucht in Wurms rechte Flanke zu gelangen und greift zwischen Merna und Oppachiasella an. Nach vier heißen Tagen endet der Kampf vor den Trümmern Oppachiasellas. Bei Jamiano gewinnt der Angreifer Boden, vermag aber den hartnäckigen Widerstand nicht zu brechen und kehrt nach wenigen Tagen zum Stellungskampf zurück, um sich im Vallone zu neuem Ansturm zu rüsten.

Am 2. Oktober donnern die italienischen Batterien auf der ganzen Front von Plava bis Monfalcone zur achten Schlacht. Diesmal schießt Cadorna sieben Tage lang Bresche und wirft zwischen Görz und dem Meere, auf einer Front von 25 Kilometern, 300 000 Mann in den Kampf. Aosta stürmt drei Tage und Nächte gegen Constanjevica vor und erreicht auf dem linken Flügel Lukowica und Hudilog. Diesmal mahnt Rom zur Eile und zum Einsatz der vollen Kraft, denn die geschlagenen Rumänen rufen nach Entlastung, und die Schlachtenfolge an der Somme und die Angriffe Nivelles bei Verdun fordern das Echo der italienischen Geschütze. Der Artillerieorkan tobt mit unerhörter Wucht. Die Wippachmulde wird bis auf den Kiesgrund aufgepflügt und die Nordflanke des Fajti Hrb zu Splittern geschlagen. Am 31. Oktober bricht der Sturm der Infanterie aus Görz, Merna und dem Vallone gegen den Fajti Hrb und Constanjevica vor und stößt die Front Boroevics bis zu den Trümmern Constanjevicas ein. Der Italiener erobert die Westkuppe des Fajti Hrb und wirft den Nordflügel des Verteidigers drei Kilometer nach Osten. Doch da dem Welschen die Kraft zum Nachstoß fehlt, endet auch diese Schlacht zwischen den Gräben. Es ist die letzte Isonzoschlacht des blutigen Jahres 1916. Winterstürme ziehen über die Adria — die Angriffskraft des Italieners ist verbraucht.

Der Winter erstickte die Kämpfe auf der Ödfläche des Karstes, auf der Cadorna in neun Schlachten 10 Kilometer Raum gewonnen hatte. Die Gegner bemühten sich, ihre Stellungen in der Steinwüste auszubauen, sprengten Gräben in den Karstboden, verwandelten die Höhlen in Unterkunftsräume, legten Wasserleitungen, bauten Straßen und zogen schweres und schwerstes Geschütz heran. Cadorna rüstete sich im Vallone, in den Mauern von Görz und an den Hängen der Hochfläche von Bainsizza zur Fortsetzung seines seltsamen Feldzuges, der für sich nimmer hätte bestehen können und nur als

Teilerscheinung des großen Krieges verständlich wird. Der italienische Generalstab wußte, daß der Feind dem Angreifer an dieser Stelle keinen Fußbreit Land, keine Scholle Erde mehr überlassen konnte, ohne Triest in unmittelbare Gefahr zu bringen.

Die strategische Lage im Frühling 1917

Während die Deutschen zu Beginn des neuen Feldzuges das Spiel im Westen weitblickend neu stellten, indem sie in einem Zuge von Péronne und Bapaume auf St. Quentin zurückgingen und den Feind mit Geschütz und Troß vor leeren Gräben und einer Wüstenei stehen ließen, waren die Österreicher auf den Kampf um die Trümmer Constanjevicas, die Heiligen Berge, die Wippachmulde, den Monte Kuk und die Höhenkante von Plava eingeschworen. Wohl lag der Talkessel von Görz im wirksamsten Schußbereich ihrer Artillerie, die vom Monte Kuk, vom Monte Santo, vom Monte San Gabriele und vom Monte San Daniele die Ost- und Nordtore der Stadt und das Straßenbündel des Wippachtales beherrschte, wohl bildete die wirr ausgegossene Steinwüste von Constanjevica-Comen mit ihren Kuppen, Dolinen und Kavernen und die breitgelagerte Hügellandschaft Hermada mit ihren toten Winkeln und westwärts absteigenden Schußflächen eine Riegelstellung von ungewöhnlicher Stärke, aber der Krieg trat hier in seiner grauenhaftesten Gestalt hervor, versagte den Gefallenen die Bestattung, sah die Sommersonne Verwesung brüten, die Winterstürme die Gräben mit Erfrorenen füllen und drängte die Schrecken des Stellungskampfes und die Wut der Feldschlacht monate- und jahrelang auf einer Schädelstätte von wenigen Quadratkilometern zusammen. Es gab nur einen einzigen Ort, der diese Schrecken überbot: das war der Leichenanger vor Verdun.

Als der Frühling sich in den Fluten der Adria spiegelte, die Wildnis des Isonzodeltas im üppigen Schilf verschwand, die zerfetzten Oliven- und Pinienhaine am Westufer des Isonzo und die zertretenen Gärten und Auen des Wippachtales sich mit frischem Grün schmückten und Viktor Emanuel vom Campanile der Lagunenstadt Aquileja wieder die weißen Terrassen Triests glänzen sah, war Cadorna zur Fortsetzung der Schlachtenfolge bereit. Er hatte Streiter und Streitmittel abermals vermehrt. In den Vignien und an den Fruchthalden Friauls lagerten 32 neue Regimenter, auf allen Pässen und in allen Scharten der Trentiner und Kärntner Front standen neue französische Geschütze, und in den eroberten Karststellungen harrten Tausende von Bombarden und Flammenwerfern der Verwendung.

Cadorna beschloß, diesmal auf breiterer Grundlage anzugreifen und die Flanken der Karststellungen einzudrücken. Er versagte das Zentrum, das am Fajti Hrb im Raume Constanjevica und bei Vortoiba—Biglia

vor Görz unter dem Geschützfeuer Boroevics gefesselt lag, und befahl Aosta, die Hermada, Capello, der nun die 2. Armee zum Angriff führte, die Hochfläche von Bainsizza zu erobern, aber er zauderte, den Befehl zur Eröffnung der Schlacht zu geben, denn die Niederwerfung Rumäniens, der Ausbruch der russischen Revolution und der U-Bootkrieg hatten neue Schatten auf Italiens Hoffnungen geworfen. Der Eintritt Amerikas in den Krieg war nicht geeignet, diese Schatten zu zerstreuen, wenn England und Frankreich versuchten, den Londoner Pakt zu ändern, um Italiens Kriegsziele zu beschneiden. Als man in Rom zu bemerken glaubte, daß die Westmächte mit Österreich geheime Besprechungen pflogen, um Karl den erbetenen Sonderfrieden auf Kosten Italiens zu gewähren, rührte Cadorna in Udine keine Hand zum Angriff.

Die zehnte Schlacht am Isonzo

Der Italiener eröffnete das Feuer erst am 12. Mai. Er schritt also nach Haigh und nach Nivelle zum Angriff. Und zwar griff er an, nachdem Sonnino aus St. Jean de Maurienne zurückgekehrt war und die Versuche Lloyd Georges und Ribots, das italienische Kabinett zu bescheideneren Kriegszielen zu bekehren, von der Schwelle gewiesen hatte. Nun galt es, Triest zu erstreiten, um es zu besitzen. Die Engländer kämpften um diese Zeit mit verbissener Wut um das blutige Bullecourt, die Franzosen lagen abgekämpft am Chemin des Dames und auf den Champagnehügeln hingestreckt. Die Frühlingsoffensive der Entente war dem Scheitern nahe.

Cadorna schob die 2. und 3. Armee zur zehnten Schlacht noch enger zusammen und schoß diesmal nur drei Tage, aber mit so gesteigerter Kraft, daß die österreichische Front mehr darunter litt als in den schweren Herbstschlachten. Der Südwestrand der Hochfläche von Bainsizza, die Talmulde der Wippach und die Hermada verschwanden in Staub und Rauch. Am 15. Mai warf sich die Masse der 2. Armee auf den Abschnitt Plava—Görz. Das Feuer der Korada- und Sabotino-Batterien hatte das Feld gefegt. Der Welsche stieg von Plava und Zagora empor, schwang sich aus toten Winkeln, wo er zehnfach gegliedert gelegen hatte, auf die Steilkante des Karstes und drang nach erbittertem Ringen südöstlich von Plava in die Gräben, die den Monte Kuk umgürteten.

Boroevic hatte sich mehr um Constanjevica und die Hermada gesorgt, als um den steil über dem Isonzo auftrotzenden Höhenrand, von dem er zwei Jahre lang ungestört über den Fluß gefeuert hatte, und erlag der Überraschung. Körners Kukbatterien — der Tapfere war längst gefallen — wurden vom konzentrischen Gegenfeuer der Korada- und Sabotino-Batterien außer Gefecht gesetzt, und der Angreifer erstieg den Berg. Der Österreicher hielt sich an den Hängen bis zum letzten Mann. Von Britof und Podlaka

herangeführte Verstärkungen stürzten sich mit Bajonett und Handgranate ins feindliche Feuer. Zwei Wochen wälzte sich die Schlacht in Tag- und Nachtkämpfen auf dem Kuk, dem Monte Santo und dem Sattel von Gargaro hin und her, dann wich Boroevic dem Feuer der Sabotino-Batterien, das furchtbar in seiner Flanke wühlte, und überließ Capello den Kuk, um sich auf dem breiten Rücken des Monte Santo unter den Trümmern des zerschossenen Gipfelklosters in neuen Linien festzusetzen. Der Vorsprung von Plava war verloren, der Italiener stand auf dem Kuk in der Flanke des Monte Santo und bedrohte die Bergstellungen am Südwestrand des Ternovaner Waldes jetzt von zwei Seiten.

Acht Tage nach dem Beginn des Sturmes auf Bainsizza — der Kampf war noch in vollem Gange — griff Aosta Constanjevica und die Hermada an. Der Angriff erfolgte zur richtigen Stunde. Boroevic hatte Wurm Reserven entzogen, um den Nordflügel zu stützen. Aostas Angriffswellen gewannen am Fajti Hrb Boden, umspülten die Trümmer von Constanjevica, schäumten vierzehnmal an den Ruinenstellungen der Honveds empor und gipfelten in der Erstürmung Jamianos und der Überflutung der Hermada.

Als die Hermadastellung wankte und italienische Sturmhaufen vor Medeazza auftauchten, war die österreichische Isonzofront vom Einsturz bedroht. Der Verlust des Kuk war erträglich, wenn starke Kräfte auf der Höhe von Bate, der südlichen Bergstufe von Bainsizza, aufmarschierten und die Besatzungen des Monte Santo und des Monte San Gabriele dem vom Kuk und von Salcano drohenden Doppelsturm widerstanden. Der Fall der Hermada war nicht zu ertragen, denn er lieferte den Südkarst bis zur Linie Nabresina—Comen in Cadornas Hand, riß die Südflanke auf und gab Aosta den Weg nach Triest frei, von dem er nach der Eroberung der Hermada nur noch 12 Kilometer entfernt stand. Um solchem Unheil zu begegnen, warfen sich Wurms letzte Reserven, ein paar Kompagnien des 11. Infanterieregiments, Bosniaken, Artilleristen, die ihre Geschütze verloren hatten, Verwundete und Versprengte unter der Führung des Hauptmanns Wieronsky bei Medeazza auf den Feind. Sie drängten ihn in verzweifeltem Ringen von der Westflanke der Hermada weg und retteten die Schlacht. Als Aosta am 30. Mai noch einmal angriff und Medeazza durch einen Überfall zu nehmen suchte, waren die Österreicher auf der Hut. Der Kampf kam hart vor den Trümmern zum Stehen. Vier Tage später rafften die Österreicher alles zusammen, was eine Waffe führen konnte, und stießen die Welschen in opfermutigem Ansturm von den Vorbergen der Hermada gegen San Giovanni zurück.

Cadornas Kraft war erschöpft.

Die Felsenburg der Hermada tauchte unversehrt aus dem Wirbel der zehnten Isonzoschlacht, aber Jamiano und der Kuk waren verloren. Die österreichische Linie lief an der bestürmten Karstfront vom Cap Duino über

Medeazza, Selo, Constanjevica, Biglia zum Monte Santo und erreichte erst bei Canale wieder den Isonzo. Die Italiener standen jetzt auf beiden Karsthochflächen festgewurzelt und hielten Görz in sicherer Hut. Cadorna hatte neue schwere Opfer gebracht — 180 000 Verwundete und Tote und 27 000 Gefangene nannte der Gegner —, blickte aber auf größere Erfolge zurück als Nivelle und rüstete zuversichtlich, methodisch, pedantisch auf die elfte Schlacht.

Die elfte Schlacht am Isonzo

Als die Italiener sich anschickten, am Isonzo zum elftenmal anzugreifen, wurde auf der europäischen Rundbühne zum letztenmal auf allen Fronten mit dem Einsatz der vollen Kraft gekämpft. Die Engländer rangen in Flandern um den Besitz der deutschen U-Bootbasis, die Russen waren bei Brzezany geschlagen und der Gegenangriff bei Zborow so tief in die Reihen der Kerensky-Armee getragen worden, daß der Stoß bis Tarnopol drang und Rußlands galizische Divisionen aufgelöst auf den Zbrucz und die beßarabische Grenze zurückfluteten. An Sereth und Putna tobte letzte russische und rumänische Entlastungsschlacht.

Cadorna beschloß am 17. August anzugreifen. Er folgte den Spuren der zehnten Schlacht und suchte, die rechtsseitigen Eckstellungen des Görzschen Zentralraumes, die Hermada und die Heiligen Berge, zu erobern, um die Österreicher in die Wippachmulde zu stürzen und zwischen Görz und Reifenberg zu erdrücken. Die Italiener marschierten in noch dichterer Ballung auf. Der Herzog von Aosta schob die 3. Armee nach dem rechten Flügel zusammen, um die Karststellung zwischen der Wippach und der Meeresküste anzugreifen, und Generalleutnant Capello erhielt Verstärkungen zugeführt, um zwischen Salcano und Tolmein Masse zu bilden und die Hochfläche von Bainsizza zu bestürmen. Da der Österreicher sich noch auf den Osthängen des Krn und auf den Stufen des Mrzl Vrh behauptete und bei Tolmein beide Ufer des Talgrundes besetzt hielt, dachte Cadorna nicht mehr daran, den breitgeschwungenen Brückenkopf einzudrücken, sondern blickte von dem mächtigen Kolovratrücken gelassen in das verqualmte Becken, das er mit Geschütz und Gewehr völlig beherrschte. Nahm Capello Bainsizza, so fiel Tolmein als reife Frucht von selbst in seine Hand. Ein Drittel der italienischen Streitmacht, eine Million Streiter und 4000 Geschütze, waren zur Durchfechtung der Schlacht bestimmt. Cadorna suchte die Entscheidung im Norden. Capello sollte von Selo, wo Boroevics Front wieder auf das Ostufer des Isonzo zurücksprang, bis Descla über den Fluß hinweg angreifen, bei Auzza und Canale Brücken schlagen und dem am Monte Santo kämpfenden Gegner auf diese Weise in die Flanke fallen. Der Plan konnte nur gelingen, wenn Überraschung im Spiele lag.

Boroevic erwartete den Hauptangriff in der Tat auf dem Südkarst und wurde in dieser Meinung bestärkt, als die Hermada am 17. August von den schwersten Kalibern beschossen wurde. Die Artillerieschlacht schlug große Breschen in die österreichischen Stellungen. Englands Monitore erschienen vor Duino und warfen ihre Geschosse bis Triest, die Marinegeschütze, die auf den Inseln des Flußdeltas standen, kämmten die Hänge der Hermada, aus dem Vallone rauschten unzählige Eisenvögel und stürzten sich auf Selo und Constanjevica, und vom Fajti Hrb fiel gefährliches Flankenfeuer. Kurz darauf begann Capellos Artillerie zu dröhnen. Cadorna hatte den Sabotino und den Kuk heimlich neu bestückt und in Riesenbatterien verwandelt. Diese ließen plötzlich die Maske fallen und richteten 260 Kavernenrohre auf den Monte Santo. Zur gleichen Zeit eröffneten die Korada- und die Kolowratbatterien das Feuer. Canale, Tolmein, der Mrzli Vrh und die Krnkuppe wurden mit Gasgranaten überschüttet.

Am 18. August dampfte die österreichische Schlachtfront vom Meere bis zum Krn wie schmelzendes Eisen. Dicke, schwarze Rauchballen, lotrecht aufsteigende Qualmbäume, rostrote Pulverschwaden überschatteten den splitternden Karst. Selbst die Bewegungslinien der Reserven wurden vom Sperrfeuer erfaßt, das sich bis in die Ternovaklüfte fraß. Eiserne Besen fegten die Lager, die Batterien, die Quartiere, die Ortstrümmer hinter der Front. Brandröhren zischten in die Grabenlinien. Nebelbomben verhüllten die Abschüsse, um die Gegenbatterien des Verteidigers am Zielen zu verhindern, mächtige Fliegergeschwader stiegen auf und stürmten gen Comen, Reifenberg und Schönpaß, überflogen das Meer und die Berge und warfen ihre Bomben auf die Bahnen des Hinterlandes. Als es nachtete, schlugen die Flammenbüschel der Geschütze wie die Glut unzähliger Hochöfen am westlichen Horizont empor, und als der 19. August tagte, erhob sich die italienische Infanterie, durch tönende Befehle gestachelt, vom Schlachtrausch erfaßt, auf der ganzen Linie mit dem lauten Ruf „Avanti Savoia!“ zum Sturm. Zwei Tage brandete Welle auf Welle gegen die zertrümmerte Front. Sie prallten ab, griffen wieder an und drangen endlich an drei Stellen, bei Canale am Nordwestrand von Bainsizza, bei San Marco, Vertoiba und Viglia in der Wippachmulde und bei Selo und Flondar auf dem Südkarst in den Feind. Wo der Angreifer abprallte, ließ er von weiteren Stürmen ab und trachtete danach, sich hinter die Bataillone zu setzen, die an schwächeren Punkten eingebrochen waren, um dort durchzustoßen. Auf dem Nordkarst, an der Wippach und an den Vorhöhen der Hermada rang Mann gegen Mann.

Als Boroevic überall gefesselt war, entlud sich am 21. August das Hauptgewitter in heftigem Zusammenprall auf der Hochfläche von Bainsizza und auf den Hängen der Hermada.

Cadorna handelte plangemäß und suchte die neue Schlacht als Fortsetzung der vor einem Jahre eingeleiteten Schlachtenfolge mit peinlicher

Methodik durchzuführen. Er hatte sich in fünf Schlachten an die Isonzofront herangearbeitet, die Flitscher Klause erschlossen und den Tolmeiner Flankenraum durch die Besetzung des Kolowratrückens und des Krn gesichert, in der sechsten Schlacht den Görzer Brückenkopf erobert und das Zentrum Boroevics im Wippachtal aufgebrochen, sich des hier gewonnenen Rückhaltes bedient, um in der siebenten, achten und neunten Schlacht Boroevics rechten Flügel anzugreifen und ihn über den Karstspalt auf die Hermada zurückzudrängen, und hatte dann in der zehnten Schlacht die Hermada selbst angegriffen und zugleich das Schwergewicht auf den Nordflügel übertragen, um nun Boroevics linken Flügel anzufallen und die Hochfläche Bainsizza zu erstreiten. Da die Eroberung des Kuk nicht genügt hatte, die Österreicher vom Nordkarst zu verdrängen und das zerrissene Gelände die Fortsetzung des unmittelbaren Angriffs vom Kuk auf den Monte Santo verbot, ging er nun in der elften Schlacht folgerichtig daran, die Front zu verbreitern, um die Hochfläche von Bainsizza aus flußaufwärts anzugreifen und dem Verteidiger des Nordkarstes die Flanke abzugewinnen.

Boroevic war auf diese Variante nicht vorbereitet. Er hatte Cadornas Anstürme Zug für Zug abgewettert, ohne den Leitgedanken des Gegners zu ergründen, obwohl sich dieser in schematischer Erstarrung auf dem Hintergrund zehn blutiger Schlachten abzeichnete. Die Hochfläche von Bainsizza galt ihm als uneinnehmbar, da er die Italiener im Brückenkopf Plava und auf dem Kuk gefesselt glaubte. Er betrachtete das Plateau, das sich vom Fluß bis zum Chiapparonetal 10 Kilometer tief und von der Adria bis zur Wippach 20 Kilometer breit aufbaute und in Stufen zu 1000 Metern erhob, sogar als Manövrierraum, der ihm gestattete, zu gelegener Stunde aus der Flanke gegen Görz und gegen Tolmein zu wirken. Das war eine Täuschung, die sich in der elften Schlacht blutig rächte.

Am 22. August 1917 griff der Italiener die Hochfläche unerwartet von Nordwesten an, überschritt bei Canale den Isonzo in einer Breite von 7 Kilometern, drang über die zerstörten Gräben der Randhöhen gegen Osten und Südosten vor und bedrohte die Verteidiger des Monte Santo plötzlich in Flanke und Rücken. Vergebens suchte Boroevic den Angreifer von den Rändern der Hochfläche hinabzustoßen. Der Frontbogen war zu schwach gewesen, um den konzentrischen Anprall starker Massen auszuhalten, und zerbrach. Das Artilleriefeuer, das von den Höhen von Ajba, von der Korada und vom Kuk herüberfegte, war so überwältigend, daß kein Wehren half. Bevor größere Verstärkungen aus dem Chiappavonespalt und aus der Wippachmulde herangeführt werden konnten, standen vier italienische Divisionen auf dem linken Ufer vereinigt.

Die Verteidiger von Bainsizza waren auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Sie lagen fünf Tage im Kreuzfeuer hingestreckt, kaum fähig, auf den in toten Winkeln und Felsgründen eingenisteten Feind herunter-

zuschießen. Sie sahen Steinwehren und Sandsackbarrikaden zusammensinken, das nackte Gestein splittern und die letzten Wasservorräte schwinden. Am 23. August war ihre Kraft gebrochen. Durstend, von giftigen Gasen angebrannt, von der heißen Sonne versengt, kauerten sie im Trichtergelände der trostlosen Steinwüste und warteten auf den Abend, um unter dem Schutz der Dunkelheit den Rückzug auf die Linie Log—Kal—Podlesce—Podlaka—Monte San Gabriele anzutreten. In der Nacht darauf traten sie den Rückzug an und setzten sich auf der letzten Höhenstufe vor dem Abstieg ins Chiappavonetal zu letztem Widerstand. Einzelne Bataillone und Batterien deckten den Rückzug und opferten sich am nächsten Tag in den verlassenen Stellungen.

Unter schweren Verlusten drang Capello am Nachmittag gegen den Monte Santo vor und pflanzte die Trikolore auf die vom Kreuzfeuer beider Artillerien umtobte Kuppe. Zum erstenmal geriet die italienische Schlachtfront in raschere Bewegung, zum erstenmal lockte die Lage zur Verfolgung. Von Salcano vorpreschende Schwadronen drangen in Britof ein, wo sich die Straßen von Görz, Plava, Ternova und Idria kreuzen, und suchten gen Ternova durchzubrechen. Da ging Artilleriefeuer vom Monte San Gabriele auf sie nieder, zerfetzte die geschlossenen trabenden Geschwader und jagte die Trümmer in die Steinwildnis des Karstes.

Während die Kavallerie im Tale vorbrach, griff die Infanterie den Berg über den Sattel an, der sich zwischen dem Monte Santo und dem Monte San Gabriele einsenkt. Von den Sabotino- und den rasch vorgezogenen Santo-Batterien beschossen, wurde der Gabriele bald zur Hölle. Aber der Verteidiger hielt stand. Als die Brigade Palermo den Berg am 24. August zu stürmen suchte, ließ sie die Hälfte ihres Bestandes auf seinen felsigen Hängen liegen, ohne die Kuppe zu erreichen. Brigade auf Brigade trat in ihre Spuren. Cadorna führte alles heran, was zwischen Plava und Görz zum entscheidenden Angriff aufgespart lag, bestreute Schluchten und Hänge mit Tausenden von Gefallenen und gewann nach sechstägigem Ringen am 30. August den Kuppenrand. Der Gipfel blieb den Österreichern. Steirer lagen auf dem feuerumtobten Berg und sanken dort, von den schwersten Kalibern überschüttet, in den Tod. Als Brigade auf Brigade heranwogte und die elfte Schlacht im Ringen um den Gabriele zu gipfeln begann, eilten 12 Regimenter aus allen Gauen der Donaumonarchie dem Schicksalsberg zu Hilfe und verbluteten auf seinem nackten, von der Sonne versengten, vom Feind zerschlagenen und bestürmten Gipfel. Um den Verteidigern in die Flanke zu kommen, suchte Capello auch von Görz gegen den Gabriele Raum zu gewinnen, aber alle Angriffe erstarben vor den Toren der Stadt. San Marco, San Peter, Santa Katharina, Viglia und Aisovizza blieben in Österreichs Besitz.

Während Capello um den Monte San Gabriele rang, kämpfte Aosta um die Hermada, auf der seit dem 18. August Tod und Verderben wüteten.

Das hügelige Vorland der Hermada dampfte grau und schweflig vom Aufschlag der italienischen Schiffsgranaten, schwarze Qualmtürme wuchsen in die Höhe und standen lange unbeweglich in der schwülen Luft. Von San Giovanni bis Flondar rollte Trommelfeuer. Am 19. August stürmte Aosta mit Infanterie und Fliegern gegen die Hermada, die Trümmer von Brestovica und die Geröllhalde von Flondar an. Er brach an der Südflanke ein und schob sich an der Bahnlinie Monfalcone—Triest bis zu den Tunnels von San Giovanni vor, erstürmte Flondar, drang in den tiefgerissenen Karstspalt, in dem das zerschossene Brestovica lag, und überflutete gleichzeitig den Osthang des Fajti Hrb. Seine Fliegergeschwader überschatteten die graue, von Kampf und Sonnenglut dampfende Steinwüste und schleuderten Feuergarben und Sprengbomben auf die Hügel von Comen. Auch hier führte die Ballung der Massen zur Verschwendung von Menschenleben. Der Gefechtsstreifen eines Sturmbataillons war 500 Schritt breit, und acht Bataillone standen darin hintereinander, um den Angriff in den Feind zu tragen. Als die Sturmwellen am 23. August verebbten, hatte Boroevic San Giovanni, die Bahntunnels, Flondar und die Hänge des Fajti Hrb verloren, aber Medeazza und Brestovica behauptet, und die Hermada tauchte wiederum ungebrochen aus der Schlacht. Da der Erfolg, den Capello auf dem Nordkarst erfochten, Aostas Reserven nach Görz rief und Cadorna nunmehr mit allen Kräften am Gabriele rüttelte, verloren die Angriffe der Italiener auf dem Südkarst fortan an Wucht.

Am 4. September erreichte Capello nach unzähligen Stürmen den Gabrielegipfel und setzte sich auf der blutgedüngten Kuppe fest. Die elfte Isonzoschlacht wurde zum verzehrenden, würgenden Kampf um einen einzelnen Bergklotz. Cadorna trieb seine leicht entflammten, rasch erlahmenden Italiener immer wieder zum Sturm, zog meuternde Brigaden aus der Front, füsilierte die Ungebärdigsten und vergaß alles über dem Besitz des Gabriele.

Da nahmen Feldmarschalleutnant Csicserics und Feldmarschalleutnant Schneider von Mannsau, die Verteidiger der Hermada, den Augenblick wahr, den geschwächten Feind aus den eroberten Stellungen zu werfen und die Lage am Südflügel wieder herzustellen. Wurms 28., 10. und 35. Division traten am 4. September zum Gegenangriff an. Es war ein klarer Tag, scharf wehte die Bora über Land und Meer, die Steinwüste spie Staubwirbel, die Adria warf weiße Schaumkronen. Der Italiener hatte seine Flieger und seine Kanonenboote zurückgezogen und barg sich vor dem Feuerschlag der Österreicher in den Kavernen. Der Überfall gelang. Generalmajor Straub stürmte die Tunnels, in denen Hunderte von Italienern den Flammentod starben, und warf Cadornas äußersten rechten Flügel über San Giovanni zurück, Generalmajor Funk stürmte die Kavernen von Flondar und scheuchte den Feind gen Selo. Die Brigade Cantanzaro wurde ge-

fangen oder zersprengt, Stäbe und Reserven der Regimenter 65 und 78 im Südtunnel der Bahn durch eine Explosion vernichtet. Aosta rief Verstärkungen in die Schlacht. In verzweifeltem Ansturm eroberte der Welsche Flondar am späten Abend zurück, verlor es aber in der Frühe des 5. September zum zweitenmal und fand die Kraft zu neuem Anlauf nicht wieder. Er hatte auf dem Südkarst umsonst geblutet, aber der Nordkarst blieb in seinen Händen. Zwar gelang es Boroevic, am 11. September nach zweitägigen Stürmen den Monte San Gabriele zurückzuerobern und zu behaupten, aber auf der Hochfläche von Bainsizza scheiterte jeder Sturm. Die Österreicher sahen sich gezwungen, auf die Lokoveclinie, den östlichen Steilrand des Nordkarstes, zurückzugehen. Sie hatten eine schwere taktische Schlappe erlitten, sich indes zur Not in der strategischen Zwangslage behauptet, die seit dem Scheitern der Tiroler Offensive schwerer als zuvor auf ihnen lastete.

Cadorna hatte seinen Anteil an der Ententeoffensive des Sommers 1917 in gutem Blut entrichtet. Die elfte Isonzoschlacht, die als entscheidende Kriegshandlung zur Niederringung Österreich-Ungarns geplant und geliefert worden war, endete in blutiger Verstrickung auf dem Karst.

Österreich und die deutsche Hilfe

Der Angreifer ruhte erschöpft vom Blutverlust und befestigte sich auf der Hochfläche, die er als sicheren Gewinn und Sprungbrett zur zwölften Isonzoschlacht erobert hatte. Der Verteidiger kauerte entkräftet und durch den überraschenden Einbruch erschüttert in seinen Gräben und sorgte sich um den Zusammenhalt seiner Front. Die Entwicklung lag vorgezeichnet. Sobald die welsche Artillerie den Nordkarst erklommen hatte und auch der Monte Santo schwer bestückt war, drohte den Österreichern der Verlust des Gabriele und der Höhenlinie von Bainsizza und der Absturz ins Chiapparonetal. Dann war Tolmeins Südflanke entblößt, die Front durchbrochen, Reifenberg bedroht und der Südkarst trotz der Hermada umgangen. Aber selbst wenn es dem Verteidiger gelang, die Durchbrechung der Front noch einmal zu verhindern, war für Österreich nichts gewonnen, denn Boroevics Armee war durch die verbissen ausgefochtenen Abwehrschlachten so geschwächt worden, daß er der zwölften Schlacht nicht mehr zuversichtlich entgegensah.

Man gab sich im Großen Hauptquartier zu Baden von der kritischen Lage der Isonzofront Rechenschaft und schaute sich nach Hilfe um. Karls Generalstabschef, General Arz v. Straußenburg, erhielt den Befehl, die Deutschen um Beistand anzugehen. In dieser Bitte lag eine politische Kapitulation verborgen. Karls Bemühungen um einen Sonderfrieden mit

England und Frankreich und seine Weigerung, mit Italien zu verhandeln, waren auf die günstige militärische Lage der Südfront gegründet worden. Jetzt blieb von diesen Versuchen nichts mehr übrig als die kaiserlichen Briefe, die in den französischen Archiven schlummerten.

Karl dachte nicht daran, der politischen Kapitulation eine offene, vor dem Bundesgenossen zu bekennende militärische Unterwerfung folgen zu lassen. Er begehrte Deutschlands Hilfe in Gestalt einer Armee deutscher Streiter, behielt sich aber die Führung des Krieges und die Leitung der Operationen auf italienischem Boden vor. Da die deutsche Heeresleitung dem italienischen Kriegsschauplatz nur untergeordnete Bedeutung beimaß, ging sie auf diese kaiserliche Forderung ein. Sie gewährte Österreich Hilfe, ohne den Feldzug als den ihren zu betrachten.

Die Ausmaße des Planes wurden dadurch verkleinert.

Der Angriffsplan der Deutschen und Österreicher

Der österreichische Generalstabschef ging nicht darauf aus, die Italiener zu vernichten, sondern erstrebte nur eine Entlastung der Isonzofront. Kaiser Karl, General Arz v. Straußenburg und Generalmajor v. Waldstätten beschlossen, am Isonzo mit deutscher Hilfe zum Gegenangriff überzugehen und den Feind in die Verteidigung zu werfen. Waldstätten wurde nach Kreuznach gesandt, um Hindenburg und Ludendorff diesen Plan vorzulegen. Das Ziel war niedriger gesteckt als das der Tiroler Offensive. Jene sah in der Ferne die venetische Ebene winken, diese gefiel sich darin, den Gegner von den Julischen Alpen und vom Karst zu werfen. Wenn es gut ging, sollte der Feind über den Tagliamento zurückgetrieben werden. Hindenburg und Ludendorff gaben ihre Zustimmung zu Waldstättens Plan. Sie erblickten darin ein Entlastungsunternehmen, zu dem sie für kurze Zeit ein halbes Dutzend deutscher Divisionen leihen konnten. Da sie um diese Zeit im Kampf um Riga und Ösel standen, am Sereth die Rumänen bändigen und im Westen, aus ungezählten Wunden blutend, dem Ansturm der Engländer bei Ypern und neuen Angriffen der Franzosen am Chemin des Dames standhalten mußten, war das ein schwerer Entschluß. Der Entschluß nach Italien zu marschieren, forderte vom deutschen Westheer neue große Opfer im Abwehrkampf und rief eine neue Zerstreuung der mühsam gesammelten Kraft hervor. Ludendorff gab die Divisionen schweren Herzens hin, nachdem er sich überzeugt hatte, daß im Rahmen des von Österreich erstrebten Unternehmens alles getan war, den verbündeten Waffen den Sieg zu sichern. Die deutschen Truppen sollten unter Kaiser Karls Oberbefehl, aber unter deutscher Führung fechten.

Obwohl dem österreichischen Angriffsfeldzug keine weitausschauende Idee zugrunde lag, schlummerte darin die Möglichkeit, zu einer gewaltigen Operation zu gelangen, denn der Aufbau der Schlachtfront wies auf Umfassung hin, wenn deutsche Schlagkraft am Bewegungsflügel eingesetzt wurde. Dann konnte der Tagliamento, der an sich kein Operationsziel, sondern nur eine geographische Tiefenlinie war, zu einer strategischen Bewegungslinie werden. Dazu bedurfte es nur einer Einschwenkung des marschierenden Nordflügels nach Süden. Rückten die Deutschen nach Durchbrechung der Julischen Alpen am Tagliamento abwärts, solange Capello und der Herzog von Aosta, von Boroevic gefesselt, noch auf dem Ostufer des Isonzo im Karstgestein standen, so konnte die Masse der 2. und 3. Armee unter Umständen vom Rückzug abgeschnitten und zwischen Isonzo und Tagliamento vernichtet werden. Man konnte sogar noch größere Hoffnungen hegen. Befreite Karl sich von der Vorstellung, an den Ufern des Isonzo zu schlagen, um den Angriffsflügel Cadornas zu zertrümmern, und ging sein Blick, ungetrübt von politischen Rücksichten, über den Tagliamento hinaus, so winkte ihm — wenn Rüstung und Stoßkraft ausreichten — in idealer Ferne die klassische Etschlinie als strategisches Ziel. Freilich galt es, die Etschlinie nicht im frontalen Vorstürmen, sondern im Zusammenwirken der Isonzoarmeen und der Tiroler Armeen zu gewinnen, nachdem das italienische Heer im venetischen Sack geschlagen, gefangen und zersprengt worden war. Gelang dies, so schied Italien aus dem Felde. Doch daran war kaum zu denken. Die Kräfte Österreich-Ungarns waren trotz des Beistandes Deutschlands solcher bergeversetzenden Taten nicht mehr fähig. Was Conrad und Falkenhayn im Frühling 1916 vereint noch hätten wagen können — einen Doppelangriff am Isonzo und am Gardasee mit dem idealen Ziele aller Strategie, der Vernichtung der feindlichen Heeresmacht, die sich in diesem Falle zur Zertrümmerung des feindlichen Koalitionsringes an der verwundbarsten Stelle gestaltet hätte — das konnten die verbündeten Heeresleitungen im Spätherbst des Jahres 1917 nach den Kämpfen bei Asiago, Verdun, Luzk und Okna, nach den Schlachten an der Somme, an der Scarpe, an der Aisne, am Isonzo, nach dem Feldzug in Rumänien und angesichts der Engländerschlachten um die U-Bootbasis in Flandern nicht mehr auf sich nehmen.

Daß die österreichische Heeresleitung das Ziel allzu niedrig, allzu nahe steckte, lag in Karls und Czernins Politik und in der Überschätzung der feindlichen Operationsfähigkeit begründet. Freilich — taktisch verlangte der Angriff, der sich den Tagliamento als Ziel setzte, das Höchste, und es liegt nahe zu vermuten, daß einzig das Vertrauen auf deutsche Kraft und Führung der österreichischen Operationskanzlei die Feder lenkte, als sie die Entwürfe zur Durchbrechung der Julischen Alpen aufzeichnete. Dieses Vertrauen wurde nicht getäuscht.

Der Aufmarsch der Verbündeten

Als die Verbündeten das Schwert zum Vergeltungsstreich am Isonzo zückten, standen Österreich-Ungarns Armeen vom Stilfser Joch bis zu den Fassaner Alpen und von der Flitscher Klause bis zur Hermada in die Heeresfronten Conrad und Erzherzog Eugen zusammengefaßt. In Tirol befehligte Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf, der diese Heeresfront nach seiner Enthebung vom Posten des Generalstabchefs des Feldheeres aus soldatischem Gehorsam übernommen hatte, obwohl sie von Truppen entblößt war und nur noch von den Erinnerungen an die glänzende Maioffensive des Jahres 1916 zehrte. Conrads Hauptmacht, die einst über Asiago und Arsiero vorgedrungene 11. Armee, stand unter dem Befehl des Generalobersten v. Scheuchenstuel zwischen der Etsch und der Brenta vor dem Pasubio, am Monte Cimone und am Monte Verena und vor Primolano aufmarschiert. An der Marmolada, dem Monte Cristallo und den Dolomiten fochten schwache Kräfte unter General Körzer und Oberst Mendel, und in den Karnischen Alpen lag die 10. Armee, deren Führung Generaloberst v. Krobatin übernommen hatte. Krobatin bildete das Gelenkstück zwischen der Heeresfront Conrads und der Angriffsfront des Erzherzogs Eugen, der jetzt von Tarvis bis Duino befahl. Die Front Eugens wurde nach dem Einschub deutscher Kräfte in zwei Befehlsbereiche gegliedert. Die deutschen Divisionen traten mit zwei österreichischen Korps zu einem Verband zusammen und bildeten die deutsche 14. Armee, die unter dem Oberbefehle des Generals Otto v. Below zwischen Raibl und Tolmein in die allgemeine Schlachtordnung rückte. Boroevics Streitmacht stand, in zwei Gruppen geordnet, auf den Karsthochflächen von Comen und Bainsizza und in der Wippachmulde, auf den alten blutgedüngten Stätten der Isonzoschlachten.

Der Deutsche stand am Ehrenplatz. Er teilte ihn mit Österreich-Ungarns besten Divisionen. Söhne der österreichischen Alpenländer, Ungarn und Bosniaken fochten neben Preußen, Bayern und Schwaben unter Belows Fahnen. Die deutschen Streiter scheuten weder die Alpen noch die Alpini. Sie kannten jeden Feind und jedes Gebirges Tücke. Sie hatten vor Verdun, in den Karpathen, in den Transsylvanischen Alpen und in den Bergen Serbiens gefochten, und Serben, Russen, Rumänen, Briten und Franzosen geschlagen. Die 14. Armee trat in vier Gruppen an. Österreichs willenskräftigster Führer, General Alfred Krauß, erhielt den Befehl über die rechte Flügelgruppe, die vor Flitsch zusammenrückte. Im Becken von Tolmein rüsteten zwei deutsche Generale, der Bayer Freiherr v. Stein und der Schwabe Berrer, zum Angriff, am Südflügel, zwischen Tolmein und Log, befahl der Österreicher Scotti. Die deutschen Divisionen rückten an, als gäbe es keine bestürmte Westfront, keine vom Hunger heimgesuchte, innerlich aufgewühlte Heimat. Es waren

nur sieben schwache Divisionen, aber sie waren aus einem Guß und erschienen, mit Minen- und Flammenwerfern ausgerüstet und von hartem, mitleidlosem, kriegerischem Willen beseelt, unter den bedrängten Waffenbrüdern.

Die Italiener waren von den Angriffsabsichten der Österreicher unterrichtet, gewannen aber keinen Einblick in die Vorbereitungen der Verbündeten. Cadornas Angriffsarmeen standen nach der elften Isonzoschlacht in dichten Massen auf den erstrittenen Hochflächen des linken Isonzoufers aufmarschiert und schafften emsig Geschütz auf den Karst, um im Oktober die zwölfte Schlacht zu liefern. Sie rechneten darauf, vor Anbruch des Winters in Triest einzuziehen. Cadorna hatte zwischen Flitsch und San Giovanni und in den Lagern von Cividale und Palmanova über eine Million Streiter angehäuft. Aosta verfügte über 200 Bataillone, Capello über 375 Bataillone. Die Armee des Herzogs stand auf ihrem 21 Kilometer breiten Kampffeld zu einem Gewalthaufen geballt vor der Hermada und den Trümmern Constanjevicas und reckte den schwächer gehaltenen linken Flügel nach Görz, wo Capellos Linie sich im Stadtgebiet mit Aostas Front verkettete. Capellos Hauptmacht stand auf der Hochfläche von Bainsizza und hütete die Linie Tolmein—Karfreit—Flitsch nur mit 6 Divisionen. Da die Italiener im Besitz des Krn und des Kolowratrückens, des Rombonstockes und des Polounik waren und das Isonzotal von Saga bis südlich Karfreit als Rochadelinie ausgebaut hatten, fürchteten sie nichts für den Nordflügel, der gegen jede Umfassung gefeit schien. Sie sannen noch auf die neue Angriffsschlacht, als das deutsche Schwert schon über ihren Häuptern hing.

Am 20. September meldete sich General Krauß im Hauptquartier Belows zu Krainburg. Der Aufmarsch der 14. Armee war in vollem Gange.

General Krauß und Belows Stabschef, Generalleutnant Krafft v. Dellmensingen, blickten unzufrieden auf die Karte mit den nahgesteckten Operationszielen. Die Einzeichnungen endeten, wo die eigentliche Operation, der Abstieg in die Ebene und die Umfassung der italienischen Isonzofront, nach glücklicher Durchbrechung der Alpenwand erst begann. Die Generale übten Kritik an dem engbrüstigen Plan, aber sie waren einig darin, daß der Angriff, wo immer er auch enden mochte, mit ungeheuerer Wucht und Schnelligkeit geführt werden müsse. In beiden brannte das von Below geteilte Verlangen, den Sturm über Cividale hinauszutragen, um die Italiener aus allen Bergstellungen zu werfen, ihnen die Bildung einer Abwehrfront auf den Höhen von Cividale unmöglich zu machen und sie zwischen dem Unterlauf der Ströme zur Vernichtungsschlacht zusammenzudrängen.

Belows Aufmarsch trug diesen strategischen Wünschen Rechnung. Da die Italiener im Besitze von Karfreit waren und den Krn beherrschten, der so weit gen Osten vorspringt, daß die Becken von Tolmein und Flitsch völlig voneinander getrennt erscheinen, sah sich Below gezwungen, in zwei räumlich geschiedenen Gruppen anzugreifen. Er wies Krauß an, aus dem Flitscher

Becken am Isonzo in südwestlicher Richtung vorzubrechen, befahl Stein, flußaufwärts von Tolmein in nordwestlicher Richtung im Tal und auf dem Nordhang des Kolowrat vorzustoßen, befahl Berrer, den Osthang des Kolowrat zu ersteigen und nach Westen durchzubrechen, und wies Scotti an, den Isonzo zwischen Tolmein und Auzza zu überschreiten und in südwestlicher Richtung vorzudringen. Gelang es Krauß und Stein, das Isonzoknie von zwei Seiten aufzubrechen und Saga und Karfreit zu nehmen, glückte es den Divisionen des linken Zentrums, den Kolowratrücken zu ersteigen, und konnte der linke Flügel an den Nordhängen der Korada Raum gewinnen, so war der Durchbruch gesichert und die Alpenschranke überwunden. Es war ein Unterfangen von beispielloser Kühnheit, denn es galt, dreifach gegliederte und verkettete Alpengipfel von mehr als 2000 Metern zu übersteigen, schwer bestückte Tal-, Hang- und Gipfelstellungen zu stürmen, von Kanonen beherrschte und mit Reserven gepfropfte Flußtäler auszuräumen und den Angriff binnen zwei Tagen in die Ebene zu tragen, wo der Feind über alle Bewegungsmöglichkeiten verfügte und dem ermüdeten, geteilt aus den Bergen tretenden Angreifer nach Gefallen mit gesparter und gesammelter Kraft entgegentreten konnte.

Als General Alfred Krauß am 21. September von Krainburg in sein Hauptquartier Kronau zurückkehrte, nahm er die Überzeugung mit, daß der Durchbruch gelingen werde. Er begab sich am Tage darauf ins Flitscher Becken, um die feindlichen Stellungen zu erkunden. Sein Herz schlug schneller, aber er teilte die Zuversicht, die die deutschen Generale erfüllte und alle unter Below fechtenden Truppen durchdrang. Vor ihm lag die graugrüne, von Büschen bewachsene Hutweide des Beckens mit den Trümmern des Marktes Flitsch, in denen der Italiener verschanzt lag. Hart davor verliefen die Stellungen der Österreicher. Das weiße Band der Paßstraße, die Silberadern des Isonzo und der Koritnica glänzten zum Stand des österreichischen Führers herauf. Der Italiener beherrschte nicht nur Fluß und Straße von der Mündung der Koritnica talabwärts, sondern saß auch rechts und links auf den Felsenstufen des Rombon, des Canin und des Polounik in gut verschanzten Stellungen. Die Italiener fürchteten keinen Angriff. Ungezählte Geschützkavernen sprangen als schwarze Flecken aus den grauen Bergwänden. Schützengräben zogen sich am Rombon hinauf, furchten das Talbecken und liefen südöstlich ausgreifend an der Nordflanke des breit gelagerten Polounik gen Ravna. Hier lag starker Feind und hütete das Satteltal, das zwischen Gipfeln von 1772 und 2245 Meter Höhe gen Karfreit hinunterführte.

Das Silberband des Isonzo, das Krauß die Richtung wies, zog sich am Südrand des Beckens hin, bespülte die Nordflanke des Polounik und verschwand in der Ferne, wo die weißen Häuser Sagas glänzten, zwischen niedrigen Querhügeln. Dort lag die letzte Riegelstellung. Dahinter ragte,

den Isonzo südwärts zwingend, die steile, wolkenüberhangene Mauer des Stol.

Krauß heftete den Blick auf die im Dunst verschwindenden Mauern Sagas. Saga war das Ziel des Talstoßes. Drang der Angriff im Tal durch, erstieg er, vom ersten Schwung getragen, die Schlüsselstellung des Stol, so fielen alle vorgeschobenen Bergfesten von selbst, und das ganze amphitheatralisch aufgebaute Stellungssystem des Italieners geriet ins Wanken.

Während Krauß diesen Angriffsgedanken zu gestalten suchte und der österreichischen Heeresleitung durch Bitten und Beschwerden Artillerie und Munition zur Durchführung des Angriffes abrang, stellte Krafft v. Dellmensingen die Masse der Armee bei Tolmein zum Sturm bereit. Die deutschen Korps sammelten sich dicht unter den Augen des Feindes, der wohl wußte, daß sich ein Wetter zusammenzog, aber keinen Einblick in die Absichten Belows gewann und vom Krn, vom Kolowratrücken, vom hochragenden Matajur und von der Korada zuversichtlich in die Täler blickte. In den Fels gesprengte, aus Beton gegossene Gräben, dreifach gegliederte Stellungen, auf alle Ziele und Anmarschwege eingeschossene Batterien, zahlreiche Talsperren und Gipfelschanzen, ein ungeheuerer Park von Kraftwagen, große Lager hinter der Front und ein engmaschiges Netz gepflegter Straßen setzten die Italiener in den Stand, dem Angriff gelassen entgegenzusehen. Sie hatten die Pässe, die aus den Julischen Alpen in die lachenden Fluren Friauls führten, nicht gewonnen, um sie leichten Kaufes preiszugeben. „Mögen sie kommen, die Enkel Armins, sie werden nicht mehr des Varus Legionäre finden!“ rief der Verteidiger Sagas, Generalleutnant Cavaciochi, der Führer des IV. Korps, seinen Truppen zu. „Der Feind findet uns fest und gut vorbereitet,“ schrieb Cadorna, der seine eigenen Angriffsvorbereitungen unterbrochen hatte und bei Udine und Cormons Abwehrdivisionen zusammenzog, an das Ministerium nach Rom. Aber die Worte kamen aus gepreßten Herzen. Das Erscheinen der Deutschen erfüllte das italienische Heer mit geheimem Bangen.

Als an den Görzer Brücken die Leiche eines deutschen Pioniers geländet wurde, der bei Tolmein von der Strömung mitgerissen worden war, lief Unruhe die ganze Front entlang. Der namenlose Tote brachte den Schrecken des deutschen Namens über den Feind. Aber die Stunde des Angriffs wollte nicht schlagen. Das Wetter hatte sich den Italienern verbündet. Die Sonne, die im September noch klar und voll über den Bergen aufgegangen war, wurde im Oktober von Regenwolken verschlungen. Schwere Güsse stürzten herab und füllten die Rinnsale der schroffen, nackten Bergstöcke. Schneestürme peitschten den Rombon, färbten den Canin und den Krn weiß und wälzten Lawinen und Steinschläge in die dunklen Schrunden. Der Stol und der Matajur tauchten ins Gewölk, die Karrenwege wurden unfahrbar, der Aufmarsch der Artillerie geriet ins Stocken, die Flieger konnten nicht mehr steigen.

Überläufer hatten den Italienern mitgeteilt, daß der Angriff am 22. Oktober stattfinden werde. Als dies nicht geschah — österreichisches Geschütz war noch im Anrollen — und die Nebelmassen das Flitscher Becken und den Tolmeiner Brückenkopf bis zur Höhe des Gebirges ausfüllten, wurde der Verteidiger sorglos. Zwar wurden seine Kavernengeschütze durch den Nebel verhindert, zielsicher ins Tal zu feuern, aber auch die Artillerie des Angreifers stand gelähmt.

Die zwölfte Schlacht am Isonzo

Da begann das Feuer, das seit acht Tagen am Isonzo aufflackerte und schreckend an den Fronten entlang lief, am 23. Oktober plötzlich zu rollender Beschießung zu schwellen. Der Angreifer schoß in den Nebel. Gewaltig dröhnte der Donner der Artillerieschlacht in den bergumfangenen Angriffsräumen. Der Rombon, der Canin, der Polounik und der Krn ließen die Beschießung gelassen über sich ergehen, aber in den Talmulden wütete Verderben. Die italienischen Bergbatterien entschlossen sich, ihre Geschosse aufs Geratewohl ins Grau gen Kritnica und Tolmein zu schleudern und beschossen die alten Angriffsziele auf dem Karst und an der Wippach. Die Kampfgräben der Welschen füllten sich mit Maschinengewehren und Granatenwerfern, Reserven rückten vor, um den Angreifer zu empfangen, falls der Sturm die erste Linie überrennen sollte. Capello häufte Verstärkungen bei Bainsizza, wo Boroevic herausfordernd zum Sturm rüstete.

In der Nacht ging die Artillerie der Verbündeten zum Gasschießen über. Ferngeschütze warfen erstickende Granaten in die zweite und dritte Linie und auf die längst erkundeten Batterien und Reservelager, Minenwerfer schleuderten ihre giftgeschwängerten Hohlgeschosse in die Kampfgräben. Im Flitscher Becken barsten auf einen Schlag 800 Bomben in Cavaciochis Sperrstellung und töteten das ganze Bataillon, das südlich von Flitsch die Sagaer Straße deckte. Als der Tag graute, brüllte die Artillerieschlacht vom Rombon bis zur Hermada. Es war das Trommelfeuer vor dem Sturm. Die 14. Armee und Boroevics Armeen traten an. Der Italiener begann hastig aus allen Schlünden zu feuern und spie den Inhalt seiner Rohre in den Nebel, um eine eiserne Sperre vor seine bedrohten Linien zu legen. Die ganze Isonzofront geriet in Schwingung. Der Himmel mischte sich in die aufflammende Schlacht und sandte Regenschauer und Schneestürme über den Karst und die Julischen Alpen.

Um dieselbe Zeit stürmten die Engländer nach dreimonatelangem Ringen Passchendaele.

Da Kaiser Karl und sein Generalstab am Isonzo nur auf Entlastung gesonnen hatten, war keine Eskadron, kein Ponton, keine Radfahrer- und

keine Kraftwagentruppe zu einer Verfolgung großen Stils bereitgestellt. Man fühlte sich stark genug, die Italiener zu schlagen, hielt jedoch Cadorna für fähig, dem Vorrücken in der Linie Gemona—Cividale—Monte Sabotino—Doberdo Halt zu gebieten. Diesem Gedankengang entsprach die Einteilung der Angriffsfront in Gefechtsstreifen, die der 14. Armee und der Armeegruppe Boroevics seitlich genau begrenzte, westwärts führende Bahnen wiesen. Aber weder Below noch seine Generale waren geneigt, der Siegesgöttin die Flügel zu beschneiden, wenn der Schwung des Angriffs Deutsche und Österreicher über die Berge trug und der Feind unter den Schlägen der 14. Armee zusammenbrach.

Das Vernichtungsschießen, das sich in der Frühe des 24. Oktober auf die Italiener niedersenkte, raubte dem Verteidiger Kraft und Mut und zerriß seine Verbindungen. Um 9 Uhr stiegen die Divisionen der 14. Armee, Preußen, Bayern, Schwaben, Tiroler, Steirer, Salzburger, Bosniaken und Polen aus den Gräben. Tiefgegliedert stürmten sie, Regiment hinter Regiment, einander übergreifend, die starrende Alpenfront. Krauß führte 4 Divisionen gegen Saga, den Rombon und den Polounik, Stein 3 Divisionen gegen den Krn, gen Karfreit und den Nordkolowrat, Berrer 3 Divisionen gegen den Osthang des Kolowratrückens, und Scotti setzte 3 Divisionen gegen die Höhen von Globocek und die Nordflanke der Korada in Bewegung.

General Krauß greift von den Hängen des Rombon bis zum Sattel von Ravna an. Die Edelweißdivision geht gegen Rombon vor, die 22. Schützendivision führt den Talstoß. Und der kühne, entscheidend gedachte Talstoß gelingt. Die Schützen überwältigen den Feind, nehmen das Antoniuswäldchen, dringen unbekümmert um Flanken- und Rückenschutz am rechten Ufer des Isonzo abwärts, durchbrechen zwei feindliche Linien und erscheinen am Nachmittag vor Saga. Kaiserschützen schwenken rechts und steigen aus dem Talgrund zur Prevellascharte und zur Caninhütte empor. Dort sitzt Cavacciochis Flankenhut und hält den Westhang des Rombon unter dem Feuer ihrer Kavernengeschütze. Der überraschende Aufstieg der Kaiserschützen entwurzelt die Verteidigung des Rombonmassivs. Die Bataillone der Edelweißdivision, die sich in blutigem Ringen an seine steilen, geschützbewehrten Flanken gekrallt und in schwerem Feuer ausgeharrt haben, bekommen Luft und dringen in der Nacht hinter dem abziehenden Feind in die Gipfelstellung. Unterdessen greift die Division Schwarzenberg den Polounik an. In unwiderstehlichem Ansturm brechen Kärntner in die Sattelstellung und schlagen den Feind Mann gegen Mann aus Gräben und Kavernen. Als es nachtet, ist das ganze Flitscher Becken in Kraußens Hand. Aus einzelnen Kavernen fällt noch Feuer auf die Kolonnenstraßen, auf umstellten Kuppen halten sich noch zusammengedrängte Haufen, aber die Masse des italienischen IV. Korps ist schon in aufgelöstem Rückzug auf Saga und Kar-

freit. Krauß dringt im Straßenkampf durch Saga vor und beginnt den Aufstieg zum Stolrücken. Im hochgehenden Isonzo treiben italienische Leichen gen Serpenizza und Karfreit. Auf dem Stol schanzen Alpini, um den Feind zu empfangen. Der Schneesturm heult in den Klüften und verschlingt den Lärm des Gefechts. Saga brennt.

Während Krauß das Flitscher Becken ausräumt und die Bergflanken fegt, bricht Belows Zentrum in zwei Gruppen aus dem Tolmeiner Brückenkopf gegen Karfreit und den Kolowratrücken vor. Die gewaltigen, grabenumgürteten, mit Kavernen und Panzerwerken bewehrten Höhenfesten werden von Capellos XXVII. Korps verteidigt. Es liegt mit 3 Divisionen in der Front, um Cividale drängen sich Reserven. Berendts Artillerie schmettert den Verteidiger zu Boden. Die italienischen Batterien erliegen der Vergasung, Gräben und Unterstände werden von Kurzrohren und Minenwerfern in Trümmer geschlagen. An Steins rechtem Flügel stürmt die österreichische Division Gerbarec. Seit Monaten klebt sie in ihren Gräben am Krn, jetzt schnellt sie auf und wälzt den Feind vom Mrzli Vrh gegen Pleca. Während sie auf dem linken Ufer des Isonzo 1200 Meter über der Talsohle in hartem Kampf steht, fällt in der Tiefe die Entscheidung. Dort warten Schlesier, die 12. Division Lequis, auf den Angriffsbefehl. Als ihre Stunde schlägt, brechen sie wie ein Wildstrom aus dem Nordtor des Tolmeiner Brückenkopfes hervor. Sie lassen den Bodice rechts, den Kolowrat links und werfen sich flußaufwärts in das verqualmte Isonzotal. Wie die 22. Schützendivision gegen Saga vorprallte, so stürmt die 12. Division unbekümmert um den über ihr drohenden Feind, beflügelten Laufes gen Karfreit. Sie rollt die Talverteidigung auf, nimmt Volarje, Kamno und Idersco, erscheint am Nachmittag vor Karfreit, überfällt die Italiener in ihren Quartieren, fängt Stab und Troß und erobert den Schlüsselpunkt der italienischen Talverbindungen. Dieser Doppelschlag bricht der italienischen Verteidigung das Rückgrat. Als die alpenländischen Schützen in Saga, die Schlesier in Karfreit einziehen, liegt die Grundlinie des ganzen Bergsystems, auf dessen Gipfeln der Italiener noch steht und ficht, wie eine aufgebrochene Erbsenschote in deutscher Hand. Päffe und Straßen, die über die Sättel und in den Senken des Stol und des Kolowratrückens gen Gemona und Cividale führen, springen auf. Ungeheuere Vorräte, die Lager zweier Armeekorps, fallen den Verbündeten zum Raub.

Inzwischen ist Steins linker Flügel Schulter an Schulter mit den Divisionen Berrers gegen den Kolowrat vorgebrochen. Vielgefaltet, tief zerklüftet, hier verkarstet, dort mit schwarzem Wald bedeckt, ragt die Gipfelkette aus dem Nebel ins schneeschwangere Gewölk. Der Italiener liegt betäubt und zerfetzt in den Zackengräben. Entmannte Scharen bergen sich in den Kavernen. Unsicher tastend schießt Artillerie gen Tolmein. Von Cividale voreilende Reserven zerflattern im Fernfeuer der Verbündeten. Die italienischen Batterien schießen weit über das Ziel, denn die Sturmdivisionen

wälzen sich schon über Woltschach, Srednje und Kambresco bergan. Deutsche Kerntruppen, das Alpenkorps, die 200. Division und die 5. Division, brechen sich gegen die Schulterpunkte des Bergrückens, den Hevnik, den Gipfelknoten 1114 und die Jezakuppe Bahn und rollen Graben um Graben auf. Als es Abend wird, steht das Alpenkorps auf dem bewaldeten, von Granaten zerfetzten Hevnik und auf der verschneiten Höhe 1114, die 200. Division auf der wilden Jeza.

Während Stein und Berrer die Gipfelketten sprengen, wendet sich Belows linker Flügel, die Gruppe Scotti, nach Südwesten. Sie überschreitet den Isonzo und dringt kämpfend über den Hond Vrh gegen die Höhen von Globocek vor. Sie ficht hier schon in der Flanke von Capellos Hauptmacht, die noch auf der Hochfläche von Bainsizza mit Boroevic im Kampfe liegt.

Capello starrt immer noch gerade aus. Er hat 9 Divisionen bei Bainsizza, am Monte San Gabriele und am Nordostrand von Görz gehäuft, um dem Angriff Boroevics zu begegnen. Als dieser am 24. Oktober auf der ganzen Front angreift, glaubt Capello, der Hauptangriff drohe bei Bainsizza, und vergißt darüber Flügel und Flanke. Er schlägt Boroevics Ansturm auf dem Karst in der ersten Linie ab, verfolgt den weichenden Gegner mit frohlockendem Geschützfeuer und mißt den Kämpfen im Norden keine Bedeutung zu. Dort steht Cavaciochi, stehen 6 Infanteriedivisionen und vier Gruppen Alpini, trotzen Rombon, Polounik, Krn und Kolowrat, ragen Stol und Matajur, dort liegen die Angreifer in den Becken von Flitsch und Tolmein eingezwängt, dort ist nach seiner Auffassung kein Raum zu Bewegung suchender Durchbruchsschlacht! Wohl erreicht ihn am Abend unklare Kunde von Kämpfen um den Canin und den Kolowrat, aber er vertraut auf Cadornas Reserven, die um Udine und Cividale lagern, und kann sich nicht entschließen, von der eroberten Hochfläche zu weichen. Er sendet aufs Geratewohl Verstärkungen gen Globocak und hält Boroevics ernstgemeinte Angriffe nieder. Als es Abend wird, stehen die Italiener von San Giovanni bis Descla unerschüttert in den von Boroevic berannten Stellungen, ohne zu ahnen, daß die Schlacht schon verloren ist und Capellos Nordflügel nur noch um Zeitgewinn kämpft.

Unterdessen ist im Kampf der Elemente ein Wandel eingetreten. Die Schneestürme sind einem Mächtigeren unterlegen. Die Bora fährt mit Messers Schneide über die Berge. Aus zerrissenem Gewölk tritt klares Gestirn. In den italienischen Reihen des IV. und des XXVII. Korps herrscht blinde Verwirrung. Die Scheinwerfer der Italiener irren zwischen den dunkeln Schrunden des Kolowrat umher, Leuchtkugeln steigen vom Matajur und fallen langsam ins Isonzotal. Dort glühen erlöschende Dorfbrände, hasten zersprengte italienische Divisionen wild durcheinander. Alle Verbindungen sind abgerissen. Bei Pleca, auf dem Ostufer des Isonzo,

kämpft noch eine italienische Division, die vom Falle Karfreits und dem Verlust ihrer einzigen Rückzugslinie keine Ahnung hat. Auf Kolowrat und Stol herrscht bittere Kälte. Der Italiener zündet seine Grabenöfen an, Deutsche und Österreicher kauern mit angefrorenen Kleidern in der Sturmlinie und suchen im Nachtgefecht Boden zu gewinnen.

Als der Morgen graut, tritt die 14. Armee zur Fortsetzung des allgemeinen Angriffs an. Eiskrusten glitzern im Gestein, die Sonne steigt über eroberte Gipfel und leuchtet der Durchbruchsschlacht in den Julischen Alpen. Auf Stol und Matajur glänzt frischgefallener Schnee.

In aller Frühe eröffnen Belows Streiter den Sturm auf die verschanzten Kuppen. Die 22. Schützendivision umklammert den Stol, durchbricht fünf Höhenstellungen und entsendet zwei Bataillone zum Gipfelsturm. Der Italiener schlägt sich verzweifelt, verliert aber bald Kopf und Halt und streckt am Abend, 5000 Mann stark, völlig gebrochen die Waffen. Krauß stürmt weiter. Die Edelweißdivision und 7 Bataillone deutscher Jäger brechen zwischen Canin und Stol gen Westen durch und öffnen sich den Weg nach Resiutta. Da wankt Cadornas karnische Front, die Krobatins linker Flügel am 24. Oktober vergebens zu erschüttern suchte, von Raiblsee bis Malborghetto. General Dietrich, Krobatins Flügeldivisionär, faßt zu, schließt sich dem Vormarsch an und dringt, Geschütze und Gefangene auflesend, im Fellaabschnitt gegen Südwesten vor. Die zwischen Rombon, Prevela, Canin und Polounik eingeklemmten Trümmer des IV. Korps steigen entwaffnet zu Tal, die letzten Kavernengeschütze verstummen. Artillerie und Troß der Österreicher streben unangefochten von Saga gen Serpenizza. General Krauß führt Zentrum und linken Flügel seiner Gruppe durch das Geröll ausgetretener Wildbäche und auf flüchtig gesprengten Brücken über den Isonzo und greift den Höhenabschnitt Monte Maggiore—Monte Mia an, um die Westflanke der Julischen Alpen zu gewinnen und nach Tarcento und Gemona in die Obstgärten Nordfriauls hinabzusteigen. In schwungvollem Anlauf erobert Gerbarec den Monte Mia.

Während Krauß den Stol berennt, stürmt Stein die Kuppe 1114 und den Matajur, Berrer die Jeza. Die Schlesier spalten sich in verschiedene Kolonnen und schnellen wie der Pfeil vom Bogen dem Ziele zu. Sie dringen von Robic gegen die Pässe vor, die an den Hängen des Matajur gen Azzida und Cividale führen, reichen rechts der Division Gerbarec, links dem Alpenkorps die Hand, umfassen die Steilkuppe, von der der Italiener sein wirkungsloses Feuer sendet, und stürmen die ragende Höhe. Der Welsche zieht sich dem Gipfel zu, doch bevor er sich zum Todeskampf oder zu raschem Abzug bereit gemacht, tauchen deutsche Sturmhelme über den Kuppenrand. Leutnant Schnieber erklettert den steilen Gipfel und wirft sich im ersten Tagesstrahl mit der 4. Kompagnie des Regiments 63 auf den verwirrten Feind. Da entsinkt der Besatzung der Mut. Was nicht südwärts über die Hänge

gen Mersino enteilt, gibt sich nach kurzem Kampf gefangen. Auf der großen Talstraße, die zwischen Monte Mia und Monte Matajur auf den Natisone gen Cividale zieht, wird das wandernde Gefecht zur Verfolgung. General Lequis führt die 12. Division in Gewaltmärschen gen Azzida.

Unterdessen rollt das Alpenkorps den ganzen Nordast des Kolowrat vom Hevnik bis zum Monte Kuk, dem Hüter des Luikopasses, auf und wirft den entmutigten Feind auf Savogna. Die 200. Division unterläuft die Jezaschanzen, stürzt den Verteidiger mit dem Bajonett vom Rocchinsattel und scheucht ihn gen Obbenetto. Links von den alten Karpathenkämpfern erklimmt die 5. Division den Monte Hum, stürmen die Leibgrenadiere den Monte San Giovanni. Scottis Österreicher fegen den Globocak aus und zwingen den Feind zu überstürztem Rückzug auf San Leonardo.

Der Nordflügel der italienischen Isonzofront, der am 24. Oktober auf seine letzten Stützpunkte gewichen war, bricht am 25. Oktober aus Halt und Rahmen.

Zerschmetternde Kunde dringt an Capellos Ohren. Die ganze Front vom Canin bis zur Korada ist eingestürzt, verriegelte Talzüge, befestigte Gipfel sind gefallen, ein mit allen Mitteln der Technik ausgestattetes Verteidigungssystem liegt in Trümmern. Der Feind steht auf dem Stol, auf dem Matajur und auf dem Kolowrat und schaut in die leuchtenden Täler Friauls. Bis zum Tagliamento reicht der strategische Blick. Alles, was von 90 italienischen Bataillonen noch übrig ist, flüchtet gen Azzida und Tarcento. Es ist kaum ein Drittel des Bestandes, denn 23000 Mann und 200 Geschütze sind in Feindeshand, und Tausende irren noch versprengt hinter dem zielbewußt stürmenden Feind, der die Divisionen des zweiten Treffens an die Spitze reißt, um die Linie Resiutta—Tarcento—Cividale zu durchbrechen.

Da entsinkt dem italienischen General der Kommandostab. Der Führer der 2. Armee, der am 24. Oktober auf der Hochfläche von Bainsizza noch zu siegen glaubte, sieht sich am 25. Oktober gezwungen, das linke Isonzoufer Hals über Kopf zu räumen und 9 Divisionen mit 600 Geschützen vor drohender Umfassung zu retten. Cadorna urteilt kühler. Er hofft in der Linie Gemona—Monte Juanez—Korada—Sabotino eine große Verteidigungsflanke bilden zu können und fordert Capello auf zu handeln, aber Capello weiß sich nicht mehr zu helfen. Die Zertrümmerung seines linken Flügels, die Gefährdung seines Rückzuges und das Abreißen aller Verbindungslinien mit den geschlagenen Korps stürzen ihn in grenzenlose Verwirrung. Vom kimbrischen Schrecken erfaßt, läßt er die Zügel der Befehlsgewalt fallen und birgt sich hinter Cadornas Rücken. Cadorna leitet in der Nacht auf den 26. Oktober den Rückzug ein. Er sucht Anlehnung an die Korada und den Monte Santo und gibt die teuer erkaufte Hochfläche von Bainsizza preis. Boroevics rechter Flügel drängt dem Feinde sofort nach und reicht Scotti am Fuße der Korada die Hand.

Die Armee des Herzogs von Aosta harrt noch bei Görz, am Fajti Hrb und vor der Hermada aus und feuert aufgeregt aus allen Schlünden, als könnte sie durch den Donner und die Wirkung ihrer Geschützmassen die Niederlage Capellos ungeschehen machen.

Der 26. Oktober steigt herauf. Es ist der dritte Schlachttag und zugleich der erste Tag der Verfolgung.

Below verweilte sich nicht auf den eroberten Gipfeln, von denen sein Blick über die absteigenden Berge und Hügel weit in die Ebene schweifte. Er sah die Straßen aufgeschlagen, die Silberbänder der Torrenten in den Schluchten schimmern, die weißen Häuserwürfel von Tarcento, Tarcetta, Savogna, Stregna, Azzida und Cividale glänzen, in 30 Kilometern Entfernung den Straßenstern Udine leuchten, spähte über die zierlich geordneten, dicht besiedelten, von unzähligen Straßen- und Wasserläufen durchwirkten Fluren Friauls gen Westen und spornte seine Divisionen zur Verfolgung. Es galt, dem Schlachtbefehl nachzuleben und den Angriff Tag und Nacht fortzusetzen, bis der Feind über den Tagliamento gescheucht war. So stand es von Belows eigener Hand geschrieben, aber schon winkten höhere Ziele. Der Angriff der 14. Armee hatte den Rahmen gesprengt, den die österreichische Heeresleitung vorgezeichnet hatte, und reifte zur Umfassung.

Die lockend aufgerollte Ebene forderte Below heraus, am Tagliamento links einzuschwenken und Cadornas 2. und 3. Armee vom Rückzug über den Strom abzuschneiden, südwärts zu werfen und im Zusammenwirken mit Boroevic in den Lagunen der fernher blinkenden Adria zu vernichten. Der strategische Ausblick auf ein „Sedan" von nie gesehener Größe tat sich auf. Besaß Arz v. Straußenburg die Kraft und die Entschlußfähigkeit, diesen Augenblick zu ergreifen und das Schema zu verlassen, das den Vormarsch der Armeen pedantisch geregelt hatte, gelang es ihm und seinem Helfer Waldstätten, den Kaiser für Schlieffensche Gedankengänge zu gewinnen, gab Arz sofort den Befehl zur Linksschwenkung, ohne sich um die 4. Armee Cadornas zu kümmern, die noch tief im Gebirge verstrickt lag, und war er imstande, die Reibungen zu beseitigen, die aus dem Ineinanderschieben der Verbündeten am Unterlauf des Tagliamento entstehen konnten, so war an einem Erfolge von geschichtlicher Größe nicht zu zweifeln.

Wir wissen nicht, wie weit man sich im Lager Karls der Erkenntnis der Lage erschloß, aber wir sehen Below aus eigenem Antrieb handeln. Tief und tiefer bohrten sich die eisernen Keile der 14. Armee am 26. Oktober in die letzte Bergflanke. Below setzte alles daran, die Linie Venzone—Gemona—Tacento—Cividale zu gewinnen, in der Cadorna seine planlos herumgeschwenkten Brigaden geordnet und neue Artilleriestellungen ausgehoben hatte. Krauß rückte kämpfend, Wege bauend und Kanonen schleppend auf Resiutta, Venzone und Gemona. Steins und Berrers Divisionen stürzten wie Lawinen vom Monte Juanes bis Rocchin über die Berghänge und in

den Talzügen der Torrenten auf Cividale hinab. Am 26. Oktober stürmten die Brandenburger den Monte Hum, Teile Lequis' und Gerbarecs den Monte Juanes, am 27. Oktober erschien die an die Spitze gezogene 26. Division Hofackers vor Purgessimo, stürmten die 5. und die 200. Division den Monte San Giovanni und Castel-del-Monte. Teile der 200. Division nahmen Azzida. Schlesier und Schwaben brachen am Abend den letzten Widerstand an den Natisonebrücken und drangen in das brennende, von Panik durchflutete Cividale.

Cadornas Versuch, eine neue Front aufzurichten und die Katastrophe zu beschwören, war im Keime erstickt. Below stand in Cividale, 10 Kilometer westlich der Korada, und nur noch 15 Kilometer nordöstlich von Udine bereits in Rücken und Flanke der italienischen Isonzoarmeen. Als Cadorna in Udine den Fall Cividales erfuhr, waren die Deutschen schon im Anmarsch. Stein rückte vom Monte Juanes auf Campeglio und warf die ihm entgegentretenden Brigaden gegen den Tagliamento. Berrer stellte sich an die Spitze der 5., 26. und 200. Division und stieß wie ein Falke auf Udine hinab. Die Wege waren mit weggeworfenen Waffen und Gerät besät, Fuhrwerke und Geschütze lagen verlassen in den Straßengräben, die Bahnlinie war gesprengt. Verlorene Haufen italienischer Infanterie ballten sich verzweifelt um einige beherzte Führer und suchten den Verfolger an Übergängen, in Maulbeerpflanzungen und Dörfern aufzuhalten. Hätte Below Panzerwagen, Radfahrer und Heereskavallerie besessen, so wäre kein Italiener entronnen. Da keine Verfolgungstruppen zur Stelle waren, lag die Last der Verfolgung auf der Infanterie. Sie hatte Alpengipfel gestürmt und Torrenten durchwatet und trat jetzt, vom Anblick der Ebene berauscht, dem Feind in Gewaltmärschen auf die Hacken. Je rascher sie Raum gewann, desto größer wurde Cadornas Niederlage.

Der „harte mitleidslose Wille", den Moltke vom siegreichen Führer fordert, um ermüdete, darbende Truppen nach dem Siege zur Verfolgung aufzureißen, lebte auch in Berrers Brust. Er fuhr im Kraftwagen, vom Zuruf seiner Schwaben begleitet, zur Spitze der Kolonnen und riß alles mit sich. In der Ferne winkten die schwarzen Zypressenalleen und die weißen Villen Udines. Nur noch drei Kilometer trennten die Deutschen von Cadornas Hauptquartier. Berrers Wagen überholte die Spitze. Da schlug aus dem Vorort San Gottardo das Feuer italienischer Nachhuten. Ins Herz getroffen, brach der General vor den Toren Udines zusammen.

Am Tage, da die Gruppe Berrer, von ihrem toten General geführt, Udine eroberte, räumte der Italiener die Ruinenstadt Görz und wich über die Podgora und Gradisca auf Cormons und Palmanova. Im Kampf mit tapfer fechtenden Nachhuten drang Zeidler in Görzens Trümmer und rettete die Isonzobrücken vor der Zerstörung. Aostas rechter Flügel schloß sich dem Rückzug an und räumte den Südkarst. Gesprengte Kavernenbatterien,

verlassene Riesengeschütze, brennende Barackenlager, auffliegende Munitionsstapel, ineinandergefahrener Troß zeugten von der Hast des Abzuges. General v. Wurm rief die Isonzoarmee in strömendem Regen zur Verfolgung. Bei Monfalcone kam es zum letzten Kampf um den Fluß. Die Italiener öffneten die Schleusen und durchstachen die Dämme des Flußdeltas, um dem Feind das Vorrücken zu erschweren, und entrannen gen Cervignano und Aquileja. Cadornas Befehl rief sie auf den Tagliamento zurück, aber schärfer als der Befehl ihres vom Glück verlassenen Feldherrn spornten sie der Feind und der Selbsterhaltungstrieb. Die Verfolgung kam in Gang. Feldmarschalleutnant Gologorski setzte als erster über den Isonzo, drang schon am Abend in Cervignano ein und erreichte um Mitternacht bei Torre Zuino italienischen Boden. Wurm trieb zur Eile, denn der Feind hatte einen Vorsprung gewonnen. Die Sprengung der Brücken, der Mangel an Pferden und Fuhrwerken und der vom Sturm gepeitschte Regen hemmten die Verfolgung, und als Gologorski am 29. Oktober vor Palazzolo, 7 Kilometer östlich von Latisana, eintraf, empfing ihn Aostas Nachhut aus verschanzten Meierhöfen und dem Schilfdickicht des Stellaflüßchens mit starkem Feuer. Die Spitze geriet in Not, der Italiener ging zum Gegenangriff über und bedrängte die österreichischen Bataillone, bis Verstärkungen herbeieilten und den Feind nach hartem Kampf zum Rückzug auf die Tagliamentobrücke von Latisana zwangen.

Während Wurms Südstaffel sich bei Monfalcone und Palazzolo schlug, stürmte die 14. Armee über Udine hinaus. Below nützte die Breite seines Gefechtsstreifens aus und drückte scharf nach Südwesten, um Capellos Bainsizzadivisionen den Rückzug abzuschneiden. Krauß folgte dem Befehl, der ihm die Gebirgspforten des Tagliamento wies, und führte den Angriff auf die Linie Resiutta—Venzone—Gemona—Tarcento trotz des verzweifelten Widerstandes einzelner feindlicher Brigaden und schwerer Hindernisse rücksichtslos durch. Die Edelweißdivision und die deutsche Jägerdivision wurden von Generalmajor v. Wieden zusammengefaßt, erstritten die Mündung des Fellatales, eroberten am 29. Oktober nach zweitägigen Kämpfen Resiutta und stießen am Tagliamento aufwärts gegen Tolmezzo vor. Die 22. Schützendivision stürmte am 28. Oktober den Monte Bernadia und erschien am 29. Oktober vor Tarcento. Sie fand die Brücken über den Torrento Torre gesprengt, überwand aber schon in der Nacht das Hindernis und den am Westufer stehenden Feind und drang am Tage darauf in den Fortsgürtel von Gemona ein. Der linke Flügel der Gruppe Krauß, die Divisionen Prinz Schwarzenberg und Gerbarec, erreichten die Niederung südlich von Gemona und warfen die Nachhuten des Feindes auf die Brücken von Cornino und Pinzano, fanden aber auch hier die Übergänge zerstört. Wild toste der vielarmige, von Schnee und Regen geschwellte Strom in seinem geröllgefüllten Bett. Der Feind setzte sich bei Cornino auf bebuschten

Inseln, im Dickicht und auf den Steilhöhen des rechten Ufers, fuhr Geschütz auf und empfing die Österreicher mit kräftigem Feuer. Bei Pinzano standen Reserven und erwarteten den Verfolger auf dem linken Ufer zum Kampf. Die Italiener hatten sich bei San Daniele und Ragogna auf dem letzten, vereinzelt aus der Ebene aufstrebenden Höhenrücken der Voralpen festgesetzt und boten den Österreichern vor der Flußlinie Halt. Die Österreicher griffen mutig an. Von Krauß zur Hergabe der letzten Kraft aufgefordert, führte Prinz Schwarzenberg die 55., Gerbarec die 50. Division zum Sturm auf Ragogna. Lequis schloß sich dem Angriff an und stürmte am 30. Oktober San Daniele. Zwei Tage wurde um den Ragognarücken gerungen, dann durchbrachen die Österreicher die feindlichen Linien und fegten die Höhen bis zum Steilrand des Tagliamento. Der Italiener wich über den hier schmäler zusammengepreßten, nur wenig gespaltenen Strom und sprengte die westliche Hälfte der eisernen Brücke. Während die Schlesier um San Daniele rangen, war Steins linker Flügel gegen Spilimbergo vorgerückt. Auch hier leisteten die Italiener auf dem Ostufer drei Tage heftigen Widerstand. Am 1. November fiel die Entscheidung. Tutschek stürmte den Brückenkopf Bonzicco und warf den Feind über den Strom.

Unterdessen drangen Berrers verwaiste Divisionen unter der Führung des Generals v. Hofacker von Udine in südwestlicher Richtung auf Codroipo vor. Es war die Hauptrückzugsstraße des zerschmetterten italienischen Heeresflügels. Cadorna hatte alles, was von Capellos Bainsizzatruppen noch fechten konnte, nach Codroipo zurückgerufen und in dem großen strategischen Dreieck Udine—Palmanova—Codroipo zwischen Bertiolo, Pozzuolo, Lavariano und Mortegliano versammelt, um den Rückzug der 3. Armee zu decken. Aber der rasche Fall Udines, aus dem Viktor Emanuel und sein Stab am Abend des 27. Oktober, wenige Stunden vor dem Erscheinen Berrers, geflohen waren, hatte die Italiener verhindert, sich bei Codroipo einzugraben und den weitgeschwungenen Brückenkopf zu bestücken. Am 29. Oktober brach der Verfolger von Norden und Osten über sie herein. Belows linker Flügel schwenkte links, umfaßte Codroipo und griff stürmisch an. Below geriet dabei aus seinem Gefechtstreifen in den Boroevics, kehrte sich aber zunächst nicht daran, sondern warf sich rücksichtslos auf den eingekreisten Feind. Die 5. Division fegte scharf am Tagliamento entlang, die 26. Division stieß pfeilgerade auf Codroipo herab und Scotti ging geradenwegs auf Pozzuolo los. Dadurch wurden die Divisionen des Korps Kossak, die auf Boroevics rechtem Flügel fochten und von Osten heranmarschierten, nach Süden abgedrängt und gezwungen, über Mortegliano auf Madrisio zu rücken, wo 12 Kilometer unterhalb Codroipos und auf halbem Wege von Latisana eine hölzerne Brücke über den Tagliamento führte. Es war die einzige Brücke der ganzen Stromstrecke von Gemona bis zum Meere, die am 30. Oktober noch unzerstört stand. Feldmarschalleutnant Goiginger

führte Kossaks Spitze ohne Zaudern darauf zu, um sich des wichtigen Übergangs zu bemächtigen.

Unterdessen vollendete sich zwischen Codroipo und Mortegliano das Schicksal der letzten Staffeln Cadornas. Sie wurden von drei Seiten umfaßt, bei Codroipo durchbrochen, völlig eingeschlossen und streckten nach kurzem Kampf auf freiem Felde die Waffen. Cadorna opferte alle auf dem Ostufer fechtenden Trümmer — es waren 60 000 Mann und 200 Geschütze —, um Aosta zu retten. Das Opfer wäre umsonst gebracht worden, wenn Boroevic großzügig gehandelt hätte, aber dieser stieß sich daran, daß Below in seinem Gefechtsstreifen eingebrochen war, und forderte die Unterstellung der Truppen Belows unter seinen Oberbefehl. Gleichzeitig erhielt Goiginger, der die von den Italienern angezündete Brücke bei Madrisio rasch gelöscht hatte und schon im Begriff war, den Strom zu überschreiten, um auf dem Westufer südwärts gen Latisana zu marschieren und Aostas rechten Flügel abzuschneiden, von Boroevic den Befehl, kehrtzumachen und sofort nach Codroipo aufzubrechen. Als Goiginger dem Generalstabsoffizier Boroevics seine Absicht kundtat, sich des einzigen Überganges zu bedienen und auf Latisana zu marschieren, da Codroipo ja schon in deutschen Händen sei, erwiderte der Befehlsüberbringer, der Befehl Boroecvics gelte auch dann, wenn die Deutschen schon in Codroipo ständen, denn Codroipo falle in Boroevics Bereich. Goiginger gehorchte schweren Herzens, Below aber weigerte sich, seine Divisionen in Boroevics Hand zu geben, und warf sie von Süden nach Westen herum, um den Übergang über den gefesselten Strom zwischen Gemona und Codroipo zu erzwingen. Diese Reibungen retteten zahlreiche italienische Verbände.

Cadornas letzte Staffeln entrannen unangefochten von Madrisio und Latisana gen Portogruaro. Als Gologorski am 5. November Latisana nahm, hatte die Armee des Herzogs von Aosta schon die Livenza zwischen sich und den Feind gebracht.

Die Italiener waren nicht mehr imstande, sich am Tagliamentoabschnitt zu behaupten, denn Alfred Krauß hatte die Stromschranke am 2. November bei Cornino durchbrochen. Die Bosniaken Schwarzenbergs waren unter dem Schutze der Artillerie über die halbzerstörte Brücke gekrochen, auf Leitern zu den Pfeilergerüsten emporgestiegen und hatten den überraschten Feind von den Geschützen geworfen. Kurz darauf setzten Steins Bataillone über den Strom.

Cadorna gab die Hoffnung auf, das Westufer des Stromes zu verteidigen, streute Kavallerie, Radfahrer, Kraftwagen und technische Truppen hinter sich, um die Verfolgung zu hemmen, und riß die Überbleibsel der 2. Armee und die wirr zurückflutende 3. Armee in einem Zuge über die Livenza auf die Piave zurück. Er büßte das Ausharren in der strategischen Zwangslage, aus der er sich trotz elf schwerer Schlachten nicht hatte be-

freien können, mit dem Verlust Friauls und der noch im Quellgebiet des Tagliamento und der Piave zwischen Ampezzo und Belluno verstrickten Divisionen. Viktor Emanuel eilte völlig gebrochen nach Rom und forderte Hilfe von den Alliierten. Das Kabinett Boselli wurde gestürzt, aber Sonnino und sein irredentistisches Programm von Orlando, dem Nachfolger Bosellis, aufrechterhalten. Cadorna wurde des Oberbefehls enthoben. Der König legte den Stab in die Hände des Neapolitaners Diaz, der sich zwischen Piave und Etsch zur Abwehr bereitstellte.

Der Feldzug der Italiener war gescheitert. Statt Triest zu erobern, galt es, Venedig verteidigen, und auch dazu bedurfte Italien des Beistandes seiner Bundesgenossen, denn das um Hunderttausende geschwächte, der Artillerie zweier Armeen und seines Belagerungsgeschützes beraubte Heer fühlte sich von Glück, Kraft und Stern verlassen und wähnte sich nicht mehr stark genug, dem Feind allein die Stirn zu bieten. Ganz Italien erbebte unter dem kimbrischen Schrecken, der vor Belows Divisionen herging, der italienische Kriegsschauplatz rückte in den Mittelpunkt des Geschehens. Aus einem Störungsmanöver war eine Kriegshandlung geworden, die den Mittelmächten noch einmal ungeahnte Ausblicke erschloß.

Vom Tagliamento zur Piave

Am 5. November 1917 war die dritte Front der ringsum gelagerten Feinde Deutschlands und Österreich-Ungarns durchstoßen und dem Zusammenbruch nahe. Hätte Österreich alles auf einen großen Wurf gesetzt, hätte es den Durchbruch am Isonzo durch einen Einbruch starker Kräfte in die Trentiner Nordflanke ergänzt und die Offensive dadurch zu einem Doppelangriff auf die Flügel des italienischen Heeres gestaltet, und Viktor Emanuels Streitmacht zwischen Tagliamento und Etsch auf zwei Fronten angegriffen und geschlagen, so wäre das strategische Problem des großen Krieges für die Mittelmächte wesentlich vereinfacht worden. Die Zertrümmerung der italienischen Heeresmacht hätte nach der Lähmung Rußlands, der Niederwerfung Serbiens und der Niederlage Rumäniens entscheidende Bedeutung gewinnen können, denn die Südflanke der Westmächte wäre dadurch so ernsthaft bedroht worden, daß das centrum gravitatis sich sofort von Ypern nach Lyon verschoben hätte. Aber zur Ausfüllung solcher strategischen Perspektiven mit taktischen Erfolgen reichten die zum Gegenstoß in Italien bereitgestellten Mittel nicht. Der Erfolg, den Below und seine Generale bei Flitsch und Tolmein erkämpft hatten, übertraf ohnedies alle Vorstellungen. Die Julischen Alpen waren wie aufgestellte Theaterkulissen durchbrochen worden. Ohne die Reibungen der Befehlsgewalten, die durch das Verhältnis des Koalitionskrieges und

den Eigensinn Boroevics verschuldet wurden, hätte dieser blendende Erfolg in der Vernichtung der Armee des Herzogs von Aosta gegipfelt. Er blieb auch so, an den Verhältnissen gemessen, die Frucht einer Kriegshandlung von unerhörter Energie der Durchführung und tauchte den ganzen strategischen Rundbau des europäischen Kriegstheaters in neues Licht.

Betrachtet man die europäischen Fronten, an denen damals gerungen wurde, als strategische Einheit, und die Kämpfe um Ösel und Riga, um Marasesti, Galatz und Nomsloasa, um Monastir, Flitsch und Tolmein, um den Chemin des Dames und die Erdwelle von Ypern als eine der Kreisgestalt des Krieges entsprechende, große Panoramaschlacht, so erscheint die Überwindung des Isonzo als eine Durchbrechung des Zentrums der Entente.

Die Westmächte erkannten die furchtbare, in der Vorstellung zu phantastischer Größe gesteigerte Gefahr und ergriffen schon am 27. Oktober alle erdenklichen Maßnahmen, dem drohenden Unheil zu steuern. Foch eilte nach Italien und unterrichtete sich an Ort und Stelle über die Lage der Italiener, und der interalliierte Kriegsrat lenkte Verstärkungen nach Verona. Englische und französische Kerntruppen wurden, wie sie standen und gingen, in ungeheizte Eisenbahnwagen verladen und an die Etsch entsandt, um Diaz die rettende Hand zu reichen und den Einbruch der Mittelmächte in die Lombardei zu verhindern. In den verlassenen französischen Gräben erschienen die ersten amerikanischen Divisionen.

Die Gefahr, in der die Italiener schwebten, war geringer, als sie schien. Conrad v. Hötzendorf war nicht in der Lage, im winterlich verschneiten Hochgebirge zur allgemeinen Offensive zu schreiten. Der Plan, den Karl, Arz v. Straußenburg und Generalmajor v. Waldstätten im Hauptquartier zu Baden ausgesonnen hatten, maß weder Krobatin noch Conrad Aufgaben und Mittel zu, sich an dem Angriff Belows und Boroevics auf die gewinkelte italienische Front zu beteiligen. Alles, was von Conrad und Krobatin geschah, war mehr oder weniger Selbstbehelf.

Krobatin kam nach dem Einbruch der Gruppe Krauß ins Resiatal in Bewegung und vertrieb die Italiener am 27. Oktober vom Nevasattel. Die Flügelkorps Conrads traten am 3. November den Vormarsch aus den Dolomiten an und öffneten die Quelltäler der Piave, und Conrads Hauptkräfte begannen am 9. November im Suganatal und in den Bergen von Asiago die italienischen Stellungen zu berennen, aber zu einem Durchbruchsversuch im Etschtal und an den Gestaden des Gardasees fehlten Conrad Zeit, Kraft und Weisung.

Karl dachte zwar nicht mehr daran, daß er seinen Verbündeten am 9. April in Homburg erklärt hatte, die k. und k. Armee könnte nur noch bis zum Feste St. Martini Widerstand leisten, war aber weder geneigt noch bereit, den überraschenden Erfolg durch neue große Anstrengungen zu krönen.

General Arz begnügte sich, Divisionen nach Trient zu rufen, die noch auf dem Karst gefesselt standen, aber Wochen verstrichen, bis sie auf der Hochfläche von Asiago eintrafen, und als sie kamen, waren Franzosen und Engländer zur Stelle, und der Italiener von Ala bis Asiago, in der Brentaklamm, am Montello und in den Lagunen der Adria am Westufer der Piave zum Widerstand gerüstet.

Von den italienischen Heeresteilen, die in den Karnischen Alpen und den Dolomiten gefochten hatten, fanden freilich nur Trümmer den Weg nach Belluno. Krobatins linker Flügel stieß unter der Führung des Generalmajors Dietrich über Chiusaforte auf Resiutta vor und vereinigte sich dort mit der Gruppe Wieden. Feldmarschalleutnant Lawroski trieb den flüchtenden Feind aus Paularo und Paluzzo, erreichte am 31. Oktober Tolmezzo und nahm am 4. November Ampezzo. Oberst Fasser drang im Quelltal der Piave vor, nahm Sappada und San Stefano und vereinigte sich am 7. November mit Oberst Mendel, der die Italiener aus den Dolomiten über Padola und Auronzo ins obere Piavetal hinunterwarf und Pieve di Cadore eroberte. Generalmajor Körzer drang im Weichbild des Monte Cristallo und von den Höhen des vielbestürmten Col di Lana nach Südosten vor, eroberte am 5. November Cortina d'Ampezzo zurück, nahm am 7. November Vodo, am 9. November Agordo und vereinigte sich am 10. November mit den von Norden kommenden Abteilungen der Obersten Mendel und Fasser, den von Osten anrückenden Truppen Krobatins und dem rechten Flügel des Generals Krauß in dem großen Sammelpunkt Longarone. Die Italiener hatten in allen Tälern und Schluchten Gefangene verloren. Alpinikompagnien, Linienbataillone und die geschlossen marschierenden Brigaden Victoria und Parma waren abgeschnitten worden. Als sich die Entronnenen, 10000 Mann stark, bei Longarone zum Abmarsch nach Belluno ballten, fiel Feuer von den Talwänden auf sie und täuschte ihnen zahlreiche Feinde vor. Sie sahen sich von Kaiserschützen und württembergischen Jägern umstellt und streckten nach kurzem Kampf das Gewehr. Am Abend gewann die 43. Schützenbrigade der Österreicher das Becken von Belluno, und am 11. November lag das Alpental der Piave von Belluno bis Feltre vor dem Verfolger aufgeschlagen. Die Italiener wichen auf das Westufer und sprengten die Brücken. Über tausend Meter breit glänzte das Schotterbett des wilden Gebirgswassers und schien der Verfolgung Halt zu gebieten. Da führte Krauß seine Divisionen kurz entschlossen flußabwärts gen Nava, schlug hier unter dem Feuer des Feindes in Geröll und eiskalten Wellenstürzen einen Brückensteg, setzte am 12. November über den Fluß und erreichte am Tage darauf marschierend und fechtend Feltre. Als er über Feltre gen Westen vorstieß, traf er auf Conradsche Jäger und stellte die Verbindung mit der 11. Armee her, die unterdessen zwischen der Brenta und dem Astachtal zum Angriff übergegangen war.

Während Krauß und Krobatin in zersplitternden, kraftverzehrenden Gebirgskämpfen talwärts drängten, war die Verfolgung in der Ebene vom Tagliamento über die Livenza gewälzt worden. Die Zerstörung der Brücken, der Mangel an Material, an berittenen Truppen und Panzerwagen und die Schwierigkeiten des Nachschubes forderten von Belows und Boroevics Infanterie gewaltige Marschleistungen. Da der Feind mit der Schnelligkeit auf Rettung bedachter Armeen wich und Kavallerie, Pioniere, reitende Artillerie und mit Rädern und Kraftwagen ausgerüstete Bersaglieri hinter sich gestreut hatte, um Raum und Zeit zu gewinnen, tat die Verfolgung dem italienischen Heere zwischen den Strömen Venetiens keinen Abbruch mehr.

Trotzdem rollte die Bewegung weiter, denn die Verbündeten durften nach solchen Erfolgen am Tagliamento nicht stehen bleiben. Es galt, dem Feind, der Provinzen opferte und mehr als 300000 Mann nebst 3000 Geschützen eingebüßt, zuletzt das Rüst- und Lagerzeug dreier Armeen liegen gelassen hatte und sogar die Küste preisgab, um sich als geschlossene Masse in Sicherheit zu bringen, an der Klinge zu bleiben.

Am 6. November gewann Boroevic in leichten Kämpfen das rechte Ufer der Livenza. Am Tage darauf erstritten die 12. und 117. Division und die k. k. 13. Schützendivision die Übergänge über den verästelten Monticano, der die Landschaft zwischen Livenza und Piave in ungezählte Streifen schneidet. In allen Torrenten lief brausendes Wasser. Regenstürme jagten über die wohlbebauten Felder, niedrig zogen die Wolken. Boroevic überwand unter wachsenden Schwierigkeiten die Niederung und erreichte am 11. November die Tiefenlinie der Piave. Als über den Strom vorprallende Spitzen auf starken eingegrabenen Feind stießen, kam die Verfolgung zu Ende.

Below nahm inzwischen Vittorio, focht am Lago di San Croce, drang ins Hügelland von Vittorio und legte am 11. November die Hand auf die Gebirgspforte von Vidor, wo die Torrenten der Piave enggebündelt aus dem Bergverlies treten, um sich in die Ebene zu ergießen. Lequis stürmte den Brückenkopf Vidor, fand aber die Brücke, die den Fluß an der Gebirgspforte überschreitet, bereits zerstört. Auf den Höhen des Westufers stand starker Feind, der die vorgelagerten Geröllhalden mit Geschütz und Gewehr beherrschte. Dahinter erhoben sich dräuend die Vorberge des Monte Grappamassivs. Auch hier wurde der Verfolgung Halt geboten.

Die Kämpfe in den Lessiner Alpen und an der Piave

Am 12. November standen die Armeen der Verbündeten vom Ledrotal bis zur Piavemündung in flachgestrecktem Bogen vor aufmarschiertem Feind. Das italienische Heer war entschlossen, das Westufer der Piave zu

verteidigen. Es schanzte in den Lagunen und auf den Flußdämmen der Mündungsstrecke, ballte sich in der Ebene von Treviso, hielt den Montello, ein kleines scharfgeschnittenes Inselgebirge südlich der Piaveſcharte von Vidor, besetzt, beschoß Belows Divisionen von den Randhöhen des Piaveabschnittes Feltre—Vidor, klammerte sich an alle Kuppen und Hänge des westlich davon aufgerichteten, vielgipfligen Grappamassives, verschloß den Brentaabschnitt Cismone—Valstagna, der zwischen der 14. Armee und der k. und k. 11. Armee in die Flanke der Piavefront führte, behauptete die südliche Hälfte der Hochflächen von Asiago—Arsiero, den Monte Pasubio und die Begleithöhen des Etschtales und des Gardasees und wartete auf den Einschub englischer und französischer Divisionen, die 200000 Mann stark um Brescia zusammenrückten.

Die Widerstandskraft der Italiener wuchs zusehends. Rekruten, Karabinieri, Marschbataillone und von Valona nach Venedig geworfene Verbände füllten die Lücken, zertrümmerte Divisionen erstanden neu. Das Gelände, die Jahreszeit und die Verkürzung der Verbindungslinien halfen Diaz, den Kampf mit Aussicht auf Erfolg erneuern. Da Boroevic versäumt hatte, den schweren Brückentrain mitzuführen, standen die Verbündeten dem Feind in der Niederung machtlos gegenüber. Die italienische Artillerie beherrschte die Szene.

Kaiser Karl und sein Stab waren den siegreichen Armeen gefolgt, ohne ihnen neue Ziele zu stecken. Um etwas zu tun, ging General v. Arz halben Herzens daran, den Brechpunkt der verkürzten italienischen Front anzugreifen. Er wollte die Piavefront zu umfassen und den in der Ebene stehenden Flügel von der Piavelinie auf Venedig abzudrängen suchen. Die Hauptlast des Angriffs fiel auf die Schultern des Generals Krauß, der den Befehl erhielt, den Feind vom Monte Grappamassiv auf Bassano zu werfen, während Conrad angewiesen ward, die 11. Armee auf der Hochfläche von Sette Communi flankierend gegen Valstagna anzusetzen. Boroevic sollte Diaz unterdessen in der Ebene fesseln.

Der halbe Entschluß führte zu schweren Kämpfen. Deutsche und österreichische Divisionen des Generals Krauß stürmten vom 16. November bis 30. Dezember 1917 Gipfel um Gipfel der venetischen Alpen. Es waren Stegreifkämpfe, die nicht mehr von der Gunst der Umstände zehrten und von ermüdeten, mit geringer Artillerie versehenen Truppen ausgefochten wurden. Von Schnee und Eis umstarrt, ohne gute Talverbindungen, nur spärlich mit Munition ausgerüstet, mühten sich die Angreifer um die glatten Bergwände, von denen schweres Feuer auf sie niederging. Diaz wehrte Boroevics Drohversuche in der Ebene gelassen ab und führte Division auf Division ins Gebirge, um dem Feinde dort mit frischen ausgeruhten Kräften Halt zu bieten. Bald mischte sich der Klang französischer Feldgeschütze und englischer Lewisgewehre in den Lärm des

Gefechts. Engländer und Franzosen rückten in die Schlachtordnung. General Duchesne führte die Franzosen auf den Monte Tomba, der die rechte Flanke des Grappamassivs deckt, und General Cavan erschien mit den Engländern auf dem Montello, um die Talpforten zu hüten. Krauß kämpfte mit alter Entschlossenheit. Am 17. November stürmte die Division Schwarzenberg mit dem deutschen Sturmbataillon Gräve den Monte Cornella und den Talriegel Quero, am Tage darauf nahm die deutsche Jägerdivision den Monte Monfenera, am 21. November eroberten Württemberger und Kaiserschützen den Monte Fontana-Secca. Am Tage darauf erstürmte die Edelweißdivision den Monte Perdica, und zur gleichen Zeit warfen deutsche Jäger den Feind vom Osthang des Monte Tomba. Ein letzter kräftiger Stoß öffnete die Nordscharte der Brentaklamm und führte die Edelweißdivision am 24. November talwärts nach San Marino. Dann ruhte Krauß erschöpft vom verzehrenden Streit.

Im Dezember versuchte Arz noch einmal, die Piaveschranke zu sperren, indem er Conrad und Krauß zum Angriff auf die Gebirgsflanke führte, aber dem Plane fehlte wiederum der große Zug. Die Vorbereitungszeit war zu kurz, die Jahreszeit ungünstig und der strategische Zweck mehr defensiver als offensiver Natur. Da Kaiser Karl die Kriegführung im Sinne Czernins nur als Aushilfe betrachtete, um Zeit zu politischen Verhandlungen zu gewinnen und sein Ziel am Tagliamento erreicht gesehen hatte, lieh er größeren Entwürfen ungern sein Ohr. Es war ihm vielleicht nicht unwillkommen, daß Hindenburg und Ludendorff auf Heimsendung der deutschen Divisionen drangen, die schon allzu lange in Venetien fochten. Diese Umstände wirkten lähmend auf den Angriff, der im Dezember die Alpengipfel zwischen Belluno und Bassano zu überwinden trachtete, und beraubten ihn des Charakters einer großen Schlacht, obwohl Krauß seine österreichischen und deutschen Truppen entschlossen zum Sturm führte.

Am 11. Dezember stürmte das 8. Grenadierregiment den Monte Spinizzia, vom 13. bis 30. Dezember rang die 200. Division um den Monte Valderoa und die Behauptung des Monte Fontana Secca, vom 18. bis 21. Dezember kämpften die Österreicher um den Monte Asolone. Krauß griff den Asolone, der die linke Flanke des Grappamassivs deckt, mit der 55., 60. und 94. Division an und setzte sich nach hartem Kampf auf ihm fest. Am 30. Dezember rang die Division Gerbarec mit französischen Alpenjägern um die Südkuppe des Monte Tomba, aber es gelang auch Gerbarec nicht, den Feind vom Grat hinunterzuwerfen. Das Feuer der französischen Artillerie lag allzuschwer auf der erstürmten Kuppe. Duchesne hatte den höheren Monte Pallona bestückt und beherrschte von hier aus die Angriffsfläche. Der breitgelagerte Bergriegel blieb in seinem Besitz und sicherte

die Talausgänge des Gebirges. Als das Jahr zu Ende ging, hatte Krauß sich zwar der Vorberge und der Westflanke des Grappamassivs bemächtigt, aber den Hauptstock, der 1779 Meter aus der Mitte aufragt, und die große Tallinie Valstagna—Cornuda nicht erstritten.

Der Angriff Conrads hatte zur Eroberung des Melettamassivs geführt, jedoch die Frenzelaschlucht nicht erschlossen. Generaloberst v. Scheuchenstuel erstritt den Monte Sisemol, den Col de Rosso und den Sasso Rosso, wurde aber auf den Begleithöhen der Frenzelaschlucht festgehalten und vermochte den Abstieg nach Valstagna nicht mehr durchzuführen.

Da das ganze italienische Heer im Raume Treviso—Bassano—Verona eng versammelt stand und die Alliierten in die bedrohten Linien gerückt waren, verfügte General Diaz wieder über überlegene Streitkräfte. Er speiste die Gebirgskämpfe fortwährend mit frischen Truppen und benützte Boroevics ruhiges Verhalten dazu, in der Ebene so starke Verteidigungswerke zu errichten, daß er eine Manövriermasse ausscheiden konnte. Er befand sich in strategischem Sinne im neuen, italienischen Hauptquartier Padua wohler als in dem alten Königslager zu Udine, denn er war der schlimmsten Flankenbedrohung ledig und im Besitze der inneren Linie, während der Gegner ohne zureichende Rochadelinien und rückwärtige Verbindungen zwischen dem Meere und dem Gardasee mühsam das Gleichgewicht hielt.

Der versäumte Augenblick

Die italienische Front bildete fortan die rechte Flanke der Westmächte. Ging von ihr auch keine so starke Drohung aus, wie von der Flankenstellung bei Saloniki, so war sie doch geeignet, die Kriegführung der Entente zu stärken, denn sie deckte Frankreichs verwundbare Alpengrenze und die Überlandverbindung mit dem Orient und fesselte das ganze österreichisch-ungarische Heer.

Als die Armee Below um die Jahreswende von der Piave schied und die deutschen Divisionen den Marsch nach Westen antraten, um ihre siegreichen Fahnen unter die Banner zu mischen, die Deutschland nach dem Ausscheiden Rußlands aus dem Weltkriege zum Entscheidungskampf auf den blutigsten Schlachtfeldern des Krieges vereinigte, sank das italienische Kriegstheater zum Nebenschauplatz herab. Das Heer Viktor Emanuels atmete auf. Eine der größten Paniken der Kriegsgeschichte war über es hingegangen, aber es lag wieder streitbar im Felde. Da die italienische Front — gleichviel wo sie stand — aufgerichtet blieb, zählte Italien im Lager der Entente nach wie vor als aktive Größe. War seine Politik richtig orientiert, so konnte es die größten Niederlagen verschmerzen, und

wie in den Jahren 1859 und 1866 die Siege seiner Bundesgenossen zur Erfüllung nationaler Wünsche ausnützen, um Österreich-Ungarn aus den Tälern Südtirols und von den Ufern der Adria zu verdrängen.

Als die Österreicher zur Erkenntnis kamen, daß sie diesen Erwägungen und dem Verhältnis des Koalitionskriegs Rechnung tragen mußten und im Juni 1918 noch einmal zur Offensive schritten, um die italienische Front zu zertrümmern, Italien aus der Arena zu werfen und dadurch den Kampf Deutschlands auf den Entscheidungsfeldern des Westens zu erleichtern, war die letzte Frist zur Erreichung eines solchen Zieles verstrichen und der große Augenblick versäumt. Er kehrte nicht mehr wieder.

Der Feldzug im Westen
vom 27. Mai bis 3. Dezember 1917

Zusammenhänge

Als der englisch-französische Frühlingsfeldzug im blutigen Mai des Jahres 1917 auf dem Höhenzug des Chemin des Dames und im Aisnegrund gescheitert war, bildete sich die strategische Lage im Westen neu. Die Franzosen bekehrten sich von der Methode Nivelle zur Methode Pétain, und die Engländer wandten ihre Stärke gegen Flandern.

Die Befestigungslinien wurden bald von neuen Kämpfen erschüttert. Es waren nicht mehr die alten Wehrstellungen, in denen die Heere im Spätherbst des ersten Kriegsjahres niedergesunken waren. Die Deutschen hatten die Lorettohöhe, die Steilküste von Vimy, die Hügelfeste von Monchy-Le-Preux verloren, die Sommefront abgetragen, den Aisne-Oisewinkel geräumt, die Hochfläche von Vregny, die Höhen von Moronvillers und die Maasforts Douaumont und Vaux eingebüßt und waren dadurch günstiger Ausfallsstellungen beraubt worden. Sie hielten aber noch gewisse Punkte besetzt, die dem Feind mit Gefahren drohten. Die Erdwelle im Umkreis von Ypern, die vorgewölbte Hügelflur von Wytschaete und die Eckstellung von Lens, die Hochfläche von Pinon, der Klotz von Brimont und die Hügel von Beine, der Mort Homme, der Talourücken und der Vorsprung von St. Mihiel ragten als Türme aus ihren Linien und hefteten den Feind an die Stelle.

Betrachtet man die Kriegshandlungen des Westens aus der Adlerschau und mißt man rückblickend die Entwicklung an der grundsätzlichen Auffassung, daß Deutschland sich seit der Schlacht an der Marne im Westen zur Verteidigung bequemen mußte, bis es der Gegner an den anderen Fronten ledig geworden war, so erscheinen die Kämpfe des Westens und die Schlachten in Flandern, im Artois, in der Champagne, an der Maas und in den Vogesen trotz ihres Umfanges und trotz ihrer Heftigkeit auch zu dieser Zeit noch als Episoden des gewaltigen Ringens und als Ausbrüche gestauter Energien an einer weitgespannten Belagerungsfront. Engländer und Franzosen berannten den Außengürtel der deutschen Festung, der auf die Innenränder des französischen Zentralbeckens vorgeschoben war. Die Deutschen suchten sich des Angreifers durch Ausfälle zu erwehren, um Zeit zu gewinnen, bis der Feind im Osten geschlagen und die Stunde zum Heraustreten aus der Verteidigung gekommen war. Durch diese Kennzeichnung werden die Riesenkämpfe der Jahre 1915 und 1916 nicht verkleinert, sie dient vielmehr dazu, die inneren Zusammenhänge hervorzuheben, die sich im bunten Wechsel der Geschehnisse und in der Ausdehnung des Raumes und der Zeit zu verlieren drohen.

Nie ist im Westen erbitterter, planmäßiger, opfervoller gerungen worden, als vom Juni bis in den Dezember des Jahres 1917. Die Donner der Westfront übertönten die Schlachten Kerenskys, und die Kämpfe, die der Engländer um den Besitz der deutschen U-Bootsbasis, der Franzose um den Chemin des Dames lieferte, forderten auf engstbegrenztem Raume größere Opfer als die Feldzüge, die die Deutschen und ihre Verbündeten von Zloczow nach Tarnopol, von Jablonica nach Czernowitz und vom Isonzo an die Piave führten. Aber die Westfront lag, vom Fluche des Stellungskrieges getroffen, trotz der gewaltigen Inbrunst der Kampfhandlungen von Helldunkel verschattet, während die Feldzüge des Ostens und des Südens im freien Lichte lebensvoller Bewegung glänzten.

Die Schlacht bei Wytschaete

Als Sir Douglas Haig sich nach dem Zusammenbruch der französischen Frühlingsoffensive von der Scarpe abwandte und nach Flandern eilte, fand er die 2. britische Armee schon zum Beginn des Angriffs bereit. Sie stand unter dem Befehl Sir Herbert Plumers um Armentières zu Füßen des Kemmelberges und hielt die Hügelstellung von Wytschaete—Messines umklammert, die die Deutschen seit dem November 1914 zu einer mächtigen Lunette ausgebaut hatten. Die Armee Plumer bildete den rechten Flügel der Angriffsmasse, die der britische Feldherr zwischen der Lys und dem Schwemmgebiet der Yser vereinigte, um nach der Besetzung Wytschaetes und der Kanallinie Messines—Ypern aus dem Brückenkopf Ypern hervorzubrechen und die Deutschen über Roulers nach Nordosten zu werfen und die flandrische Küste zu erobern. Haig schob die 2. Armee zu diesem Zweck nach rechts zusammen und ballte die 5. Armee um Ypern. Da die Franzosen nicht mehr zu selbständigen großen Unternehmungen schreiten wollten, forderte Haig die Mitwirkung französischer Kräfte zur Verstärkung seines linken Flügels. Pétain konnte sich diesem Verlangen nicht entziehen und entsandte die 1. Armee unter der Führung Anthoines in den einstigen Befehlsraum d'Urbals. Die Franzosen rückten zwischen Boesinghe und Noordschote in die Front. Sie setzten dadurch die Belgier instand, sich enger um Dixmuiden zusammenzuziehen. Die französische Division, die im Spätherbst 1914 nach Nieuport geworfen worden war und zwischen dem Meere und Lombardzyde die linke Flanke der englisch-französisch-belgischen Front gehütet hatte, wurde durch Engländer abgelöst. Während diese Verschiebungen vor sich gingen, schritt Plumer zum Angriff auf Wytschaete, um diese Ausfallsstellung wegzunehmen und dadurch die Südflanke Yperns sicherzustellen. Der Angriff auf den Bogen von Wytschaete eröffnete den Reigen der flandrischen Schlachten, in den nach und nach

nahezu das ganze britische Festlandheer und etwa 90 deutsche Divisionen gezogen werden sollten.

Der Belagerungskrieg feierte auf den Höhen von Wytschaete seinen größten Triumph.

Wenn der Charakter des Krieges im Westen noch zweifelhaft gewesen wäre, so hätte die Schlacht bei Wytschaete diese Zweifel durch die mächtigste Sprengung getilgt, die je im Belagerungskrieg vorgenommen wurde. Plumer hatte die Stellung der Deutschen auf den Hügeln von Wytschaete seit zwei Jahren untergraben. Er war tief in die feste Tonerde eingedrungen, die sich unter der Sandschicht erstreckte, auf der der Deutsche verschanzt lag, und hatte im Umkreis von 12 Kilometern 19 Minenöfen eingebaut, um die ganze befestigte Erdwelle auf einen Schlag in die Luft zu sprengen. Die britischen Bergleute trieben Stollen in der Länge von 8000 Ellen und häuften über eine Million Pfund Dynamit unter den Füßen des Feindes. Der Minenkranz zog sich von Zillebeke und St. Eloi nach der Halde von Wytschaete, umgab den Westhang der 67-Meter-Höhe von Messines und endete im Douwegrund bei St. Yvon, am Nordostsaum des Ploegsteerter Waldes. Deutsche Pioniere hatten die Arbeiten oft gestört und manchen Stollen abgequetscht, aber der Brite beschäftigte zehn Schaufeln, wo der Deutsche eine führte, und stak tiefer in der Erde als der Verteidiger auf der Düne. In den letzten Maitagen war alles zur Sprengung bereit.

Als Haig noch bei Bullecourt und Gavrelle kämpfte, begann Plumer schon schwerstes Geschütz aufzufahren und Messines und Wytschaete aus Rohren von 30,5-cm-Kaliber zu beschießen. Seine Beobachter beherrschten die deutsche Stellung vom Kemmelberg und von der Rossignolhöhe und lenkten das Feuer ungestraft in die Mulden der Douve, auf die Uferdämme der Lys und auf die große Transversale St. Eloi—Oosthaverne—Wambeke—Warneton, die das Rückgrat der Höhenstellung bildete. Am 27. Mai schwoll das Feuer zu rollender Beschießung, die Artillerieschlacht begann. Alle oberirdischen Werke, alle Dörfer im Ring brachen unter Plumers Eisenlasten zusammen, vorgezogene deutsche Batterien wurden vernichtet, tief in Beton verankerte Klötze aufgespalten, der Douwegrund und die Lysbrücken vergast und Hollebeke und Houthem, die Stützpunkte am Yserkanal, von Fernfeuer zerschlagen. Zehn Tage und zehn Nächte schoß Plumer, um die Lünette sturmreif zu machen.

Bayern, Ostpreußen, Sachsen lagen darin und harrten, dem Befehl getreu, in der von drei Seiten bedrohten Stellung aus. Es war der linke Flügel der 4. Armee des Generals Sixt v. Armin. Er zählte 5 Divisionen und wurde von den Generalen v. Stetten und v. Laffert befehligt. Da der Verteidiger wußte, daß der Engländer am Minengraben war, hatte er die erste Linie am Höhenrand schwach besetzt und den Widerstand auf den Höhenrücken von Wytschaete und in die Bachgründe zwischen Messines und

St. Yvon verlegt. Wytschaete und Messines lagen zerstört, aber in Betonklötzen und Geländefalten warteten Maschinengewehre auf den Feind.

Der Engländer übereilte sich nicht. Er nahm sich Zeit und zog 11 Divisionen um Poperinghe zusammen, ehe er zum Sturm schritt. Das Artilleriefeuer, das seit dem 27. Mai auf Wytschaete niederging, nahm von Tag zu Tag zu und erreichte erst in den ersten Junitagen seine höchste Stärke. Kurze Feuerschläge wechselten mit langen Rollsalven, schwere Minenwerfer krachten, Rauch- und Gasgranaten verqualmten das Gelände zwischen der Lys und dem Kanal, Tanks rasselten von Kemmel, Neuve Eglise und Ploegsteert heran und setzten sich auf die Stichstraßen, die nach Wytschaete, Messines und Warneton führten, um die Infanterie auf ihrem Sturmgang zu begleiten. Mächtige Fliegergeschwader erschienen über den deutschen Linien und verwehrten den deutschen Fliegern den Einblick in den Aufmarsch der britischen Sturmtruppen. Die Minen waren geladen, der letzte Knappe verließ die Stollen, die sich weiter und tiefer erstreckten, als der Verteidiger ahnte.

Am Abend des 6. Juni begann das Feuer, das den Tag über mit voller Kraft gewütet hatte, plötzlich nachzulassen. Deutsche Späher stießen nirgends auf anrückenden Feind. Es schien, als wollte der Engländer ruhen, um die Beschießung erst bei Tagesanbruch wieder aufzunehmen. Da wurde es stiller im Vorfeld, in dem englische und deutsche Aufklärer während der letzten Tage lebhaft gerauft hatten. Der Verteidiger benützte die Nacht, um verschüttete Maschinengewehre auszugraben, ausgetilgte Besatzungen zu erneuern und legte sich dann nieder, um der Schlacht eine Stunde Schlaf zu stehlen.

Plumers Täuschung gelang. Er gab in dieser Nacht den Befehl zur Entzündung der Minen und zum Sturm der Infanterie. Im fernen London harrte Lloyd George des Augenblicks, der das Tor Flanderns sprengen sollte. Um 3 Uhr 10 Minuten erschien eine grüne Leuchtkugel über den englischen Linien. Es war das Zeichen zur Sprengung, und kurz darauf zerriß eine ungeheuere Entladung die Stille. 19 Minen sprangen, zerstörten auf einen Schlag die deutsche Front, begruben die Kompagnien, die bei St. Eloi, an der Höhenkante von Wytschaete und um Messines in tiefunterkellerten Betonfesten lagen, warfen die Trümmer turmhoch und erschütterten das Schlachtfeld im Umkreis von 25 Quadratkilometern. Der Boden schwankte wie von einem Erdbeben geschüttelt, und Lloyd George spürte in seinem Zimmer das letzte Zittern der Katastrophe.

Alle Stollen wurden verschüttet, alle Minengalerien zerstört. Die Besatzungen lagen zerrissen und begraben. Der Luftdruck fegte wie eine Windsbraut über das Gelände, warf Bäume und Häuser nieder, schleuderte die Geschütze aus den Bettungen, riß Posten und Stapel um und hob eine gewaltige Staubwolke himmelan. Eine Hitzwelle rannte landeinwärts und versengte alles Lebendige. Um dieselbe Stunde brach der

Artilleriesturm über die zerfetzten deutschen Linien herein und wanderte als Feuerwalze zermalmend über das Totenfeld. Hinter der Walze schritten Briten, Australier, Neuseeländer, Kanadier, von dem elementaren Ausbruch englischer Kraft berauscht, zum konzentrischen Angriff auf Wytschaete—Messines, um auf Oosthaverne—Wambeke—Warneton durchzubrechen. Von Tanks und Fliegern begleitet, stürmten sie an Ruinen und Kratern der zerworfenen ersten Linie vorbei ihren nahgesteckten Zielen zu. Der Brite deckte den Gewaltstoß bei Wytschaete durch Fesselungsangriffe bei Hooge und Lens, die sich bei Hooge zu schweren Kämpfen des Korps Kirchbach verdichteten.

Plumers Sturmlauf über das zerstörte Stellungssystem von Wytschaete und Messines gelangte im Zentrum der 15 Kilometer breiten Angriffsfront leichten Fußes auf den Höhengrat und überrannte Wytschaete. Da die erste Linie zerstört und das Zwischengelände ausgefegt war, erreichte der Brite ohne Aufenthalt die Hauptlinie. Ulsterleute drangen zwei Stunden nach der Explosion in Wytschaete ein, Neuseeländer warfen sich auf Messines. Die Verteidigung war in einzelne Widerstandsnester auseinandergefallen. In heilgebliebenen Waldschanzen nördlich von Wytschaete, in bröckelnden Kellern der Dörfer Messines und Wytschaete wehrten sich untergehende Besatzungen bis zur letzten Patrone. Offiziere liefen als Meldegänger und lagen als Schützen hinter den Maschinengewehren. Was noch lebte und die seelische Erschütterung überstanden hatte, focht mit Anspannung der letzten Kraft, um den Feind aufzuhalten, der in dichten Massen gegen Oosthaverne vordrang. In den Kellern von Messines hämmerten die Maschinengewehre der Sachsen noch bis tief in die Nacht. Im Douvegrund und vor dem Ploegsteerter Wald standen die Bayern fest.

Irische und altenglische Divisionen erreichten am Nachmittag die Abhänge von Oosthaverne. Artillerie erklomm die Hügelflur von Wytschaete und eröffnete das Feuer auf Oosthaverne und Wambeke. Verstärkungen rückten nach. Der konzentrische Angriff wurde zum ausgesprochenen Zentrumstoß. Plumer ballte seine Kräfte zwischen Wytschaete und Messines und brach am Nachmittag unbekümmert um die hängengebliebenen Flügel gegen Oosthaverne—Wambeke vor, nahm die Dorfstätte Oosthaverne, umfaßte die bei St. Eloi ausharrenden Besatzungen und drang über die Straße Ypern—Warneton gegen den Kanal vor. Die Deutschen gerieten ins Weichen, die Schlappe wurde zur Niederlage. Wambeke fiel, von Tanks und Schlachtfliegern eingerahmt rückten die Engländer tiefgegliedert gegen die Kanalstellung vor. Nun kam der Nordflügel der Deutschen ins Wanken. Die Erdwelle von Klein-Zillebeke wurde umfaßt, Hollebeke geriet in Gefahr. Schon erschien britische Kavallerie im Felde, um Nachlese zu halten und ins freie Gelände durchzubrechen.

Da warfen sich die Deutschen dem Angreifer in rücksichtslosem Draufgehen entgegen. Armins Eingreifsdivisionen durchbrachen das englische

Sperrfeuer, das alle Straßen und Brücken fegte, und rissen die Trümmer der Stellungsdivisionen zum Angriff fort. Die Schlacht wuchs in Tiefe und Breite zu wilder Verstrickung und ergriff den Frontbogen von den Lysbrücken bis zu den Teichen von Hooge. Die 1. Gardedivision, Trümmer der 2. Division, der 3. und 4. bayerischen Division, die Masse der 7., 11., 22., 35. und 40. Division und die 16. bayerische Division wurden in den Kampf verwickelt. Die Fernbatterien der Yperner Südfront und der Liller Nordfront schwenkten die Rohre herum und feuerten aus der Flanke ins englische Angriffsfeld. Die deutschen Flieger, die von überwältigender Übermacht über Comines hinausgedrängt worden waren, machten Kehrt und griffen die feindlichen Geschwader trotz des blendenden Abendlichtes opfermutig noch einmal an. Die Schlacht kam zum Stehen. Auf dem äußersten rechten Flügel behaupteten Schwaben zwischen der Bahnlinie und dem Kanal die Trümmer von Klein-Zillebeke, im Zentrum rannten Preußen und Sachsen an, am linken Flügel stürmten Garde und Bayern. Der Engländer wurde auf der ganzen Linie gefesselt, im Zentrum im zähen Ringen gegen Oosthaverne und Wambeke zurückgedrängt und auf dem linken Flügel im Douvegrund vor dem Weiler Gapaard gegen Westen zurückgeschlagen. Dann gebot Plumer dem Gegenangriff Halt. Er ließ sich nicht mehr aus dem eroberten Hügelgelände und den Dörfern Oosthaverne und Wambeke vertreiben, sondern behauptete sich im Besitze der Bogenstellung. Seine Artillerie schmetterte die anstürmenden Deutschen nieder, und seine frischaufgefüllte Infanterie grub sich an der Straße St. Eloi—Oosthaverne—Wambeke ein.

Als die Gegenangriffe der Deutschen ermatteten, versuchte der Engländer seinen zurückhängenden rechten Flügel vorzureißen. Er rief Kavallerie in den Sattel, setzte zwischen Wambeke und Warneton zur Attacke an und stieß mit Infanterie und Sturmwagen von Messines nach Süden vor, um den linken deutschen Flügel im Douvegrund und an den Lysbrücken zu umfassen. Der Versuch mißlang. Die Reiter wurden vom Feuer westfälischer Regimenter zersprengt, die Umfassungskolonne von der rechtsschwenkenden Garde empfangen und aus der Lücke der deutschen Schlachtordnung gegen Messines zurückgeworfen. Die Nacht sank auf das verwüstete Schlachtfeld von Wytschaete. Der Engländer stand tief im deutschen Frontbogen, war aber nicht mehr imstande, auf Warneton und Hollebeke durchzustoßen, und bemühte sich, den Widerstand zu ersticken, der noch hinter seinen Linien glomm. In Messines verstummten die Maschinengewehre der Sachsen. Als Plumer versuchte, im Dunkel der Nacht zwischen Douve und Lys Boden zu gewinnen, scheiterte er am Trotz bayerischer Reserven. Unterdessen schanzte der Deutsche im Zentrum der Sehnenstellung vor dem Kanal, die Sixt v. Armin zu behaupten gedachte, nachdem der Feind auf Wambeke zurückgeworfen war. Auch der Brite grub sich ein.

Im Morgengrauen traten die Gegner zu neuem Kampf an. Der Deutsche fesselte den Feind vor Oosthaverne, konnte aber den Ort nicht zurückerobern. Auch Wambeke blieb den Briten, die ihre Panzerechsen in die Wambeker Mulde sandten und deutsche Gegenangriffe unterbanden. Da die Kanallinie für die Gestaltung der ganzen Front maßgebend war, ging Sixt v. Armin daran, den linken Flügel von St. Yvon auf Warneton zurückzunehmen. Das geschah in engster Berührung mit dem Feinde. Drei Tage kämpften die Australier um den Weiler Gapaard, einzelne Hofruinen und Waldnester, aus denen Armins äußerster linker Flügel fechtend auf Warneton wich. Plumer versuchte, den Feind mit allen Mitteln zu bedrängen und mit ihm zugleich in die Linie Hollebeke—Houthem—Warneton zu gelangen. Als ihm dies mißlang und er erkannte, daß es eines neuen großen Artillerieaufmarsches bedürfte, die Schlacht über den Kanal zu wälzen, brach er den Kampf ab. Er hatte sich selbst Fesseln auferlegt, denn er brachte sein schweres Geschütz in dem zerrissenen Kratergelände nicht vom Fleck. So endete die Schlacht am Abend des 14. Juni in der Linie Klein-Zillebeke — nördlich und westlich Hollebeke — östlich Oosthaverne — östlich Wambeke — westlich Warneton — westlich Deulemont — östlich Frelinghien.

Haig hatte die Lünette von Wytschaete erobert, die Südflanke Yperns entlastet und Aufmarsch- und Bewegungsraum zur Eröffnung der Hauptschlacht zwischen der Lys und dem Schwemmgebiet des Yserkanals gewonnen. Es war der erste Schlag auf dem westlichen Kriegsschauplatz, der dem Briten nahezu vollkommen gelungen war und zugleich strategische Aussichten eröffnete. Er wurde zur glücklichen Einleitung einer weitschauenden Operation. Da die Schlacht aber erst dann größere und bestimmtere Bedeutung gewann, wenn die daraus hervorgehende flandrische Schlachtenfolge mit einer Niederlage der Deutschen und der Eroberung der flandrischen Küste durch die Briten endete, konnten Hindenburg und Ludendorff sich zunächst mit der Schlappe abfinden, die 7200 Gefangene und 67 Geschütze in Feindeshand geliefert hatte.

Die Schlacht bei Ypern

Vorbereitungen und Zwischenkämpfe

Als die Kämpfe im Bogen von Wytschaete zu Ende gingen, war Haigs Aufmarsch bei Ypern vollendet und die 5. Armee unter dem Befehl Goughs zum Angriff bereit. Sobald Plumer sich neu geordnet hatte und Anthoine in die Linie gerückt war, konnte die große Schlacht beginnen. Sir Douglas unternahm zunächst Fesselungsversuche an der Scarpe und am Souchezbach. Am 5., 19. und 24. Juni kämpfte Horne um die Vorstädte von Lens, und vom

26. bis 28. Juni bestürmten die Kanadier die Linie Gavrelle—Avion—Hulluch. Auch diese Kämpfe trugen Schlachtgepräge und wurden mit schwerem Feuer eingeleitet. Es gelang Horne zwischen Gavrelle und Oppy in die Reihen der 5. und 6. Bayerndivision einzudringen, am Souchezbach einige hundert Meter Raum zu gewinnen, Gefangene wegzuraffen und den rechten Flügel der 6. Armee, die jetzt unter dem Befehl Otto v. Belows focht, eng zu fesseln, aber ein größerer Erfolg war dem Engländer nicht beschieden.

Da schlug ein deutscher Angriff — der erste, der sich klar und rein aus dem Abwehrkampf löste — in Haigs Vorbereitungen. Er traf den Feind an einer verwundbaren Stelle.

Armins Nordflügel brach am 9. Juli überraschend gegen den Brückenkopf vor, den die Briten seit dem Abzug der Franzosen an der Ysermündung zwischen dem Strand von Nieuport und dem Polderland von Lombardzyde besetzt hielten. Der Engländer saß ruhig in den französischen Dünenschanzen, und kein britisches Kanonenboot kreuzte auf der Höhe von Nieuport, als die deutschen Marinegeschütze zu feuern begannen. Die Dünen, die Yserbrücken, die Schleusentore, die aufgesetzten Brustwehren des Polderlandes und Lombardzyde wurden binnen wenigen Stunden zusammengeschossen, dann führten Admiral v. Schroeder und General v. Quast die 3. Marinedivision, die 199. Division und Teile der 1. und 2. Marinedivision zum Sturm. Sie nahmen in den Abendstunden des 10. Juli die Dünenstellung, vernichteten die Besatzung bis auf 70 Mann, die sich schwimmend über die Yser retteten, und gelangten auf dem rechten Flügel hart an die Schleusentore von Nieuport, auf dem linken Flügel ins Poldergebiet von Lombardzyde. Die britische Kanalflotte versäumte den Tag. Sie lag untätig auf der Reede von Dover, während der Deutsche die Seeflanke der englischen Front bedrohte. Als am 11. Juli englische Monitore auf der Höhe von Nieuport erschienen, war die Düne in deutscher Hand.

Haig empfand die Schlappe schmerzhaft, ließ sich aber nicht irremachen und begann, das Vorbereitungsfeuer im Yperner Kreisbogen zu rollender Beschießung der deutschen Linien zu steigern. Am 24. Juli spie der Brückenkopf von Ypern, den French und Foch im Frühling des Jahres 1915 mit Mühe behauptet hatten, fächerförmig strahlendes Trommelfeuer auf die ringsum gelagerten deutschen Linien. Haig befahl Sir Herbert Gough, Anthoine und Plumer am 25. Juli anzugreifen. Da entzog sich Sixt v. Armin dem Feind, indem er seine schwerbeschossene Artillerie rückwärts sammelte und die Gräben auf dem linken Kanalufer zwischen Boesinghe und Steenstrate räumte. Die kleine Bewegung störte Haigs schematischen Angriffsplan, der mit Metern und Minuten rechnete, und veranlaßte ihn, den Sturm um drei Tage zu verschieben. Die englische Infanterie blieb in ihren Bereitschaftstellungen liegen und überließ der Artillerie noch einmal das Wort.

Die Artillerieschlacht übertraf abermals alles, was bis auf diesen Tag an vernichtenden Kräften entfesselt worden war. Von der Lys bis zum Blankartsee brüllte englisches, französisches und belgisches Geschütz. Hinter der dicht und breit aufwachsenden Wand von Feuer, Gas, Stahl und Rauch lagerten die Sturmdiwisionen in künstlichen Höhlen, tiefgegrabenen Unterständen, Kellern und Dammbauten und warteten auf den Angriffsbefehl.

Sir Douglas hat Gough den Hauptangriff übertragen, ruft aber auch Plumer und Anthoine zum Sturm. Plumer soll Goughs Angriff begleiten und seine rechte Flanke schützen, wenn er aus dem Zentrum hervortritt, Anthoine soll Goughs linke Flanke decken und die Deutschen in den Houthulster Wald werfen. Goughs Angriffsziel liegt auf der Erdwelle, die die Orte Gheluwelt, Passchendaele, Poelkapelle trägt. Als Gough am 28. Juli angreifen will, zwingt ihn ein Witterungsumschlag, den Sturm zum zweiten Male zu verschieben. Die flandrische Ebene hüllt sich in Nebel und Regen, dampfende Trübe verschlingt die Ferne und nimmt der englischen Artillerie die Kraft. Haig beschränkt sich darauf, den linken Flügel über den Yserkanal zu führen — er setzt sich östlich und nördlich von Boesinghe in den verlassenen deutschen Vorstellungen fest — und erneuert den Artilleriekampf. Unterdessen kriechen seine schweren Panzerwagen durch den flandrischen Morast nach vorn, um ihren Platz in der Gefechtslinie einzunehmen. Gough ist entschlossen, mit ihrer Hilfe zwischen Boesinghe und Hooge auf einen Schlag durchzubrechen und Armins Zentrum von der Erdwelle von Ypern hinunterzuwerfen. Die Armeen Plumer und Anthoine stehen zum Begleitangriff bereit. Alle drei sollen ihre Aufgabe angriffsweise lösen. Der Brite sucht die Entscheidung. Was vorausging, war Hilfsarbeit, Einleitung zum Hauptkampf, jetzt stehen 3 Armeen in einer Frontbreite von 20 Kilometern zum Ringen um die deutsche U-Bootbasis aufmarschiert, und im schmalen vorspringenden Mittelstück zwischen Zillebeke und Boesinghe steht über die Hälfte der britischen Streitkraft zum Zentrumsstoß geballt.

Die 4. Armee erwartet den Angriff festen Fußes. General Sixt v. Armin, der an der Somme das IV. Korps führte, kennt die Gefahren der Abwehrschlacht. Er besitzt in Oberst v. Loßberg einen Stabschef von eiserner Willenskraft und unzerstörbarer Ruhe. Loßberg beherrscht die Taktik der Abwehrschlacht wie kein zweiter. Unter Armins Oberbefehl fechten zu Beginn der großen Schlacht die Generale v. Quast, v. Stetter, v. Stein, Dieffenbach, v. Kirchbach und Admiral v. Schroeder. Armins Artillerie leidet schwer unter dem englischen Feuer, verblüfft aber den Gegner durch häufigen Stellungswechsel und erwidert die Beschießung mit Kraft und Geschick. Als die Alliierten am 28. Juli nicht zum Angriff schreiten, kommt Armin dem Stoß zuvor und überschüttet ihre Linien mit Trommelfeuer. Die deutsche Artillerie zerschlägt Batterien und Stapel, überfällt englische Infanterie auf dem Anmarsch und in den Quartieren und nimmt den Kampf mit der

feindlichen Artillerie auf. Die Engländer führen die Artilleriereserven ins Treffen.

Das Echo der flandrischen Artillerieschlacht läuft Unheil kündend die ganze Front entlang. Die deutsche Heeresleitung ahnt in dem drohenden Angriff den Hauptangriff des Jahres 1917 und erkennt, daß der Brite in Flandern die Entscheidung sucht, nachdem der allgemeine Frühlingsfeldzug der Entente gescheitert und der Franzose zur Einzelschlacht mit beschränkten Zielen zurückgekehrt ist. Da der Russe, vom deutschen Vergeltungsstoß getroffen, bereits von Tarnopol auf den Zbrucz zurückflutet, ist die Gefahr, die im Osten drohte, im Verbleichen. Das gibt dem Verteidiger Mut und Kraft. Die Deutschen erwarten den Ansturm der britischen Hauptmacht mit gehobenen Herzen. Die Schwere des Kampfes, die der Materialreichtum und die Menschenfülle des Feindes auf ihre Schultern wälzen, wächst von Schlacht zu Schlacht, aber sie ergeben sich nicht darein, sondern stemmen den Nacken gegen die Überlast, sie kämpfen, dulden, sterben auf den alten Walstätten der flandrischen Ebene, wo einst Deutschlands erste Kriegsjugend singend in den Tod ging, und hemmen Albions Siegeslauf.

Die Kämpfe vom 31. Juli bis 31. August 1917

Am 31. Juli steigen Engländer und Franzosen aus den Gräben. Wind und Wetter sind dem Angreifer nicht günstiger geworden, aber Sir Douglas kann nicht länger warten, ohne den komplizierten Mechanismus des Schlachtenaufbaues zu gefährden, und gibt das Zeichen zum Beginn der Infanterieschlacht. Um Mitternacht werfen englische Minenwerfer ihre Ladungen in die deutschen Gräben. Öltrommeln fliegen ins Zwischenland und speien brennendes Schweröl aus, Thermitgeschosse platzen, feuergeblähte Rauchwolken kriechen von Trichter zu Trichter, und ein Granatensturm von unerhörter Stärke fegt die Waldstücke, peitscht die Hänge und macht die Mulde zwischen dem Houthulster Wald und den Teichen von Hoog zur Hölle. Im ersten Tagesschein greifen Plumer, Gough und Anthoine an.

Die Flügelarmeen gewinnen Raum. Plumers 2. Armee dringt aus der Linie, die sie am 14. Juli erreicht hat, gegen Warneton—Methuem—Hollebeke—Klein-Zillebeke vor, erobert La Basse-Ville, den Brückenkopf von Warneton und die Ruinen von Hollebeke, wird aber im Zentrum vor dem Kanal in schweren Kampf verstrickt und sinkt nach wenigen hundert Schritten zu Boden. Anthoines 1. Armee nimmt Bixschote und gelangt bis Pilkem, dann gebieten ausgetretene Wasserläufe und Gegenangriffe den Franzosen Halt.

Goughs 5. Armee führt den Hauptstoß. Auf schmalem Raum wird ungeheure Kraft entfesselt. Nicht weniger als 12 Divisionen setzt der Eng-

länder nebeneinander ein; er staffelt Brigade hinter Brigade und stellt Tanks in die Zwischenräume und Kavallerie auf die Flanken, um die tiefgegliederte Verteidigungszone unter die Füße zu treten, ins freie Gelände durchzubrechen und die deutsche Front nach Norden aufzurollen. Die Ziele sind nahegesteckt, sie liegen dicht hinter St. Julien, Langemark, Frezenberg, Gheluwelt und Becelaere auf der Erdwelle, die von Paschendaele nach Westroosebeke zieht, aber Haig hofft, daß ihm Größeres gelingt. Roulers lockt, und hinter Roulers dehnt sich die flandrische Ebene. Gough nimmt einen gewaltigen Anlauf und stürmt wie ein Bulle mit gesenktem Kopf gegen die deutschen Linien. Regengüsse haben den Boden tief durchweicht, Trichter an Trichter steht voll faulenden Grundwassers, die Bäche haben ihr Bett verlassen, Ölqualm, Nebel, Gas und Pulverdampf wälzen sich über das zerrissene Schlachtfeld. Der Stoß Goughs gelangt auf dem rechten Flügel an der Straße Ypern—Menin am Abend nur bis Hooge. In Splittergehölzen und verwüsteten Baumgärten versickert Welle auf Welle, bis Gough alles zusammenballt und die Angriffsmasse am 1. August im Zentrum zum entscheidenden Sturm führt. Er opfert englische, schottische und irische Brigaden, um die Linie Westhoek—Frezenberg—St. Julien zu durchbrechen. Frezenberg und St. Julien fallen nach erbittertem Kampf, Westhoek bleibt in deutschem Besitz. Gough hat stürmend 2000 Meter zurückgelegt. Vor seiner Front, mitten in seinen Linien und tief in seinen Flanken knattern deutsche Maschinengewehre. Als es Abend wird, sieht sich der Brite überall in Einzelkämpfe verwickelt. Maschinengewehrnester, die mitten in der Flut standhalten, Sturmbataillone und Sturmbatterien, die unversehens aus der Raumtiefe zum Gegenangriff vorbrechen, Flankenfeuer, das von der Liller Nordfront und dem Houthulster Wald ausgeht, hemmen den Infanterieangriff und bringen Haigs Kampfverfahren in Verwirrung.

Sir Douglas' Armeen sind nicht über die Linie La Basse-Ville—Hollebeke—Hoog—Frezenberg—St. Julien—Bixschote hinausgelangt. In der Nacht schlagen die ersten Gegenangriffe an die vorgeschobene Front und zernagen den Gewinn. Die britische Schlachtlinie gerät in Unordnung, das sorgsam aufgezogene Uhrwerk beginnt zu stocken. In den Wiesengründen liegen zerschossene Tanks zu Dutzenden hingestreckt, an den Waldrändern kleben zerfetzte Brigaden, auf den Straßen türmen sich die Gäule vernichteter Schwadronen zu Hekatomben, und in den Batteriestellungen klaffen breite Lücken. Gough hat die im Schlachtplan vorgezeichnete Linie erreicht, aber nun zeigt sich, daß die Schlacht dadurch nicht vom Platz gerückt worden ist. Nach 24tägiger Artillerieschlacht und 24stündigem Infanteriesturm steht die Masse des Angriffsheeres am 2. August 1917 im Umkreis von Ypern, 1000 bis 2000 Meter tief in der deutschen Abwehrzone, mitten im Trichterfeld vor der Hauptwiderstandslinie des Verteidigers.

Das Wetter und der Feind bannen den Angreifer an die Stelle. Regenfluten stürzen vom niedrigen Himmel und verwandeln die Mulde in einen weiten Sumpf. Panzerwagen verschlammen und Kanonen versinken, die Infanterie liegt in wassergefüllten Trichtern am Feind, der gleiches Ungemach erduldet, aber die Schlacht aus der Raumtiefe beherrscht. Das mechanische Angriffsverfahren hat zum erstenmal versagt. Es ist kein Einbruch mehr wie an der Somme, keine Erstürmung ganzer Frontabschnitte mehr wie an der Scarpe und auf der Höhe von Vimy, keine Eroberung festgefügter Stellungsklötze wie am Tage von Wytschaete, sondern nur noch eine gewaltsame, mühselige frontale Verschiebung der Front, die sich in einer Breite von 25 Kilometern, 1 bis 2 Kilometer vorbewegt hat und nun im zerschossenen Vorfeld des feindlichen Stellungssystems eingeklemmt liegt. Aber Haig darf sich nicht geschlagen bekennen. Er muß angreifen, kämpfen, Menschen opfern und Mittel und Wege finden, um sich aus der unerträglichen Lage zu befreien. Es gibt kein Zurück, nur ein Vorwärts, er will Flandern erobern, was immer es kosten möge. Der englische Generalstab unterzieht seine Taktik daher mitten im Feldzug einer Durchsicht, ändert die Kampfvorschriften, wartet bis das Wetter festeren Boden schafft und rüstet zu neuem Angriff. Haig versucht zunächst in Teilstößen Raum zu gewinnen. Er befiehlt Gough sobald als möglich aus der Mitte anzugreifen, wo der Boden rascher trocknet, und ruft Horne zum Sturm auf Lens, um sich endlich dieses wichtigen Stützpunktes der deutschen Front zu bemächtigen und dadurch die Kräfte der Heeresgruppe Rupprecht zu zersplittern.

Am 10. August versucht Gough in abgekürztem Verfahren Raum zu gewinnen. Er erhebt sich plötzlich aus den Gehölzen und stürmt gegen die Erdwelle Paschendaele—Becelaere an. Plumer begleitet den Angriff durch einen Vorstoß auf Houthem. Es ist umsonst. Das deutsche Artilleriefeuer schlägt vernichtend in die englischen Reihen, und als der Angreifer die Sperre überwindet und den Verteidiger rückwärts wälzt, gerät er in die Feuergarben versteckter Maschinengewehre, die seine Schützenwellen fürchterlich zerschlagen. Die Maschinengewehre stecken in „Pillenbüchsen", tief in den flandrischen Boden versenkten Betonklötzen, die von todgeweihten Besatzungen verteidigt werden, bis ein Volltreffer schwersten Kalibers das Gebäude zertrümmert oder eine Mine den feuerspeienden Kern zerbricht.

Am 15. August ist Horne an der Reihe. Da der Angriff aus dem Soucheztal vor Avion liegen geblieben ist, versucht er, Lens diesmal von Norden zu umfassen. General Currie ballt seine Kanadier zu Sturmkolonnen und stößt von Loos über die Nationalstraße vor. Er erobert den 70-Meter-Hügel, um den die Engländer in der Septemberschlacht des Jahres 1915 vergeblich gerungen haben, und dringt in die Vorstädte von Lens ein. Der Angriff trifft auf Truppen der Generale v. Kraewel und v. der Borne, die von Spreng- und Gasgranaten überschüttet, der Übermacht erliegen und

fechtend über die Straße gen Osten weichen. Die 4. Gardedivision wirft sich ins Gewühl und stürmt, von Schlachtfliegern begleitet, verlorene Stellungen am Osthang der Höhe, vermag sich aber im feindlichen Kreuzfeuer nicht zu halten. Einzelne Kompagnien decken den Rückzug und opfern sich in Trichtern und Steinbrüchen, um den Durchbruch zu verhindern. Die Bergarbeiterquartiere St. Elisabeth, St. Emil und St. Laurent werden von den Kanadiern überschwemmt, dann setzt der Verteidiger dem Angriff ein Ziel. Ein Versuch Hornes, den Angriff am 17. August wieder aufzunehmen, auf Vendin-le-Vieil durchzubrechen und Lens von Norden einzukreisen, mißlingt.

Am Tage nach Hornes erstem Angriff treten Anthoine, Gough und Plumer in Flandern zu neuem Generalangriff an. Die Schlacht bringt die ganze englisch-französische Front zwischen Noordschote und La Basse-Ville in Bewegung. Sogar die Belgier nehmen Anteil am Kampf, richten die bei Dixmuiden gehäufte schwere Artillerie auf den Abschnitt Woumen—Blankartsee—Luigem, beschießen die deutschen Stellungen aus der Flanke und erleichtern dadurch den Franzosen den Angriff. Anthoine dringt im Abschnitt Bixschote—Noordschote gegen den Wasserlauf Martje Vaart vor, nimmt den kleinen Brückenkopf Driegrachten an der Yperlee, um den seit dem November 1914 gekämpft wurde, gerät aber im Schwemmgebiet des Martje Vaart fest. Er wird vom Feuer des Verteidigers erfaßt und vermag den Westrand des Houthulsterwaldes nicht zu erstreiten. Der rechte Flügel Haigs ficht unglücklicher als der Franzose. Plumer prallt abermals an den Lysbrücken und an der Kanallinie ab. Er kann das Sperrfeuer, das von rechts in seine Reihen fällt, nicht durchschreiten und bleibt zwischen Wambeke und Houthem liegen.

Der heftigste Ansturm tritt wiederum aus der Mitte der Schlachtfront heraus.

Haig hat Gough die Blüte des Heeres zum Zentrumstoß zur Verfügung gestellt. König Georgs Garde und die erlesensten altenglischen, schottischen und irischen Divisionen treten auf den Plan. Sie wissen, was England von ihnen erwartet, und greifen ungestüm an. Sie brechen von Pilkem gegen Langemark, von St. Julien gegen Poelkappelle, von Frezenberg gegen Zonnebeke vor, überschreiten auf dem linken Flügel und in der Mitte in schweren, verlustreichen Kämpfen den Steenbeekgrund und werfen den Feind auf Langemark zurück. Sie nehmen Langemark, verlieren es, nehmen es zum zweitenmal und stoßen gen Poelkappelle vor. Als Haig die Meldung erhält, daß Langemark gefallen sei und Poelkapelle im Angriffsbereich liege, glaubt er die Schlacht gewonnen. Er erinnert sich des spitzen Kirchturms von Poelkappelle, der seinem I. Korps im Oktober 1914 als Angriffsziel gewinkt hatte, wohl. Aber wie damals ihm, so ergeht es heute seinem Unterführer Gough. Er wird vor den Trümmern von Poelkappelle von Armins Gegenangriff getroffen und auf Langemark zurückgedrängt. Der rechte

Flügel Goughs kämpft unglücklich. Er bleibt östlich von Frezenberg und an der Meniner Straße liegen, wird von stark zugespitzten Gegenangriffen getroffen und gerät zwischen Zonnebeke und Zandvoorde in schwere Bedrängnis. Die englischen Divisionen werden in dem welligen Gelände zwischen den Linien Westhoek—Gheluvelt und Zonnebeke—Becelaere von deutschen Maschinengewehren zerfetzt, zerstoßen sich an den „Pillenbüchsen“ und verlieren zuletzt Kraft und Halt. Mit Mühe gelingt es Gough, zwischen St. Julien und Westhoek eine Verteidigungsflanke zu bilden und dadurch den Gewinn zu sichern, den der linke Flügel bei Langemark und die 1. französische Armee bei Drie Grachten erkämpft haben.

Die Schlacht hat die Alliierten sehr viel gekostet. Goughs rechter Flügel ist geschlagen, und Sir Douglas Haig steht vor einem schweren taktischen Mißerfolg und einem strategischen Fehlschlag von großer Tragweite. Haig ist im Begriff, den Sommerfeldzug zu verlieren, wie Nivelle den Frühlingsfeldzug verloren hat. Um solchem Unheil zu begegnen, raffen Engländer und Franzosen sich zu neuen Schlachten zusammen. Haig ruft Horne und Rawlinson zu Entlastungsangriffen bei Lens und Bullecourt auf, und Pétain greift die deutschen Stellungen zwischen Avocourt—Bezonvaux an.

Die Deutschen sehen sich heftiger bedroht als je. Die 6. Armee schlägt die englischen Angriffe unter geringem Geländeverlust ab, die 5. Armee wird in ihren ungünstigen Stellungen vor Verdun in schwere Kämpfe verwickelt und vom Toten Mann und Cumières über den Forgesgrund und vom Talourücken und vom Nordhang des Louvemont zurückgeworfen. Die Deurschen müssen sich dem Feinde vor Verdun fügen, um in Flandern mit gesammelter Kraft zu schlagen, denn dort liegt die Entscheidung.

Die flandrische Schlachtenfolge wuchs in den letzten Tagen des August zu neuen Zusammenstößen größten Stils.

Am 22. August rannte Sir Herbert Gough zwischen Langemark und Hollebeke abermals an und gewann endlich auf der Erdwelle Raum. Als er gegen Paschendaele andrängte, wurde er durch erbitterte Gegenangriffe an die Stelle geheftet. seine Panzerwagen zerschossen und die verlorengegangenen Waldstücke mir Flammenwerfern zurückerobert. Am 27. August griff der Brite zum viertenmal zum Hammer und schlug mit fürchterlicher Wucht auf den Abschnitt Poelkappelle—Gheluvelt ein. Er verzichtete auf langen Artilleriekampf, löste kurze Feuerschläge und quoll hinter der Walze mit Tanks, Fliegern und Infanterie über Westhoek—Frezenberg—St. Julien vor, stieß eine Beule in die Front, erschütterte das Gefüge der 4. Armee, legte 2000 Schritte zurück und grub sich an der Straße St. Julien—Poelkappelle ein. Am Tage darauf fuhren Regenstürme über die Walstatt und dämpften die Glut. Als der Brite am letzten Augusttag die Beute zählte, die er seit dem 31. Juli auf dem Schlachtfeld von Ypern eingesammelt hatte, kam er nur auf 10000 Gefangene, 38 Geschütze und 208 Maschinengewehre.

Die strategische Lage im September 1917

Besann sich der Brite auf die Wirklichkeit, so mußte er jetzt zur Erkenntnis kommen, daß die Hoffnung, den Deutschen ohne Amerikas Waffenhilfe niederzuringen, in der blutgedüngten flandrischen Erde begraben lag. Es war Englands schlimmste Stunde. Der U-Bootkrieg hatte zwar die Aushungerung des Inselreiches nicht vollendet, entzog aber der britischen Feldarmee viele kostbaren Kräfte und nötigte das Mutterland zu Entbehrungen. Der Frachtenraum verringerte sich so, daß deutsche Blockadebrecher, wie die „Möwe" des Grafen Dohna und der „Wolf" des Kapitän Nerger, die aus der Nordsee in ferne Meere gelangten, die großen Seestraßen verödet fanden. In Londoner Zirkeln wurden Friedenswünsche laut, fanden aber in den leitenden Kreisen kein Gehör. Lloyd George bestand auf der Auskämpfung des Krieges und der Durchführung der Schlacht in Flandern, und Sir Douglas Haig tat ihm Genüge. Er hielt den Feind durch Teilangriffe fest und rüstete zur Wiederaufnahme der Entscheidungsschlacht. Das Mutterland sandte Verstärkungen, die Häfen von Calais, Boulogne, Dünkirchen, die Lager von St. Omer und Poperinghe füllten sich mit neuen Streitmitteln und frischen Streitern.

Deutsche Kampf- und Bombengeschwader, die in den ersten Tagen des September Chatam, Sheerneß, Ramsgate, London, Margate und die englischen Ausschiffungshäfen auf dem Festland angriffen, brachten die Kunde von ungeheuren Rüstungen ins deutsche Lager. Die Deutschen sahen den drohenden Stürmen standhaft entgegen. Der Ausgang der Augustschlachten erfüllte sie mit großer Zuversicht. Die Abwehr war stärker als der Angriff. Mehr als 200 Tanks lagen zerschossen vor den deutschen Linien, die deutsche Artillerie stand wieder ebenbürtig im Felde, die Fliegerwaffe war vermehrt worden und die Infanterie fühlte sich dem Feinde überlegen, wenn er ihr Mann gegen Mann gegenübertrat. Aber die Kämpfe forderten Blut und Eisen in unendlicher Fülle, und die deutsche Heeresleitung fragte sich im stillen mit banger Sorge, wie oft und wie lange der Engländer noch zu stürmen gedenke. Das centrum gravitatis des ganzen Krieges lag in der flandrischen Ecke verankert. Hier wurde das Schicksal des Feldzuges des Jahres 1917 entschieden.

Die Eroberung Tarnopols und die zunehmende Entnervung der Russen konnten die Deutschen nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihre eigenen Kräfte rascher schwanden als die der rings gelagerten Gegner. Da Österreich-Ungarns Wehrmacht am Isonzo zu erliegen drohte, der Franzose nicht müde wurde, kurze, scharfe Schläge gegen den linken Flügel der deutschen Westfront zu führen und die Rumänen am Sereth noch stattliche Kräfte fesselten, konnte Ludendorff im Herbst des Jahres 1917 noch nicht daran denken, die deutsche Macht im Westen zum Angriff zu ballen. Es blieb ihm nichts übrig,

als auf die Widerstandskraft des Heeres zu vertrauen, auf große strategische Pläne zu verzichten und den Schild vorzuhalten, bis der Schwertarm des Gegners ermattete. Die Divisionen, die sich um diese Zeit an der Düna zur Eroberung Rigas und der baltischen Inseln bereitstellten, die kleine Armee, die unter dem Befehle Otto v. Belows gen Italien zog, um den Kampf am Isonzo zugunsten Österreichs zu entscheiden, die Jägerbataillone, die bei Monastir fochten und die deutschen Kontingente, die in Mesopotamien, Armenien und Syrien zerstreut im Felde lagen, fehlten damals bitter auf dem Hauptkriegsschauplatz, aber die Natur des gigantischen Krieges forderte von den Deutschen immer noch Allgegenwart auf den zum Kreis gebogenen Fronten und zwang, sie ihr Blut, wie von zentrifugalen Kräften fortgeschleudert, an den unendlich ausgedehnten Grenzen des kriegerischen Rundtheaters zu verspritzen. So wurde die Widerstandskraft der deutschen Westfront im Herbst des Jahres 1917 auf die schwerste Probe gestellt.

Die Kämpfe vom 19. September bis 10. November 1917

Sir Douglas Haig entschloß sich, seine Kraft wieder zu einem großen Schlachttag zusammenzufassen und das Äußerste aufzubieten, um einen räumlich begrenzten, aber um so gewisseren Erfolg davonzutragen. Er kehrte damit zur frontalen, örtlich gebundenen Kampfhandlung zurück und suchte keine strategischen Ziele mehr. Er wollte das deutsche Stellungssystem nicht mehr auf einen Schlag oder in zusammengesetzten Stößen durchbrechen, um zur Operation zu gelangen und die Deutschen zu umfassen und auf die flandrische Küste zu werfen, sondern einfach ein Stück Boden erobern und töten und vernichten, was ihm auf dem Angriffsfeld an Streitern und Streitmitteln entgegentrat. Statt sich die Linie Paschendaele—Becelaere zum Ziel zu nehmen, deren Besitz ihm gestattet hätte, den „Sack von Ypern" zu zerreißen und Ausblick in die Weite der flandrischen Ebene zu gewähren, beschränkte er sich darauf, auf der Karte durchschnittlich 1000 Ellen abzustecken und diesen Streifen zu überfluten. Englische, australische und südafrikanische Divisionen rückten in die Angriffsfront und harrten in guter Deckung, vom deutschen Feuer kaum gefaßt, auf den Befehl zum Sturm. Zahlreiche Fliegergeschwader erschienen im Angriffsraum und verdrängten die Deutschen aus der Luft, brachten indes selbst schwere Opfer. Über Poelkappelle stürzte, ins Herz geschossen, Frankreichs bester Kampfflieger Guynemer.

Man schrieb den 19. September, als Haig das Zeichen zum Angriff gab. In der Nacht fiel Regen, aber am Morgen des 20. September hob sich der Herbstnebel, und Gough schritt mit allen Waffengattungen zum Sturm. Unbekümmert um ihre Verluste brachen die englischen Divisionen

in die deutschen Linien. Es kam zu blutigen Nahkämpfen, zu Gegenangriffen, zu wirrem, verzweifeltem Fechten, endlich drückte die Masse durch. Die Deutschen verloren Gheluwelt, Veldhoek, den Nonnenbusch, den Polygonwald und Zevenkote und wurden gegen Grafenstafel zurückgedrängt. Die Ellentaktik führte zu dem gewünschten Erfolg.

Sixt v. Armin trat am Abend zu großen Gegenangriffen an, rang vom 21. bis 25. September um Stand und sah sich am 26. September wiederum von der vereinigten Masse der 2. und der 5. englischen Armee angefallen. Haig gewann abermals Raum. Er legte die Hand auf die Straße Becelaere—Zonnebeke und eroberte die Trümmer von Zonnebeke. Seine Ziele mit der Elle weitersteckend griff der Brite nach Einzelkämpfen, die ihn acht Tage auf dem schmalen Streifen eroberten Bodens fesselten, am 4. Oktober aufs neue an, nahm Reutel, Molenarelshoek, Grafenstafel und Brodseinde und erstürmte endlich die Trümmer der vor drei Jahren vergeblich begehrten Kirche von Poelkappelle.

Sir Douglas Haig freute sich des Erfolgs und sandte ermutigende Berichte nach London.

Das neue britische Angriffsverfahren brachte die deutsche Abwehrtaktik um den besten Teil ihrer Wirkung. Die Deutschen schlugen sich im Kampfe mit zwei- und dreifach überlegener Infanterie, mit Tanks und tiefstreichenden Fliegergeschwadern, rangen dem Angreifer hie und da eroberte Stützpunkte ab, kamen aber nicht dazu, ihn fest zu packen und durch wuchtige Gegenstöße zu Boden zu werfen, da er sich nicht mehr verleiten ließ, weiter vorzudringen als seine stehenden Geschütze reichten, sondern den Kampf mit den Reserven mied und sich in der Tausend-Ellen-Zone eingrub. Er zwang dadurch den Verteidiger zum Gegenangriff über weite Strecken und zog ihn ins Feuer seiner eigenen Artillerie. Der Kampf im Vorfeld wurde infolgedessen zum erbarmungslosen Mordgeschäft. Todesmutiger ist deutsche Infanterie nie angelaufen als in der Septemberschlacht in Flandern. Als die Gegner sich schieden und ermattet niedersanken, waren die Deutschen von schwerem Blutverlust geschwächt.

Die Schlachtenfolge war noch nicht zu Ende. Sir Douglas beschloß, den Kampf fortzusetzen und den Feind durch einen neuen Aderlaß vollends zu entkräften. Er verabredete mit Pétain einen Angriff, um seinen linken Flügel gegen den Houthulster Wald vorzuschieben und die Franzosen, die am Chemin des Dames auf einen großen Schlag sannen, durch diesen Vorstoß zu entlasten. Heftiger Regen verzögerte und erschwerte den Angriff, und es wurde der 9. Oktober, bis Anthoine und Gough zu neuem Sturm bereit waren.

Die Armee Sixt v. Armin sah das Maß ihrer Leiden noch nicht gefüllt. Die 4. Armee bildete zwar nur den Rahmen, in dem die Divisionen wie Bienen aus- und einflogen, aber ihr Organismus war im Oktober so er-

schüttert, daß er nur noch durch eiserne Willenskraft zusammengehalten werden konnte. Die deutschen Divisionen, die aus dem Artois, aus der Champagne und aus dem Osten nach Flandern rückten, um unter dem Befehle Sixt v. Armins zu kämpfen und seine Front mit frischem Blut zu speisen, kehrten bei der Ablösung als Skelette aus der Schlacht zurück. Die Schrecken der Hölle von Verdun waren längst übertroffen, und der flandrische Blutsumpf fraß die Kraft des neuen Heeres, das der Krieg auf den Edelstamm der alten deutschen Armee gepfropft hatte. Aber so gewaltig die Anstrengung, die Verluste und die Entkräftung auch waren, die flandrische Front wurde gehalten, und als Engländer und Franzosen am 9. Oktober den vierten Schlachtakt eröffneten, stießen sie auf ungeschwächten Widerstand.

Von Reutel bis zu den Brückenköpfen des Martji Vaart kam die Front der Alliierten in Bewegung. Anthoine überschritt die Tiefenlinien, die zur Yser zogen, und drang über Mangelare und Veldhoek gegen den Südrand des Houthulster Waldes vor. Gough gewann bei Poelkappelle Raum, nahm Niewemolen und überschritt die Straße Zonnebeke—Paschendaele. Die deutschen Stellungsdivisionen verteidigten ihre zerschlagenen, vom Grundwasser überschwemmten Stützpunkte, die Ruinen der Gehöfte und die zerfetzten Waldstücke, bis die Eingreifsdivisionen zur Stelle waren. Goughs rechter Flügel wurde nach kurzem Anlauf an den Boden geheftet und nach stundenlang hin- und herwogendem Kampf gezwungen, den Angriff aufzugeben. Goughs linker Flügel und die Franzosen stießen gegen Abend am Houthulster Wald auf starke Reserven, die den linken Flügel des Angreifers ein Stück weit auf Poelkappelle zurückwarfen. Am 12. Oktober erneuerte der Brite die Schlacht, um den Westhang der Erdwelle von Paschendaele zu ersteigen und Westroosebeke zu erreichen. Wo die englische Artillerie ihre Eisenlasten hinschmetterte, wuchs kein Gras mehr, aber als die Infanterie gegen Paschendaele vordrang und von Poelkappelle gen Spriet vorstieß, vertrat ihr der Deutsche mit letzter Kraft den Weg und hemmte den Schwall.

Da kehrte Douglas Haig zur Kanone zurück und verwandelte die Schlacht in eine endlos donnernde Beschießung. Er beschloß, die Schlachtenfolge in Flandern zu fristen und sich damit zu begnügen, vor Einbruch des Winters hier noch einige greifbare Erfolge zu erzielen, in der Stille aber einen Schlag gegen Cambrai vorzubereiten, die Siegfriedstellung an diesem lebenswichtigen Punkt zu durchhauen und Cambrai durch Überfall zu nehmen, um den Feldzug des Jahres 1917 durch einen weithin sichtbaren Sieg zu krönen. Auf dem Grunde dieses Planes lag das Eingeständnis verborgen, daß die flandrische Offensive, der britische Entscheidungsfeldzug des Jahres 1917, nicht geglückt war.

Haig wurde in seiner Absicht durch das Vorgehen der Franzosen bestärkt, die inzwischen ihre Vorbereitungen zu begrenzter Schlacht vollendet hatten und im Begriffe waren, die Front des Deutschen Kronprinzen auf der Hoch-

fläche von Pinon zu durchbrechen und die Stellungen der 7. Armee auf dem Chemin des Dames aus der rechten Flanke aufzurollen.

Der Herbstfeldzug in Flandern war jedoch noch nicht begraben. Als sich das Wetter nach dem 15. Oktober aufhellte, die flandrische Ebene aus Dunst und Trübe in die Sonne trat, und scharfe Winde die Bodenfläche zu trocknen begannen, erhob sich der Brite zu neuen Angriffen. Er mußte kämpfen, angreifen, schlagen und den Feind werfen oder, wenn dies unmöglich war, das Westheer fesseln, denn der Deutsche rüstete um diese Zeit zur Eroberung der baltischen Inseln und zum Einbruch in Venetien. Italien rief schon im Voraus nach Entlastung. Da galt kein Zaudern. Haig zog seine beste Stoßgruppe, die Kanadier, von Lens nach Ypern. Gough stellte sie auf den rechten Flügel, englische Blaujacken und Londoner Territoriale in die Mitte und die Garde auf den linken Flügel und wies dieser Sturmmasse die Brücken von Paschendaele und die Straße Poelkappelle—Westroosebeke als Ziel. Es war ein Stoß in entscheidender Richtung, denn er führte in die Ostflanke des Houthulster Waldes und rollte, wenn er durchdrang, die Yserlinie auf. Gelang er, so wurde Armins Stellung im Umkreis von Ypern unhaltbar.

Haig leitete die Schlacht durch einen doppelten Vorstoß außerhalb des Hauptangriffsfeldes ein, indem er am 22. Oktober auf den Flügeln, bei Gheluwelt und am Südrand des Houthulster Waldes, angreifen ließ. Beide Vorstöße scheiterten im Trichtergelände und endeten in Einzelkämpfen, in denen der Deutsche Boden zurückgewann. Unterdessen ging die Artillerie Goughs zum Trommelfeuer über, das von Stunde zu Stunde anschwoll und am 25. Oktober seine höchste Stärke erreichte. Es war ein heller Tag, die englischen Flieger überblickten das ganze, offen aufgeschlagene Schlachfeld und wiesen ihrer Artillerie die verborgensten Ziele. Massenfeuer ging auf die deutschen Stellungen nieder, Rauch- und Giftschwaden wälzten sich im Westwind gen Osten und verhüllten den Aufmarsch der englischen Divisionen. Am Abend rückten die Verbündeten in die Angriffsräume zwischen den Bahndämmen. Da schlug in der Nacht plötzlich das Wetter um. Der Himmel umzog sich, und in der ersten Frühe begann Regen zu fallen. Goughs letzte Staffeln wateten mühsam durch Schlamm und Schwemmland, die Pferde brachen ein und die Tanks stampften dröhnend durch das überflutete Trichterfeld. Der Benzingestank ihrer überangestrengten Motore wurde vom Westwind in die deutschen Linien getragen und kündete den nahenden Sturm.

Es war zu spät, die Schlacht anzuhalten, Haig ließ Gough die Zügel schießen. Der Angriff brach in der Frühe des 26. Oktober aus den Gräben und strahlte nach drei Richtungen aus. Er führte an der Straße Ypern—Menin, auf dem Rücken von Paschendaele, an der Straße Poelkappelle—Westroosebeke und zwischen Veldhoek und Draabank zu schweren Kämpfen.

Als die Verbündeten sich erhoben und auf den Trockenstreifen des Sumpfgeländes vorrückten, wanderte die Feuerwalze ihrer Artillerie rauch- und flammenspeiend, eisensäend vor ihnen her. Diesmal schien der Verteidiger verloren. Die Angriffswogen rollten schwerfällig, aber unaufhaltsam gen Osten, Nordosten und Norden. Bis zum Koppelschloß spritzte den Stürmern der flandrische Morast.

Der Verteidiger lag in Trichtern, in Betonklötzen und an Wegrainen zerstreut. Er war vom Trommelfeuer taub und blind geschlagen, vom Sumpffieber geschüttelt und sah sich durch die Feuerwalze und das Fernfeuer der englischen Langrohre von allen Verbindungen und von seinen Verstärkungen abgeschnitten. Zu Hilfe eilende Reserven verkrümelten sich im unwegsamen, feuerüberschütteten Gelände, im Galopp vorgerissene Batterien blieben im Sumpf stecken, und von geschlossenen Bataillonen erreichten nur einzelne Gruppen, von Batterien nur einzelne Geschütze das befohlene Ziel. Der Angreifer focht mit dem Wind im Nacken, dem Verteidiger schlug der Regen ins Gesicht.

Die rechte Flügelgruppe Goughs gewann in den Forsten von Poezelhoek, westlich von Becelaere und an der Straße nach Menin einige hundert Schritte Boden und erreichte Gheluwelt. Gegen Abend ging der Deutsche zu Gegenangriffen über und warf den Feind wieder aus Gheluwelt hinaus. Die Armee Anthoine drang auf dem linken Flügel über Draabank gegen Buttehoek und an der Straße Bixschote—Dixmuiden über Merkem gegen Kippe vor und setzte sich nach zweitägigem Ringen hart am Westrand und im Südzipfel des Houthulster Waldes fest. Am 28. Oktober rückten die Belgier vor und erreichten unter dem Schutze kreuzfeuernder eigener und französischer Artillerie das Südufer des Blankartsees. Als Haig den Vorteil wahrnehmen wollte und daranging, den Westteil des Houthulster Waldes abzuklemmen und die Straße Poelkappelle—Houthulst—Dixmuiden zu gewinnen, brach die Waldbesatzung aus den zersplitterten Stümpfen zum Gegenangriff vor und brachte den Angreifer nördlich von Veldhoek und östlich von Buttehoek zum Stehen.

Haigs Hauptangriff galt Paschendaele und Westroosebeke. Curries Kanadier drangen auf der Erdwelle von Paschendaele gegen Norden vor, um dem Verteidiger den vielbegehrten Ort endlich aus den Zähnen zu reißen. Currie kämpfte bis in die Nacht, griff an, wurde zurückgeschlagen, griff wieder an, brach in die Randstellung ein, wurde von Gegenstößen getroffen und abermals zum Weichen gebracht und sank spät in der Nacht hart südlich und südwestlich des Dorfes nieder. Er schöpfte Atem, schnellte am 30. Oktober noch einmal auf und erneuerte den Sturm. Paschendaele war längst nicht mehr. Die Besatzung kauerte in Betonklötzen und Kellern, eine Handvoll Leute, ein Dutzend Maschinengewehre — das war alles, was noch vorhanden war — und schlug Sturm auf Sturm ab. Zur Linken der Kanadier griff das

englische Marinekorps an und suchte, in der Strombeekmulde und am Liekkerbooterbeek gegen Westroosebeke Raum zu gewinnen. Zwischen der Straße Poelkappelle—Westroosebeke und der Bahnstrecke Langemark—Staden schritten englische Landwehrdivisionen zum Sturm. Aber alle Versuche, den Rücken von Paschendaele zu überflügeln, erlahmten im versumpften Gelände, in dem der Deutsche. bis zur Brust eingesunken, Widerstand leistete und die verschlammten Maschinengewehre und die verschmutzten Flinten zuletzt gegen Handgranate und Messer tauschte, um den Feind im Nahkampf zu bestehen. Da sandte Currie seine Kanadier zu neuem Sturm vor. Es kam zu heftigster Verstrickung. Am Abend des 5. November lagen die Gegner ineinander verknäult dicht um die Dorfstätte, und in der Frühe des 6. November drang Currie mit Aufgebot der letzten Kraft in Paschendaele ein und behauptete die Trümmer. Als Currie Paschendaele genommen hatte, zog Gough seine Divisionen aus den Bachgründen, häufte sie in tiefer, schmaler Staffelung auf der Erdwelle und stieß am 10. November nach Norden gegen die Kette der 50-Meter-Hügel vor, die die Zugänge von Westroosebeke und das Flachbecken von Roulers beherrschen.

Es war der letzte große Versuch, den Höhenrücken zu erstreiten, um den Sir Douglas Haig rang, nachdem er sein ideales Operationsziel, die Durchbrechung der flandrischen Front, die Eroberung Belgisch-Flanderns und die Wegnahme der deutschen U-Bootbasis, der Erkenntnis geopfert hatte, daß die deutsche Front vielleicht zermürbt und der Gegner dadurch für den künftigen Entscheidungskampf unheilbar geschwächt werden konnte, daß aber an einen raumverschlingenden Sieg, wie ihn der Deutsche in diesen Tagen in Venetien erfocht, auf den belgischen Gefilden nicht zu denken war.

Der letzte Versuch stand unter keinem günstigen Stern. Als die Kanadier, das Marinekorps und die englischen Landwehrdivisionen am 10. November gegen Westroosebeke vorbrachen, wurden sie von schwerem Feuer empfangen. Als sie trotzdem ins Vorfeld drangen, die Abwehrzone einstießen und aus Sumpf und Sand zu den 50-Meter-Hügeln emporklommen, traten ihnen pommersche, westpreußische und brandenburgische Bataillone entgegen und rissen ihnen den Erfolg aus den Zähnen. Sie behaupteten nur kargen Raumgewinn und gruben sich am Fuß der Hügel ein. Der Tag endete mit einem wütenden Artillerieduell, das sich noch lange fortsetzte und schließlich doch in Novembertrübe verklang.

Die Schlachtenfolge in Flandern war zu Ende. Der Brite hatte den Brückenkopf von Ypern erweitert, aber weder die Lys- noch die Yserlinie erstritten, der Deutsche hatte in der Abwehr Schlag auf Schlag ausgehalten, ohne in die Knie zu brechen, aber unersetzliche Kräfte eingebüßt. Während Lloyd George auf die amerikanischen Divisionen zählte, um die Lücken des englischen Reichsheeres zu füllen, sah Ludendorff die Bestände schwinden, ohne neue Streitgenossen zu gewinnen.

Die Kämpfe an der Aisne und in der Champagne vom 1. Juni bis 2. August 1917

Das deutsche Westheer hatte in Flandern die größten Opfer gebracht, die der Westen im Jahre 1917 von ihm forderte, aber auch im Artois, an der Aisne, in der Champagne und vor Verdun schwer gelitten.

Als die Engländer den Franzosen im Juni die Last des Feldzuges abnahmen und von der Scarpe an die Lys rückten, um bei Wytschaete anzugreifen, lag das französische Heer am Chemin des Dames, auf den Hügeln der Champagne und an den Maasufern mit der Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen eng verkämpft. Die Maischlachten hatten die Kämpfer am Chemin des Dames und bei Moronvillers nicht so geschieden, daß sie einander Gewehr im Arm gegenüberstehen bleiben konnten, und vor Verdun war die Fesselung durch die Herbstangriffe Nivelles zugunsten der Franzosen nur gelockert, aber noch nicht gelöst worden.

General Pétain war nicht gesonnen, die französischen Armeen ruhen zu lassen. Er gehorchte eigener Einsicht und dem Willen des Landes, als er nach dem entmutigenden Ausgang der Maischlachten auf die Wiederaufnahme des gescheiterten Angriffsfeldzuges verzichtete, spähte indes um so eifriger und sorgfältiger nach der Gelegenheit zu örtlich begrenzten Angriffen, um den Geist und das Selbstvertrauen des französischen Heeres neu zu beleben und dem Feinde empfindliche Einzelschläge zu versetzen.

Kronprinz Wilhelm war genötigt hauszuhalten, denn die Engländerschlachten, die Offensive Kerenskys, der letzte Angriffsfeldzug im Osten und die Abgaben an die Isonzofront nahmen die deutschen Kräfte über alle Maßen in Anspruch. Er mußte aber trotzdem darauf bedacht sein, seine Linien, die durch die April- und Maischlachten gelitten hatten, wieder fester untereinander zu verbinden und Scharten auszuwetzen, und konnte daher ebensowenig auf Teilangriffe verzichten wie Pétain. Daraus ergaben sich zahlreichere, blutigere und größere Kämpfe, als der Westen bisher „zwischen den Schlachten" erlebt hatte.

Die Mittelstellung der Westfront wurde im Sommer 1917 von heftigen Ausbrüchen geschüttelt. Vor St. Quentin und am Hang des Massivs von St. Gobain kam es zu Artillerie- und Grabenkämpfen, am Chemin des Dames, bei Moronvillers und vor Verdun trugen die Gefechte vielfach das Gepräge größerer Schlachten. Nur in der Ost-Champagne, in den Argonnen und in den Vogesen schlug der Puls des Stellungskrieges noch im alten Takt.

Der Deutsche griff zuerst an. Er benutzte die Erschöpfung und die Niedergeschlagenheit, die im Frühsommer in den französischen Armeen herrschten, um seine Stellung auf dem Chemin des Dames wieder zu festigen. Am 1. Juni stießen Teile der 50. Division und der 78. Reservedivision westlich von Allemant vor und nahmen die erste französische Linie; am 3. Juni schob die 10. Di-

vision ihre Stellung nordwestlich von der Froidmont-Ferme vor; am 4. Juni eroberte die 78. Reservedivision bei Allemant Gelände; am 6. Juni brachen die 103. und die 206. Division südlich von Pavigny vor und drangen auf einer Breite von 2 Kilometern in die französischen Linien.

Pétain begann erst am 25. Juni zu Gegenstößen überzugehen. Er drang bei Hurtebise in die deutsche Stellung und kämpfte vom 28. Juni bis 7. Juli bei Cerny und Ailles gegen die 13. Division, die 10. Division, die 14. Division und die 1. bayerische Division, um sich Ruhe zu erkaufen.

Böhn ließ sich die Vorhand nicht entreißen, sondern griff den Feind im Juli von neuem an. Die 37. Division stürmte am 14. Juli die französische Stellung südlich von Courtecon, die 5. Garde- und die 5. Reservedivision nahmen vom 19. bis 24. Juli den Nordhang des Winterberges und behaupteten sich auf den Craonner Höhen; die 13. und die 14. Division warfen die Franzosen am 25. und 26. Juli von Cerny bis zur Ferme Hurtebise aus den Kampfgräben und stürmten vom 31. Juli bis 2. August südöstlich von Cerny die Höhenlinie des Chemin des Dames.

Pétain sah sich an dieser Stelle wieder auf den Südhang und die Querrippen des Höhenzuges zurückgedrängt, den Mangin im April um den Preis blutiger Opfer erstiegen hatte. Die Franzosen hatten in Steinbrüchen, Grotten, Tunnels und hart vor den deutschen Linien zahlreiche Gefangene und Tote verloren und fügten sich knirschend in ihre Niederlage. Pétain sann auf Vergeltung. Er beschloß, den Deutschen einen größeren Schlag zu versetzen und ihnen die Flankenstütze des Chemin des Dames durch einen kombinierten Angriff auf die Ecke von Laffaux—Allemant und die Eroberung der Hochfläche von Malmaison—Pinon zu entreißen, dadurch ihre Westflanke bloßzulegen und ihre Stellungen auf der Weghöhe aufzurollen. Die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen erforderten Monate.

Inzwischen reiften vor Verdun schwere Kämpfe, die rascher zum Zusammenstoß führten als bei Malmaison. Sie überschatteten die Gefechte auf den Hügeln der Champagne, wo Deutsche und Franzosen örtliche Erfolge suchten und sich vom 27. Mai bis 25. Juli um einzelne Kuppen und Gräben rauften, ohne daß die Lage dadurch geändert worden wäre.

Die Kämpfe bei Verdun vom 28. Juni bis 30. September 1917

Verdun war zu einer schwärenden Wunde geworden.

Gallwitz, der nach dem Erlöschen der Schlachten an der Somme an die Maas zurückgekehrt war und den Oberbefehl über die 5. Armee übernommen hatte, hielt die Festung von Bezonvaux bis Avocourt umklammert und suchte dem Feinde kleine Vorteile abzugewinnen. Auf dem linken Maasufer befehligte General v. François, auf dem rechten General v. Garnier. François schritt

am 28. Juni auf dem linken Maasufer zum Angriff, brach am Westhang der Höhe 304 zu beiden Seiten der Straße Malancourt—Esnes in die Stellung Guillaumats ein und riß sie in einer Breite von 2000 Metern und einer Tiefe von 500 Metern an sich. Der Franzose, der auch am Osthang der Höhe, im Grunde von Esnes und bei Avocourt geschädigt worden war, trat sofort zum Gegenangriff an. Er rang vom 1. bis 17. Juli um die verlorenen Gräben, eroberte einen Teil des Geländes zurück, wurde aber am 31. Juli abermals angegriffen und wiederum in einer Breite von 2000 Metern und einer Tiefe von 700 Metern zurückgeworfen.

Die Angriffe hatten die Stellungen der Deutschen auf dem linken Maasufer vorgeschoben, ohne sie zu festigen. Guillaumat rüstete zum Gegenschlag und traf hiezu große Vorbereitungen. Er gedachte, François über den Forgesgrund zurückzuwerfen. Da die flandrischen Schlachten den Deutschen vor Verdun Reserven und Geschütze entzogen, die französischen Armeen aber Kraft sammelten und sparten, war die Gelegenheit zur Fortsetzung der großen Ausfälle aus den Nordtoren Verduns günstig. Als der Franzose Geschütz- und Infanteriemassen auf den Maasufern zusammenzog, um die verlorenen Gräben zurückzuerobern und dem Deutschen auf dem linken Ufer die Höhe 304 und den Mort Homme, auf dem rechten Ufer die Côte de Talou und Samogneux zu entreißen, traf er auf geschwächten Feind. Es gelang Gallwitz zwar, vor dem Beginn des Angriffs François noch eine Division zuzuführen, aber der Befehl der Heeresgruppe lautete dahin, die eroberten Stellungen zu behaupten, und dazu war François zu schwach. Der Maasgrund lag trocken und gestattete den Franzosen, die Uferhöhen umfassend anzugreifen, die Côte de Talou hing nur noch lose mit der Front zusammen, und die deutschen Divisionen, die zwischen Avocourt und Bezonvaux kämpften, waren müde und geschwächt. Man konnte sich trotzdem nicht entschließen, die Linie, die vom Bois d'Avocourt über die Höhe 304 und den Doppelgipfel des Toten Mannes nach Cumières führte, kampflos preiszugeben und über den gefährlichen Forgesgrund zurückzugehen, und sah dem Angriff Guillaumats trotzig entgegen.

Am 5. August brach der erste, schwere Artilleriesturm über die deutsche Maasstellung herein. Das Feuer schwoll von Tag zu Tag, und am 12. August lag die deutsche Front vom Gehölz von Avocourt bis Ornes unter Stahl und Eisen. Ungeheure Mengen von Spreng- und Gasgranaten gingen auf die deutschen Stellungen nieder. In Schluchten und Gründen wogten dichte Gasschwaden, auf den Kuppen schlugen 40-cm-Geschosse ein. Die Gräben schwanden, die Stollen brachen zusammen, die großen Tunnels, die die Verteidiger in die Hänge der Höhe 304 und des Mort Homme getrieben hatten, wurden verschüttet und die deutsche Artillerie zur Hälfte zerschlagen.

Die Front Avocourt—Beaumont wurde damals von 6 Divisionen verteidigt. Im Gehölz von Cheppy lag die 2. Landwehrdivision, im Bois

d'Avocourt focht die 206. Division, auf der Höhe 304 kämpfte die 213. Division, am Toten Mann, im Caurettesgehölz und in den Maaswiesen lag die 6. Reservedivision, um Samogneux und auf der Côte de Talou stand die 28. Reservedivision und bei Beaumont die 25. Reservedivision. Das französische Feuer suchte die ganze Front ab, bohrte sich aber auf dem linken Ufer zwischen der Höhe 304 und dem Maasgrund am tiefsten in die deutschen Linien. Die 6. Reservedivision litt schwer. Die Brandenburger büßten schon am 14. August sämtliche Beobachtungsstellen ein, sahen bald darauf alle Brücken und Stege im Forgesbachgrund zerstört und das sumpfige Tal vergast und in ein Trichtergelände verwandelt, das weder bei Tag noch bei Nacht durchschritten werden konnte. Am 15. August rissen die Verbindungen mit Reserven und Befehlsständen ab. Die Division, die im Winter noch im Tirulsumpf gefochten hatte, war im Mai unter dem Befehle des Generals Dietrich vor Verdun aufgerückt, hatte geschanzt, gekämpft, geblutet und lag nun fiebernd, von Gas betäubt und durch Entbehrungen geschwächt im Kreuzfeuer der Batterien von Mongeville, Bourrus und Marre. Zur linken den offenen Maasgrund, hinter sich den ungangbar gewordenen Forgesgrund, wartete sie auf den stürmenden Feind. Als General v. Garnier in der Nacht auf den 15. August die Côte de Talou plangemäß räumte und die 28. Reservedivision unter Zurücklassung verlorener Posten auf Samogneux zurücknahm, wurde die Lage der 6. Reservedivision noch kritischer. Die Flanke von Cumières öffnete sich. Dietrich bat um Verstärkung und hielt aus, aber das Feuer wurde unerträglich. Die ersten Flügelminen begannen zu fallen und kündeten den nahenden Sturm. Einzelne Gruppen und ganze Kompagnien wurden verschüttet, Kohlenoxyd senkte sich in Trichter und Stollen und tötete die Kämpfer unter der Gasmaske. Ein großes Sterben ging um und wurde am Toten Mann, wo schon so viele tote Männer unter der Erde ruhten, zum Massentod. Klaglos litt und stritt die 6. Reservedivision in ihrer unhaltbar gewordenen Stellung und harrte des Infanteriesturmes, aber der Franzose wagte seine Regimenter nicht mehr an Stürme, solange er noch Leben im Trichtergelände vermutete. Guillaumats Artillerie feuerte weiter. Zahlreiche Fliegergeschwader und 19 Fesselballone halfen seinen Batterien bei dem großen Vernichtungswerk.

Am 20. August war die Ernte reif zum Schnitt. Die Franzosen traten unter dem Schutz von Nebelgeschossen auf der ganzen Linie zum Angriff an. Sie drangen ins Gehölz von Avocourt, rangen sich ein Stück an der Höhe 304 empor, bestürmten den Toten Mann, nahmen Cumières, überschwemmten die Côte de Talou und die Höhen 344 und 240 und eroberten nordöstlich von Louvemont Gräben und Gelände.

Der Kronprinz hatte den Hauptangriff auf dem rechten Maasufer erwartet. Als er erkannte, daß Guillaumat seine Kräfte zwischen der Höhe 304 und der Maas geballt hatte, war es zu spät, das Schicksal zu wenden. Die

6. Reservedivision lag dem Feinde ohne Unterstützung preisgegeben. Sie focht bis zum letzten Hauch, wehrte sich in Trichtern und verschütteten Tunnels bis zum nächsten Morgen und schlug und schoß noch um sich, als Guillaumats Sturmtruppen, Jäger und Marokkaner, schon weit über Cumières vorgeprallt waren. François sandte Hilfe, doch als seine einzige Reserve, die 48. Reservedivision, zum Gegenstoß antrat, war es zu spät, den Forgesgrund zu überschreiten und den Feind vor Cumières zum Stehen zu bringen. Die Trümmer der 6. Reservedivision waren verloren. Aus den verqualmten Tunnels des Mort Homme sprühte zwar noch das Feuer märkischer Maschinengewehre, aber rings um die Zugänge und oben auf der Kuppe lag starker Feind und ließ sich nicht mehr werfen. Am 22. August entsank den letzten Verteidigern des Toten Mannes die Waffe. Handgranaten, Gasbomben und Flammenwerfer der Marokkaner taten ihr Werk. Die 5. Reservedivision war tapfer fechtend erlegen. Der Fall des Mort Homme zwang François die Höhe 304 zu räumen. Als Guillaumat am 23. August nachstieß und den Forgesbach überschreiten wollte, warf er ihm die eiligst herangeführte 30. Division entgegen und schlug ihn zurück.

Da verlegte der Franzose den Hauptangriff auf das rechte Maasufer. Er schoß am 25. August noch einmal aus allen Rohren und stürmte am Tage darauf über Beaumont vor, wurde aber aufgefangen und nach heftigem Gemenge auf seine Ausgangsstellungen zurückgeworfen.

Die Wucht des französischen Angriffs war gebrochen. Nachkämpfe, die den ganzen September füllten und zwischen Samogneux und Beaumont in erbitterten Zusammenstößen gipfelten, änderten nichts mehr an der Lage vor den Nordtoren Verduns. Mit der Rückeroberung des Toten Mannes und der Höhe 304 hatte Verdun die letzte Fessel abgestreift, die noch von der großen Schlacht her auf ihm lastete. Die Deutschen kämpften bei Verdun fortan wieder in gebundener Abwehr.

Die Schlacht bei Malmaison

Inzwischen waren Pétains Vorbereitungen zur Rückeroberung des Chemin des Dames zur Reife gediehen. Der Franzose marschierte zum doppelseitigen Angriff auf die deutsche Winkelstellung am Westende des Höhengrates im Umkreis von Pinon-Chavignon auf. Pétain übertrug den Angriff dem General Maistre, der mit 4 Korps in die Schlacht rückte. Am 10. Oktober fiel zum erstenmal Gefahr kündendes Kreuzfeuer schwersten Kalibers auf Pinon und Chavignon. Die 7. Armee erkannte die drohenden Zeichen und rüstete zum Widerstand. Sie wollte die Stellung behaupten und fand dazu die Zustimmung der Heeresgruppe und der Obersten Heeres-

leitung. Die Warnung, die in der Vernichtung der 6. Reservedivision am Mort Homme gelegen hatte, war nicht verstanden worden.

Die Generalkommandos des VIII. Reservekorps und des LIV. Korps, Wichura und v. Müller, hüteten die gefährdete Eckstellung des Chemin des Dames. Der bestürmte Abschnitt maß 20 Kilometer in der Breite und 6 Kilometer in der Tiefe. Er zog sich vom Ailettegrund südwärts zur Mühle von Laffaux, bog dort ostwärts und lief am Südhang des Chemin des Dames und der bewaldeten Höhen von Allemant und Vaudesson und der Steinbrüche von Malmaison, Montparnasse und Pargny nach Filain. Wichura und Müller verfügten über die 14. und 37. Division, die 13. und die 43. Reservedivision, die 2. und 5. Gardedivision, die 52. Division und die 47. Reservedivision. Offenes Ackerland, tiefgespaltene Schluchten, große Steinbrüche, verfilzte Wälder und versumpfte Gründe lagen auf der Hochfläche gebettet, die die Franzosen von zwei Seiten aus Westen und Süden anzugreifen gedachten. Da die Eckstellung im Norden von der Ailette und im Osten vom Ailette-Aisne-Kanal umflossen wurde, drohte ein glücklicher Angriff der Besatzung mit völliger Vernichtung.

Als die französischen Geschütze am 15. Oktober mit voller Kraft zu feuern begannen, verschwand die Hügelfläche unter den Einschlägen von Spreng-, Gas- und Nebelgeschossen, die von der Belagerungsartillerie Pétains auf das sorgfältig in Quadrate geteilte Feld geworfen wurden. Die Dorfstätten Pinon, Chavignon, Allemant, Vaudesson, Pargny, Filain und Bruyère, das Fort Malmaison, die ungezählten Fermen, Landschlösser, Mühlen und Kapellen wurden zu Schutt gemahlen, die Gräben eingeebnet, die Steinbrüche, die von den Deutschen zu tiefen Stollen erweitert worden waren und Bataillonen Obdach boten, wurden aufgesprengt und alle Mulden und Schluchten mit Gas und Qualm geschwängert. Das Feuer wütete so stark und die eiserne Sperre schloß so dicht, daß kein Essenträger mehr den Weg über die Ailette fand. Dieses Höllenfeuer währte neun Tage und neun Nächte und brach die körperliche Kraft der abgeschnittenen deutschen Divisionen. Zu Skeletten abgemagert, kauerten Mann und Offizier in Trichtern und Grotten und warteten schlaftrunken, gaskrank, von Krämpfen geschüttelt auf den Feind. Am schlimmsten war die Lage im Zentrum, wo das Feuer konzentrisch wirkte und zwischen Allemant und Malmaison Vernichtung säte. Hier hatte der Gastod fürchterlich gehaust. Als Maistre am 23. Oktober angriff, schritt seine Infanterie im Hohlweg von Allemant über Leichen.

Um Maistre den Angriff zu erleichtern, liefen die Franzosen auf der ganzen Front des Chemin des Dames an. Die Kämpfe erfaßten die deutschen Linien von dem Hochwald von St. Gobain bis zu den Trümmern von Craonne.

Maistre führte das XXXIX. Korps des Generals Deligny, das XI. Korps des Generals de Maudhuy, das XXI. Korps des Generals Dégoutte

und das XIV. Korps des Generals Marjoulet zum Angriff. Deligny, der auf dem äußersten rechten Flügel stand, war schon vor dem Angriff schwer getroffen worden. Die deutschen Batterien, die auf der Hochfläche von Monampteuil jenseits des Ailettekanals standen, waren über ihn hergefallen und hatten seine Divisionen arg zerzaust. Er schritt mit geschwächter Kraft zum Sturm, wurde vor Filain zurückgeschlagen, ließ zahlreiche Tote im Umkreis der Ferme La Royère liegen und sank bald zu Boden. Die Korps de Maudhuy, Dégoutte und Marjoulet fochten glücklich. Marjoulet griff auf dem linken Flügel, zwischen Vauxaillon und der Mennejean-Ferme an, um den Abschnitt Pinon—Allemant zu nehmen, Dégoutte führte das Zentrum zwischen der Ferme Mennejean und dem Vorsprung der Toly-Ferme gegen Vaudesson—Chavignon vor, und Maudhuy wandte sich gegen den Vorsprung von Malmaison—Montparnasse und suchte die Linie Chavignon—Pargny zu erreichen.

Die Beschießung hatte die deutschen Verteidigungswerke in Trümmer verwandelt und die Grabendivisionen des ganzen Vorsprunges zerschlagen. Die Franzosen überschritten die zerstörten, ausgestorbenen Grabenlinien und fluteten in einer breiten zusammenhängenden Welle ihren Zielen zu. Da schlug ihnen Feuer entgegen, erschienen Flieger, hämmerten Maschinengewehre. Das Feuer klang dünn, stammte von den Letzten, die in der ersten Zone noch lebten, aber es riß tiefe Furchen und hemmte den ersten Anprall.

Maistre trieb die zweite Woge vor und spülte den Widerstand weg. Marjoulet, Dégoutte, Maudhuy erstiegen die sanften Höhen.

Marjoulets linker Flügel blieb bei Vauxaillon hängen, aber Zentrum und rechter Flügel gewannen reißend Boden und drangen von zwei Seiten gegen Allemant vor. Die Verteidiger klammerten sich an die Steinbrüche von Fruty, die Schlucht von Allemant und das Bois des Gobineaux, und kämpften, bis sie von allen Seiten umzingelt waren. Um die Mittagsstunde reichten sich die umfassend angreifenden Sturmkolonnen des XIV. Korps in Allemant die Hände. Auf der bewaldeten Höhe 162 und in verschütteten Höhlen hielt sich der Verteidiger noch bis zum anderen Tag und wehrte Angriff auf Angriff ab. Einzelne Besatzungen schlugen sich in der Nacht durch den ringsum lagernden Feind und sammelten sich in dem Walde von Pinon zu neuem Widerstand.

Unterdessen war das XXI. Korps auf Vaudesson vorgebrochen. Die 13. und die 43. Division Dégouttes drangen auf einer Front von 3000 Metern in dichten, tiefen Staffeln in die ausgestorbenen Linien. Vor ihnen her wälzte sich die farbensprühende Feuerwalze, rollten schwergepanzerte Tanks. Am Chemin des Dames, der zwischen Laffaux und Chavignon vor der Nationalstraße Soissons—Laon abzweigt, stieß Dégoutte auf den Widerstand geschlossener Bataillone. Es waren die gefechtsfähigen Trümmer der 13. Division und der 43. Reservedivision, die sich den französischen Divisionen mit

den gleichen Nummern in den Weg warfen. Am Südwestrand der Hochfläche von Malmaison kam es zu hin- und herwogendem Kampf. Gegen Abend brachen sich Dégouttes Tanks gegen Vaudesson Bahn, drangen in den Ort und schnitten die 13. Division von Chavignon ab. Die Westfalen warfen sich in das Bois de la belle Croix und wehrten sich darin, bis die Flut über ihnen zusammenschlug. In den Steinbrüchen von Montparnasse lagen Hunderte unter 40-cm-Granaten begraben. Trotzdem mußte der Franzose zwei Tage um die verschütteten Kavernen kämpfen. Dégoutte wartete das Ende des Kampfes um das Schönkreuzholz und die Steinbrüche nicht ab, sondern ballte Bataillone zum Durchbruch und stieß zwischen Gehölz und Steinhalde auf Chavignon durch.

Unterdessen stürmte de Maudhuys XI. Korps das Fort Malmaison und die Waldstücke von Pargny-Filain. Der Stoß wurde von Pétains besten Truppen geführt. Es waren die Divisionen Guyot und Brissaut-Desmaillet, die Eroberer des Forts Douaumont und der Dorfstätte von Bouchavesnes. Zuaven, Kolonialinfanterie, algerische Schützen, Marokkaner und Alpenjäger rannten an. Der Stoß traf die 2. und die 5. Gardedivision. Sie lagen arg zerschossen in den Steinbrüchen von Bohery, im Bois de Garenne, in den Gräben von Les Bovettes, im Bois de Veau und in den Trümmern von Malmaison und Pargny, aber als der Franzose stürmte, rafften sich Hungernde, Durstende, von Gas Betäubte und Verwundete wieder auf und griffen zum Gewehr. Das zerfetzte Trichtergelände spie Feuer, in der veralteten Feste Malmaison hämmerten Maschinengewehre, aus eingeschlagenen Steinbrüchen quollen Männer mit erdfarbenen, verwüsteten Gesichtern und bildeten neue Schützenlinien. Die Batterien von Monampteuil mischten sich ins wandernde Gefecht und zerschlugen Maudhuys Reserven, aber der Angriff war stärker als die Abwehr. Als die rechte Flanke der Garde aufgerissen wurde und Dégouttes Jäger zwischen dem Fort und Vaudesson gegen Chavignon vorbrachen, wandte sich der Kampf zugunsten der Franzosen. Fechtend wich die Garde vor Déligny und Maudhuy auf die Linie Filain—Pargny und sammelte sich am Saume der Dorfstätten zu neuem Widerstand.

Maistres Zentrumsstoß drang bis Chavignon durch. Dégouttes und Maudhuys innere Flügel erreichten den Ort und setzten sich darin fest. Hinter ihnen lagen die Wälder voll gesprengter deutscher Geschütze. Am 24. Oktober begannen die Deutschen den eingedrückten Winkel zu räumen. Sie überließen dem Feind das Labyrinth des Waldes von Pinon, in dem sie sich bis zuletzt gehalten, und zogen sich über die Ailette und den Ailettekanal in den Ailettegrund und auf die Höhen von Monampteuil-Urzel zurück. Maistre besetzte Pinon und Pargny und brachte die ganze Hochfläche in seine Hand. In Regenstürmen, wirren Waldgefechten und erbarmungslosen Troglodytenkämpfen endete die Schlacht.

Pétain drängte dem Feinde nach. Er sah seine Angriffe zwar am 26. Oktober scheitern, beschoß aber die Stellungen der 7. Armee auf dem Chemin des Dames aus der eroberten Flankenstellung so heftig, daß der Kronprinz sich zur Zurücknahme der ganzen Front entschloß. Die Deutschen entgingen dadurch der Gefahr, von Westen aufgerollt zu werden. Sie wichen in der Nacht auf den 2. November von dem hart umstrittenen Höhenweg und den Südhängen des Ailettegrundes auf das Norduser des Flusses und überließen den Franzosen die Linie Filain—Courtecon—Cerny—Ailles—Corbeny. Soissons und das Aisnetal wurden den deutschen Beobachtern entrückt. Die deutsche Hauptstellung lag fortan auf der Hochfläche von Montberault zwischen Monampteuil, Monthenault und Bouconville, und der Franzose kämpfte wieder im Angesicht der Kathedrale von Laon.

Die strategische Lage im November 1917

Die Schlacht bei Malmaison wurde für die Alliierten von großer Bedeutung. Es war die erste planmäßig durchgeführte Operation, die erste, die, von keinem Gegenschlag getroffen, zum vollen Erfolg reifte, aber sie zog diesen Gewinn aus der Selbstbeschränkung in der Zielsetzung und aus der ungeheuren Steigerung der auf kleinem Raum gehäuften Angriffsmittel. Der Brite, der sich zu Beginn der Offensive in Flandern höhere Ziele gesteckt hatte und am Tage der Schlacht von Malmaison mit zwei Dritteln seiner Kraft um Gheluwelt und Paschendaele rang, wußte, daß man sich mit solchen Erfolgen nur Winterquartiere, aber keinen Frieden erkämpfte.

Die „Materialisierung" des Krieges tötete die Feldherrnkunst. Der Sieg hatte keine Flügel mehr, er gedieh innerhalb der Wirkungssphäre des Artillerieaufmarsches und verdarb, sobald er ins freie Gelände trat. Nur der Deutsche heftete ihm noch Schwingen an die Schultern, nur er war noch imstande, Durchbruchsschlachten zu schlagen und ganze Fronten durch den Übergang zur Bewegung zum Einsturz zu bringen und von Zloczow auf Tarnopol, von Flitsch und Karfreit auf Udine zu marschieren, das klassische Ringen um die Flanken zu erneuern und Armeen in die Flucht zu schlagen. Aber auch er fühlte seine Kräfte schwinden. Blockade und Blutopfer verzehrten seine Stärke, und der U-Bootkrieg, der zwar im stillen wirkte und als Nebenoperation in der Flanke des Gegners Schaden und Verwirrung stiftete, aber offenkundig weit hinter den visionär gesteckten Zielen zurückblieb, bestimmte im November 1917 die strategische Lage in weitaus geringerem Maße als die Feldzüge zu Lande, die im Osten zum Waffenstillstand, im Süden zum Vormarsch über den Tagliamento und im Westen trotz einzelner schwerer Rückschläge zur Vereitelung der englisch-französischen Angriffe und zu gefestigter deutscher Abwehr führten.

Als das Jahr sich neigte, gipfelte der Feldzug des Westens plötzlich in der Verschmelzung von Abwehr und Angriff zu doppelt bewegter Schlacht. Sir Douglas Haig schleuderte die verstärkte 3. Armee des englischen Heeres nach kurzem, meisterlichem Feuerschlag auf Cambrai.

Die Schlacht bei Cambrai

Während die Franzosen am Chemin des Dames die Früchte der Schlacht bei Malmaison pflückten und Curries Kanadier Paschendaele eroberten, hatte Sir Julian Byng, der neue Führer der 3. Armee — Allemby focht jetzt in Syrien — hinter der Ruhe atmenden Front zwischen Epéhy und Quéant zum Überfall auf Cambrai gerüstet. Das Geheimnis war gut gehütet. Weder Verrat noch Erkundung wurden ihm gefährlich.

Die Linie, der der Angriff galt, war nach den letzten heftigen Kämpfen um Bullecourt zur befestigten Front erstarrt. Sie lief von Quéant über Prowille, Moeuvres, Graincourt, Flésquières, Ribécourt, Banteux nach Vendhuille und bildete einen weitgeschwungenen, nach Südwesten offenen Bogen. Die Orte waren in deutschem Besitz, der Engländer lag hart davor. Byng zog seine Angriffsmasse auf der Sehne des Bogens zwischen Croisilles und Vendhuille zusammen und ballte das Zentrum an den Radiallinien, die von Bapaume ostwärts strahlten, um Boursies und Havrincourt. Zehn Kilometer östlich von Flésquières lag das Operationsziel Cambrai, das der Brite durch doppelseitigen Angriff bedrohte. Stieß der Angreifer nördlich der Straße Bapaume—Cambrai auf Bourlon durch, so umfaßte er die Stadt von Nordwesten, griff er an der Bahnlinie Bapaume—Ribécourt—Marcoing—Cambrai in der Richtung auf Rumilly an, so umfaßte er die Stadt aus Südwesten. Fiel Cambrai, so war nicht nur das Verteidigungssystem der Deutschen durchbrochen, sondern auch St. Quentin im Süden und Douai im Norden bedroht und der Zusammenhang der Aisnefront mit der flandrischen Front gefährdet.

Sir Douglas bewies bei dieser Zielsetzung zum erstenmal den „Coup d'œil", den Napoleon vom Feldherrn fordert; er wies seinen Divisionen zum erstenmal nicht nur ein taktisch erreichbares, sondern auch ein strategisch wichtiges Ziel. Aber Byng mußte eilen, denn der aufgeweichte Boden, die Kürze der Tage und die Furcht vor Verrat duldeten kein Hinauszögern der Schlacht. Der Erfolg war an das Gelingen der Überraschung, die Massenverwendung der Panzerwagen und die rücksichtslose Durchbrechung der feindlichen Abwehrzone mit Infanterie, Kavallerie und Fliegern geknüpft. Die 1., 2. und 3. britische Armee und die französischen Armeen waren angewiesen, Byngs Unternehmen durch Kanonaden und kleine Vorstöße zu unterstützen, die sich an der ganzen Front von der Yser bis zur Larg geltend

machten. Aber die Alliierten waren nicht imstande, an einer zweiten Stelle zu ernstem Angriff überzugehen, denn auch sie waren durch die Kämpfe im Westen und durch Abgaben nach Italien geschwächt und bedurften der Ruhe. Seit sechs auserlesene Divisionen an die Piave geeilt waren, Hunderte von schweren Geschützen nach der Lombardei verladen wurden, und Züge mit Kriegsgerät, die auf dem Wege nach Saloniki waren, von Brindisi nach Padua abgelenkt werden mußten, begann der Puls der Alliierten zu stocken. Sarrail lernte darben und trat kurz darauf vom Oberbefehl der Orientarmee zurück, um General Guillaumat Platz zu machen.

Die Deutschen erfuhren nichts von dem Unwetter, das sich um Cambrai zusammenzog.

Der Bogen von Cambrai gehörte zum Bereiche des Generals v. d. Marwitz, der im Dezember 1916 die 2. Armee übernommen hatte und von der Scarpe bis zur Oise befahl. Zwischen Quéant und Ribécourt standen zwei Divisionsgruppen, die Gruppe Arras des Generals v. Moser vom XIV. Reservekorps und die Gruppe Caudry des Generals v. Watter vom XIII. Korps. Sie hielten den Bogen und wachten über die Straßen Arras—Cambrai, Bapaume—Cambrai und Péronne—Cambrai. Moser deckte die Nordflanke, Watter die Westzugänge von Cambrai. Beide waren müde und abgekämpft.

Am 19. November waren die Engländer bereit. Sie hatten darauf verzichtet, ihr Geschützfeuer zu steigern. Sir Julian benützte den Kanonendonner nur, um das Stampfen und Dröhnen der Tanks zu verdecken, die unter dem Schutze der Dunkelheit und künstlichen Nebels in die Angriffsstellungen rückten. 12 Divisionen Infanterie, 2 Kavalleriekorps, 300 Tanks und die Fliegergeschwader dreier Armeen waren in den Wäldern von Havrincourt hinter Straßenmasken aufmarschiert. Byng befahl der Masse am 20. November anzugreifen. Die Nacht verging ruhig, der Wind wehte aus Westen, und als der Tag graute, stiegen Nebel aus den Gründen des Senséebaches und der Escaut und stellten sich in den Dienst der Briten. Um 7 Uhr 30 Minuten begann der Tanz. Byngs Batterien entluden sich auf einen Schlag, unmittelbar darauf folgten die Minenwerfer. Der ganze Horizont flammte auf, die Wirkung tagelanger Beschießung war in einem kurzen Feuerschlag zusammengefaßt worden. Als die eiserne Wolke barst und die Geschosse zu Massen geballt in die deutschen Stellungen schlugen, setzten sich Byngs Divisionen in Bewegung. 30 Tankgeschwader führten den Sturm. Sie zermalmten die Drahthindernisse, überquerten die Gräben, rollten Schützenlinien auf, begruben Maschinengewehrnester unter sich, zerbrachen Bäume und Zäune und erschienen plötzlich vor Moeuvres, Graincourt, Flésquières und Ribécourt im Gefüge der Siegfriedstellung. Sie bewegten sich mit der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes, wendeten auf kurze Entfernung, bildeten Gruppen, umgaben sich mit künstlichem Nebel,

um sich der feindlichen Artillerie zu entziehen, und benahmen sich wie Schiffe in der Schlacht. Siegesgewiß stürmten altenglische, wallisische, schottische und irische Brigaden im Schatten der Kolosse gegen die deutschen Linien. Eine halbe Stunde nach dem Aufzucken des ersten Feuerstrahls war die Schlacht in vollem Gange.

Byng greift Mosers rechten Flügel und das Korps Watter mit besonderem Ungestüm an. Die 240. Division, die auf Mosers rechtem Flügel kämpft, verliert Gelände, rafft sich aber empor und wirft den Gegner im Handgemenge wieder aus den Gräben. Die Entscheidung fällt in der Mitte, wo die Tanks zum Zentrumsstoß vereinigt worden sind. Der Tankangriff durchbricht Watters schwachbesetzte Front zwischen Moeuvres und Ribécourt und reißt die Tiefenzone auf. Die Panzergeschwader dringen über Graincourt und Anneux gegen Cambrai vor, folgen dem Straßenstück Bourlon—Fontaine-Notre Dame—Cambrai, überrennen ungewarnte Batterien und erreichen in rücksichtslosem Anlauf Fontaine-Notre Dame und La Folie, die äußersten Vororte der alten umwallten Stadt. Watters linker Flügel gerät zwischen La Folie und Le Pavé in schwerste Not. Die erste Linie geht verloren, ihre Besatzung wird abgeschnitten, die zweite Linie wird durchbrochen, und der Engländer stößt an der Straße Péronne—Cambrai gegen die Südwestzugänge der Stadt vor. Ribécourt, Flésquières, Masnières, Marcoing, Noyelles werden zu Widerstandsinseln, das ganze zerrissene Stellungsnetz hallt von wütendem Kampf.

Der Deutsche kämpft verzweifelt, um Cambrai zu retten. Die Infanterie geht den Tankgeschwadern mit Handgranaten an den Leib, Feldgeschütze feuern auf 300 Meter in den Qualm, aus dem sich die scheckig bemalten Rücken der auf- und niederwogenden Panzerwagen heben. In den Hohlwegen von Ribécourt und Bourlon, in den Gassen von Fontaine-Notre Dame bleiben Dutzende schwergetroffener Tanks im Feuer liegen. Stichflammen schießen aus ihren Leibern, brennendes Benzin quillt wie Drachenblut aus den Sehschlitzen. Mit aufgerissenen Flanken, verkohlten Besatzungen, erstorbenen Geschützen ruhen sie in qualmendem Kampfgelände. Aber die Brauchbarkeit der Waffe ist erwiesen, ihr Stoß ist so tief in die deutschen Linien gedrungen, daß Byngs Infanterie an die Tore Cambrais pocht. Die englische 3. Armee ist auf einer Breite von 12 Kilometern 8 Kilometer tief in die Verteidigungszone Hindenburgs eingebrochen und kämpft am 21. November bei Fontaine-Notre Dame, La Folie, im Walde von Bourlon und am Scheldekanal in freiem Felde hinter den eroberten Linien. Englische Kavallerie macht sich bereit, auf Inchy und Sailly zu reiten, Cambrai ist unmittelbar gefährdet. Bricht der Engländer über Bourlon durch, überschreitet er die Bahnlinie Marquion—Bourlon—Fontaine—Cambrai und erreicht er die Straße Arras—Cambrai, so ist die Wotanlinie aufgerollt, alles von Umfassung bedroht, was zwischen den Flüssen Algache und Sensée um Fontaine-les-

und das XIV. Korps des Generals Marjoulet zum Angriff. Deligny, der auf dem äußersten rechten Flügel stand, war schon vor dem Angriff schwer getroffen worden. Die deutschen Batterien, die auf der Hochfläche von Monampteuil jenseits des Ailettekanals standen, waren über ihn hergefallen und hatten seine Divisionen arg zerzaust. Er schritt mit geschwächter Kraft zum Sturm, wurde vor Filain zurückgeschlagen, ließ zahlreiche Tote im Umkreis der Ferme La Royère liegen und sank bald zu Boden. Die Korps de Maudhuy, Dégoutte und Marjoulet fochten glücklich. Marjoulet griff auf dem linken Flügel, zwischen Vauxaillon und der Mennejean-Ferme an, um den Abschnitt Pinon—Allemant zu nehmen, Dégoutte führte das Zentrum zwischen der Ferme Mennejean und dem Vorsprung der Toly-Ferme gegen Vaudesson—Chavignon vor, und Maudhuy wandte sich gegen den Vorsprung von Malmaison—Montparnasse und suchte die Linie Chavignon—Pargny zu erreichen.

Die Beschießung hatte die deutschen Verteidigungswerke in Trümmer verwandelt und die Grabendivisionen des ganzen Vorsprunges zerschlagen. Die Franzosen überschritten die zerstörten, ausgestorbenen Grabenlinien und fluteten in einer breiten zusammenhängenden Welle ihren Zielen zu. Da schlug ihnen Feuer entgegen, erschienen Flieger, hämmerten Maschinengewehre. Das Feuer klang dünn, stammte von den Letzten, die in der ersten Zone noch lebten, aber es riß tiefe Furchen und hemmte den ersten Anprall.

Maistre trieb die zweite Woge vor und spülte den Widerstand weg. Marjoulet, Dégoutte, Maudhuy erstiegen die sanften Höhen.

Marjoulets linker Flügel blieb bei Vauxaillon hängen, aber Zentrum und rechter Flügel gewannen reißend Boden und drangen von zwei Seiten gegen Allemant vor. Die Verteidiger klammerten sich an die Steinbrüche von Fruty, die Schlucht von Allemant und das Bois des Gobineaux, und kämpften, bis sie von allen Seiten umzingelt waren. Um die Mittagsstunde reichten sich die umfassend angreifenden Sturmkolonnen des XIV. Korps in Allemant die Hände. Auf der bewaldeten Höhe 162 und in verschütteten Höhlen hielt sich der Verteidiger noch bis zum anderen Tag und wehrte Angriff auf Angriff ab. Einzelne Besatzungen schlugen sich in der Nacht durch den ringsum lagernden Feind und sammelten sich in dem Walde von Pinon zu neuem Widerstand.

Unterdessen war das XXI. Korps auf Vaudesson vorgebrochen. Die 13. und die 43. Division Dégouttes drangen auf einer Front von 3000 Metern in dichten, tiefen Staffeln in die ausgestorbenen Linien. Vor ihnen her wälzte sich die farbensprühende Feuerwalze, rollten schwergepanzerte Tanks. Am Chemin des Dames, der zwischen Laffaux und Chavignon von der Nationalstraße Soissons—Laon abzweigt, stieß Dégoutte auf den Widerstand geschlossener Bataillone. Es waren die gefechtsfähigen Trümmer der 13. Division und der 43. Reservedivision, die sich den französischen Divisionen mit

den gleichen Nummern in den Weg warfen. Am Südwestrand der Hochfläche von Malmaison kam es zu hin- und herwogendem Kampf. Gegen Abend brachen sich Dégouttes Tanks gegen Vaudesson Bahn, drangen in den Ort und schnitten die 13. Division von Chavignon ab. Die Westfalen warfen sich in das Bois de la belle Croix und wehrten sich darin, bis die Flut über ihnen zusammenschlug. In den Steinbrüchen von Montparnasse lagen Hunderte unter 40-cm-Granaten begraben. Trotzdem mußte der Franzose zwei Tage um die verschütteten Kavernen kämpfen. Dégoutte wartete das Ende des Kampfes um das Schönkreuzholz und die Steinbrüche nicht ab, sondern ballte Bataillone zum Durchbruch und stieß zwischen Gehölz und Steinhalde auf Chavignon durch.

Unterdessen stürmte de Maudhuys XI. Korps das Fort Malmaison und die Waldstücke von Pargny-Filain. Der Stoß wurde von Pétains besten Truppen geführt. Es waren die Divisionen Guyot und Brissaut-Desmaillet, die Eroberer des Forts Douaumont und der Dorfstätte von Bouchavesnes. Zuaven, Kolonialinfanterie, algerische Schützen, Marokkaner und Alpenjäger rannten an. Der Stoß traf die 2. und die 5. Gardedivision. Sie lagen arg zerschossen in den Steinbrüchen von Bohery, im Bois de Garenne, in den Gräben von Les Bovettes, im Bois de Veau und in den Trümmern von Malmaison und Pargny, aber als der Franzose stürmte, rafften sich Hungernde, Durstende, von Gas Betäubte und Verwundete wieder auf und griffen zum Gewehr. Das zerfetzte Trichtergelände spie Feuer, in der veralteten Feste Malmaison hämmerten Maschinengewehre, aus eingeschlagenen Steinbrüchen quollen Männer mit erdfarbenen, verwüsteten Gesichtern und bildeten neue Schützenlinien. Die Batterien von Monampteuil mischten sich ins wandernde Gefecht und zerschlugen Maudhuys Reserven, aber der Angriff war stärker als die Abwehr. Als die rechte Flanke der Garde aufgerissen wurde und Dégouttes Jäger zwischen dem Fort und Vaudesson gegen Chavignon vorbrachen, wandte sich der Kampf zugunsten der Franzosen. Fechtend wich die Garde vor Déligny und Maudhuy auf die Linie Filain—Pargny und sammelte sich am Saume der Dorfstätten zu neuem Widerstand.

Maistres Zentrumsstoß drang bis Chavignon durch. Dégouttes und Maudhuys innere Flügel erreichten den Ort und setzten sich darin fest. Hinter ihnen lagen die Wälder voll gesprengter deutscher Geschütze. Am 24. Oktober begannen die Deutschen den eingedrückten Winkel zu räumen. Sie überließen dem Feind das Labyrinth des Waldes von Pinon, in dem sie sich bis zuletzt gehalten, und zogen sich über die Ailette und den Ailettekanal in den Ailettegrund und auf die Höhen von Monampteuil-Urzel zurück. Maistre besetzte Pinon und Pargny und brachte die ganze Hochfläche in seine Hand. In Regenstürmen, wirren Waldgefechten und erbarmungslosen Troglodytenkämpfen endete die Schlacht.

Pétain drängte dem Feinde nach. Er sah seine Angriffe zwar am 26. Oktober scheitern, beschoß aber die Stellungen der 7. Armee auf dem Chemin des Dames aus der eroberten Flankenstellung so heftig, daß der Kronprinz sich zur Zurücknahme der ganzen Front entschloß. Die Deutschen entgingen dadurch der Gefahr, von Westen aufgerollt zu werden. Sie wichen in der Nacht auf den 2. November von dem hart umstrittenen Höhenweg und den Südhängen des Ailettegrundes auf das Norduferdes Flusses und überließen den Franzosen die Linie Filain—Courtecon—Cerny—Ailles—Corbeny. Soissons und das Aisnetal wurden den deutschen Beobachtern entrückt. Die deutsche Hauptstellung lag fortan auf der Hochfläche von Montberault zwischen Monampteuil, Monthenault und Bouconville, und der Franzose kämpfte wieder im Angesicht der Kathedrale von Laon.

Die strategische Lage im November 1917

Die Schlacht bei Malmaison wurde für die Alliierten von großer Bedeutung. Es war die erste planmäßig durchgeführte Operation, die erste, die, von keinem Gegenschlag getroffen, zum vollen Erfolg reifte, aber sie zog diesen Gewinn aus der Selbstbeschränkung in der Zielsetzung und aus der ungeheuren Steigerung der auf kleinem Raum gehäuften Angriffsmittel. Der Brite, der sich zu Beginn der Offensive in Flandern höhere Ziele gesteckt hatte und am Tage der Schlacht von Malmaison mit zwei Dritteln seiner Kraft um Gheluvelt und Paschendaele rang, wußte, daß man sich mit solchen Erfolgen nur Winterquartiere, aber keinen Frieden erkämpfte.

Die „Materialisierung“ des Krieges tötete die Feldherrnkunst. Der Sieg hatte keine Flügel mehr, er gedieh innerhalb der Wirkungssphäre des Artillerieaufmarsches und verdarb, sobald er ins freie Gelände trat. Nur der Deutsche heftete ihm noch Schwingen an die Schultern, nur er war noch imstande, Durchbruchsschlachten zu schlagen und ganze Fronten durch den Übergang zur Bewegung zum Einsturz zu bringen und von Zloczow auf Tarnopol, von Flitsch und Karfreit auf Udine zu marschieren, das klassische Ringen um die Flanken zu erneuern und Armeen in die Flucht zu schlagen. Aber auch er fühlte seine Kräfte schwinden. Blockade und Blutopfer verzehrten seine Stärke, und der U-Bootkrieg, der zwar im stillen wirkte und als Nebenoperation in der Flanke des Gegners Schaden und Verwirrung stiftete, aber offenkundig weit hinter den visionär gesteckten Zielen zurückblieb, bestimmte im November 1917 die strategische Lage in weitaus geringerem Maße als die Feldzüge zu Lande, die im Osten zum Waffenstillstand, im Süden zum Vormarsch über den Tagliamento und im Westen trotz einzelner schwerer Rückschläge zur Vereitelung der englisch-französischen Angriffe und zu gefestigter deutscher Abwehr führten.

Als das Jahr sich neigte, gipfelte der Feldzug des Westens plötzlich in der Verschmelzung von Abwehr und Angriff zu doppelt bewegter Schlacht. Sir Douglas Haig schleuderte die verstärkte 3. Armee des englischen Heeres nach kurzem, meisterlichem Feuerschlag auf Cambrai.

Die Schlacht bei Cambrai

Während die Franzosen am Chemin des Dames die Früchte der Schlacht bei Malmaison pflückten und Curries Kanadier Paschendaele eroberten, hatte Sir Julian Byng, der neue Führer der 3. Armee — Allemby focht jetzt in Syrien — hinter der Ruhe atmenden Front zwischen Epéhy und Quéant zum Überfall auf Cambrai gerüstet. Das Geheimnis war gut gehütet. Weder Verrat noch Erkundung wurden ihm gefährlich.

Die Linie, der der Angriff galt, war nach den letzten heftigen Kämpfen um Bullecourt zur befestigten Front erstarrt. Sie lief von Quéant über Prowille, Moeuvres, Graincourt, Flésquières, Ribécourt, Banteux nach Vendhuille und bildete einen weitgeschwungenen, nach Südwesten offenen Bogen. Die Orte waren in deutschem Besitz, der Engländer lag hart davor. Byng zog seine Angriffsmasse auf der Sehne des Bogens zwischen Croisilles und Vendhuille zusammen und ballte das Zentrum an den Radiallinien, die von Bapaume ostwärts strahlten, um Boursies und Havrincourt. Zehn Kilometer östlich von Flésquières lag das Operationsziel Cambrai, das der Brite durch doppelseitigen Angriff bedrohte. Stieß der Angreifer nördlich der Straße Bapaume—Cambrai auf Bourlon durch, so umfaßte er die Stadt von Nordwesten, griff er an der Bahnlinie Bapaume—Ribécourt—Marcoing—Cambrai in der Richtung auf Rumilly an, so umfaßte er die Stadt aus Südwesten. Fiel Cambrai, so war nicht nur das Verteidigungssystem der Deutschen durchbrochen, sondern auch St. Quentin im Süden und Douai im Norden bedroht und der Zusammenhang der Aisnefront mit der flandrischen Front gefährdet.

Sir Douglas bewies bei dieser Zielsetzung zum erstenmal den „Coup d'œil", den Napoleon vom Feldherrn fordert; er wies seinen Divisionen zum erstenmal nicht nur ein taktisch erreichbares, sondern auch ein strategisch wichtiges Ziel. Aber Byng mußte eilen, denn der aufgeweichte Boden, die Kürze der Tage und die Furcht vor Verrat duldeten kein Hinauszögern der Schlacht. Der Erfolg war an das Gelingen der Überraschung, die Massenverwendung der Panzerwagen und die rücksichtslose Durchbrechung der feindlichen Abwehrzone mit Infanterie, Kavallerie und Fliegern geknüpft. Die 1., 2. und 3. britische Armee und die französischen Armeen waren angewiesen, Byngs Unternehmen durch Kanonaden und kleine Vorstöße zu unterstützen, die sich an der ganzen Front von der Yser bis zur Larg geltend

machten. Aber die Alliierten waren nicht imstande, an einer zweiten Stelle zu ernstem Angriff überzugehen, denn auch sie waren durch die Kämpfe im Westen und durch Abgaben nach Italien geschwächt und bedurften der Ruhe. Seit sechs auserlesene Divisionen an die Piave geeilt waren, Hunderte von schweren Geschützen nach der Lombardei verladen wurden, und Züge mit Kriegsgerät, die auf dem Wege nach Saloniki waren, von Brindisi nach Padua abgelenkt werden mußten, begann der Puls der Alliierten zu stocken. Sarrail lernte darben und trat kurz darauf vom Oberbefehl der Orientarmee zurück, um General Guillaumat Platz zu machen.

Die Deutschen erfuhren nichts von dem Unwetter, das sich um Cambrai zusammenzog.

Der Bogen von Cambrai gehörte zum Bereiche des Generals v. d. Marwitz, der im Dezember 1916 die 2. Armee übernommen hatte und von der Scarpe bis zur Oise befahl. Zwischen Quéant und Ribécourt standen zwei Divisionsgruppen, die Gruppe Arras des Generals v. Moser vom XIV. Reservekorps und die Gruppe Caudry des Generals v. Watter vom XIII. Korps. Sie hielten den Bogen und wachten über die Straßen Arras—Cambrai, Bapaume—Cambrai und Péronne—Cambrai. Moser deckte die Nordflanke, Watter die Westzugänge von Cambrai. Beide waren müde und abgekämpft.

Am 19. November waren die Engländer bereit. Sie hatten darauf verzichtet, ihr Geschützfeuer zu steigern. Sir Julian benützte den Kanonendonner nur, um das Stampfen und Dröhnen der Tanks zu verdecken, die unter dem Schutze der Dunkelheit und künstlichen Nebels in die Angriffsstellungen rückten. 12 Divisionen Infanterie, 2 Kavalleriekorps, 300 Tanks und die Fliegergeschwader dreier Armeen waren in den Wäldern von Havrincourt hinter Straßenmasken aufmarschiert. Byng befahl der Masse am 20. November anzugreifen. Die Nacht verging ruhig, der Wind wehte aus Westen, und als der Tag graute, stiegen Nebel aus den Gründen des Sensées baches und der Eruette und stellten sich in den Dienst der Briten. Um 7 Uhr 30 Minuten begann der Tanz. Byngs Batterien entluden sich auf einen Schlag, unmittelbar darauf folgten die Minenwerfer. Der ganze Horizont flammte auf, die Wirkung tagelanger Beschießung war in einem kurzen Feuerschlag zusammengefaßt worden. Als die eiserne Wolke barst und die Geschosse zu Massen geballt in die deutschen Stellungen schlugen, setzten sich Byngs Divisionen in Bewegung. 30 Tankgeschwader führten den Sturm. Sie zermalmten die Drahthindernisse, überquerten die Gräben, rollten Schützenlinien auf, begruben Maschinengewehrnester unter sich, zerbrachen Bäume und Zäune und erschienen plötzlich vor Moeuvres, Graincourt, Flesquières und Ribécourt im Gefüge der Siegfriedstellung. Sie bewegten sich mit der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes, wendeten auf kurze Entfernung, bildeten Gruppen, umgaben sich mit künstlichem Nebel,

um sich der feindlichen Artillerie zu entziehen, und benahmen sich wie Schiffe in der Schlacht. Siegesgewiß stürmten altenglische, wallisische, schottische und irische Brigaden im Schatten der Kolosse gegen die deutschen Linien. Eine halbe Stunde nach dem Aufzucken des ersten Feuerstrahls war die Schlacht in vollem Gange.

Byng greift Mosers rechten Flügel und das Korps Watter mit besonderem Ungestüm an. Die 240. Division, die auf Mosers rechtem Flügel kämpft, verliert Gelände, rafft sich aber empor und wirft den Gegner im Handgemenge wieder aus den Gräben. Die Entscheidung fällt in der Mitte, wo die Tanks zum Zentrumsstoß vereinigt worden sind. Der Tankangriff durchbricht Watters schwachbesetzte Front zwischen Moeuvres und Ribécourt und reißt die Tiefenzone auf. Die Panzergeschwader dringen über Graincourt und Anneux gegen Cambrai vor, folgen dem Straßenstück Bourlon—Fontaine-Notre Dame—Cambrai, überrennen ungewarnte Batterien und erreichen in rücksichtslosem Anlauf Fontaine-Notre Dame und La Folie, die äußersten Vororte der alten umwallten Stadt. Watters linker Flügel gerät zwischen La Folie und Le Pavé in schwerste Not. Die erste Linie geht verloren, ihre Besatzung wird abgeschnitten, die zweite Linie wird durchbrochen, und der Engländer stößt an der Straße Péronne—Cambrai gegen die Südwestzugänge der Stadt vor. Ribécourt, Flesquières, Masnières, Marcoing, Noyelles werden zu Widerstandsinseln, das ganze zerrissene Stellungsnetz hallt von wütendem Kampf.

Der Deutsche kämpft verzweifelt, um Cambrai zu retten. Die Infanterie geht den Tankgeschwadern mit Handgranaten an den Leib, Feldgeschütze feuern auf 300 Meter in den Qualm, aus dem sich die scheckig bemalten Rücken der auf- und niederwogenden Panzerwagen heben. In den Hohlwegen von Ribécourt und Bourlon, in den Gassen von Fontaine-Notre Dame bleiben Dutzende schwergetroffener Tanks im Feuer liegen. Stichflammen schießen aus ihren Leibern, brennendes Benzin quillt wie Drachenblut aus den Sehschlitzen. Mit aufgerissenen Flanken, verkohlten Besatzungen, erstorbenen Geschützen ruhen sie in qualmendem Kampfgelände. Aber die Brauchbarkeit der Waffe ist erwiesen, ihr Stoß ist so tief in die deutschen Linien gedrungen, daß Byngs Infanterie an die Tore Cambrais pocht. Die englische 3. Armee ist auf einer Breite von 12 Kilometern 8 Kilometer tief in die Verteidigungszone Hindenburgs eingebrochen und kämpft am 21. November bei Fontaine-Notre Dame, La Folie, im Walde von Bourlon und am Scheldekanal in freiem Felde hinter den eroberten Linien. Englische Kavallerie macht sich bereit, auf Inchy und Sailly zu reiten, Cambrai ist unmittelbar gefährdet. Bricht der Engländer über Bourlon durch, überschreitet er die Bahnlinie Marquion—Bourlon—Fontaine—Cambrai und erreicht er die Straße Arras—Cambrai, so ist die Wotanlinie aufgerollt, alles von Umfassung bedroht, was zwischen den Flüssen Algache und Sensée um Fontaine-les-

Croisilles, Riencourt und Quéant kämpft, und Moser zum Rückzug über Marquion auf die Linie Douai—Cambrai gezwungen.

Die deutsche Front steht vor der schwersten Krisis des Jahres. Aber die Deutschen geben sich nicht überwunden. Die Führung der Heeresgruppe, die Armeeleitung, die Generale Moser und Watter, Divisionäre, Offiziere und der Mann im Graben wetteifern, das Schicksal zu wenden. Watters zerschlagene Divisionen kämpfen in einzelne Gruppen aufgelöst mit geschlossen angreifenden Divisionen, Moser entsendet seine letzte Reserve in den Bourlonwald, Generalleutnant Albrecht führt das XVIII. Korps von Douai heran, um den rechten Flügel zu stützen, General v. Kathen ringt am Scheldeabschnitt Vendhuille—Banteux gegen stürmende Übermacht und sichert den linken Flügel. Regenstürme schlagen ins Kampfgelände und verlangsamen den Gang der Schlacht.

Der Engländer kommt rasch zur Erkenntnis, daß er den Verteidiger völlig erdrücken muß, und wirft Verstärkungen ins Feld. Haig lenkt Division auf Division nach Bapaume, und Sir Julian häuft seine Kräfte im Zentrum, um auf Bourlon durchzubrechen. Lloyd George läßt die Glocken Londons läuten. Sie sollen den Einzug Sir Douglas Haigs in Cambrai mit Siegesschall begleiten.

Am 22. November greift Byng zum zweitenmal an. Die Schlacht wütet auf der ganzen Front von den Senséebrücken bis zu den Scheldehöhen und gipfelt in Byngs Zentrumsstößen bei Bourlon und Fontaine-Notre Dame. Drei Tage und drei Nächte wälzt sich der Kampf zwischen den bestürmten Orten hin und her. Moser verteidigt die Linie Inchy—Moeuvres—Bourlon, Watter ringt um Fontaine und La Folie. Die Engländer bauen große Fernbatterien auf, die Inchy, Bourlon, Marquion, Sailly, Haynecourt und alle Dörfer in der Runde in Trümmer legen und die Straße Cambrai—Arras und Cambrai—Douai unterbrechen. Der Wald von Bourlon, dessen sanfte Kuppen die Umgegend beherrschen, wird in ein Astgewirr verwandelt, das darin versteckte Schloß von Bourlon liegt zerschossen. Nun brechen Tanks und Schlachtflieger zum entscheidenden Angriff vor. Doch diesmal glückt der Durchbruch nicht. Die Landpanzer werden von vernichtendem Feuer empfangen und in Rudeln zur Strecke gebracht. Deutsche Flieger sammeln sich zum Gegenstoß und werfen die feindlichen Geschwader. Als Byngs Infanterie stürmt und gegen Inchy, Bourlon und den Wald vordringt, wird sie zurückgeschlagen. Sie stürmt unermüdlich aufs neue, nächtigt auf der Walstatt, dringt am Morgen des 23. November mit frischem Stoße in Moeuvres ein und stürmt den Wald, das Schloß und das Dorf Bourlon.

Mosers Divisionen schlagen sich mit namenloser Erbitterung. Die 20. und die 214. Division opfern sich bei Inchy und in den Trümmern von Moeuvres, bis ihnen die 21. Reservedivision und die 3. Gardedivision zu Hilfe

eilen. Am Abend des 23. November wirft sich die Garde ins Gewühl. Das Dorf Bourlon wird zurückerobert, der Nordteil des Waldes vom Feind gesäubert, das Schloß umzingelt und in der Nacht von pommerschen Grenadieren erstürmt. Der Brite läßt zahlreiche Tote liegen. Vor Bourlon rauchen die Trümmer zusammengeschossener Tanks.

Am 24. November tritt Byng zum drittenmal an. Der Regen ist zu kaltblasendem Sturm geworden. Die hartgeprüften, von Marsch und Kampf erschöpften deutschen Divisionen leiden schwer. Als der Tag sich neigt und ihre Kraft erlahmt, gewinnt der Engländer die Oberhand. Er stürmt unter dem Schutz einer gewaltigen Feuerwalze von neuem gegen Bourlon vor und reißt Schloß, Wald und Dorf zum zweitenmal an sich. Moser sieht der Gefahr ins Auge, ruft alle erreichbaren Reserven heran und entfaltet seine übermüdeten Streiter zum Nachtangriff. Er darf dem Feind keine Zeit lassen, sich zum Heraustritt aus dem Wald bereitzustellen. Oberst v. Paszensky führt den Sturm, erobert Bourlon, bricht in den Wald, und als der 25. November tagt, ist der Deutsche wieder Herr im Dorf und im Nordteil des Waldes. Um zurückgebliebene Engländernester wütet wilder, erbarmungsloser Nahkampf. Von Byngs 40. Division kehren nur wenige Kompagnien zurück.

Aber der Engländer kennt kein Verzagen. Er ist auf dem Wege zum Siege, steht hart vor dem Ziel und setzt den Kampf unermüdlich fort. Er greift am 25., am 26. und am 27. November an, bricht am dritten Tag — dem achten Schlachttag — zum drittenmal in den Wald ein, nimmt das Dorf, erreicht den Bahndamm von Marquion, hinter dem Mosers Batterien stehen, und erobert in Mosers linker Flanke das verlorengegangene Fontaine-Notre Dame zurück.

Im deutschen Lager kehrt schwarze Sorge ein. Ist der Durchbruch gelungen, die Stunde des Rückzuges gekommen, Cambrai endgültig verloren? Mosers und Watters Divisionen geben Antwort auf die unheilschwangere Frage, indem sie noch einmal — wer weiß zum wievielten Male! — zum Gegenangriff antreten. Alle Waffen scharen sich zum Sturm. Die Batterien, die hinter dem Bahndamm von Marquion stehen, schießen über Kimme und Korn, die Schlachtflieger stürzen sich auf die Wälder von Bourlon und La Folie und die Baumgärten von La Fontaine, Sturmbataillone rücken in die Linie, und mit unwiderstehlichem Schwung brechen die Deutschen gegen Bourlon, den Waldrand und La Fontaine vor. Der Feind erwartet den Angriff mit dem Gewehr an der Backe. Aber der Angreifer durchläuft den aufflammenden Feuerkranz und bricht in die englischen Reihen. Es kommt zum Nahkampf, zu würgendem Gemenge. Die Handgranate, die blanke Waffe wüten, auffahrende Tanks werden auf 30 Schritt Entfernung zuschanden geschossen, die englische Infanterie von den Wiesen in die Dörfer, aus den Dörfern in den Wald geworfen und darin eingeschlossen. Die deutsche

Artillerie schleudert Gasgranaten in die Waldgründe und zersetzt die darin liegenden englischen Divisionen, aber der Brite krallt sich an den Boden und macht alle Versuche des Gegners, ihn aus dem Wald über die Nationalstraße zurückzuwerfen, zunichte. Die neunte Kampfnacht legt sich über den „Cambraibogen".

Am 29. November ziehen beide Gegner neue Streitermassen heran, der Brite, um die Schlacht endgültig zu seinen Gunsten zu entscheiden und bei Bourlon durchzubrechen, der Deutsche, um aus der Abwehr auf breiter Front zum Angriff überzugehen und den Feind in klassischem Gegenangriff überraschend zu treffen.

Die Armee v. d. Marwitz trat zwischen Inchy und Vendhuille in drei Gruppen zum umfassend gedachten Angriff an, während eine vierte Gruppe am vorspringenden rechten Flügel bei Quéant in der Abwehr verharrte. Der Angriff war den Gruppen Arras, Caudry und Busigny übertragen, die unter den Befehlen Mosers, Watters und Kathens fochten. Kathen und Watter standen zwischen Vendhuille und Rumilly aufmarschiert. Kathens Vorstoß strahlte von den Ufern der Schelde zu den Höhen von Villers-Guislain—Gonnélieu empor und zielte auf Gouzeaucourt. Watters Vorstoß richtete sich gegen die Kanalstellungen zwischen Marcoing und Masnières und zielte auf Ribécourt. Mosers Befehlsbereich war von Inchy über Fontaine-Notre Dame bis Proville ausgedehnt worden. Sein Vorstoß richtete sich gegen La Folie-Cantaing, den Wald von Bourlon und Moeuvres und zielte auf Graincourt. Der deutsche Schlachtplan ging also auf doppelseitigen Angriff und Abquetschung des Keils aus, den Sir Julian Byng bei Cambrai in die deutsche Front getrieben hatte.

Der Engländer dachte nicht daran, daß der Deutsche zum Angriff schreiten und die Angriffssphäre erweitern könnte und hielt sich starr an das Schema der Schlacht. Er schob frische Divisionen gegen Bourlon vor, ertrug das Feuer der deutschen Artillerie, die von Norden, Osten und Südosten in seine Keilstellung hineinschoß, und machte sich bereit, den Angriff am 1. Dezember wieder aufzunehmen. Byng füllte den menschenfressenden Wald von Bourlon immer wieder von neuem mit Streitern und Maschinengewehren und trachtete darnach, die Entscheidung zwischen Marquion und Cambrai herbeizuführen, doch Marwitz kam ihm auf der ganzen Front zuvor und griff ihn in der Frühe des 30. November in Front und Flanke an.

Um 8 Uhr flammte der ganze Bogen von Quéant bis Vendhuille vom Feuer der schweren deutschen Batterien, die mehr als 1200 Schlünde auf den Feind richteten, und 50 Minuten später erhoben sich Kathen und Watter zum Sturm. Kathens Divisionen erstiegen die Uferlehnen der Schelde und brachen überraschend in die englischen Linien. Der Engländer wurde von dem Vergeltungsstoß aus dem Stand gehoben, wich auf Epéhy—Villers-Guislain—Gonnélieu—La Vacquerie und sah sich nach kurzem heftigen

Kampf über Gonnélieu auf den Westhang der Hügelflur gen Gouzeaucourt zurückgetrieben. Um die Mittagsstunde war Sir Julians rechter Flügel in einer Breite von 10 Kilometern überrannt und 5 Kilometer weit nach Westen geworfen. Watter griff im Zentrum an und gewann zwischen Noyelles und Masnières Boden zurück, war aber durch zehntägige Kämpfe so geschwächt, daß er den überlegenen Feind nicht über Marcoing hinauswerfen konnte. Moser griff drei Stunden nach Kathen und Watter an. Er steigerte sein Feuer um 11 Uhr zum Trommelfeuer und brach 50 Minuten darauf mit Infanterie und Fliegern über den Gegner herein. Auch dieser Angriff wirkte überraschend, denn Byng hatte Moser solche Kraft nicht mehr zugetraut. Mosers Divisionen warfen den starken Feind in blutigem Kampf aus seinen ersten Gräben 1000 Meter gen Süden. Der Brite klammerte sich an die Nationalstraße und den Wald von Bourlon, war aber nicht imstande, sich des Gegners zu entledigen.

Sir Julian raffte alles zusammen, was eine Waffe führen konnte, um sich des Doppelangriffs zu erwehren, der ihn in die Zange genommen hatte und am Abend tief in seine rechte Flanke gedrungen war. Er warf Infanterie, Kavallerie, Flieger und Tanks in die Schlacht und suchte das Glück zu wenden. Es gelang ihm unter großen Opfern, Kathen von Gouzeaucourt zurückzustoßen, Watter bei Masnières zu fesseln und Moser an der Nationalstraße und vor Cantaing festzuhalten, aber er konnte die Schlacht nicht wieder herstellen, räumte am 1. Dezember den Winkel, der sich im Zentrum zwischen Cantaing und Masnières gebildet hatte, und wich auf Marcoing.

Unterdessen wurde auf den Flügeln in hin- und herwogenden Kämpfen um die Schlachtentscheidung gerungen. Schwer und schwerer schlug das Feuer der näherrückenden, im Kreisbogen auffahrenden deutschen Batterien in Byngs Zentrum, das immer mehr zwischen Anneux und Marcoing zusammengedrängt wurde. Am 2. Dezember war der britische Trotz gebrochen. Sir Douglas Haig befahl dem Führer der 3. Armee, sich der Verstrickung zu entwinden und den Rückzug anzutreten.

Die Deutschen waren zu ermüdet, dem Feind zuvorzukommen und ihn durch einen neuen großen Angriff zu erdrücken.

Sir Julian räumte in der Nacht auf den 3. Dezember den Wald von Bourlon, zündete Anneux, Cantaing, Noyelles, Graincourt und Marcoing an, zerstörte die eroberten deutschen Stellungen, verwüstete die Landschaft, sprengte liegenbleibendes Geschütz, warf noch einmal schreckende Granaten auf das in der Ferne verblassende Cambrai und wich gen Westen. Die 2. Armee folgte dem Feind auf dem Fuße. Sie fand in den Wäldern von Bourlon und La Folie und in den Hohlwegen von Graincourt und Orival ungezählte Tote; Briten und Deutsche lagen übereinander, wie sie in Angriff und Abwehr gefallen waren, und zwar hatte der Brite ungleich höhern Zoll gezahlt. Die Verluste an Gefangenen und Geschützen hoben sich auf. Der Engländer

behauptete sich in Flesquières und Ribécourt, gab dagegen die Scheldehöhen, Villers-Guislain und Gonnélieu verloren und sah sich an der Nationalstraße Cambrai—Bapaume 3 Kilometer zurückgestoßen. Die Deutschen standen am 4. Dezember wieder 8—12 Kilometer westlich von Cambrai und festigten die zurückeroberte Front. Sie erblickten in dem Gegenschlag von Cambrai, der ersten Schlacht, die sie aus gefährlichster Verstrickung zum klassischen Gegenangriff schreiten und die Erinnerung an die Schlacht bei Soissons erneuern sah, ein Pfand künftiger Siege. Die Glocken Londons verstummten.

„Jusq'au bout!"

Als die Schlacht bei Cambrai in Stellungskämpfen untertauchte, drang aus dem fernen Osten die Kunde vom Abschluß des Waffenstillstandes Deutschlands und Österreichs mit der kommunistischen Regierung Rußlands. Die russisch-rumänische Front zerfiel, und die deutsche Westfront atmete von jahrelanger Qual befreit.

So endete das Jahr 1917 mit einem deutschen Erfolg, der den Ausblick in die strategische Zukunft öffnete. Das Westheer hatte den vereinigten Anstrengungen der Gegner standgehalten, die Schläge, die es bei Vimy, Moronvillers, Wytschaete, Langemark, am Toten Mann, bei Malmaison und Paschendaele empfangen hatte, verwunden und durch den Gegenschlag bei Cambrai bewiesen, daß Entbehrungen, Verluste, Verminderung des Ersatzes, Enttäuschung über den Gang des U-Bootkrieges, Kummerbriefe aus der fernen Heimat und wachsende Friedenssehnsucht seine Angriffskraft noch nicht gelähmt hatten.

Im Ausblick erschien das Jahr 1918 als das Jahr der großen Entscheidung. Der beklemmende Gedanke, daß die französisch-angelsächsische Weltkoalition im Besitze des Dreizacks geblieben war und daraus die Kraft zum Endsieg schöpfen könne, verblaßte angesichts der näherliegenden Tatsache, daß nun die Armeen des Ostens zum großen Angriffsfeldzug nach Westen rücken konnten.

Die entscheidenden Befehle ergingen, ehe noch der Waffenstillstand zum Frieden reifte.

Hindenburg und Ludendorff riefen die Divisionen Belows aus Italien und die kampfkräftigsten Divisionen Leopolds von Bayern und Mackensens aus Rußland und Rumänien nach Frankreich. Die mazedonische und die österreichisch-italienische Front wurden zu entlegenen Flankenstellungen, an denen die Ostarmeen kühn und ungestraft vorbeimarschierten, um die Kriegsentscheidung im Westen zu suchen.

Die Entente hatte die Gefahr erkannt, die ihr von Lenins und Trotzkis Herrschaft drohte. England war dadurch nicht wankend geworden, sondern

nach Überwindung gewisser Bedenken entschlossen, den Krieg auszufechten, denn Deutschland stand in Belgien fester gewurzelt als je und machte keine Miene, die belgische Karte auszuspielen, um mit Downing Street ins Gespräch zu kommen. Aber Frankreich wurde von neuer Krisis erfaßt. Hätte nicht der Glücksschimmer der Schlacht bei Malmaison die französischen Waffen vergoldet, so wäre es dem französischen Parlament schwer geworden, sich zur Fortsetzung des Krieges „jusq'au bout" zu bekennen. Nur im Vertrauen auf die Hilfe der Vereinigten Staaten entschloß man sich in Paris trotz der Befürchtung, die Deutschen im Jahre 1918 mit ganzer Macht vor den Mauern der Stadt erscheinen zu sehen, zum Kampf auf Leben und Tod und traf dazu im November die politischen Vorbereitungen. Da Painlevé, der die Ministerpräsidentschaft aus Ribots müden Händen entgegengenommen hatte, nicht stark genug war, das französische Staatsschiff durch diese Wirbel zu steuern, wandte man sich dem leidenschaftlichsten Willensträger der französischen Ideale zu und rief Clémenceau ans Ruder. Am 20. November 1917 bestieg Georges Clémenceau als Ministerpräsident die Tribüne der Kammer und erklärte, sein Regierungsprogramm laute: „Krieg, nichts als Krieg!" Frankreich hatte seinen Diktator gefunden.

Fortan strahlten am politischen Himmel drei Gestirne von der Kraft und dem Einfluß eines Lloyd George, eines Georges Clémenceau und eines Woodrow Wilson, zu einem neuen kosmischen Bild geordnet, das Deutschland den Untergang prophezeite. Deutschland besaß keinen Staatsmann, der die Kraft dieses Dreigestirnes zu bannen vermocht hätte. Es besaß nur noch sein gutes, von Sturmsiegen und Abwehrkämpfen schartig gewordenes Schwert und vertraute diesem zum letzten entscheidenden Waffengang auf Frankreichs Erde.

Der Kampf um den Frieden im Osten und Wilsons 14 Punkte

Die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk

Die russische Revolution hatte den Rahmen des nationalen Staates gesprengt. Als die kommunistische Partei sich im November 1917 der Herrschaft bemächtigte und Kerensky zur Flucht genötigt wurde, erlosch der letzte Schein kriegerischen Wesens in den russischen Schützengräben. Am 23. November sandten die neuen Gewalthaber, der Vorsitzende des Rates der Volkskommissäre Lenin und der Kommissar für auswärtige Angelegenheiten Trotzki, einen Funkspruch in die Welt, der einen allseitigen Waffenstillstand und die Einleitung allgemeiner Friedensverhandlungen vorschlug. Da die Westmächte die Berührung mit der proletarischen Bewegung scheuten und auf die Fortsetzung des Krieges eingeschworen waren, fand der Funkspruch nur bei den Mittelmächten Widerhall. Am 7. Dezember wurde zwischen Rußland und dem Vierbund eine zehntägige Waffenruhe vereinbart, der am 15. Dezember der Abschluß eines 21tägigen Waffenstillstandes zur Herbeiführung des Friedens folgte. Die Verhandlungen wurden in Brest-Litowsk, am Sitze des deutschen Oberbefehlshabers des Ostens geführt, begannen am 22. Dezember und zogen sich mit Unterbrechungen bis zum 10. Februar hin, ohne zum Frieden zu reifen. Sie waren von vornherein zum Scheitern verurteilt, denn die Parteien traten mit unvereinbaren politischen Grundsätzen, Anschauungen und Zwecken an den Verhandlungstisch.

Die russischen Machthaber waren nicht gesonnen, den Krieg fortzusetzen, dessen sie sich entledigen mußten, um die soziale Revolution im Schoße Rußlands durchzuführen, hatten aber nicht den Willen, mit den Gegnern des alten Rußlands in Frieden und Freundschaft zu leben, sondern waren und blieben als Vertreter der internationalen kommunistischen Bewegung deren Feinde. Sie suchten die günstigsten Bedingungen zu erlangen, ohne ihre grundsätzliche Feindschaft aufzugeben, und benutzten die Verhandlungen, ihre kommunistischen Glaubenssätze von der Brest-Litowsker Tribüne über die Köpfe der Unterhändler in die Welt zu rufen. Da sie als Grundlage der Verhandlungen sechs Thesen aufgestellt hatten, deren allgemeine Fassung idealen Forderungen Raum ließ, fanden sie das Ohr aller, deren Gewissen durch die Greuel des Krieges aufgerüttelt worden war. Sie erklärten, es dürfe keine gewaltsame Aneignung von Gebieten stattfinden, die während des Krieges besetzt worden seien, die politische Selbständigkeit im Kriege unterworfener Völker müsse wieder hergestellt werden, nationalen Gruppen, die vor dem Kriege politisch nicht selbständig gewesen seien, solle die Möglichkeit gewährleistet werden, sich frei für den Anschluß an diesen oder jenen

Staat oder für die Aufrichtung eines eigenen Staatswesens zu entscheiden, in Gebieten gemischter Nationalität müsse das Recht der Minderheit gesetzlich geschützt werden, koloniale Fragen sollten unter Beachtung dieser Grundsätze entschieden und es dürften keine Kriegskosten von Land zu Land erhoben werden.

Die Mittelmächte bezeichneten diese Leitsätze als „diskutable Grundlagen zum Abschluß eines allgemeinen, gerechten Friedens". Sie bequemten sich zu diesem Schritt, obwohl sie erkannten, daß auch in diesen Leitsätzen tausend Gefahren schliefen, die sich gegen den Bestand und die Errungenschaften ihrer eigenen Staaten kehrten, denn sie konnten in diesem Augenblick nicht den Makel auf sich nehmen, der mit der Verleugnung so erhabener Grundsätze verbunden war.

Als die russischen Kommunisten diese Thesen nach Brest-Litowsk trugen und zur Grundlage der Verhandlungen machten, gaben sie sich als überlegene Dialektiker zu erkennen. Sie zwangen die Vertreter der Mittelmächte, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, und beherrschten fortan das diplomatische Spiel.

Vergeblich bemühten sich die Vertreter der Mittelmächte, die russischen Thesen so auszulegen, daß die idealen Grundsätze mit den realen machtpolitischen Verhältnissen in Übereinstimmung gebracht werden konnten, indem sie erklärten, daß man mit einem allgemeinen Frieden ohne gewaltsame Gebietserwerbungen und ohne Kriegsentschädigungen einverstanden sei, wenn sich alle kriegführenden Mächte ohne Rückhalt zur genauesten Beobachtung der alle Völker in gleicher Weise bindenden Bedingungen verpflichteten. Sie waren gezwungen beizufügen, daß die Frage der staatlichen Zugehörigkeit nationaler Gruppen, die keine staatliche Selbständigkeit besäßen, nicht zwischenstaatlich geregelt werden könne, sondern im gegebenen Fall von jedem Teil mit seinen Völkern selbständig auf verfassungsmäßigem Wege gelöst werden müsse, und daß der Schutz des Rechts der Minderheiten einen wesentlichen Teil des verfassungsmäßigen Selbstbestimmungsrechtes der Völker bilde und von den Regierungen des Vierbundes wahrgenommen werde, soweit das praktisch durchführbar erscheine.

Das Dilemma, in dem die dialektische Kunst der Russen die Diplomaten der Mittelmächte verstrickt hatte, wurde durch diese gewundene Auslegung nur noch offenkundiger. Nahmen Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei die Grundsätze ohne Einschränkung an, so sprengten sie ihre eigenen Grenzen, aus denen Polen, Elsässer, Lothringer, Italiener, Serben, Tschechen, Slowaken, Rumänen, Griechen, Armenier und Araber hinausdrängten, um sich anderen Nationen anzuschließen oder eigene Staatsgebilde aufzurichten. Lehnten die Mittelmächte die Grundforderungen der Bolschewisten ab, so zogen sie sich nicht nur die Mißbilligung der Welt zu, sondern beraubten sich auch der Möglichkeit, die

Verhandlungen aufzunehmen und zu einer Verständigung mit den russischen Machthabern zu gelangen. So setzten sie sich, der Not gehorchend, im Vertrauen auf die Routine ihrer Unterhändler, des deutschen Staatssekretärs v. Kühlmann und des österreichischen Ministers Grafen Czernin, an den grünen Tisch, um die Grundlagen eines künftigen Friedens zu schaffen, während der Russe aller Regeln spottend sie mit neuen Ideen narrte und den Diplomaten talmudistisch und marxistisch geschulte Köpfe gegenüberstellte, die die Unterhaltung nach Belieben wendeten. Die Gegensätze traten in den ersten Tagen noch nicht hervor, da beide Parteien die Hoffnung hegten, die Westmächte für die Teilnahme an den Verhandlungen zu gewinnen.

Am 28. Dezember wurden die Beratungen auf Antrag der Russen bis 4. Januar unterbrochen, um den Völkern, die sich den Verhandlungen noch nicht angeschlossen hatten, Gelegenheit zu geben, sich zu äußern und den Friedensverhandlungen auf Grund des programmatischen Gedankenaustausches beizutreten. Als die Entente hiezu schwieg, erklärten die Mittelmächte, sie hätten die Anerkennung der Gültigkeit der Leitsätze ausdrücklich vom Beitritt sämtlicher kriegführenden Mächte zu den aufgestellten Bedingungen abhängig gemacht, und traten nun in die Erörterung der Grenzfragen des Ostens ein, um die Unabhängigkeit der Ukraine, Litauens und Finnlands, die sich von dem bolschewistischen Rußland abgewendet hatten, unter gewissen Vorbehalten festzustellen, Kurland in enge staatsrechtliche Beziehungen zu Deutschland zu bringen, die Grenzen Kongreßpolens unter dem Szepter eines habsburgischen Dynasten festzulegen und neue strategische Grenzen zu erlangen.

Die neue Plattform war auf der Schwertarbeit der Verbündeten errichtet worden, aber die Vertreter der Mittelmächte, die als Diplomaten der alten Schule und Staatsmänner geschichtlich gebundener Staaten gegenüber den revolutionären Wortführern einer neuen zwischenstaatlichen Gesellschaftsordnung mehr und mehr in Nachteil gerieten, waren nicht imstande, die Verhandlungen vom Fleck zu rücken. Je eifriger die Vertreter Deutschlands und Österreich-Ungarns drängten, desto schleppender handelten die Russen, die das Echo der Welt suchten und nun offenkundig auf den Ausbruch proletarischer Bewegungen im Schoße der Mittelmächte warteten. Da die Kornvorräte Österreichs aufgezehrt waren und die deutsche Heeresleitung des Ostheeres bedurfte, um im Vorfrühling zum Entscheidungskampf im Westen gerüstet zu sein, verloren die Mittelmächte bei den Verhandlungen täglich Boden unter den Füßen. Lenin und Trotzki hingegen benützten die Zeit, hinter der bröckelnden Front des alten russischen Heeres unter der Führung des Fähnrichs Krylencko eine rote Armee zu bilden, die Macht des Bolschewismus in Großrußland zu festigen und den Bürgerkrieg in die Gebiete Finnlands, Estlands, Livlands und der Ukraine zu tragen.

Da ließen sich die Diplomaten verleiten, einem Militär das Wort zu geben, um die Russen zum Nachgeben zu zwingen. Generalmajor Hoffmann, der Stabschef des Ostens, ergriff das Wort und wies die Wortführer Rußlands darauf hin, daß sie nicht als Sieger zu Besiegten sprächen und daß die Rollen nicht vertauscht werden dürften. Er sprach bestimmt, aber gemessen, um Deutschlands Schwertarbeit zu retten. Trotzki aber freute sich des militärischen Eingriffs, den er alsbald propagandistisch verwertete, um Deutschland vor aller Welt der Vergewaltigung des russischen Volkes zu zeihen. Die Legende bemächtigte sich des Zwischenfalls und trug ihn zum Schaden Deutschlands durch die Welt, machte aus Hoffmanns undiplomatischen Ausführungen eine Säbelrede und fügte einen Faustschlag auf den Verhandlungstisch hinzu, um sinnfällig zu wirken. Paris, London und Washington fingen den Ball, den Trotzki in die Weite schleuderte, und verdammten Deutschlands Gewaltpolitik und deren „militaristischen Vertreter" in den Pfuhl der Hölle. Die Verhandlungen gerieten völlig ins Stocken.

Da entschlossen sich die Mittelmächte, die Ukraine anzuerkennen und mit ihr einen Sonderfrieden zu vereinbaren. Sie hofften, dadurch die Wirrnis zu lösen und Getreidezufuhr aus der ukrainischen Kornkammer zu erhalten. Der Vertrag zwischen den Mittelmächten und der ukrainischen Volksrepublik wurde am 9. Februar abgeschlossen. Trotzki erhob sofort Einspruch, erklärte, daß dieser Vertrag keine Geltung habe, und brach die Verhandlungen ab, indem er die Unterzeichnung eines Friedensvertrages ablehnte und von sich aus die Beendigung des Kriegszustandes und die Aufhebung der Kriegsbereitschaft des russischen Heeres verkündete.

Ludendorff erblickte hierin eine Kündigung des Waffenstillstandes und gewann den Reichskanzler Grafen Hertling für diese Auffassung. Die deutsche Heeresleitung zog die Folgerungen und erteilte dem Prinzen Leopold den Befehl, nach sieben Tagen den Vormarsch anzutreten, Livland, Estland und die Ukraine zu besetzen und den Frieden durch Gewalt zu sichern.

Der Vormarsch der Deutschen

Die Deutschen schritten zur Exekution. Sie verzichteten dabei auf österreichische Waffenhilfe und marschierten in breiter Front in Großrußland und in der Ukraine ein. Es galt, Livland und Estland vom roten Schrecken zu befreien, die Hand auf die Verbindungslinien Petersburgs zu legen, die ukrainische Republik im Kampf mit dem Rußland Lenins zu unterstützen und die den Mittelmächten im Friedensvertrag zugesprochenen Getreideschätze der Ukraine in Sicherheit zu bringen.

Leopold setzte die 8. Armee, die Armeeabteilung D, die 10. Armee und die Heeresgruppe Linsingen, im ganzen 40 Infanterie- und 4 Kavallerie-

divisionen in Marsch, überschritt die verlassenen Kordonstellungen und drang im Kampf mit Nachhuten und roten Banden auf der ganzen Front gegen die Linie Petersburg—Odessa vor. Die 8. Armee des Generalobersten Grafen Kirchbach stellte 4 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen ins Feld, befreite Livland und Estland und trieb ihre Vorhut, Kavallerie, Radfahrer und Sturmbataillone, trotz meterhohen Schnees und schlechter Straßen so schnell nach Osten vor, daß dem bolschewistischen Schreckensregiment in den baltischen Landen binnen wenigen Tagen ein Ende gesetzt wurde. Am rechten Flügel rückte das Korps Heineccius vor, in der Mitte das Korps Pappritz, und am linken Flügel focht das Korps Seckendorff. Generalleutnant v. Seckendorff, der Verteidiger der baltischen Inseln, sandte seine Bataillone über das Eis des Moonsundes, die Generalleutnants v. Pappritz und Heineccius überschritten die livländische Aa. Am 22. Februar wurde Walk besetzt, am 24. Februar fiel Dorpat, am Tage darauf zersprengte die 19. Landwehrdivision die rote Garde vor Pernau, und am 25. Februar warfen Seckendorffs Radfahrer und Leibhusaren die Bolschewisten aus Reval. Am 1. März wurden die Scharen Krylenckos aus Jewa vertrieben, und am 4. März rückte der Stab der 23. Kavalleriebrigade mit Radfahrern, Leibhusaren und Feldgeschützen in die alte Feste Narwa ein.

Die Armeeabteilung D sandte die Korps Limbourg und König über die Düna. Limbourg überfiel Dünaburg, nahm die Festung und stieß über Tubno auf Rjezyna vor. König wandte sich gegen Drissa. Um Pleskau und Polozk wurde sechs Tage gekämpft. Am 3. März brach Königs 23. Reservedivision dort den letzten Widerstand geschlossener Bataillone, aber an der Drissa und am Peipussee gingen die Bandenkämpfe erst am 20. März zu Ende. Dagegen waren Minsk und Borissow schon am 21. und 23. Februar ohne Schwertstreich in deutsche Hand gefallen.

Die Heeresgruppe Linsingen war unterdessen als befreundete Streitmacht in die Ukraine einmarschiert, hatte Luzk und Rowno von russischen Marodeuren befreit, am 24. Februar Shitomir besetzt, und erreichte am 1. März das goldene Kiew, das durch die 45. Landwehrdivision von Krylenckos Garden und Trümmern alter russischer Heeresteile gesäubert wurde. Vom 5. bis 14. März fochten stärkere Kräfte Linsingens bei Tietkino, Bachmatsch und Charkow. Hier stellte sich der Feind zu ernstem Widerstand. Es kam zu blutigem Kampf, in den die 91. Division, die 214. Division, Teile der 45. Landwehrdivision und die 2. Kavalleriedivision verwickelt wurden. Am 14. März gipfelte der Vormarsch vor Odessa, das General Kosch mit der 212. und 217. Division eroberte. Als Linsingens Nachfolger, Generaloberst v. Eichhorn, gegen Nikolajew und Novo Ukrainka vordrang, stieß er auf wachsenden Widerstand. Tschecho-slowakische Legionäre waren aus Sibirien herbeigeeilt und schlugen sich mit Erbitterung gegen die Deutschen. Kosch nahm zwar Nikolajew, aber die 15. Landwehrdivision und die bayerische

Kavalleriedivision sahen sich in wirre Gefechte gerissen. Bei Cherson und Kosch konnte man den Gegner erst nach blutigen Kämpfen abschütteln, ohne ihn völlig aus dem Felde zu schlagen. Am 29. März drang die 22. Kavalleriebrigade in Poltawa ein, und am 3. April eroberte die 7. Landwehrdivision nach heftigem Gefecht Jekaterinoslaw. Am 15. April stieß Generalleutnant v. Watzdorff mit Teilen der 92. Division unversehens auf polnische Truppen, die ebenfalls die Waffen gegen die Deutschen erhoben hatten und fortan als Verbündete der Westmächte unter eigenen Fahnen stritten.

Die Hoffnung auf Beute und der Drang nach dem Osten führte die Deutschen schließlich bis Sebastopol. Die Österreicher folgten ihren Spuren, um sich ihren Anteil an der Kornernte Südrußlands zu sichern. Vom 19. April bis 15. November rangen verbündete Streitkräfte fern vom Entscheidungsfeld des Westens um die Kornsteppen und die Getreidehäfen der Krim. Am 7. Juni wurden bayerische Jäger sogar nach Batum eingeschifft, um Tiflis zu erobern und die Hand auf die Öllager Georgiens zu legen, gegen die die Türken von Batum und die Briten von Teheran im Anmarsch waren.

Der deutsch-österreichische Kordon reichte im Sommer 1918 von der Mündung der Narwa und vom Peipussee bis zum Nordostzipfel des Asowschen Meeres. Ludendorff begnügte sich jedoch nicht damit, das moskowitische Rußland durch diese Linie von den Westrandstaaten abzuschließen, sondern faßte auch in Finnland Fuß.

Als die Finnen von den Bolschewisten bedrängt wurden, sandte er ihnen eine Division zu Hilfe, die Graf v. d. Goltz in Danzig zusammenstellte, am 28. Februar auf 17 Dampfern einschiffte und unter dem Geleit eines Panzergeschwaders unter der Führung des Konteradmirals Meurer gen Helsingfors in Bewegung setzte. Nach einem Vorstoß gegen die vereisten Alandsinseln wandte Meurer sich gegen die finnische Küste. Er durchbrach die Eisbarre und erschien am 3. April vor der stark befestigten Insel Rusarö, die den Zugang des Hafens Hangö verteidigte. Als die Panzerschiffe die Geschütze auf Rusarö richteten, flüchteten die Russen. General v. d. Goltz warf 3 Jägerbataillone, 3 Kavallerie-Schützenregimenter und einige Batterien ans Land und trat sofort den Vormarsch auf Helsingfors an.

Die roten Garden waren im Besitz von Wiborg und Helsingfors und hielten die finnischen Freischaren bei Tammerfors, im Gebiete der Tausend Seen, in Schach. Es galt, die Russen zu umfassen und von der Linie Helsingfors—Lathi—Petersburg abzuschneiden. Meurer stieß daher nach Sicherung der Landung mit seinem Geschwader gegen Helsingfors vor, deckte die Ausschiffung einer Flankenhut, die unter dem Befehl des Obersten v. Brandenstein bei Lowisa, 60 Kilometer östlich von Helsingfors ans Land stieg, und drang am 12. April mit seinen Schiffen in den Hafen der finnischen Haupt-

stadt ein. Er setzte Marinetruppen an den Strand und hielt die Stadt unter der Mündung seiner Kanonen, bis die Besatzung niedergekämpft war. Nach kurzem schwerem Straßenkampf streckten die Garden Trotzkis die Waffen und gaben den Weg nach Tammerfors, in den Rücken der zwischen Tammerfors und Lathi bei Tavastehus stehenden russischen Hauptmacht frei. Nun traten Deutsche und Finnen den konzentrischen Vormarsch auf Tavastehus an. Die Finnen rückten unter der Führung ihres Generals Mannerheim von Tammerfors südostwärts vor, die Masse der Division v. d. Goltz ging von Helsingfors nördlich über Ruhimäki vor, und Brandenstein marschierte von Lowisa in nordwestlicher Richtung auf Lathi. Die rote Armee wehrte sich in wilden, erbarmungslos geführten Kämpfen gegen die Umfassung, vermochte aber trotz ihrer zahlenmäßigen Stärke den Ring nicht zu durchbrechen und gab sich in den letzten Tagen des April bei Lathi gefangen. Darauf rückte v. d. Goltz gen Wiborg, in das finnische Freischaren schon von Norden eingedrungen waren, und pflanzte in der Nordwestflanke Petersburgs das deutsche Banner auf.

Da die Engländer inzwischen Truppen an der Murmanküste gelandet hatten, um die riesigen Stapel zu sichern, die dort von ihnen angelegt worden waren, und einen Druck auf das bolschewistische Petersburg ausüben zu können, wirkte die Besetzung Finnlands durch die Deutschen hemmend auf dieses englische Manöver. Die Bedrohung Petersburgs durch die Briten war indes nicht von Belang, denn England erblickte in den Bolschewisten nicht Bundesgenossen, sondern Gegner, und ein englischer Vorstoß auf Petersburg hatte ebensowenig Aussicht auf Erfolg, wie die Versuche Alexejews, in Südostrußland eine Armee gegen die kommunistische Regierung aufzubieten, und wie die Offensiven, die von japanischen und tschecho-slowakischen Streitkräften im Auftrage der Westmächte gegen Moskau vorbereitet wurden.

Die Gefahren des Bolschewismus

Das Chaos, das aus dem Zerfall des Zarenreiches hervorgegangen war, spottete jeder raschen Neuordnung und verschlang alle Kräfte, die von außen auf die brodelnde Masse zu wirken suchten. Das kommunistische Prinzip, das den hungernden Arbeitern und den besitzlosen Bauern des zerrütteten Riesenreiches und dem Proletariat der ganzen Welt die Gewalt zuerkannte, in der Einsetzung von Arbeiter- und Soldatenräten mit übergeordneter Befehlsgewalt das Heil erblickte und von seinen Anhängern mit Feuer und Schwert verbreitet wurde, entband stärkere Kräfte und entfachte größere Hoffnungen als alle von fremden Waffen unterstützten Restaurationsversuche zu wecken vermochten. Lenin und Trotzki waren im Besitze Petersburgs und Moskaus und der Zentralgewalt. Rußland war zwar kleiner geworden,

aber dieses kleiner gewordene moskowitische Rußland barg die Weltrevolution in seinem Schoße. Bald folgte der bolschewistische Terror den Spuren der Jakobiner und sagte sich von allen menschlichen Rücksichten los. Galgen und Rad wurden aufgerichtet, die kaiserliche Familie verschleppt und ermordet, und die Verbreitung der sozialen Revolution über den Erdball zum Grundgesetz der kommunistischen Herrschaft erhoben.

Die äußerliche Unterwerfung Lenins und Trotzkis unter den Willen der Mittelmächte, die dem Vorrücken der Deutschen auf Petersburg und Kiew auf dem Fuße folgte, änderte daran nichts. Die Russen hatten bereits am 19. Februar erklärt, daß sie bereit seien, das Brest-Litowsker Friedensinstrument zu unterschreiben. Deutschland lehnte jedoch dieses Angebot ab und forderte die Abkehr Rußlands von den westlichen Randstaaten, die Räumung Livlands und Estlands, der Ukraine, Finnlands, Georgiens und Hocharmeniens und den Verzicht auf die revolutionäre Werbetätigkeit in den von den Mittelmächten besetzten Gebieten. Die Russen gaben nach. Am 3. März erschienen die russischen Vertreter in Brest-Litowsk und unterschrieben den aufgesetzten Friedensvertrag, ohne ihn zu lesen, also auch ohne sich innerlich zu ihm zu bekennen. Hievon lieferten die Kämpfe, die die Deutschen in den von Rußland am 3. März aufgegebenen, aber nicht geräumten, Ländern zu bestehen hatten, schlagende Beweise, obwohl man gegenseitig zur Abordnung von Gesandtschaften schritt.

Gefährlicher als der Bandenkrieg, der 30 bis 40 deutsche Divisionen im Osten fesselte, war die Propaganda, die der Bolschewismus im besetzten Gebiet entfaltete und von Mund zu Munde trug. Während deutsche Dynastien noch von einem Königreich Finnland, einem mit Deutschland zu verschmelzenden Fürstentum Kurland und einem Königreich Litauen träumten und Kaiser Karls Diplomatie nicht müde wurde, für das Erzhaus um die polnische Krone zu werben, vollzog sich die Durchdringung der in den weiten Gebieten des Ostens zerstreuten Streitkräfte, der in Rußland und Sibirien hausenden unzähligen Kriegsgefangenen, der zur Heimat leitenden Etappe und der industriellen Bezirke des Ostens mit bolschewistischen Ideen. Diese unterirdische geistige Offensive bedrohte die Mittelmächte stärker, als sie ahnten, und kam zu bestimmendem Ausdruck, als die russische Sowjet-Republik ihren Gesandten nach Berlin schickte, der dort mit gutem Zarengold und leidenschaftlich erfaßter Propaganda für die kommunistischen Ideen warb.

Die Unterwerfung Rumäniens

Äußerlich betrachtet, schien der zu Brest-Litowsk unterschriebene Frieden die deutschen Waffenerfolge im Osten zu bestätigen. Zwang doch das Vorrücken der Mittelmächte in der Ukraine auch die Rumänen, den

Waffen zu entsagen. Österreich-Ungarn nahm den Deutschen die Führung der Friedensverhandlungen mit den Rumänen aus der Hand, indem es dem rumänischen König ohne Vorwissen Deutschlands die Erhaltung der Dynastie zusicherte. Rumänien verlor die Dobrudscha und die Höhen der Transsylvanischen Alpen und wurde gezwungen, 8 Divisionen seiner Armee aufzulösen, erhielt aber die Anwartschaft auf Beßarabien. Der Vorfriede wurde am 6. März zu Buftea abgeschlossen, der Frieden am 7. Mai 1918 zu Bukarest unterschrieben, der Rumäne wich aber der Ratifikation aus, bis das Rad sich drehte. Kam es auch nach dem Abschluß des Vorfriedens in der Moldau nicht mehr zu Kämpfen, so blieben doch vier deutsche und zwei österreichische Divisionen unter dem Befehle Mackensens in der Walachei gefesselt, um die Rumänen im Zaume zu halten und die Donauschiffahrt und die Öl- und Getreidezufuhren sicherzustellen. Auch dieser Frieden war mit dem Schwert geschrieben worden, aber er trat an Bedeutung hinter dem Friedensschluß von Brest-Litowsk, dessen Werdegang von der ganzen Welt mit leidenschaftlicher Teilnahme verfolgt worden war, weit zurück. Da die Mittelmächte sich nicht damit begnügt hatten, unter der Ägide ihrer Armeen einen Waffenstillstand abzuschließen, nachdem der Versuch, alle kriegführenden Parteien nach Brest-Litowsk zu laden, gescheitert war, sondern ihren ganzen diplomatischen Apparat aufgeboten hatten, um in aller Form Rechtens einen Frieden zu schließen, der ihnen nicht nur vom Finnischen Meerbusen bis zum Asowschen Meer Gewalt gab, sondern diese militärische Besetzung auch mit politischen Folgerungen versah und Protektionsstaaten schuf, bemächtigte sich die Entente dieses willkommenen Instrumentes, um ihre Völker zur Durchkämpfung des Krieges anzutreiben und Deutschland der „Eroberungsgier und mittelalterlicher Anschauungen" zu zeihen.

Wilsons 14 Punkte

Die deutsche Staatskunst hatte sich in Brest-Litowsk eine Blöße gegeben. Kein Geringerer als Woodrow Wilson, der sich zum Vorkämpfer neuer völkerrechtlicher Ideale aufgeworfen hatte, benutzte die Gelegenheit, an Brest-Litowsk nicht nur Kritik zu üben, sondern auch positiven Vorteil daraus zu ziehen und allgemeine Richtlinien eines Weltfriedens aufzustellen, die hinfort die geistige Atmosphäre des Weltkrieges beherrschten.

Der Präsident der Vereinigten Staaten gab seine Thesen in einer Botschaft bekannt, die am 9. Januar 1918 im Parlament zu Washington verlesen wurde und unmittelbar an die Brest-Litowsker Verhandlungen anknüpfte. Wilson wünschte, die Bolschewisten zu schonen, um Rußlands im Kampfe nicht entraten zu müssen und behauptete daher, die Vertreter Rußlands seien in Brest aufrichtig, guten Willens, guten Glaubens und

bereit gewesen, einen gerechten Frieden zu schließen. Deutschland und seine Verbündete dagegen hätten verrottete Anschauungen vertreten. Er erklärte, die Zeit der Eroberungen und der Vergrößerungen sei vorüber, und ließ sich dabei von den Ergebnissen der Brester Verhandlungen leiten, ohne des Londoner Paktes, der Besetzung Mesopotamiens und der Wegnahme der deutschen Kolonien zu gedenken. Im Anschluß an diese Kritik schrieb der Präsident das politische Weltprogramm nieder, das künftigen Friedensverhandlungen zugrunde gelegt werden sollte. Es war in 14 Leitsätzen abgefaßt, die als „Wilsons 14 Punkte" fortan die Welt in Atem halten sollten.

Der 1. Punkt forderte für alle Friedensverträge und Friedensverhandlungen die Öffentlichkeit und verwarf geheime internationale Abmachungen. Der 2. Punkt forderte die Freiheit der Meere, soweit die Meere nicht durch internationales Vorgehen zum Schutze internationaler Verträge — gemeint war wohl ein Vorgehen des künftigen Völkerbundes — geschlossen werden müßten. Der 3. Punkt forderte die Beseitigung wirtschaftlicher Schranken und Gleichheit der Handelsbeziehungen unter allen Völkern, die sich dem Frieden anschlössen und zu seiner Aufrechterhaltung vereinigten. Der 4. Punkt verlangte Herabsetzung der Rüstungen auf das niedrigste Maß, der 5. eine Schlichtung aller kolonialen Ansprüche unter Berücksichtigung der Interessen der Bevölkerung. Der 6. Punkt forderte die Räumung des ganzen russischen Gebietes und die Rückkehr Rußlands zur unabhängigen Bestimmung seiner politischen Entwicklung und seiner nationalen Politik, um es in der Gesellschaft freier Nationen unter selbstgewählten Staatseinrichtungen willkommen heißen zu können. Der 7. Punkt setzte die Räumung und Wiederaufrichtung Belgiens fest, und forderte vollkommene Unabhängigkeit für dieses Land. Im 8. Punkt wurde die Räumung des französischen Gebietes und die Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich gefordert. Der 9. Punkt sah eine Berichtigung der italienischen Grenzen nach klar erkennbarem nationalen Besitzstand vor. Im 10. Punkt drückte Wilson den Wunsch aus, daß der Platz der Völker Österreich-Ungarns unter den anderen Staaten sichergestellt werde, und verlangte zu diesem Zwecke Gelegenheit zur autonomen Entwicklung für dieselben. Der 11. Punkt forderte die Räumung Serbiens, Rumäniens und Montenegros, für Serbien einen freien, sicheren Zugang zur See und Neuordnung der Grenzen und der Beziehungen der Balkanstaaten gemäß den feststehenden Grundlinien der Zusammengehörigkeit und der Nationalität. Im 12. Punkte billigte Wilson den türkischen Teilen des Osmanenreiches Selbständigkeit zu, forderte aber für die anderen Nationalitäten, die noch unter türkischer Herrschaft ständen, die Autonomie und verlangte die Öffnung der Dardanellen. Der 13. Punkt handelte von Polen und forderte die Errichtung eines unabhängigen Staates mit unzweifelhaft polnischer Bevölkerung und einem freien, gesicherten Zugang Polens zur See. Im 14. Punkt forderte Wilson die Bildung einer allgemeinen Ver-

einigung der Nationen mit bestimmten Vertragsbedingungen, durch welche **die politische** Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der großen wie der **kleinen** Nationen gewährleistet werde.

Im Nachwort zu diesen Thesen erklärte Wilson ausdrücklich, daß er **nicht** auf die Schwächung Deutschlands ausgehe, daß er das Reich nicht zu **einem** Wechsel seiner Einrichtungen veranlassen wolle, sondern daß er nur Deutschlands Vorherrschaft bekämpfe, und daß das aufgestellte Programm **den** Grundsatz der Gerechtigkeit für alle Völker und Nationen, seien sie groß **oder** klein, stark oder schwach, beachtet wissen wolle.

Dieses Programm war Woodrow Wilsons eigenstes Werk, das Kind seines Geistes, beseelt von der Idee des Völkerbundes, behaftet mit Schwächen und Zufälligkeiten, die seinem Erzeuger teils bekannt, teils unbekannt waren, die er aber willig hinnahm, um die schöne Seele zu retten. Da Wilson nur für sich sprach, war die Entente nicht an dieses Programm gebunden, und da das Programm in allgemeinen Wendungen abgefaßt war, ließ es den Mächten, denen die Vereinigten Staaten sich angeschlossen hatten, die Möglichkeit, die einzelnen Punkte mit tief ins deutsche Lebensinteresse und in die Entwicklung des deutschen Volkes greifenden Forderungen zu erfüllen.

Noch einmal „Um Elsaß-Lothringens willen“

Das deutsche Volk las das angelsächsische Weltmanifest und geriet bald in Versuchung, die 14 Punkte, von eigenem Rechtsempfinden geleitet, so zu seinen Gunsten auszulegen, daß es darin zwar den Verzicht auf Elsaß-Lothringen und die flandrische Küste, auf die Aufrichtung einer wie immer gearteten Herrschaft über die östlichen Gebiete ausgesprochen fand, aber keineswegs annehmen konnte, man werde mehr von ihm verlangen als Wilsons konkrete Forderungen erkennen ließen.

Die Notwendigkeit des Verzichtes auf Elsaß-Lothringen trat in der Botschaft Wilsons klar und nackt zutage. Wilson hatte im 8. Punkt ausdrücklich gesagt: „Das Unrecht, das Frankreich von Preußen im Kriege 1871 in bezug auf Elsaß-Lothringen angetan wurde, das Unrecht, welches den Weltfrieden während nahezu 50 Jahren in Frage gestellt hat, sollte wieder gutgemacht werden, damit der Frieden im Interesse aller wieder sichergestellt werden kann.“ Wilson stellte sich damit an Frankreichs Seite und machte sich Frankreichs Forderung ausdrücklich zu eigen, nachdem England sich bereits durch Geheimvertrag verpflichtet hatte, so lange für diese Forderung einzutreten und zu kämpfen, als Frankreich sie selbst aufrecht erhalte.

Das war ein schwerer Schlag für die deutsche Politik. Staatssekretär v. Kühlmann, der Nachfolger Zimmermanns, hatte am 9. Oktober 1917 — also in einem entscheidungsvollen Augenblick nach dem Scheitern der englisch-

Kavalleriedivision sahen sich in wirre Gefechte gerissen. Bei Cherson und Kosch konnte man den Gegner erst nach blutigen Kämpfen abschütteln, ohne ihn völlig aus dem Felde zu schlagen. Am 29. März drang die 22. Kavalleriebrigade in Poltawa ein, und am 3. April eroberte die 7. Landwehrdivision nach heftigem Gefecht Jekaterinoslaw. Am 15. April stieß Generalleutnant v. Watzdorff mit Teilen der 92. Division unversehens auf polnische Truppen, die ebenfalls die Waffen gegen die Deutschen erhoben hatten und fortan als Verbündete der Westmächte unter eigenen Fahnen stritten.

Die Hoffnung auf Beute und der Drang nach dem Osten führte die Deutschen schließlich bis Sebastopol. Die Österreicher folgten ihren Spuren, um sich ihren Anteil an der Kornernte Südrußlands zu sichern. Vom 19. April bis 15. November rangen verbündete Streitkräfte fern vom Entscheidungsfeld des Westens um die Kornsteppen und die Getreidehäfen der Krim. Am 7. Juni wurden bayerische Jäger sogar nach Batum eingeschifft, um Tiflis zu erobern und die Hand auf die Öllager Georgiens zu legen, gegen die die Türken von Batum und die Briten von Teheran im Anmarsch waren.

Der deutsch-österreichische Kordon reichte im Sommer 1918 von der Mündung der Narwa und vom Peipussee bis zum Nordostzipfel des Asowschen Meeres. Ludendorff begnügte sich jedoch nicht damit, das moskowitische Rußland durch diese Linie von den Westrandstaaten abzuschließen, sondern faßte auch in Finnland Fuß.

Als die Finnen von den Bolschewisten bedrängt wurden, sandte er ihnen eine Division zu Hilfe, die Graf v. d. Goltz in Danzig zusammenstellte, am 28. Februar auf 17 Dampfern einschiffte und unter dem Geleit eines Panzergeschwaders unter der Führung des Konteradmirals Meurer gen Helsingfors in Bewegung setzte. Nach einem Vorstoß gegen die vereisten Alandsinseln wandte Meurer sich gegen die finnische Küste. Er durchbrach die Eisbarre und erschien am 3. April vor der stark befestigten Insel Rusarö, die den Zugang des Hafens Hangö verteidigte. Als die Panzerschiffe die Geschütze auf Rusarö richteten, flüchteten die Russen. General v. d. Goltz warf 3 Jägerbataillone, 3 Kavallerie-Schützenregimenter und einige Batterien ans Land und trat sofort den Vormarsch auf Helsingfors an.

Die roten Garden waren im Besitz von Wiborg und Helsingfors und hielten die finnischen Freischaren bei Tammerfors, im Gebiete der Tausend Seen, in Schach. Es galt, die Russen zu umfassen und von der Linie Helsingfors—Lathi—Petersburg abzuschneiden. Meurer stieß daher nach Sicherung der Landung mit seinem Geschwader gegen Helsingfors vor, deckte die Ausschiffung einer Flankenhut, die unter dem Befehl des Obersten v. Brandenstein bei Lowisa, 60 Kilometer östlich von Helsingfors ans Land stieg, und drang am 12. April mit seinen Schiffen in den Hafen der finnischen Haupt-

stadt ein. Er setzte Marinetruppen an den Strand und hielt die Stadt unter der Mündung seiner Kanonen, bis die Besatzung niedergekämpft war. Nach kurzem schwerem Straßenkampf streckten die Garden Trotzkis die Waffen und gaben den Weg nach Tammerfors, in den Rücken der zwischen Tammerfors und Lathi bei Tavastehus stehenden russischen Hauptmacht frei. Nun traten Deutsche und Finnen den konzentrischen Vormarsch auf Tavastehus an. Die Finnen rückten unter der Führung ihres Generals Mannerheim von Tammerfors südostwärts vor, die Masse der Division v. d. Goltz ging von Helsingfors nördlich über Ruhimäki vor, und Brandenstein marschierte von Lowisa in nordwestlicher Richtung auf Lathi. Die rote Armee wehrte sich in wilden, erbarmungslos geführten Kämpfen gegen die Umfassung, vermochte aber trotz ihrer zahlenmäßigen Stärke den Ring nicht zu durchbrechen und gab sich in den letzten Tagen des April bei Lathi gefangen. Darauf rückte v. d. Goltz gen Wiborg, in das finnische Freischaren schon von Norden eingedrungen waren, und pflanzte in der Nordwestflanke Petersburgs das deutsche Banner auf.

Da die Engländer inzwischen Truppen an der Murmanküste gelandet hatten, um die riesigen Stapel zu sichern, die dort von ihnen angelegt worden waren, und einen Druck auf das bolschewistische Petersburg ausüben zu können, wirkte die Besetzung Finnlands durch die Deutschen hemmend auf dieses englische Manöver. Die Bedrohung Petersburgs durch die Briten war indes nicht von Belang, denn England erblickte in den Bolschewisten nicht Bundesgenossen, sondern Gegner, und ein englischer Vorstoß auf Petersburg hatte ebensowenig Aussicht auf Erfolg, wie die Versuche Alexejews, in Südostrußland eine Armee gegen die kommunistische Regierung aufzubieten, und wie die Offensiven, die von japanischen und tschecho-slowakischen Streitkräften im Auftrage der Westmächte gegen Moskau vorbereitet wurden.

Die Gefahren des Bolschewismus

Das Chaos, das aus dem Zerfall des Zarenreiches hervorgegangen war, spottete jeder raschen Neuordnung und verschlang alle Kräfte, die von außen auf die brodelnde Masse zu wirken suchten. Das kommunistische Prinzip, das den hungernden Arbeitern und den besitzlosen Bauern des zerrütteten Riesenreiches und dem Proletariat der ganzen Welt die Gewalt zuerkannte, in der Einsetzung von Arbeiter- und Soldatenräten mit übergeordneter Befehlsgewalt das Heil erblickte und von seinen Anhängern mit Feuer und Schwert verbreitet wurde, entband stärkere Kräfte und entfachte größere Hoffnungen als alle von fremden Waffen unterstützten Restaurationsversuche zu wecken vermochten. Lenin und Trotzki waren im Besitze Petersburgs und Moskaus und der Zentralgewalt. Rußland war zwar kleiner geworden,

aber dieses kleiner gewordene moskowitische Rußland barg die Weltrevolution in seinem Schoße. Bald folgte der bolschewistische Terror den Spuren der Jakobiner und sagte sich von allen menschlichen Rücksichten los. Galgen und Rad wurden aufgerichtet, die kaiserliche Familie verschleppt und ermordet, und die Verbreitung der sozialen Revolution über den Erdball zum Grundgesetz der kommunistischen Herrschaft erhoben.

Die äußerliche Unterwerfung Lenins und Trotzkis unter den Willen der Mittelmächte, die dem Vorrücken der Deutschen auf Petersburg und Kiew auf dem Fuße folgte, änderte daran nichts. Die Russen hatten bereits am 19. Februar erklärt, daß sie bereit seien, das Brest-Litowsker Friedensinstrument zu unterschreiben. Deutschland lehnte jedoch dieses Angebot ab und forderte die Abkehr Rußlands von den westlichen Randstaaten, die Räumung Livlands und Estlands, der Ukraine, Finnlands, Georgiens und Hocharmeniens und den Verzicht auf die revolutionäre Werbetätigkeit in den von den Mittelmächten besetzten Gebieten. Die Russen gaben nach. Am 3. März erschienen die russischen Vertreter in Brest-Litowsk und unterschrieben den aufgesetzten Friedensvertrag, ohne ihn zu lesen, also auch ohne sich innerlich zu ihm zu bekennen. Hievon lieferten die Kämpfe, die die Deutschen in den von Rußland am 3. März aufgegebenen, aber nicht geräumten, Ländern zu bestehen hatten, schlagende Beweise, obwohl man gegenseitig zur Abordnung von Gesandtschaften schritt.

Gefährlicher als der Bandenkrieg, der 30 bis 40 deutsche Divisionen im Osten fesselte, war die Propaganda, die der Bolschewismus im besetzten Gebiet entfaltete und von Mund zu Munde trug. Während deutsche Dynasten noch von einem Königreich Finnland, einem mit Deutschland zu verschmelzenden Fürstentum Kurland und einem Königreich Litauen träumten und Kaiser Karls Diplomatie nicht müde wurde, für das Erzhaus um die polnische Krone zu werben, vollzog sich die Durchdringung der in den weiten Gebieten des Ostens zerstreuten Streitkräfte, der in Rußland und Sibirien hausenden unzähligen Kriegsgefangenen, der zur Heimat leitenden Etappe und der industriellen Bezirke des Ostens mit bolschewistischen Ideen. Diese unterirdische geistige Offensive bedrohte die Mittelmächte stärker, als sie ahnten, und kam zu bestimmendem Ausdruck, als die russische Sowjet-Republik ihren Gesandten nach Berlin schickte, der dort mit gutem Zarengold und leidenschaftlich erfaßter Propaganda für die kommunistischen Ideen warb.

Die Unterwerfung Rumäniens

Äußerlich betrachtet, schien der zu Brest-Litowsk unterschriebene Frieden die deutschen Waffenerfolge im Osten zu bestätigen. Zwang doch das Vorrücken der Mittelmächte in der Ukraine auch die Rumänen, den

Waffen zu entsagen. Österreich-Ungarn nahm den Deutschen die Führung der Friedensverhandlungen mit den Rumänen aus der Hand, indem es dem rumänischen König ohne Vorwissen Deutschlands die Erhaltung der Dynastie zusicherte. Rumänien verlor die Dobrudscha und die Höhen der Transsylvanischen Alpen und wurde gezwungen, 8 Divisionen seiner Armee aufzulösen, erhielt aber die Anwartschaft auf Beßarabien. Der Vorfriede wurde am 6. März zu Buftea abgeschlossen, der Frieden am 7. Mai 1918 zu Bukarest unterschrieben, der Rumäne wich aber der Ratifikation aus, bis das Rad sich drehte. Kam es auch nach dem Abschluß des Vorfriedens in der Moldau nicht mehr zu Kämpfen, so blieben doch vier deutsche und zwei österreichische Divisionen unter dem Befehle Mackensens in der Walachei gefesselt, um die Rumänen im Zaume zu halten und die Donauschiffahrt und die Öl- und Getreidezufuhren sicherzustellen. Auch dieser Frieden war mit dem Schwert geschrieben worden, aber er trat an Bedeutung hinter dem Friedensschluß von Brest-Litowsk, dessen Werdegang von der ganzen Welt mit leidenschaftlicher Teilnahme verfolgt worden war, weit zurück. Da die Mittelmächte sich nicht damit begnügt hatten, unter der Ägide ihrer Armeen einen Waffenstillstand abzuschließen, nachdem der Versuch, alle kriegführenden Parteien nach Brest-Litowsk zu laden, gescheitert war, sondern ihren ganzen diplomatischen Apparat aufgeboten hatten, um in aller Form Rechtens einen Frieden zu schließen, der ihnen nicht nur vom Finnischen Meerbusen bis zum Asowschen Meer Gewalt gab, sondern diese militärische Besetzung auch mit politischen Folgerungen versah und Protektionsstaaten schuf, bemächtigte sich die Entente dieses willkommenen Instrumentes, um ihre Völker zur Durchkämpfung des Krieges anzutreiben und Deutschland der „Eroberungsgier und mittelalterlicher Anschauungen“ zu zeihen.

Wilsons 14 Punkte

Die deutsche Staatskunst hatte sich in Brest-Litowsk eine Blöße gegeben. Kein Geringerer als Woodrow Wilson, der sich zum Vorkämpfer neuer völkerrechtlicher Ideale aufgeworfen hatte, benutzte die Gelegenheit, an Brest-Litowsk nicht nur Kritik zu üben, sondern auch positiven Vorteil daraus zu ziehen und allgemeine Richtlinien eines Weltfriedens aufzustellen, die hinfort die geistige Atmosphäre des Weltkrieges beherrschten.

Der Präsident der Vereinigten Staaten gab seine Thesen in einer Botschaft bekannt, die am 9. Januar 1918 im Parlament zu Washington verlesen wurde und unmittelbar an die Brest-Litowsker Verhandlungen anknüpfte. Wilson wünschte, die Bolschewisten zu schonen, um Rußlands im Kampfe nicht entraten zu müssen und behauptete daher, die Vertreter Rußlands seien in Brest aufrichtig, guten Willens, guten Glaubens und

bereit gewesen, einen gerechten Frieden zu schließen. Deutschland und seine Verbündete dagegen hätten verrottete Anschauungen vertreten. Er erklärte, die Zeit der Eroberungen und der Vergrößerungen sei vorüber, und ließ sich dabei von den Ergebnissen der Brester Verhandlungen leiten, ohne des Londoner Paktes, der Besetzung Mesopotamiens und der Wegnahme der deutschen Kolonien zu gedenken. Im Anschluß an diese Kritik schrieb der Präsident das politische Weltprogramm nieder, das künftigen Friedensverhandlungen zugrunde gelegt werden sollte. Es war in 14 Leitsätzen abgefaßt, die als „Wilsons 14 Punkte“ fortan die Welt in Atem halten sollten.

Der 1. Punkt forderte für alle Friedensverträge und Friedensverhandlungen die Öffentlichkeit und verwarf geheime internationale Abmachungen. Der 2. Punkt forderte die Freiheit der Meere, soweit die Meere nicht durch internationales Vorgehen zum Schutze internationaler Verträge — gemeint war wohl ein Vorgehen des künftigen Völkerbundes — geschlossen werden müßten. Der 3. Punkt forderte die Beseitigung wirtschaftlicher Schranken und Gleichheit der Handelsbeziehungen unter allen Völkern, die sich dem Frieden anschlössen und zu seiner Aufrechterhaltung vereinigten. Der 4. Punkt verlangte Herabsetzung der Rüstungen auf das niedrigste Maß, der 5. eine Schlichtung aller kolonialen Ansprüche unter Berücksichtigung der Interessen der Bevölkerung. Der 6. Punkt forderte die Räumung des ganzen russischen Gebietes und die Rückkehr Rußlands zur unabhängigen Bestimmung seiner politischen Entwicklung und seiner nationalen Politik, um es in der Gesellschaft freier Nationen unter selbstgewählten Staatseinrichtungen willkommen heißen zu können. Der 7. Punkt setzte die Räumung und Wiederaufrichtung Belgiens fest, und forderte vollkommene Unabhängigkeit für dieses Land. Im 8. Punkt wurde die Räumung des französischen Gebietes und die Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich gefordert. Der 9. Punkt sah eine Berichtigung der italienischen Grenzen nach klar erkennbarem nationalen Besitzstand vor. Im 10. Punkt drückte Wilson den Wunsch aus, daß der Platz der Völker Österreich-Ungarns unter den anderen Staaten sichergestellt werde, und verlangte zu diesem Zwecke Gelegenheit zur autonomen Entwicklung für dieselben. Der 11. Punkt forderte die Räumung Serbiens, Rumäniens und Montenegros, für Serbien einen freien, sicheren Zugang zur See und Neuordnung der Grenzen und der Beziehungen der Balkanstaaten gemäß den feststehenden Grundlinien der Zusammengehörigkeit und der Nationalität. Im 12. Punkte billigte Wilson den türkischen Teilen des Osmanenreiches Selbständigkeit zu, forderte aber für die anderen Nationalitäten, die noch unter türkischer Herrschaft ständen, die Autonomie und verlangte die Öffnung der Dardanellen. Der 13. Punkt handelte von Polen und forderte die Errichtung eines unabhängigen Staates mit unzweifelhaft polnischer Bevölkerung und einem freien, gesicherten Zugang Polens zur See. Im 14. Punkt forderte Wilson die Bildung einer allgemeinen Ver-

einigung der Nationen mit bestimmten Vertragsbedingungen, durch welche die politische Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der großen wie der kleinen Nationen gewährleistet werde.

Im Nachwort zu diesen Thesen erklärte Wilson ausdrücklich, daß er nicht auf die Schwächung Deutschlands ausgehe, daß er das Reich nicht zu einem Wechsel seiner Einrichtungen veranlassen wolle, sondern daß er nur Deutschlands Vorherrschaft bekämpfe, und daß das aufgestellte Programm den Grundsatz der Gerechtigkeit für alle Völker und Nationen, seien sie groß oder klein, stark oder schwach, beachtet wissen wolle.

Dieses Programm war Woodrow Wilsons eigenstes Werk, das Kind seines Geistes, beseelt von der Idee des Völkerbundes, behaftet mit Schwächen und Zufälligkeiten, die seinem Erzeuger teils bekannt, teils unbekannt waren, die er aber willig hinnahm, um die schöne Seele zu retten. Da Wilson nur für sich sprach, war die Entente nicht an dieses Programm gebunden, und da das Programm in allgemeinen Wendungen abgefaßt war, ließ es den Mächten, denen die Vereinigten Staaten sich angeschlossen hatten, die Möglichkeit, die einzelnen Punkte mit tief ins deutsche Lebensinteresse und in die Entwicklung des deutschen Volkes greifenden Forderungen zu erfüllen.

Noch einmal „Um Elsaß-Lothringens willen"

Das deutsche Volk las das angelsächsische Weltmanifest und geriet bald in Versuchung, die 14 Punkte, von eigenem Rechtsempfinden geleitet, so zu seinen Gunsten auszulegen, daß es darin zwar den Verzicht auf Elsaß-Lothringen und die flandrische Küste, auf die Aufrichtung einer wie immer gearteten Herrschaft über die östlichen Gebiete ausgesprochen fand, aber keineswegs annehmen konnte, man werde mehr von ihm verlangen als Wilsons konkrete Forderungen erkennen ließen.

Die Notwendigkeit des Verzichtes auf Elsaß-Lothringen trat in der Botschaft Wilsons klar und nackt zutage. Wilson hatte im 8. Punkt ausdrücklich gesagt: „Das Unrecht, das Frankreich von Preußen im Kriege 1871 in bezug auf Elsaß-Lothringen angetan wurde, das Unrecht, welches den Weltfrieden während nahezu 50 Jahren in Frage gestellt hat, sollte wieder gutgemacht werden, damit der Frieden im Interesse aller wieder sichergestellt werden kann." Wilson stellte sich damit an Frankreichs Seite und machte sich Frankreichs Forderung ausdrücklich zu eigen, nachdem England sich bereits durch Geheimvertrag verpflichtet hatte, so lange für diese Forderung einzutreten und zu kämpfen, als Frankreich sie selbst aufrecht erhalte.

Das war ein schwerer Schlag für die deutsche Politik. Staatssekretär v. Kühlmann, der Nachfolger Zimmermanns, hatte am 9. Oktober 1917 — also in einem entscheidungsvollen Augenblick nach dem Scheitern der englisch-

französischen Offensive und dem Erliegen der Russen, als in Frankreich und England Friedensstimmungen nach Ausdruck rangen und die zur Versöhnung mahnende Botschaft des Papstes Benedikt XV. noch in den Gemütern nachwirkte — im Reichstag ausdrücklich die Frage erhoben: „Kann Deutschland Frankreich bezüglich Elsaß-Lothringens irgendwelche Zugeständnisse machen?" und darauf selbst die Antwort gegeben: „Nein, nein, niemals!" Der starke Widerhall dieses „Niemals" hatte die nicht minder bedeutungsvollen Worte verschlungen: „Wofür wir fochten und fechten werden, bis zum letzten Blutstropfen, das sind nicht phantastische Eroberungen, es ist die Unversehrtheit des Deutschen Reiches." Das Bekenntnis zu einer Verständigung auf Grund des Status quo ante bellum, das in den letzten Worten verschleiert lag, war durch die ausdrückliche, emphatische Hervorhebung Elsaß-Lothringens um seine Wirkung gebracht worden. Dagegen hatte Kühlmann den von englischen Friedenskreisen erwarteten ausdrücklichen Verzicht auf Belgien vermieden. Als Wilson genau drei Monate später, am 9. Januar 1918 der französischen Forderung auf die Rückerstattung der Reichslande zustimmte, sah sich die deutsche Politik vor einer neuen Wende. Amerika erklärte sich mit Frankreich und England solidarisch und zertrat Kühlmanns „Niemals". Die zurückbehaltene belgische Karte war entwertet, die elsässische von Wilson gestochen.

Als die Vereinigten Staaten sich die Forderung Frankreichs und Englands auf Abtretung Elsaß-Lothringens zu eigen machten und Georges Clémenceau, der letzte Überlebende der Nationalversammlung von Bordeaux, als französischer Ministerpräsident Frankreich zur Durchführung des Krieges bis zum Äußersten aufrief und in einer Ansprache, die er am 1. März 1918 in der Sorbonne hielt, erklärte, die Prüfung, die Frankreich durchmache habe eigentlich in jener Versammlung von Bordeaux begonnen, begann die letzte politische Phase des Weltkrieges.

Sie führte von dem ungelösten Problem des Ostens auf die Schlachtfelder des Westens, wo sich die Gegner im Frühling des Jahres 1918 im letzten und größten Feldzug gegenübertraten. Während im Osten über einen zweifelhaften Frieden verhandelt und zu gleicher Zeit marschiert und gekämpft wurde, rückten die Heere im Westen unter neuen strategischen Gesichtspunkten zu Angriff und Abwehr zusammen.

Die Feldzüge im Westen und im Orient
vom 13. Februar bis 11. November 1918

Die allgemeine Lage im Frühling 1918

Das militärische Stärkeverhältnis

Die englisch-französische Heeresleitung hatte angesichts des Umschwunges der strategischen Lage alle Angriffsabsichten begraben.

Drei Jahre waren verflossen, seit der große Angriffsfeldzug der Deutschen vor Paris angehalten worden war und Moltke die Schlacht an der Marne abgebrochen hatte, um sich aus heikler strategischer Lage zu befreien und den Rückzug über die Aisne anzutreten. Damals dachte man in beiden Lagern nicht daran, daß der Bewegungsfeldzug sich im „Wettlauf nach dem Meere" erschöpfen werde. Als aus gegenseitigen Umfassungsversuchen jene Kordonstellung entstanden war, die von der Mündung der Yser bis zu den Quellen der Ill reichte, rafften die Feldherren auf beiden Seiten noch einmal alle Kräfte zusammen, den Krieg vor der Erstarrung zu bewahren und die Entscheidung im Felde herbeizuführen. Falkenhayns Versuch gipfelte in den Durchbruchsschlachten bei Ypern, Joffres Unternehmen führte im Dezember des Jahres 1914 zu dem allgemeinen Anlauf der Franzosen und der britischen Divisionen von der Lys bis zur Maas. Beides mißlang. Dann fiel das deutsche Westheer — abgesehen von dem blutigen Angriff auf Verdun — in entsagungsvolle Abwehr, die England und Frankreich trotz überlegener Streitmassen und Angriffsmittel nicht zu brechen vermochten. Aber diese Abwehr verzehrte größere Kräfte als die glänzenden Bewegungsfeldzüge des Ostens und ließ dem Feinde Zeit, sich die Industrie und die Menschenquellen ganzer Weltteile dienstbar zu machen.

Als die Westmächte im Herbst des Jahres 1916 zur Einsicht kamen, daß 3 840 000 Franzosen, Engländer, Kanadier, Südafrikaner, Australier, Inder, Senegalesen, Sudanneger, Madagassen und Anamiten nicht genügten, 2 260 000 Deutsche aus dem Felde zu schlagen und darob zu verzagen begannen, eröffneten sich ihnen plötzlich neue Ausblicke. Deutschland, das stärker gelitten hatte, als die Gegner ahnten, griff zur letzten Waffe, entfesselte den U-Bootkrieg und rief dadurch die Vereinigten Staaten auf den Plan. Amerika versprach der Entente, binnen 18 Monaten 2 Millionen Streiter zu stellen. Deutschland konnte diesem Zuwachs an frischen, vom Kriege völlig unberührten Kräften auf der Gegenseite keine anderen Kämpfer gegenüberstellen, als die alten Westarmeen und die im Osten freiwerdenden Streiter. Da man sich aber gedrungen fühlte, im Osten exzentrische politische

Ziele zu verfolgen und dadurch genötigt wurde, 30 bis 40 Divisionen im Innern Rußlands stehen zu lassen, war die deutsche Heerführung trotz des Zusammenbruches des Zarenreiches im Jahre 1918 nicht in der Lage, den letzten Mann zum Entscheidungsfeldzug im Westen heranzuziehen.

Trotzdem bot der Aufmarsch der Deutschen zur Entscheidung auf den Schlachtfeldern des Westens im Frühling des fünften Kriegsjahres ein Schauspiel von überwältigender Größe. Es war kein wohlgenährtes, glänzend ausgerüstetes Heer mit starken alten Stämmen, sondern eine an Darben gewöhnte, notdürftig bekleidete Armee, in der nur noch wenige Offiziere, Unteroffiziere und Leute aus der Friedenszeit standen, aber sie zog noch einmal voll Opfermutes und Heldensinns in die Schlacht. Deutschlands Aufgebot im Weltkrieg war nie größer als in diesem letzten Kampf.

Als Joffre im Dezember 1914 zum erstenmal angegriffen hatte, zählte das deutsche Heer 138 Divisionen, von denen 98 an der Westfront kämpften. Als Joffre und French im September 1915 die großen Herbstschlachten im Artois und in der Champagne schlugen, zählte das deutsche Heer 172 Divisionen, von denen zuerst 107, später 114 den Anprall der Westmächte zum Scheitern brachten. Als die Alliierten im Juli 1916 die Schlachtenfolge an der Somme eröffneten, unterhielt Deutschland 177 Divisionen und focht zuerst mit 123 und kurz darauf, als um Combles und Bouchavesnes gerungen wurde und zu gleicher Zeit der Rumäne losschlug, mit 128 Divisionen an der Westfront. Als Nivelle und Haig im Frühling 1917 zur Doppelschlacht an der Scarpe und der Aisne antraten, war das deutsche Heer 231 Divisionen stark und begegnete dem Ansturm der Westmächte mit 156 Divisionen, und als die flandrischen Schlachten geschlagen waren und die Schlacht bei Cambrai das Ende des Jahres und der englisch-französischen Offensive verkündete, standen 238 deutsche Divisionen im Felde, von denen 138 in Frankreich fochten.

Im März des Jahres 1918 aber waren von 238 Divisionen 197 im Westen versammelt. Es war der größte Eisenbahnaufmarsch der Kriegsgeschichte zur Entscheidungsschlacht. Von diesen 197 Divisionen standen 113 an und dicht hinter der Front in festen Stellungen und 84 als Manövriermasse auf der inneren Linie im Becken der Oise und der Schelde aufmarschiert. Die Divisionen zählten freilich nicht mehr 4, sondern 3 Infanterieregimenter, waren aber reich mit Artillerie und Maschinengewehren ausgestattet. Leichte und schwere Maschinengewehre, fahrbare Minenwerfer, Feldgeschütze und schwere Rohre waren zu Angriffswaffen gestaltet worden, die die Infanterie auf ihrem Blutgang in den Feind begleiteten. Auch die Schlachtflieger waren bedeutend vermehrt und als Vernichtungswaffe in der Erdschlacht zu Geschwadern zusammengestellt worden. Dagegen ließ die Tankwaffe zu wünschen übrig. Materialmangel, eine gewisse Unterschätzung der englischen, von den Franzosen erheblich verbesserten Erfindung und die Überlastung der deutschen Werkstätten mit dem Bau von Geschützen — das veraltete

Feldgeschütz mußte mitten im Kriege mit einem weitschießenden Rohr ausgerüstet werden — hatten die Schaffung mächtiger Tankgeschwader verhindert. Die Deutschen rückten daher mit wenigen Sturmwagen in die Schlacht. Die Kavallerie focht im Westen zu Fuß; was noch im Sattel saß, ritt gen Narwa und Poltawa. Um so zahlreicher waren die bespannten Geschütze, Munitionsstaffeln und Kolonnen, aber die Pferde litten Hafermangel und hatten infolge der dürftigen Ernährung mit Rauhfutter einen großen Teil ihrer Leistungsfähigkeit eingebüßt. Auch die Leistungsfähigkeit der Lokomotiven und der Kraftwagen war gesunken, seit kostbare Metalle und Metallmischungen seltener geworden waren und Kessel, Motore und Triebräder aus Ersatzstoffen hergestellt werden mußten. Am schlimmsten machte sich der Mangel an Leder geltend. Aber der kriegerische Geist, die Schulung und das Selbstvertrauen des deutschen Heeres, das auf allen Schlachtfeldern Europas siegreich gefochten und im Kampfe mit der Übermacht die schönsten Kränze an seine Fahnen geheftet hatte, ließen alle Mängel der Ausrüstung, alle Entbehrungen der Truppe vergessen. War auch manches nicht mehr wie es sein sollte, hatte der Krieg als Dauereinrichtung auch Schäden gezeitigt, die das Verhältnis des Offiziers zum Soldaten beeinträchtigte, so lebte doch im Heere noch das alte Pflichtbewußtsein, war sein unendlich verzweigter Organismus doch noch von so viel todesverachtender Hingebung ans große Ganze durchdrungen, daß die Treue zum Vaterland, die damals schon von $1^1/_2$ Millionen mit dem Tode besiegelt worden war, noch größere Opfer fordern konnte, als der Deutsche bis auf diesen Tag gebracht hatte.

Das politische Stärkeverhältnis

Als Hindenburg seine Streiter zum letzten großen Angriff rief, schwanden alle Schatten. Die entmannende Propaganda, die teils von Moskau ihren Ursprung genommen, teils durch Sendlinge der Entente im Innern Deutschlands genährt worden war, verlor ihre werbende Kraft.

Das Vertrauen des Heeres in Hindenburg und Ludendorff hatte nicht gelitten. Die Person des Kaisers war dem Auge und dem Gefühl der Armee mehr und mehr entrückt worden, sein von innerer Unruhe verzehrtes, mühsam zusammengehaltenes Wesen ließ keine schrankenlose Hingabe an seine Person mehr aufkommen, aber das Symbol der Kaiserkrone, unter der die deutschen Lande im Jahre 1871 sich endlich wieder zu einem Ganzen zusammengefunden hatten, ohne fortgeschrittene politische Ideen zur nationalen Wiedergeburt zu Gast zu laden, glänzte noch über Wilhelms Haupte und spiegelte noch die Herrlichkeit des zu unerhörtem materiellen Wohlergehen gelangten Reiches.

Am 13. Februar 1918 trafen Hindenburg, Ludendorff und Graf Hertling im kaiserlichen Hoflager zu Homburg ein, um die militärische und poli-

tische Lage zu besprechen und die Folgerungen aus dem Brest-Litowsker Konflikt zu ziehen, der damals im Abbruch der Verhandlungen mit den Bolschewisten gipfelte. Ludendorff forderte kräftiges Vorgehen im Osten, um im Westen handeln zu können und erklärte, die Armeen im Westen warteten darauf, sich zu betätigen. Es werde ein gewaltiges Ringen entstehen, das an einer Stelle beginnen, an einer anderen sich fortsetzen, lange Zeit in Anspruch nehmen und zu den schwersten Kämpfen führen, aber siegreich enden werde. Der Reichskanzler gab dem Antrag der Heeresleitung statt und schloß sich widerstrebend der Auffassung an, daß der Waffenstillstand als von den Russen gekündigt zu betrachten sei. Darauf befahl der Kaiser den Vormarsch auf Petersburg und Kiew.

Als die bolschewistischen Machthaber wenige Tage später kapitulierten, schlug die Angriffsstunde des Westheeres. Ludendorff meldete dem Kaiser, daß das Heer versammelt und wohl vorbereitet „an die größte Aufgabe seiner Geschichte" herantrete. Die größte Aufgabe seiner Geschichte sollte seine letzte werden.

So war nach dem Urteil Hindenburgs und Ludendorffs, die, zur Willenseinheit verschmolzen, das deutsche Schicksal auf den Schlachtfeldern des Westens zu entscheiden trachteten, alles geschehen, was noch geschehen konnte, um den Krieg zu gewinnen. Und doch nicht alles! Das deutsche Heer trat zum Verzweiflungskampf an, ohne daß dies in der Führung der Staatsgeschäfte zum Ausdruck gekommen oder dem Volke zum Bewußtsein gebracht worden wäre. Wohl war die Not aufs Äußerste gestiegen, der Mangel an Rohstoffen, an Nahrungs- und Erhaltungsmitteln erschreckend groß und der Jahrgang 1899 schon ins Feld gestellt worden, aber all das genügte nicht, der im Laufe von vier Jahren an Entbehrungen und Blutopfer gewöhnten Nation den Feldzug als letzten, größten, alles auf eine Karte setzenden Waffengang deutlich zu machen. Im Osten winkten immer noch nebelhafte politische Ziele, die höher gewertet wurden als die Kornspeicher der Ukraine, und im Innern herrschte parteipolitische Befehdung, die weder der Fortbildung der Verfassung, noch den Friedensbestrebungen, noch der Bildung eines einheitlichen Volkswillens, noch der Festigung der Regierungsgewalt und des Siegesgedankens förderlich war.

Die Lockerung der Regierungsgewalt hatte unter der Kanzlerschaft Hertlings weitere Fortschritte gemacht, obwohl der Graf sich auf eine starke Mehrheit stützte und sich mit den Parteiführern über die Richtlinien seiner Politik geeinigt hatte. Graf Hertling suchte das Staatsschiff zu steuern, indem er je nach den taktischen Bedürfnissen den Forderungen der Heeresleitung oder dem Begehren der Parteileitungen nachgab, und war in beiden Fällen bemüht, mildernd und ausgleichend zu wirken. Das entsprach nicht dem grauenvollen Ernst der Entscheidungsstunde, die die starke Faust eines Diktators, nicht die sanfte Hand eines Vermittlers forderte. Zwar galt

General Ludendorff als der Diktator Deutschlands, aber diese militärische Diktatur entbehrte der politischen Grundlagen und war nur das Ergebnis unglücklich geschichteter Verhältnisse.

Auf der Gegenseite lagen die Dinge anders. Als die demokratischen Staaten, vor allem England und Frankreich, erkannten, daß der Krieg zum Daseinskampf wurde, gingen sie von selbst zur Diktatur über, um die Staatsgewalt zu stärken und die Kräfte der Nation zum einheitlichen Wollen und Handeln zusammenzufassen, aber diese Diktatur erwuchs aus dem Willen des souveränen Volkes, das im Parlament vertreten saß und der nationalen Willensbildung entsprechend, den Diktator aus der Mitte des Parlaments erlas. Lloyd George und Georges Clémenceau waren nur die Exponenten der Politik ihrer Länder. Sie waren weder gegen den Willen noch ohne Befragung des Volkes in die Gewalt gesetzt worden, und bedienten sich der Machtmittel des Staates mit der Zustimmung des Parlaments, um den kriegerischen Geist vor dem Zerfall zu bewahren. Sie machten gefährlichen Gegnern den Prozeß, zwangen die Presse in ihren Dienst, kürzten die bürgerlichen Freiheiten, meisterten die öffentliche Meinung und ergriffen die drückendsten Ernährungsmaßnahmen, aber sie verkörperten den Willen der Nation und dienten dem von der Nation in jahrhundertlanger Entwicklung kristallisierten Staatsideal. Eine solche Diktatur war stärker als militärische Befehlsgewalt und allein geeignet, den Volkskrieg als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, und Heer und Heeresleitung als Instrument dieser Politik erscheinen zu lassen. Der weltbestimmende Einfluß der Gewalt, der von Männern wie Lloyd George und Clémenceau ausging, war freilich nicht nur in den Verhältnissen begründet, sondern erschien auch als Auswirkung ihrer überlegenen Persönlichkeit. Deutschland besaß keine Staatsmänner von solchem Zuschnitt. Seinem „Diktator" Ludendorff fehlte die Erfahrung staatsmännischer Weisheit, die zur Betätigung innerpolitischen Einflusses und zur außenpolitischen Zielsetzung nötig war. Er war ein Mann aus *einem* Guß, ein großer Soldat, der Wissendsten einer, ein herrschgewaltiger Kopf, dem Hindenburgs schlichte Charaktergröße Raum zur Entfaltung ungeheurer Energien gewährt hatte, aber die Genien Bismarcks und Moltkes wohnten nicht vereinigt in seiner Brust.

Der Zwang zur Fortsetzung des Krieges

Als der erste Generalquartiermeister seinem Kaiser im Frühling 1918 meldete, daß das Westheer bereit sei zu handeln, war der Monarch kaum noch in der Lage die Frage aufzuwerfen, ob alles geschehen sei, neuem Blutvergießen Halt zu gebieten und ob alle Mittel erschöpft worden seien, um zu Friedensverhandlungen zu gelangen. Die Entwicklung duldete keine Fragen

mehr. Und doch wäre die Frage nicht umsonst gewesen, denn der Zeitraum, der die Schlacht bei Cambrai, die letzte des gescheiterten englisch-französischen Angriffsfeldzuges, von der noch unbenannten ersten Schlacht des deutschen Angriffsfeldzuges trennte, war verstrichen, ohne daß von seiten der Mittelmächte oder der Entente das Äußerste zur Herbeiführung des Weltfriedens und zur Wiederherstellung des geschichtlichen und wirtschaftlichen europäischen Kosmos getan worden wäre.

Die Westmächte dachten nicht mehr daran, sich zu vergleichen, seit Amerika in die Arena getreten war, und waren zur Durchführung des Kampfes entschlossen. Wilsons Sinn aber war mehr auf Zukünftiges als auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtet. Da sein Mittleramt dahingefallen und die Losung „weder Sieger noch Besiegte“ nicht zur Geltung gekommen war, führte er Krieg, um den Völkerbund aus der Bluttaufe zu heben und opferte dieser Idee und seinen 14 Punkten den schönsten Gedanken, vor der letzten Waffenentscheidung Frieden zu schließen. Die deutsche Politik war vollends unfähig, sich dem Zwange des Krieges zu entwinden. Sie war durch die belgische Frage und Brest-Litowsk an Händen und Füßen gefesselt. Hertling erklärte zwar am 24. Januar 1918, daß er den vier ersten Punkten Wilsons grundsätzlich beistimme, machte aber zu den übrigen erhebliche Einschränkungen und schloß mit der Feststellung, daß ein dauernder allgemeiner Friede so lange nicht möglich sei, als die Unversehrtheit des Deutschen Reiches, die Sicherung seiner Lebensinteressen und die Würde des Vaterlandes nicht gewahrt blieben. Czernins Erklärung lautete verbindlicher und klang in den Wunsch aus, einen Gedankenaustausch zwischen Österreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten als Ausgangspunkt für eine allgemeine versöhnliche Aussprache zu schaffen. Wilson antwortete Hertling und Czernin am 11. Februar vor dem Kongreß und trieb seine diplomatischen Gegner wiederum in die Enge, indem er vier elementare Grundsätze zur Anbahnung von Friedensverhandlungen aufstellte, die sich feindlich gegen die Mittelmächte kehrten. Er forderte nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch die Abkehr vom Spiel des Gleichgewichts der Kräfte, verlangte, daß Völker und Provinzen nicht von einer Staatshoheit in die andere geschoben würden, als wenn es sich um Figuren oder Steine in einem Spiel handle, forderte, daß jede Gebietsfrage, die durch den Krieg aufgeworfen worden sei, im Interesse und zum Vorteil der betreffenden Bewohner gelöst werde, statt zum Ausgleich zwischen rivalisierenden Staaten zu dienen und schloß mit dem Grundsatz, daß alle klar umschriebenen nationalen Ansprüchen die weitestgehende Befriedigung gewährt werde, die ihnen gegeben werden könne, ohne Elemente der Zwietracht und Feindschaft zu verewigen oder neue Zwiste zu wecken.

Auch diese Grundsätze wirkten, wenn sie einseitig angewendet wurden, als Sprengbomben im Lager der Mittelmächte. Sie nahmen ihnen alles und gaben ihnen nichts. Nur wenn Woodrow Wilson willens und fähig

war, diese Grundsätze mit vernünftigem politischem Inhalt zu erfüllen, ausgleichend zu wirken und ihre Anwendung auf die Verhältnisse beider Lager sicherzustellen, wohnte diesen vier neuen und den vierzehn alten Punkten werbende Kraft inne, konnte aus dem Chaos ein neuer Kosmos geschaffen werden, ohne daß der eine oder andere Teil darüber zugrunde ging. War und dachte Wilson im Frühling 1918 noch frei und unabhängig genug, seinen Prinzipien allgemeine Gültigkeit zu sichern und die konkreten Bedingungen den realen Notwendigkeiten anzupassen? Diese elementare Frage beleuchtet die Schwierigkeiten der politischen Weltlage, die durch das Heraustreten Wilsons aus der Neutralität und den Anschluß der Vereinigten Staaten an das Kriegslager der Entente, zur verhängnisvollsten Verwirrung gesteigert worden waren.

Der Friede, den Wilson in seinen Thesen niedergelegt hatte, forderte von Deutschland den Verzicht auf Elsaß-Lothringen und große, von polnischer Bevölkerung durchsetzte Landesteile und verlieh den Völkern Österreich-Ungarns das Recht auf völlige Selbständigkeit. Er rührte also an die Einheit und die Unversehrtheit des Deutschen Reiches, zerstückelte die Donaumonarchie und fiel einseitig zuungunsten der Mittelmächte aus, wie immer die einzelnen Bestimmungen lauten mochten.

Graf Hertling und sein Vizekanzler, der Demokrat Payer, gaben zwar am 25. Februar 1918 im Reichstag Erklärungen ab, die die belgische Frage in freundlicherem Lichte erscheinen und den Willen zu einem Verständigungsfrieden erkennen ließen, aber diese Erklärungen genügten nicht mehr, die Westmächte zu entwaffnen.

Im Grunde bestanden beide Lager, die Entente und die Mittelmächte, auf der Durchführung des Krieges, ohne sich zu der Erkenntnis zu bequemen, daß der Krieg als solcher nicht mehr geeignet war, die aufgeworfenen und zu Haufen geschichteten Probleme zu lösen. Da Deutschland damals noch in der Lage war, auf seine militärische Macht zu pochen und sich der strategischen Drohstellung zu bedienen, die es gegenüber den Westmächten errungen hatte, konnte die deutsche Staatskunst noch einmal versuchen, in klaren Worten ihre geläuterten Kriegsziele zu umschreiben und — wenn ein Vergleich fehlschlug — in letzter Stunde, kurz vor Beginn des entscheidenden Ringens sich offen zu der über Deutschland schwebenden Todesgefahr bekennen. Rief der Kaiser, rief die Regierung dem Volke die furchtbare Wahrheit zu, erkannte das deutsche Volk, daß man weder um Belgien noch um die flandrische Küste, weder um Litauen noch um Kurland kämpfte, sondern um das eigene Leben und den Bestand des Reiches, so konnte man ein Ministerium der nationalen Verteidigung bilden und dem Endkampf nicht nur militärisch, sondern auch politisch gerüstet und zum Äußersten entschlossen entgegengehen. Die deutsche Staatsleitung fand im Drange der Stunde und in der Gebundenheit der konstitutionellen Verhältnisse nicht den Weg

zu dieser Höhe nationalen Empfindens und ließ dem Heere die Füh- rung. Das deutsche Heer ging für sich und auf sich gestellt in den Kampf und das romantisch fühlende deutsche Volk träumte von dem letzten ent- scheidenden Siege.

Die Angriffsstunde schlug rascher als man gedacht, so sehr sich die Zeit zu dehnen schien. Das deutsche Heer konnte nicht nach Gefallen in der Droh- stellung verharren, sondern wurde zum Handeln gedrängt, denn die Gunst der strategischen Lage war zeitlich beschränkt. Man war daher gezwungen, die Drohstellung aufzugeben, die auf die Einleitung friedlicher Verhand- lungen hingewirkt hatte, und zum Angriff zu schreiten. Dieses Zwangs- verhältnis machte den letzten Feldzug der Deutschen zu einem von tragischem Schicksal überschatteten Waffengang.

Die strategische Lage auf dem asiatischen Kriegsschauplatz

In den militärischen Erwägungen spiegelte sich dieses Verhältnis wesent- lich einfacher. Je rascher man schlug, desto geringer war der Zuwachs an feindlichen Kräften. Das war das *A* und das *O* des Problems. Die Richtig- keit dieser Schlußfolgerung wurde durch die Betrachtung der asiatischen Kriegsschauplätze unterstützt. Dort hatte die Entwicklung ihre Schritte er- schreckend beschleunigt. Die Russen hatten die armenische Front nach der Einnahme Erzerums abermals durchbrochen und waren im Begriff, auf Siwas zu marschieren, als in Petersburg die Revolution ausbrach und ihre Reihen löste. Enver hatte sich dadurch verleiten lassen, in Armenien zum Angriff überzugehen und die anderen Fronten geplündert, um Ver- stärkungen nach Angora zu senden. Er pflückte im Frühling 1918 in Armenien billige Lorbeeren und drang mit Heeresmacht gegen Batum und Baku vor, als könnte das Schicksal der Türkei im Kaukasus ge- wendet werden, während der Engländer von Bagdad stromaufwärts rückte, in Persien einfiel, Arabien eroberte und vor Ghaza zum Angriff auf Jerusalem rüstete.

Dieser Grundfehler des türkischen Operationsplanes rächte sich im Irak und in Syrien auf das Schwerste. England hatte die Eroberung des großen Zweistromlandes bis weit über Bagdad hinaus vollendet und war am Eu- phrat bis Hit vorgedrungen. Als die Trümmer der türkischen 6. Armee Hit am 9. März räumten, war Bagdad gegen jeden Versuch deutscher und türkischer Wiedereroberungsversuche gefeit. Der syrische Feldzug war nach dem Rückschlag, den General Murray vor Ghaza erlitten hatte, von den Engländern neu geordnet worden. General Allemby, der Eroberer von Vimy, hatte den Oberbefehl über die 3. Armee in die Hände Sir Julian Byngs gelegt und war nach Syrien geeilt, um die Scharte auszuwetzen. Er griff

die Türken kurz nach seiner Ankunft mit Übermacht an, zwang Dschemal-Pascha durch eine Umfassung seiner linken Flanke, Berseba zu räumen und nahm am 7. November nach heftigen Gefechten von Ghaza Besitz. Da Dschemals linke Flanke in der Luft hing, konnte Allemby den Feind über Jaffa auf Jerusalem werfen. Am 17. November flatterte Allembys Fahne auf der Reede von Jaffa. Der Vormarsch auf Jerusalem begann. Dschemal legte den Oberbefehl nieder und kehrte nach Konstantinopel zurück. Allembys Offensive machte Envers Versuchen, den Irakfeldzug wieder aufzunehmen, ein rasches Ende. General v. Falkenhayn, der auf Envers Bitte nach Asien entsandt worden war, um Bagdad zurückzuerobern, verzichtete auf diesen mühevollen, angesichts der Zerrüttung der türkischen Heeresverhältnisse, der Bedrohung Syriens und der unüberwindlichen Geländeschwierigkeiten, nahezu aussichtslosen Versuch und kehrte enttäuscht nach Europa zurück. Am 9. Dezember 1917 zog Allemby nach leichten Gefechten in Jerusalem ein. Die Türken wichen in der Richtung auf Nablus und setzten sich im judäischen Hochland zum Widerstand. Als die englischen Reiterdivisionen am 21. Februar auf Jericho durchbrachen und das Jordantal überschwemmten, schienen die Türken verloren. Ihr linkes Flügelkorps wurde auf das linke Jordanufer abgedrängt, ihre Seeflanke war zu Land und zu Wasser bedroht, und vor Nablus rüstete Allemby mit überlegenen Kräften zum Zentrumstoß.

Da wurde Feldmarschall Liman v. Sanders, der seit der Vertreibung der englisch-französischen Armee von Gallipoli zur Untätigkeit verurteilt war, zum Oberbefehlshaber in Palästina ernannt. Er befahl die bedrohte Front zu halten, ließ vor Jericho eine schwache Brückenwache stehen, zog den linken Flügel zwischen dem Hochland und der Jordansteppe dichter zusammen und hauchte der Verteidigung auf den Hügeln Judäas neues Leben ein. Als Allemby am 9. März an der Straße Jerusalem—Nablus zum Angriff antrat, stieß er auf hartnäckige Gegenwehr. Die auf 150 Bajonette zusammengeschmolzenen türkischen Bataillone kämpften unter deutscher Führung mit Hingebung und schlugen den Angriff in dreitägigem Ringen ab. Nablus blieb in türkischem Besitz. Allemby kehrte nach dem Scheitern des Durchbruchs und vergeblichen Umfassungsversuchen, die am 30. März vor Amman und am 4. Mai bei Es Salt in der Jordansteppe zerschellten, zur Sappe zurück und grub sich ein. Liman war zu schwach, um zum Gegenangriff überzugehen. Er focht gegen vierfach überlegenen Feind, besaß als eisernen Rückhalt nur wenige deutsche Bataillone und Batterien und war gezwungen, bis zum Zerschleiß der unterernährten Front auszuharren und Damaskus vor den Toren Jerusalems zu verteidigen. Während er sich zu aussichtsloser Abwehr verurteilt sah, suchte Enver-Pascha im Kaukasus exzentrische Erfolge und drang nach der Wiedereinnahme Erzerums, das am 12. März in türkische Hand zurückkehrte, über die Grenze vor. Er

besetzte am 14. April Batum, am 26. April Kars und gab, von diesen Erfolgen trunken, den Schutz der osmanischen Südflanke und den Zusammenhang auf den inneren Linien preis. Nahm der Engländer Damaskus, drang er gegen Aleppo vor, so fiel Envers kaukasischer Feldzug, an der Wurzel getroffen, in sich zusammen. Liman und Ludendorff sahen dieser kaukasischen „Fantasia" ohnmächtig zu. Da Liman zum Angriff zu schwach war, wendete er alles auf, Allemby den Weg zu verlegen und die Streitkräfte der Entente in Judäa so lange zu fesseln, bis die Entscheidung im Westen, auf dem Hauptschauplatz des Weltkrieges, gefallen war.

Der Zwang zum Angriff im Westen

Die strategische Lage, der sich Deutschland im Vorfrühling des Jahres 1918 im Westen gegenübersah, forderte den Angriff. Vergaß man der Schwäche, die im entkräfteten Schoße des von überwältigender Übermacht umgebenen Staates gebunden lag, und der Tatsache, daß Deutschland keine Mittel besaß, die Vereinigten Staaten von Amerika zum Frieden zu zwingen, so erschienen die strategischen Voraussetzungen der Offensive im Westen noch günstiger als sie in Wirklichkeit waren. Nicht als ob darüber Gewißheit bestanden hätte, daß die auf einer einzigen gestreckten Front vereinigten Hauptkräfte nun die mit Menschen, Maschinen und Verteidigungswerken überfüllten Linien der Gegner zu durchbrechen und die englisch-französischen Armeen in Bewegungsschlachten entscheidend zu schlagen vermocht hätten — im Kriege ist alles ungewiß —, wohl aber im Hinblick auf die glücklich vollendete Versammlung der Angriffsmasse, die Auflösung der russischen Kampffront, die Unfähigkeit der Orientarmee zum großen Angriff überzugehen und nicht zuletzt im Hinblick auf die strategische Bedrängnis der Italiener, die sich an der Piave und in den Lessiner Alpen von einer Offensive der Österreicher bedroht fühlten.

Die amerikanische Armee, die nicht nur von England und Frankreich, sondern auch von Italien zur Hilfeleistung angerufen wurde, war im März des Jahres 1918 noch nicht stark genug, in großen geschlossenen Verbänden auf der Walstatt zu erscheinen. Von den 300 000 Mann, die damals unter dem Oberbefehl des Generals Pershing in Frankreich versammelt standen, waren nur wenige Divisionen in bewegter Schlacht zu verwenden. Der Deutsche mußte indes damit rechnen, daß das Gerippe einer großen amerikanischen Armee vorhanden war und in den Übungslagern der Vereinigten Staaten über eine Million Mann gedrillt wurden, die im Sommer nach Europa eingeschifft werden konnten. Die deutsche Marineleitung war jedoch der Ansicht, daß der Schiffsraum zu schnellen, umfangreichen Verschiffungen fehle und berief sich darauf, daß im Frühjahr 1918 bereits 16 Millionen Brutto-Register-

tonnen versenkt worden seien, ohne zu bedenken, daß England trotzdem noch nicht zum Frieden genötigt worden war und daß überall neue Schiffe gebaut wurden. Um so entschiedener und um so rascher mußte die deutsche Heeresleitung zum Angriff schreiten und die feindlichen Streitkräfte zu zertrümmern suchen.

Es war der unmittelbar entscheidende, als solcher deutlich hervorgehobene Augenblick des Krieges, und es gibt kein Beispiel in der Kriegsgeschichte, das von solchem Zwang zum Handeln, von solcher Tragik der Vorbestimmung zeugte. Wären Hindenburg und Ludendorff nicht schon im Vorfrühling des Jahres 1917 gezwungen worden, in einem großen strategischen Rückzug Bewegungsfreiheit und Zeitgewinn zu suchen, so hätten sie vielleicht im Jahre 1918 zu diesem Mittel greifen können, um Raum zum Sprung zu gewinnen und den Feind unmittelbar nach der Bewegung in ungefestigter Stellung zu überfallen. Aber daran war nicht zu denken, denn die Siegfriedstellung war das letzte ausgebaute Verteidigungssystem. Selbst die Maaslinie war unbefestigt geblieben. Als man sich im Herbst des Jahres 1916 vom Ernst der Lage Rechenschaft gegeben hatte und daran gegangen war, rückwärtige Linien zu bauen, waren nicht genügend Arbeitskräfte zur Herstellung so tief gegliederter Stellungen vorhanden gewesen. Im Frühling 1918 standen 40 Divisionen, die im Westen hätten schanzen können, im Osten gebunden.

Trat das deutsche Heer zum Angriff an, so mußte der Sturm aus der Linie hervorbrechen, in der die Deutschen die letzten großen Angriffe des Feindes abgeschlagen hatten. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, die Offensive auf eine breite und in der Breite verschiebbare Grundlage zu stellen und verschiedene Ziele ins Auge zu fassen. Wo aber auch diese Ziele gesucht und wie sie geographisch genannt werden mochten — das Hauptziel war und blieb die Vernichtung der lebenden Kräfte der feindlichen Heere, die Zertrümmerung der militärischen Macht der Koalition. Wurde dies nach glücklicher Durchbrechung der Front durch Manöver erreicht und der Feind in eine Lage gebracht, die ihm nicht mehr gestattete, den Kampf im freien Felde und in der Raumtiefe auszufechten, sondern ihn nötigte, unter Preisgabe seiner Verbindungslinien seitlich auszuweichen, so winkte den Deutschen ein entscheidender Sieg. War dies nicht der Fall, mußte Hindenburg sich begnügen nach englisch-französischem Vorbild möglichst viele feindlichen Streiter und Streitmittel in ihren Stellungen unschädlich zu machen und eine Reihe von Parallelschlachten zu liefern, so blieb der Erfolg im höchsten Grad zweifelhaft, denn der Angreifer blutete so stark wie der Verteidiger, und dem Verteidiger strömten amerikanische Reserven zu, während der Angreifer seine eigenen Kräfte schwinden sah, ohne sie ersetzen zu können.

Die deutsche Offensive vom 18. März bis 12. Juni 1918

Der deutsche Angriffsplan

Im Hauptquartier Hindenburgs und Ludendorffs waren die Angriffsmöglichkeiten seit Monaten erwogen und drei große Angriffssphären in den Kreis der engeren Betrachtung gerückt worden. Man dachte daran, in Flandern, zwischen Arras und St. Quentin oder bei Verdun anzugreifen. Da die versumpften Niederungen der Yser und der Lys im März noch nicht betreten werden konnten und ein konzentrischer Angriff bei Verdun unter Aussparung der Festung in bergiges Gelände führte, entschied sich Ludendorff für den Angriff aus der Mitte. Dieser Entschluß gründete sich wesentlich auf taktische Erwägungen, tat aber höheren strategischen Zwecken Genüge, da der Angriff sich gegen die Nahtstelle der englisch-französischen Heeresmasse richtete und den rechten Flügel der Engländer, der die Linie Amiens—Paris deckte, zur Preisgabe der Sommelinie und zum exzentrischen Rückzug auf die britische Operationsbasis nördlich der Linie Amiens—Abbéville zwingen konnte. Gelang dies, so wurde das englische Heer vom französischen getrennt und operativ gelähmt. Erschwerend wirkte der Umstand, daß der Angriff in die Sommewüste und darüber hinaus ins Sammelbecken der französischen Heeresreserve führte, das von Eisenbahnen und Kunststraßen gespeist und durch das Pariser Lager gedeckt wurde. Fiel der Franzose dem Angreifer rechtzeitig in die linke Flanke, so brach er dem Zentrumstoß die tödliche Spitze ab. Doch dann lockte die Flanderner Angriffssphäre um so stärker zum Nachstoß. Griff Hindenburg nach der ersten Schlacht alsbald an der Lys an, so wurde der Hauptangriff aus der Mitte nachträglich zum Flügelangriff gegen Haigs Rechte, dem der Nachstoß an der Lys als Flügelangriff gegen die britische Linke auf dem Fuße folgen konnte, um die englischen Armeen rechts und links abzuklemmen und über Amiens und St. Omer auf die Linie Abbéville—Boulogne—Dünkirchen zu werfen. Freilich hing die Größe des dadurch sich ergebenden Erfolges von der Kraft und der Schnelligkeit der zeitlich miteinander verknüpften Angriffe ab. Nur wenn diese rasch und nachdrücklich Schlag auf Schlag geführt werden konnten und geführt wurden, war es möglich, das britische Heer zu schlagen und zu verkrüppeln, ehe der Franzose ihm Unterstützung lieh.

Befaßt man sich mit dem Angriffsgedanken, der diesem Feldzug Leben gab, so erkennt man, daß Hindenburg und Ludendorff sich gerade zu Beginn der großen Westoffensive in viel höherem Maße von taktischen Rücksichten leiten ließen als im Osten, wo die große Strategie ihre Adlerschwingen entfaltet und jahrelang über den Schlachtfeldern Polens und Galiziens geschwebt hatte.

Die Gebundenheit der taktischen Verhältnisse des auf die Verwendung von Maschinen gestellten Stellungskrieges mit angelehnten Flanken schien der beflügelten Strategie zu spotten. Ludendorff stellte im Frühling 1918 sogar ausdrücklich den Grundsatz auf, daß die Taktik über die reine Strategie zu stellen sei und handelte danach, als er dem Angriff aus der Mitte den Vorzug gab. Ob dieser Grundsatz zur Fessel wurde und in welchem Maße der Feind instand gesetzt wurde, das Verhältnis umzukehren und die große Strategie über die Taktik zu stellen, indem er Schlacht auf Schlacht abwetterte, um im klassischen Augenblick aus der Abwehr zum Gegenangriff auf den geschwächten Feind überzugehen, mußte der Verlauf des Feldzuges lehren.

Der Aufmarsch

Am 18. März begab sich die deutsche Heeresleitung von Spaa nach Avesnes auf den Befehlsstand, von dem sie die Schlachtenfolge zu leiten gedachte. Die Versammlung der Angriffsmasse war geglückt, ohne daß der Feind genügenden Einblick in den Aufmarsch gewonnen hätte. Die mächtige Front war neugegliedert und die Angriffsdivisionen standen in gedeckten Räumen, zwischen den Ardennen und dem Scheldebecken, bereit, auf das letzte Zeichen in die Front zu rücken. Noch einmal — diesmal zu leidenschaftlicher Ergriffenheit gesteigert und bis zum Zerreißen gespannt — durchdrang der Wille zum Sieg die ausgemergelten Leiber, die gehetzten Nerven, die gemarterten Seelen der müden deutschen Streiter.

Die Front stand vom Meer bis zur Schweizergrenze zu Angriff und Abwehr gegliedert. Die Angriffsmasse umfaßte die inneren Flügel der Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Kronprinz Wilhelm. Am linken Flügel der Heeresgruppe Rupprecht war zwischen Fresnes und Moeuvres die von Otto v. Below geführte 17. Armee aufgerückt, links von ihr, zwischen Cambrai und Bellicourt, stand die 2. Armee v. d. Marwitz. An der linken Schulter Marwitzens focht die 18. Armee, die General v. Hutier um St. Quentin und La Fère versammelt hatte. Hutier unterstand dem Oberbefehl des Kronprinzen Wilhelm, dessen Bereich bis in die Gegend von Le Catelet ausgedehnt worden war. An Hutiers linker Seite stand die 7. Armee des Generals v. Böhn. Sie hütete den Oisegrund, das Hügelland von St. Gobain, den Ailettegrund und die Hochfläche von Monampteuil. Die Ausdehnung des Befehlsbereiches des Deutschen Kronprinzen nach Norden war durch Abtrennung des Abschnittes Verdun wettgemacht worden. Ludendorff hatte vor Verdun eine Armeegruppe unter dem Oberbefehl des Generals v. Gallwitz gebildet, in der Gallwitzens 5. Armee und die Armeeabteilung C des Generalleutnants Fuchs vereinigt fochten. Die Heeresgruppe des Herzogs Albrecht von Württemberg, die die Armeeabteilungen A und B der Generale

v. Mudra und v. Gündell umfaßte, wurde durch die Einschiebung der 19. Armee unter der Führung des Generals v. Bothmer verstärkt.

Während die 17., 2., 18. und 7. Armee sich in der Mitte zum Sprung bereit machten, standen die Fronten zwischen dem Meere und der Scarpe, zwischen dem Ailettekanal und dem Rhein-Marne-Kanal und in den Vogesen zur Abwehr gegliedert in ihren Verteidigungszonen. Auch sie waren darauf gefaßt, vom Strudel des Geschehens ergriffen und in die Schlachtenfolge gerissen zu werden, deren Vorkämpfe die Westfront seit den Februartagen in Unruhe hielten.

Wetterleuchten lief die ungeheueren Linien entlang und erhellte auf Augenblicke die Schwärze des westlichen Horizontes. Wartete auf deutscher Seite alles auf das Zeichen zum Sturm, so war auf der Seite des Gegners alles zur Abwehr fertig. Clémenceau und Lloyd George wußten, was drohte. Der Diktator Frankreichs war am 3. März im Schneesturm über den Ärmelkanal gefahren, um den Kriegspakt zum Entscheidungskampf fester zu schmieden, und der Engländer war zu allem willig, um den Krieg zu gewinnen. Noch fochten Haig und Pétain, nur durch Abrede gebunden, selbständig, aber schon dachte man wieder an die Ernennung eines Generalissimus, diesmal nicht zur Durchführung eines bestimmten Angriffs wie im April 1917, sondern zu unbefristeter Abwehr im Drange der Not. England hatte alles getan, um die Front aufzufüllen, und Haig stand mit 5 Armeen von Flandern bis La Fère im Felde. Die 5. Armee focht unter dem Oberbefehl Goughs am äußersten rechten Flügel neben Sir Julian Byngs 3. Armee, die auf der Walstatt der Cambraier Schlachten und auf den Scarpehügeln eingegraben lag. An Byngs linker Schulter stand Horne mit der 1. Armee bis zum Kanal von La Bassée, und an der Lys und bei Ypern focht Plumers 2. Armee. Rawlinson stand mit der 4. Armee als Reserve im zweiten Treffen.

Gough hatte die 3. französische Armee abgelöst. Humberts Franzosen waren oiseabwärts gezogen, um sich als strategische Reserve vor Paris zu lagern. General Gough gebot über 175 000 Mann, die in dreifach gegliederten Stellungen vor den Toren St. Quentins verschanzt lagen. Über ihnen und Byngs 330 000 Mann hing das Schwert der deutschen Offensive.

Die Schlacht zwischen der Scarpe und der Oise

Die Engländer erhielten schon in den ersten Tagen des März geheime Kunde vom drohenden Sturm, und als Gough am 20. März erfuhr, daß der Angriff dicht bevorstehe, begann er die feindliche Front zwischen St. Quentin und Le Catelet scharf zu beschießen. Auch Byng trat an die Kanone. Am Abend des 20. März flammte das Mündungsfeuer der britischen Geschütze vom Sensébach bis zum Crozatkanal, aber die deutsche Artillerie antwortete

träge, und die mächtigen Fernbatterien St. Quentins schwiegen ganz. Da stellten die Engländer das Feuer wieder ein — vor La Fère hatten sie keinen Schuß gelöst — und die Nacht, eine dunkle, neblige Märznacht legte sich feucht und kalt auf die verstummenden Gräben.

Es war die Nacht vor dem großen Sturm. Lautlos ballten sich die deutschen Divisionen zum Angriff. Sie waren in sechs Nachtmärschen herangeführt worden, hatten am Tage in Wäldern und unter Straßenmasken geruht, waren im Dunkel singend durch die ausgestorbenen Dörfer gezogen und so den spähenden Fliegern des Feindes entgangen. Nun stand das nächtliche Heer zum Tagkampf zwischen der Scarpe und der Oise aufmarschiert. Die Armeen Below, Marwitz und Hutier traten an. Below war gehalten, unter Deckung gegen Arras beiderseits von Marquion gegen Süden vorzubrechen und die Straße Bapaume—Cambrai zu erstreiten, Marwitz sollte zwischen Le Pavé und Bellicourt in westlicher Richtung angreifen und über die Linie Epéhy—Roisel auf Péronne durchbrechen, und Hutier war angewiesen, zu beiden Seiten von St. Quentin, zwischen dem Omignonbach und der Oise zu stürmen und den Feind über den Crozat- und den Sommekanal zu werfen. Die 7. Armee stellte ihr Flügelkorps v. Gayl bei La Fère zum Angriff bereit, um den Angriff aus der Flanke zu unterstützen und die Engländer an der Oise auf Noyon zu wälzen.

Im ersten Treffen dieser Schlachtfront standen 40 Divisionen; ebenso viele folgten in der Staffel, um den kampfmüden Stürmern die Siegesfackel abzunehmen und hochgeschwungen tiefer in den Feind zu tragen. Als sich die Schlacht zu Ende neigte, waren mehr als 100 Divisionen hindurchgeschritten.

Zögernd nahte der 22. März. Dichter Dunst lagerte auf der welligen Niederung der Picardie. Die aufgesessenen Kanoniere sahen kaum die Umrisse des Stangenreiters im Nebel. Es war ein Sturm ins Ungewisse. Aber der Angriffsbefehl war gegeben und der ungeheuere Mechanismus der Schlacht hob zum Schlag aus. Um 4 Uhr 40 Minuten brüllte die deutsche Front von der Sensée bis zur Oise auf. Der gewaltigste Feuerschlag des Krieges ging auf die Briten nieder. Er riß das starr aufgebaute Artilleriesystem des Verteidigers binnen zwei Stunden in Fetzen. Als die großen Batterien des Engländers zerschlagen lagen, entlud sich der Zorn der deutschen Geschütze über den Gräben der Infanterie. Ungezählte Minenwerfer schleuderten Verderben ins englische Stellungslabyrinth. Eine Stunde später zog sich das Feuer aller Kaliber zur Walze zusammen und rollte langsam, breitgefächert, von Tausenden von Mäulern gespeist, vor der stürmenden Infanterie in die wogenden, giftgeschwängerten Nebel.

Der Angreifer steigt aus den Gräben.

Deutsche Infanterie schreitet, von bespannten Geschützen und Minenwerfern begleitet, zum Sturm auf die Linie Monchy—Croisilles—Epéhy—

besetzte am 14. April Batum, am 26. April Kars und gab, von diesen Erfolgen trunken, den Schutz der osmanischen Südflanke und den Zusammenhang auf den inneren Linien preis. Nahm der Engländer Damaskus, drang er gegen Aleppo vor, so fiel Envers kaukasischer Feldzug, an der Wurzel getroffen, in sich zusammen. Liman und Ludendorff sahen dieser kaukasischen „Fantasia" ohnmächtig zu. Da Liman zum Angriff zu schwach war, wendete er alles auf, Allemby den Weg zu verlegen und die Streitkräfte der Entente in Judäa so lange zu fesseln, bis die Entscheidung im Westen, auf dem Hauptschauplatz des Weltkrieges, gefallen war.

Der Zwang zum Angriff im Westen

Die strategische Lage, der sich Deutschland im Vorfrühling des Jahres 1918 im Westen gegenübersah, forderte den Angriff. Vergaß man der Schwäche, die im entkräfteten Schoße des von überwältigender Übermacht umgebenen Staates gebunden lag, und der Tatsache, daß Deutschland keine Mittel besaß, die Vereinigten Staaten von Amerika zum Frieden zu zwingen, so erschienen die strategischen Voraussetzungen der Offensive im Westen noch günstiger als sie in Wirklichkeit waren. Nicht als ob darüber Gewißheit bestanden hätte, daß die auf einer einzigen gestreckten Front vereinigten Hauptkräfte nun die mit Menschen, Maschinen und Verteidigungswerken überfüllten Linien der Gegner zu durchbrechen und die englisch-französischen Armeen in Bewegungsschlachten entscheidend zu schlagen vermocht hätten — im Kriege ist alles ungewiß —, wohl aber im Hinblick auf die glücklich vollendete Versammlung der Angriffsmasse, die Auflösung der russischen Kampffront, die Unfähigkeit der Orientarmee zum großen Angriff überzugehen und nicht zuletzt im Hinblick auf die strategische Bedrängnis der Italiener, die sich an der Piave und in den Lessiner Alpen von einer Offensive der Österreicher bedroht fühlten.

Die amerikanische Armee, die nicht nur von England und Frankreich, sondern auch von Italien zur Hilfeleistung angerufen wurde, war im März des Jahres 1918 noch nicht stark genug, in großen geschlossenen Verbänden auf der Walstatt zu erscheinen. Von den 300 000 Mann, die damals unter dem Oberbefehl des Generals Pershing in Frankreich versammelt standen, waren nur wenige Divisionen in bewegter Schlacht zu verwenden. Der Deutsche mußte indes damit rechnen, daß das Gerippe einer großen amerikanischen Armee vorhanden war und in den Übungslagern der Vereinigten Staaten über eine Million Mann gedrillt wurden, die im Sommer nach Europa eingeschifft werden konnten. Die deutsche Marineleitung war jedoch der Ansicht, daß der Schiffsraum zu schnellen, umfangreichen Verschiffungen fehle und berief sich darauf, daß im Frühjahr 1918 bereits 16 Millionen Brutto-Register-

tonnen versenkt worden seien, ohne zu bedenken, daß England trotzdem noch nicht zum Frieden genötigt worden war und daß überall neue Schiffe gebaut wurden. Um so entschiedener und um so rascher mußte die deutsche Heeresleitung zum Angriff schreiten und die feindlichen Streitkräfte zu zertrümmern suchen.

Es war der unmittelbar entscheidende, als solcher deutlich hervorgehobene Augenblick des Krieges, und es gibt kein Beispiel in der Kriegsgeschichte, das von solchem Zwang zum Handeln, von solcher Tragik der Vorbestimmung zeugte. Wären Hindenburg und Ludendorff nicht schon im Vorfrühling des Jahres 1917 gezwungen worden, in einem großen strategischen Rückzug Bewegungsfreiheit und Zeitgewinn zu suchen, so hätten sie vielleicht im Jahre 1918 zu diesem Mittel greifen können, um Raum zum Sprung zu gewinnen und den Feind unmittelbar nach der Bewegung in ungefestigter Stellung zu überfallen. Aber daran war nicht zu denken, denn die Siegfriedstellung war das letzte ausgebaute Verteidigungssystem. Selbst die Maaslinie war unbefestigt geblieben. Als man sich im Herbst des Jahres 1916 vom Ernst der Lage Rechenschaft gegeben hatte und daran gegangen war, rückwärtige Linien zu bauen, waren nicht genügend Arbeitskräfte zur Herstellung so tief gegliederter Stellungen vorhanden gewesen. Im Frühling 1918 standen 40 Divisionen, die im Westen hätten schanzen können, im Osten gebunden.

Trat das deutsche Heer zum Angriff an, so mußte der Sturm aus der Linie hervorbrechen, in der die Deutschen die letzten großen Angriffe des Feindes abgeschlagen hatten. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, die Offensive auf eine breite und in der Breite verschiebbare Grundlage zu stellen und verschiedene Ziele ins Auge zu fassen. Wo aber auch diese Ziele gesucht und wie sie geographisch genannt werden mochten — das Hauptziel war und blieb die Vernichtung der lebenden Kräfte der feindlichen Heere, die Zertrümmerung der militärischen Macht der Koalition. Wurde dies nach glücklicher Durchbrechung der Front durch Manöver erreicht und der Feind in eine Lage gebracht, die ihm nicht mehr gestattete, den Kampf im freien Felde und in der Raumtiefe auszufechten, sondern ihn nötigte, unter Preisgabe seiner Verbindungslinien seitlich auszuweichen, so winkte den Deutschen ein entscheidender Sieg. War dies nicht der Fall, mußte Hindenburg sich begnügen nach englisch-französischem Vorbild möglichst viele feindlichen Streiter und Streitmittel in ihren Stellungen unschädlich zu machen und eine Reihe von Parallelschlachten zu liefern, so blieb der Erfolg im höchsten Grad zweifelhaft, denn der Angreifer blutete so stark wie der Verteidiger, und dem Verteidiger strömten amerikanische Reserven zu, während der Angreifer seine eigenen Kräfte schwinden sah, ohne sie ersetzen zu können.

Die deutsche Offensive vom 18. März bis 12. Juni 1918

Der deutsche Angriffsplan

Im Hauptquartier Hindenburgs und Ludendorffs waren die Angriffsmöglichkeiten seit Monaten erwogen und drei große Angriffssphären in den Kreis der engeren Betrachtung gerückt worden. Man dachte daran, in Flandern, zwischen Arras und St. Quentin oder bei Verdun anzugreifen. Da die versumpften Niederungen der Yser und der Lys im März noch nicht betreten werden konnten und ein konzentrischer Angriff bei Verdun unter Aussparung der Festung in bergiges Gelände führte, entschied sich Ludendorff für den Angriff aus der Mitte. Dieser Entschluß gründete sich wesentlich auf taktische Erwägungen, tat aber höheren strategischen Zwecken Genüge, da der Angriff sich gegen die Nahtstelle der englisch-französischen Heeresmasse richtete und den rechten Flügel der Engländer, der die Linie Amiens—Paris deckte, zur Preisgabe der Sommelinie und zum exzentrischen Rückzug auf die britische Operationsbasis nördlich der Linie Amiens—Abbéville zwingen konnte. Gelang dies, so wurde das englische Heer vom französischen getrennt und operativ gelähmt. Erschwerend wirkte der Umstand, daß der Angriff in die Sommewüste und darüber hinaus ins Sammelbecken der französischen Heeresreserve führte, das von Eisenbahnen und Kunststraßen gespeist und durch das Pariser Lager gedeckt wurde. Fiel der Franzose dem Angreifer rechtzeitig in die linke Flanke, so brach er dem Zentrumstoß die tödliche Spitze ab. Doch dann lockte die Flanderner Angriffssphäre um so stärker zum Nachstoß. Griff Hindenburg nach der ersten Schlacht alsbald an der Lys an, so wurde der Hauptangriff aus der Mitte nachträglich zum Flügelangriff gegen Haigs Rechte, dem der Nachstoß an der Lys als Flügelangriff gegen die britische Linke auf dem Fuße folgen konnte, um die englischen Armeen rechts und links abzuklemmen und über Amiens und St. Omer auf die Linie Abbéville—Boulogne—Dünkirchen zu werfen. Freilich hing die Größe des dadurch sich ergebenden Erfolges von der Kraft und der Schnelligkeit der zeitlich miteinander verknüpften Angriffe ab. Nur wenn diese rasch und nachdrücklich Schlag auf Schlag geführt werden konnten und geführt wurden, war es möglich, das britische Heer zu schlagen und zu verkrüppeln, ehe der Franzose ihm Unterstützung lieh.

Befaßt man sich mit dem Angriffsgedanken, der diesem Feldzug Leben gab, so erkennt man, daß Hindenburg und Ludendorff sich gerade zu Beginn der großen Westoffensive in viel höherem Maße von taktischen Rücksichten leiten ließen als im Osten, wo die große Strategie ihre Adlerschwingen entfaltet und jahrelang über den Schlachtfeldern Polens und Galiziens geschwebt hatte.

Die Gebundenheit der taktischen Verhältnisse des auf die Verwendung von Maschinen gestellten Stellungskrieges mit angelehnten Flanken schien der beflügelten Strategie zu spotten. Ludendorff stellte im Frühling 1918 sogar ausdrücklich den Grundsatz auf, daß die Taktik über die reine Strategie zu stellen sei und handelte danach, als er dem Angriff aus der Mitte den Vorzug gab. Ob dieser Grundsatz zur Fessel wurde und in welchem Maße der Feind instand gesetzt wurde, das Verhältnis umzukehren und die große Strategie über die Taktik zu stellen, indem er Schlacht auf Schlacht abwetterte, um im klassischen Augenblick aus der Abwehr zum Gegenangriff auf den geschwächten Feind überzugehen, mußte der Verlauf des Feldzuges lehren.

Der Aufmarsch

Am 18. März begab sich die deutsche Heeresleitung von Spaa nach Avesnes auf den Befehlsstand, von dem sie die Schlachtenfolge zu leiten gedachte. Die Versammlung der Angriffsmasse war geglückt, ohne daß der Feind genügenden Einblick in den Aufmarsch gewonnen hätte. Die mächtige Front war neugegliedert und die Angriffsdivisionen standen in gedeckten Räumen, zwischen den Ardennen und dem Scheldebecken, bereit, auf das letzte Zeichen in die Front zu rücken. Noch einmal — diesmal zu leidenschaftlicher Ergriffenheit gesteigert und bis zum Zerreißen gespannt — durchdrang der Wille zum Sieg die ausgemergelten Leiber, die gehetzten Nerven, die gemarterten Seelen der müden deutschen Streiter.

Die Front stand vom Meer bis zur Schweizergrenze zu Angriff und Abwehr gegliedert. Die Angriffsmasse umfaßte die inneren Flügel der Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Kronprinz Wilhelm. Am linken Flügel der Heeresgruppe Rupprecht war zwischen Fresnes und Moeuvres die von Otto v. Below geführte 17. Armee aufgerückt, links von ihr, zwischen Cambrai und Bellicourt, stand die 2. Armee v. d. Marwitz. An der linken Schulter Marwitzens focht die 18. Armee, die General v. Hutier um St. Quentin und La Fère versammelt hatte. Hutier unterstand dem Oberbefehl des Kronprinzen Wilhelm, dessen Bereich bis in die Gegend von Le Catelet ausgedehnt worden war. An Hutiers linker Seite stand die 7. Armee des Generals v. Böhn. Sie hütete den Oisegrund, das Hügelland von St. Gobain, den Ailettegrund und die Hochfläche von Monampteuil. Die Ausdehnung des Befehlsbereiches des Deutschen Kronprinzen nach Norden war durch Abtrennung des Abschnittes Verdun wettgemacht worden. Ludendorff hatte vor Verdun eine Armeegruppe unter dem Oberbefehl des Generals v. Gallwitz gebildet, in der Gallwitzens 5. Armee und die Armeeabteilung C des Generalleutnants Fuchs vereinigt fochten. Die Heeresgruppe des Herzogs Albrecht von Württemberg, die die Armeeabteilungen A und B der Generale

v. Mudra und v. Gündell umfaßte, wurde durch die Einschiebung der 19. Armee unter der Führung des Generals v. Bothmer verstärkt.

Während die 17., 2., 18. und 7. Armee sich in der Mitte zum Sprung bereit machten, standen die Fronten zwischen dem Meere und der Scarpe, zwischen dem Ailettekanal und dem Rhein-Marne-Kanal und in den Vogesen zur Abwehr gegliedert in ihren Verteidigungszonen. Auch sie waren darauf gefaßt, vom Strudel des Geschehens ergriffen und in die Schlachtenfolge gerissen zu werden, deren Vorkämpfe die Westfront seit den Februartagen in Unruhe hielten.

Wetterleuchten lief die ungeheueren Linien entlang und erhellte auf Augenblicke die Schwärze des westlichen Horizontes. Wartete auf deutscher Seite alles auf das Zeichen zum Sturm, so war auf der Seite des Gegners alles zur Abwehr fertig. Clémenceau und Lloyd George wußten, was drohte. Der Diktator Frankreichs war am 3. März im Schneesturm über den Ärmelkanal gefahren, um den Kriegspakt zum Entscheidungskampf fester zu schmieden, und der Engländer war zu allem willig, um den Krieg zu gewinnen. Noch fochten Haig und Pétain, nur durch Abrede gebunden, selbständig, aber schon dachte man wieder an die Ernennung eines Generalissimus, diesmal nicht zur Durchführung eines bestimmten Angriffs wie im April 1917, sondern zu unbefristeter Abwehr im Drange der Not. England hatte alles getan, um die Front aufzufüllen, und Haig stand mit 5 Armeen von Flandern bis La Fère im Felde. Die 5. Armee focht unter dem Oberbefehl Goughs am äußersten rechten Flügel neben Sir Julian Byngs 3. Armee, die auf der Walstatt der Cambraier Schlachten und auf den Scarpehügeln eingegraben lag. An Byngs linker Schulter stand Horne mit der 1. Armee bis zum Kanal von La Bassée, und an der Lys und bei Ypern focht Plumers 2. Armee. Rawlinson stand mit der 4. Armee als Reserve im zweiten Treffen.

Gough hatte die 3. französische Armee abgelöst. Humberts Franzosen waren oiseabwärts gezogen, um sich als strategische Reserve vor Paris zu lagern. General Gough gebot über 175 000 Mann, die in dreifach gegliederten Stellungen vor den Toren St. Quentins verschanzt lagen. Über ihnen und Byngs 330 000 Mann hing das Schwert der deutschen Offensive.

Die Schlacht zwischen der Scarpe und der Oise

Die Engländer erhielten schon in den ersten Tagen des März geheime Kunde vom drohenden Sturm, und als Gough am 20. März erfuhr, daß der Angriff dicht bevorstehe, begann er die feindliche Front zwischen St. Quentin und Le Catelet scharf zu beschießen. Auch Byng trat an die Kanone. Am Abend des 20. März flammte das Mündungsfeuer der britischen Geschütze vom Sensébach bis zum Crozatkanal, aber die deutsche Artillerie antwortete

träge, und die mächtigen Fernbatterien St. Quentins schwiegen ganz. Da stellten die Engländer das Feuer wieder ein — vor La Fère hatten sie keinen Schuß gelöst — und die Nacht, eine dunkle, neblige Märznacht legte sich feucht und kalt auf die verstummenden Gräben.

Es war die Nacht vor dem großen Sturm. Lautlos ballten sich die deutschen Divisionen zum Angriff. Sie waren in sechs Nachtmärschen herangeführt worden, hatten am Tage in Wäldern und unter Straßenmasken geruht, waren im Dunkel singend durch die ausgestorbenen Dörfer gezogen und so den spähenden Fliegern des Feindes entgangen. Nun stand das nächtliche Heer zum Tagkampf zwischen der Scarpe und der Oise aufmarschiert. Die Armeen Below, Marwitz und Hutier traten an. Below war gehalten, unter Deckung gegen Arras beiderseits von Marquion gegen Süden vorzubrechen und die Straße Bapaume—Cambrai zu erstreiten, Marwitz sollte zwischen Le Pavé und Bellicourt in westlicher Richtung angreifen und über die Linie Epéhy—Roisel auf Péronne durchbrechen, und Hutier war angewiesen, zu beiden Seiten von St. Quentin, zwischen dem Omignonbach und der Oise zu stürmen und den Feind über den Crozat- und den Sommekanal zu werfen. Die 7. Armee stellte ihr Flügelkorps v. Gayl bei La Fère zum Angriff bereit, um den Angriff aus der Flanke zu unterstützen und die Engländer an der Oise auf Noyon zu wälzen.

Im ersten Treffen dieser Schlachtfront standen 40 Divisionen; ebenso viele folgten in der Staffel, um den kampfmüden Stürmern die Siegesfackel abzunehmen und hochgeschwungen tiefer in den Feind zu tragen. Als sich die Schlacht zu Ende neigte, waren mehr als 100 Divisionen hindurchgeschritten.

Zögernd nahte der 22. März. Dichter Dunst lagerte auf der welligen Niederung der Picardie. Die aufgesessenen Kanoniere sahen kaum die Umrisse des Stangenreiters im Nebel. Es war ein Sturm ins Ungewisse. Aber der Angriffsbefehl war gegeben und der ungeheuere Mechanismus der Schlacht hob zum Schlag aus. Um 4 Uhr 40 Minuten brüllte die deutsche Front von der Sensée bis zur Oise auf. Der gewaltigste Feuerschlag des Krieges ging auf die Briten nieder. Er riß das starr aufgebaute Artilleriesystem des Verteidigers binnen zwei Stunden in Fetzen. Als die großen Batterien des Engländers zerschlagen lagen, entlud sich der Zorn der deutschen Geschütze über den Gräben der Infanterie. Ungezählte Minenwerfer schleuderten Verderben ins englische Stellungslabyrinth. Eine Stunde später zog sich das Feuer aller Kaliber zur Walze zusammen und rollte langsam, breitgefächert, von Tausenden von Mäulern gespeist, vor der stürmenden Infanterie in die wogenden, giftgeschwängerten Nebel.

Der Angreifer steigt aus den Gräben.

Deutsche Infanterie schreitet, von bespannten Geschützen und Minenwerfern begleitet, zum Sturm auf die Linie Monchy—Croisilles—Epéhy—

Roisel—Vermand—Roupy—Seraucourt—La Fère. Sie überrennt die verqualmte erste Linie, wird aber in der zweiten mit Maschinengewehren und Geschützfeuer empfangen. Der Kampf wird zum Zusammenprall zwischen den Gräben. Die 17. Armee stößt auf den stärksten Feind. Sir Julian verteidigt Monchy, Croisilles, Noteuil und Morchies im Kampfe Mann gegen Mann. In Stollen und Trichtern, an Bahndämmen, in Dorfruinen hält der Brite stand, bis das letzte Gewehr verstummt. Die Deutschen leiden schwer. Am Abend endet Belows Sturm um Byngs 2. Linie im Zwischengelände. Byngs rechter Flügel ist nicht angegriffen worden. Er soll zwischen den Backen der von Below und Marwitz auf den Flügeln angesetzten Zange zerquetscht werden, aber das mißlingt, denn Byngs linker Flügel steht zu fest, um Below das Zukneifen zu erlauben. Um so unglücklicher kämpft Gough. Der linke Flügel der 2. Armee und die 18. Armee werfen alles über den Haufen. Im englisch-französischen Kriegsrat hat man ausgerechnet, daß die Engländer im Falle eines großen Angriffs 70 Stunden ohne französische Hilfe standhalten könnten, aber nun bricht Goughs Armee binnen 24 Stunden völlig zusammen. Die 2. deutsche Armee trägt den Sturm am ersten Tag bis vor die Tore Epéhys, durchstößt am Tage darauf die Linie Epéhy—Roisel und zerschlägt den verzweifelten Widerstand des linken Flügels Goughs vor den Toren von Péronne. Während Byng seinen rechten Flügel geschickt aus dem Sack zieht, der sich vor Cambrai geöffnet hat und fechtend über Bertincourt—Gouzeaucourt auf Bapaume weicht, ohne Below an der Straße Cambrai—Bapaume so rasch Raum zu geben, daß dieser ihm hätte in die Flanke fallen können, verliert Gough die Zügel der Befehlsgewalt völlig. Englands 5. Armee stürzt zerschlagen auf die Linie Péronne—Ham—La Fère zurück. Hutier ficht wie Below bei Karfreit. Infanterie, Feldartillerie, bespannte Minenwerfer stürmen im wogenden Nebel über die englischen Stellungstrümmer und schlagen den Feind, wo sie ihn treffen. Vor ihnen her wandert die Feuerwalze, hinter ihnen klirren vorstrebende Reservedivisionen, über ihnen rauschen die eisernen Kriegsvögel. Auch Hutier zahlt mit kostbarem Blut, aber Belows Streiter fallen dicht gedrängt auf schmalem Feld, während Marwitzens und Hutiers Tote und Verwundete über weite Räume zerstreut liegen. Am Abend des ersten Tages durchbricht Hutiers linker Flügel Goughs Hauptstellung auf der welligen Fläche zwischen dem Crozatkanal und der Oise südlich von St. Quentin. Goughs III. Korps, das die englische Front bei La Fère mit der französischen verknüpft, wird mit einem einzigen Streich durchhauen, das an seiner Linken fechtende XVIII. Korps zersprengt und das XIX. Korps am Omignonbach umfaßt und auf Ham geworfen. Von Goughs erstem Treffen ist am ersten Schlachttage fast nichts mehr übrig als vereinzelte Gruppen und die 9. Division des III. Korps, die sich bei Gouzeaucourt opfert, um die Straße nach Péronne zu decken. Verzweifelt kämpfen Trümmer Goughs um Epéhy, Savy, Roupy

und Vendeuil-Siez. Als der Abend naht, ist die englisch-französische Front durchbrochen — die klassische Nahtstelle springt auf.

Sir Douglas Haig steht vor einer Katastrophe. Noch in der Nacht dringt sein Hilfeschrei an Pétains Ohr. Haig meldet, daß Gough keine geschlossene Truppe mehr besitze. Gough sei 8 Kilometer weit gewichen, streue Kavallerie und Tanks als Nachhuten hinter sich und habe seinen Kanonieren befohlen, sich an den Geschützen töten zu lassen, um den Rückzug auf die Linie Péronne—Ham—La Fère zu decken. Pétain blickt auf die Karte und erkennt, fühlt, daß Ungeheueres geschehen ist. Der Engländer ist aus dem Felde geschlagen und gibt die Straße nach Paris frei. Das Herz Frankreichs ist bedroht. So war's schon einmal, am 28. August 1914, als Frenchs Korps zerschlagen über die Aisne fluteten! Pétain tut das Nächstliegende. Er sucht die Lücke mit allen Mitteln zu stopfen und entsendet zu diesem Zweck den General Pellé mit dem V. Korps und der 1. Kavalleriedivision zu Fuß gegen den Crozatabschnitt, um die Linie Le Tergnier—Ham zu besetzen und zu halten. Pellés Korps bricht ohne Gepäck, ohne Geschütz auf. Dicht gedrängt hocken die Leute auf den Kraftwagen, die in endlosen Kolonnen über Noyon nach Guiscard und Chauny rasen.

Unterdessen blättert die englische Front weiter ab. Hutier stürmt Tag und Nacht und wütet gleich dem Peliden unter Goughs Nachhuten, die sich immer noch verzweifelt wehren, aber überall unterliegen. Auch vor Marwitz ist der Feind ins Wanken gekommen und löst die Glieder. Below kämpft den schwersten Kampf, gewinnt aber bei Morchies und Vraucourt allmählich Raum und droht die Straße Bapaume—Cambrai zu unterbrechen. Stoßend, schlagend, mit dem Maschinengewehr, dem Infanteriegeschütz, der Handgranate kämpfend, brechen sich die deutschen Sturmdivisionen Bahn. Ein Kampfrausch steigt zum Himmel, wie ihn noch keine Schlacht seit dem Siegeslauf im August des Jahres 1914 sah. Was fällt, fällt mit dem Gesicht nach vorne. Über Granattrichter voller Leichen und zerfetzte Drahtverhaue stürmen Belows, Marwitzens, Hutiers Korps zur Tortille, zur Somme, zum Crozatkanal. Hinter ihnen schleichen lange Züge von Gefangenen, strömen viele Tausende von Verwundeten gen Cambrai. Aber es ist nicht mehr wie einst, nicht mehr der frohe, von heller Begeisterung zeugende Rausch, der die alte, im Frieden herangewachsene Armee beim Sturm in den Feind beseelt hatte, sondern die Entfesselung der in drei Jahren entarteten Stellungskrieges gesammelten Wut, die dieses im Kriege entstandene Heer, diese gehärteten, durch Entbehrungen geprüften Männer, diese entkräfteten, darbend aufgeschossenen Jünglinge ins Feuer treibt. Es ist das letzte große Opfer auf dem erkaltenden Altar des Vaterlandes.

Als es zum zweitenmal dunkel wird, ist der Engländer auf der ganzen Linie geschlagen, seine rechte Flügelarmee in Stücke gehauen. Byng ist von Morchies und Vraucourt über Vaulx geworfen und verliert am Abend

noch Havrincourt und Monchy. Belows Zentrum rückt fechtend auf Bapaume. Havrincourt und die Höhen von Epéhy-Roisel sind von Byng preisgegeben worden, und Marwitz rückt auf Péronne. Goughs Trümmer lassen die Höhen von Savy, Roupy und Séraucourt, Vendeuil und Siez in Hutiers Hand. Hutier fegt hinter ihnen drein und stürmt Le Tergnier. Die Crozatlinie ist von Umfassung bedroht.

Ludendorff sieht die Schlacht von Westen nach Südwesten abgelenkt, schiebt alles nach links zusammen und drängt nun rücksichtslos gegen Amiens vor. Die Armee Hutier wird zum Träger des entscheidenden Angriffs.

Während Marwitz nach der Durchbrechung der Linie Gouzeaucourt—Vermand den Feind auf die Tortille wirft und das Korps Watter Fins nimmt, kämpft Hutier um den Übergang über den Crozatkanal. Der Feind hat den Fall von Le Tergnier nicht verschmerzt, sondern wendet alles auf, die Crozatlinie zu halten, die vom Korps Gayl aufgerollt wird. Die Division v. Eichendorff hat den Sturm am linken Flügel der Angriffsfront aus den Trümmern des Pariser Tors der zerschossenen Sumpffeste La Fère ins frei Feld getragen, zwei englische Stellungen überrannt und den Crozatkanal bei Tergnier überschritten. Verblutende englische Nachhuten weichen vor ihr nach Südwesten. Bornhausens Jäger drängen nach und greifen in der Frühe des 22. März die dritte englische Stellung südwestlich von Tergnier an. Da treten ihnen Pellés Regimenter entgegen. Aus dichtem Nebel tauchen plötzlich französische Helme, Angriff und Gegenangriff prallen aufeinander. Der Franzose wird nach heftigem Kampf auf Vouël geworfen und der Ort mit stürmender Hand genommen. Pellés Versuch, die von Goughs verlorene Crozatlinie wiederzuerobern, ist gescheitert.

Hutiers Generale Lüttwitz, Oetinger, Conta, Webern und Winckler und das Korps Gayl der Heeresgruppe Kronprinz Wilhelm durchschreiten kämpfend die Brückenköpfe St. Christ, Ham, St. Simon und Jussy, zersprengen die Trümmer Goughs, zerschlagen die 5. Division Pellés und brechen sich mit wütenden Schwertstreichen gegen Nesle, Golaucourt und die Gehölze Chaunys Bahn. Die aufgesprungene Nahtstelle wird zur klaffenden Lücke. Pellés Divisionen fluten zurück, die letzten englischen Kanoniere ruhen erschlagen an den überrannten Geschützen. Granaten, die aus neuen Kruppkanonen von 120 Kilometer Tragweite abgeschossen werden, steigen bei Crépy auf, erreichen in den hohen Luftschichten ungeahnte Geschwindigkeit und bersten über Paris.

Panik durchflutet die Stadt, die den Feind vor den Toren wähnt, aber weder Pétain noch Clémenceau verlieren die Fassung. Pétain ruft die 3. Armee zum Kampf, und Clémenceau fordert von Lloyd George den Oberbefehl für Foch.

Das Schicksal der Entente steht auf dem Spiel.

Noch ehe Foch den Oberbefehl über die alliierten Heere übernahm, traf Pétain die entscheidende Gegenmaßnahme. Er warf nicht nur die Armeen Humbert in die Bresche, sondern rief auch die 1. Armee an die Somme. Die 1. Armee war nach dem Scheitern der flandrischen Offensive vom Houthulster Wald nach Lothringen gesandt worden, um Verdun als Rückhalt zu dienen, falls Ludendorff an der Maas angriff. Nun erschien sie, von General Debeney herangeführt, in der Linie Montdidier—Clermont, um zwischen Amiens und Paris eine Verteidigungsflanke zu bilden und Hutiers Vormarsch vor der Avre zum Stehen zu bringen. Pétain faßte die Armee Humbert und Debeney unter dem Oberbefehl Fayolles zu einer Heeresgruppe zusammen und verlangte von Haig Verstärkungen zur Deckung der Linie Arras—Amiens.

Da der Aufmarsch der französischen Armeen einige Tage erforderte, Hutiers Angriffsmasse aber unaufhaltsam vom Crozatkanal auf Noyon vordrang, Marwitz schon vor den Toren Péronnes stand und Below trotz seiner Verluste nicht müde wurde, zwischen Arras und Bapaume anzugreifen, gipfelte der Angriff Hindenburgs und Ludendorffs am 24. März in der Vernichtung Goughs und der Eroberung der Sommelinie. Die 5. englische Armee verschwand vom Schlachtfeld. Ihr linker Flügel wurde von Byng aufgenommen, die Trümmer des Zentrums und des rechten Flügels lösten sich auf und flüchteten durch die Zwischenräume der französischen Divisionen gen Amiens. Pellé wich geschlagen über Guiscard und Chauny auf die Divette.

Die Deutschen überschritten die alten Walstätten und rückten siegreich gen Südwesten. Am Abend des 24. März fallen Bapaume, Sailly-Saillisel, Nesle, Guiscard und Chauny in deutsche Hand. Hutier bedroht die Linie Roye—Noyon.

Vergebens sucht Pétain den Schwall vor Roye zu dämmen. Die Sturmwogen der 18. Armee ergießen sich über Pellés Korps und wälzen Humberts Divisionen über die Linie Chaulnes—Roye—Chauny auf die Linie Moreuil—Montdidier—Lassigny zurück. Böhns 7. Armee setzt sich in Bewegung und beginnt am Oisegrund vorzugehen und vom Massiv St. Gobain ins Ailettetal hinabzusteigen. Der linke Flügel der noch feststehenden französischen Front sieht sich an der Aisnemündung von Überflügelung bedroht.

Am 25. März türmen die Deutschen Erfolg auf Erfolg. Below fühlt seine Kräfte schwinden — er hat in den ersten Tagen schwer geblutet und wird vor Arras in der rechten Flanke bedroht —, kämpft sich aber noch über die Straße Arras—Bapaume vor. Marwitz ist frischer; er überwindet fechtend das Trichtergelände der Sommeschlacht, überschreitet die Somme und erreicht in ungehemmtem Vorwärtsdrang die Bahnlinie Arras—Albert. Watter nimmt Estricourt, Manancourt, Ytres, Rocquigny und

Bouchavesnes, Marine stürmt den Wald von Mametz, die 54. Reservedivision die Heldenstätte Pozières, die 13., 25. und 199. Division nehmen die Höhen von Maurepas, und die Ostpreußen stürmen die Höhen bei Cléry. Marwitz rafft die letzten Kräfte zusammen und greift die Ancrelinie an. In Verfolgungskämpfen werfen die Truppen der 3. Marinedivision, der 9., 50. und 54. Reservedivision Byngs Zentrum bei Contalmaison, überschreiten die Ancre und dringen am 27. März mit dem geschlagenen Feind in Albert ein.

Unterdessen wühlt sich Hutiers Angriff tief und tiefer in die südwärts erweiterte Bresche. Er stürmt den Straßenstern Roye, überwindet Humberts Widerstand im Hügelland von Chauny und wälzt den Feind auf die Tiefenlinien der Divette und der Matz.

Foch ist im Ungewissen, ob Marwitz oder Hutier den Hauptangriff führt. Der eine bedroht die Linie Doullens—Amiens, der andere die Linie Amiens—Paris und die Straße nach Paris. Beide wühlen in den aufgerissenen inneren Flanken der alliierten Armeen. Foch bemüht sich, den Ansturm Hutiers an der Avre, an der Matzquelle und vor Lassigny zum Stehen zu bringen. Erschöpft und zerschlagen fluten Humberts Korps nach dem Verluste Royes auf Montdidier zurück. Pellé klammert sich noch an die Uferlehnen der Divette und kämpft um Lassigny. Die Franzosen weichen, bewahren aber den Zusammenhalt und werden von anrückenden Verstärkungen aufgenommen. Pétain treibt zur Eile. Zwischen Villers-Cotterets und Compiègne sind alle Straßen mit Traktoren bedeckt, die Feldgeschütze, Haubitzen und Langrohre aneinandergekoppelt an die Front schleppen. Auch Haig geht nicht müßig. Er häuft Australier und Kanadier an der Straße Albert—Amiens und zu beiden Seiten der Römerstraße und führt Hunderte von Tanks heran, um die Kraft des Angriffs zu brechen, der den abgesprengten rechten Flügel des britischen Heeres nach Doullens abzudrängen und Amiens zu erreichen sucht.

Der deutsche Angriff gipfelt in der Linie Albert—Roye. Von hier an beginnt die Kraft der Verteidigung zu wachsen, die Kraft des Angriffs zu erlahmen.

Die Deutschen verfügen nur über die Begleitbatterien, die dem Sturmlauf der Infanterie über Gräben und Trichter gefolgt sind und sind müder als die Franzosen, denn hinter ihnen liegen sieben Sturm- und Siegestage und 50 Kilometer erstrittenes Feld. Sie beginnen zu manövrieren. Da sich der Widerstand Humberts am Eckpfosten Lassigny auf den Höhen der Divette versteift, verschiebt Ludendorff das Schwergewicht gen Westen und sucht Humberts linken Flügel zu überflügeln. Er faßt die inneren Flügel der 2. und 18. Armee zum Angriff auf die Linie Villers-Bretonneux—Montdidier zusammen.

Inzwischen sind Debeneys Divisionen im Seinebecken angelangt. Kavallerie zu Fuß verteidigt die Zugänge von Montdidier, Jäger werfen sich

bei Rollot zwischen Lassigny und Montdidier ins Gefecht. Hutiers Divisionen sind todmüde, aber sie kämpfen immer noch um die Krönung des Sieges, den sie am Crozatkanal erfochten haben und an der Avre zu vollenden trachten. Die 88. Division stößt auf den Brückenkopf Moreuil herab, die 50. Division rückt über Rouvroye auf La Neuville, die 1. Gardedivision nimmt Erches und Saulchey und geht gegen Hamel-Pierrepont vor, die 28. Division wirft den Gegner nordöstlich von Montdidier, die 206. Division stürmt gegen Montdidier an, die 9. Division nimmt Faverolles und unterbricht die Straße Montdidier—Rollot—Ressons-sur-Matz, die 10. Reservedivision nimmt Rollot, die 10., 45., 231., 36. und 33. Division greifen die Linie Rollot—Lassigny an und suchen auf beiden Ufern der Matz gen Süden durchzubrechen und Pellé an der Divette zu umfassen. In erbitterten, blutigen, bis zum Handgemenge durchgeführten Kämpfen ringen die Deutschen mit Debeneys frischen Streitern. Die Dörfer werden genommen, verloren, wiedergewonnen, Uferlehnen erstürmt und unter dem Schnellfeuer französischer Batterien gehalten, obwohl nur noch wenige Gewehrträger am Leben sind.

Hutiers Löwensprung reißt alles nieder, was zwischen Roye und Montdidier standhält, und erreicht vor Sonnenuntergang das feste Montdidier. Im Abendschein stürmen die Deutschen die hochgebaute Stadt und treiben den Feind hügelan gen Grivesnes zurück. Hutiers Werk ist getan, ermattet sinkt er nieder. Er hat Gough, Pellé, Humbert, Fayolle geschlagen, aber er ist am Ende seiner Kräfte, hat weder Artillerie noch Gewehrmunition und sieht den Himmel schwarz von französischen Fliegern, sieht die Höhen zwischen der Avre und dem Royeflüßchen von feindlichen Batterien gekrönt und auf allen Straßen dichte Kolonnen näherrücken. Er muß ruhen, schlafen, Atem schöpfen, gräbt sich zwischen Moreuil und Lassigny flüchtig ein und sucht sich zu neuem Kampf zu stärken. Die Linien erstarren.

Ludendorff und Foch bereiten sich zur Fortsetzung der Schlacht, Ludendorff, indem er den Angriff fortzuführen trachtet, Foch, indem er die Verteidigung zu festigen sucht. Ludendorff verzichtet noch nicht darauf, Amiens zu erobern und die Linie Amiens—Paris zu unterbrechen, obwohl der Ausfallswinkel bereits so weit vorspringt, daß er zur Dauerstellung nicht mehr taugt. Der Scheitelpunkt Montdidier ist über 70 Kilometer von St. Quentin entfernt und die Schenkel Montdidier—Monchy und Montdidier—Barisis messen zusammen nahezu 200 Kilometer, also 130 Kilometer mehr als der Frontabschnitt, aus dem der Angriff am 21. März hervorbrach. Das ungeheure Gebiet, das die Sturmwogen der deutschen Offensive binnen sieben Tagen überschwemmten und ausräumten, bildet ein einziges Schlachtfeld. Stellungstrümmer, aufgegrabene Straßen, gesprengte Brücken, Dorfruinen, brennende Städte, altes und neues Trichtergelände, zerstörte Feldlager und rasch gewühlte Soldatenfriedhöfe machen die weiträumige Land-

schaft zu einem gefährlichen Hinterland. Mühsam überwindet der deutsche Nachschub die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich der Auffüllung der weit vorgetriebenen Angriffsfront entgegenstemmen. Sie zur Verteidigungszone zu gestalten, reichen weder Zeit noch Kräfte noch Gerät. Die Freiheit des Handelns wird zum Angriffszwang.

Am 30. März entbrennt die Schlacht aufs neue. Die Kämpfer haben in der Zwischenzeit nicht geruht. Hutier ringt in örtlichen Kämpfen um Festigung seiner Front, und Marwitz greift bei Albert und an der Römerstraße mit Teilkräften an, um sich der Erdwelle von Villers-Bretonneux zu bemächtigen, die das Glacis von Amiens bildet. Die 2. Armee trifft auf erstarkten Feind. Englische und französische Bataillone halten bunt durcheinandergewürfelt verzweifelt stand und verteidigen die Zugänge Amiens', um das Clémenceau mehr zittert als um Paris. Ein englischer Brigadegeneral, Perciman Cavey wird Amiens' Retter. Er rafft Versprengte, Depotbataillone, Mitrailleure, Pioniere und Erdarbeiter zusammen und fängt den Stoß des Korps Gontard bei Corbie auf. Gontard hämmert wütend auf die Briten ein, um den Weg freizuschlagen, durchbricht die englische Stellung bei Hamel, trifft aber dann auf Kanadier und Australier, die Rawlinson von Doullens herangeführt hat, und wird vor Villers-Bretonneux festgehalten. Die mit Hindernissen versehene und mit Geschütz und Maschinengewehren gespickte Erdwelle trotzt jedem Anlauf.

Um dieselbe Stunde schreitet Hutier zu neuem großem Angriff, aber auch er trifft auf frischen Feind. Die 1. französische Armee ist in die Linie gerückt und verteidigt den Abschnitt Montdidier—Moreuil—Hangard. Debeney findet an den Avrehöhen und am Westufer des Luceflüßchens, das nordwestlich von Moreuil in die Avre mündet, starken Rückhalt. Ist auch die Verbindung mit den Engländern, die bei Villers-Bretonneux kämpfen, noch nicht gefestigt, so ist doch die Lücke geschlossen, die Englands und Frankreichs Armeen für immer voneinander zu scheiden drohte.

Marwitz und Hutier kämpfen daher am 30. März eine neue Durchbruchsschlacht. Die strategische Sisyphusarbeit beginnt von vorn.

Die 17. Armee sucht noch einmal südwestlich von Arras Raum zu gewinnen, stößt aber auf Haigs Reserven, die aus Flandern und aus den Lagern von St. Omer und Doullens herbeiströmen und an der Straße Arras—Doullens—Amiens in dicken Klumpen aufmarschieren. Die 18. Armee und der linke Flügel der 2. Armee greifen mit dem Aufgebot aller Kräfte südlich der Römerstraße an. Sie ersteigen die Avrehöhen und werden auf der Hochfläche zwischen Avre und Noye gefesselt.

Humbert, Debeney und Rawlinson halten stand und gehen nach fehlgeschlagenen deutschen Vorstößen zu Gegenangriffen über. Englische Divisionen Debeneys kämpfen um Moreuil und wälzen sich mit Hofackers Divisionen engverschlungen an den Avrehängen hin und her. Hutiers rechter

Flügel geht todesmutig über das Glacis vor, das von Montdidier zu der Höhenlinie Malpart—Grivesnes—Cantigny—Villers-Tournelle—Welles emporsteigt. Die Schlacht erfaßt die ganze Front von Arras bis Lassigny und reift zwischen der Somme und der Avre, in der Linie Corbie—Villers-Bretonneux—Hangard—Moreuil—Grivesnes—Montdidier zur eigentlichen Durchbruchsschlacht.

Am 31. März, dem Ostertag des Jahres 1918, erstürmt die 1. Gardedivision unter schweren Opfern das Höhendorf Grivesnes. Das 1. Garderegiment zu Fuß dringt auf nackter Straße gegen das Schloß Grivesnes vor. Flankenfeuer aus dem hochstämmigen Park und den Schloßfenstern wirft ganze Kompagnien zu Boden. Zwei Panzerwagen erscheinen auf der Dorfstraße, um den Angriff zum Stehen zu bringen. Von Blei überschüttet ringt die Garde am Uferhang. Als es nachtet, ist das Dorf in ihrer Hand, im Schloßpark wütet Mann gegen Mann. Strömender Regen hüllt die Avrehöhen in graue Schleier.

Der Durchbruch aus dem Stegreif ist nicht geglückt. Ludendorff treibt noch einmal zum Angriff, führt Marwitz Geschütz und Panzerwagen zu und erneuert die Schlacht am 4. April zwischen Corbie und Moreuil, wo der Feind noch am wenigsten dicht steht. Aber es ist zu spät, die Schranke zu sprengen, die Fayolle vor den Toren Amiens' aufgerichtet hat. Die Verteidigung ist stärker als der Angriff, der den gedeckt stehenden Feind nicht mehr zu überrennen vermag.

Der erste Akt der Schlachtenfolge geht zu Ende.

Es war ein Schlachtengang von überwältigender Größe. Der Deutsche hatte den Engländern einen furchtbaren Schlag versetzt. Die 5. Armee der Briten war in alle Winde zerstoben. Mehr als 90 000 Gefangene und 1100 Geschütze fielen in deutsche Hand. Der Versailler Kriegsrat sah Haig aus der Angriffsstellung, in der er sich seit dem 1. Juli 1916 behauptet hatte, in die Abwehr geworfen und von Paris, das die Franzosen in seine Hut gegeben hatten, nach Westen ab gedrängt. Hätte Below Arras genommen, so wäre das englische Heer von den Franzosen völlig abgeschnitten und zwischen der Somme und der Lys mit verwandter Front zum Schlagen genötigt worden. Doch das war nicht geglückt. Der Besitz der Höhen von Vimy, der unterirdischen Festen von Arras-St. Laurent und der Höhen von Monchy-Le-Preux hatten die Armeen Byng und Horne davor bewahrt, dem Angriff Belows auf den ersten Anhieb zu erliegen. Als Below Monchy nahm, war Haig schon stark genug, die Linie Arras—Hébuterne zu verteidigen und zu halten. Dadurch war die Schlacht von der Scarpe gegen die Avre und die Luce abgelenkt worden. Hier kam sie hart vor den Toren Amiens' zum Stillstand. Frankreich hatte zwei Armeen einsetzen müssen und das Zerreißen der englisch-französischen Front verhütet, focht aber wieder am Rande des Seinebeckens. Drohend stand der Deutsche auf den Avrehöhen.

Weit ausladend sprang seine Angriffsfront in die Tiefe des englisch-französischen Aufmarschraumes vor.

Frankreich fürchtete, daß der Angreifer sich auf Paris stürzen könne, England sah seine Festlandsarmeen von Umfassung bedroht und fürchtete für die Linie Amiens—Abbéville.

In Wirklichkeit war der Brite ungleich stärker bedroht als der Franzose, der an der Divette und der Avre nur eine starke Abwehrflanke vor sich hatte, sich aber an dem Gedanken aufrichtete, einen Angriff auf die Linie Compiègne—Montdidier vereitelt zu haben. Die strategische Lage forderte von Hindenburg und Ludendorff unverbrüchliches Festhalten am Kampf mit den Briten. Und zwar galt es, die Engländer vernichtend zu schlagen, ehe die Franzosen zum Gegenangriff großen Stils übergehen konnten. Da die französischen Reserven durch die Schlacht beinahe aufgezehrt worden waren, und Foch nicht daran denken konnte, aus dem Stegreif zum Angriff zu schreiten, war der Deutsche am 4. April im Rahmen des Stellungskrieges im unbestrittenen Besitz der strategischen Handlungsfreiheit, sofern er nach der Bewehrung der ausgedehnten Angriffsfront noch genügend Kräfte zur Fortsetzung des Kampfes mit den Briten ballen konnte.

Die Schlacht an der Lys

In der Tat rief Ludendorff alsbald zur zweiten Engländerschlacht. Er ließ der 4. und 6. Armee, die Kronprinz Rupprecht gern schon zu Beginn des Feldzuges zum Hauptangriff geführt hätte, statt in der Pikardie anzugreifen, die Zügel schießen und setzte sie gegen die Lys in Bewegung. Gleichzeitig trat die 7. Armee an der Oise zum Angriff an, um vom Massiv von St. Gobain herunterzusteigen und die Franzosen in den Ailettegrund zu werfen.

Böhns Angriff lag im Schlachtbild vorgezeichnet, denn Hutiers Sturm hatte die linke Flanke der Franzosen zwischen der Oise und dem Ailettekanal entblößt. Böhns Generale Schöler und Wichura führten 5 Divisionen zum Angriff, erstürmten am 4. April die Höhen von Amigny und setzten bei Chauny über die Oise. Die Franzosen gaben dem Druck im Oisegrund nach und wichen am 5. April auf beiden Ufern talwärts. Am 8. April stürmten die beiden Korps das Schloß Coucy und Barisis und folgten dem Feind auf dem linken Oiseufer bis zum Aisnekanal. Als Böhn Barisis und Coucy nahm und den Gegner in fünftägigen Gefechten zwang, über Autréville auf die Linie Bichaucourt—Pierremande zurückzugehen, wuchs die zweite Engländerschlacht aus dem Bodennebel der Lysniederung ans Licht.

Die Schlacht an der Lys wurde von strategischen Gedanken getragen. Sie erschien im Lichte eines Flügelangriffs, der die Nordflanke des bereits die Südflanke umringenden britischen Heeres bedrohte.

Die 6. Armee trat zuerst an und machte sich zwischen La Bassée und Warneton zum Angriff fertig. General v. Quast verfügte nur über 100 000 Mann. Er hatte den weichen, durch frische Regengüsse überschwemmten Boden der Lysniederung, den starken Laweabschnitt und die Tiefenlinie der Lys vor sich und traf, wenn er links an Armentières vorbei gen Westen Raum gewann, auf den großen Wald von Nieppe und die verschanzten Höhen von Bailleul und Cassel. In seiner rechten Flanke aber ragte drohend der als unbezwingbar geltende Kemmelberg mit seinen Begleithöhen, von denen der Engländer mit Auge und Geschütz die ganze Lysniederung und den Douvegrund beherrschte. An Quasts rechter Schulter, zu Füßen des Kemmelberges, stand der linke Flügel der 4. Armee bereit, den Angriff zu unterstützen und durch den Douvegrund vorzudringen, um Armentières von Norden zu umfassen.

Die Deutschen kannten die Ungunst der Verhältnisse, trugen sich aber mit der Hoffnung, den Feind zu überraschen, die britischen Divisionen und die im Zentrum der Angriffsfront fechtenden Portugiesen zu überrennen, Armentières abzuklemmen, zwischen Béthune und Bailleul durchzubrechen und die Bahn nach Hazebrouck, in den nördlichen Flankenraum des englischen Heeres freizuschlagen. Von den Siegesbotschaften Marwitzens und Hutiers entflammt, vom Bewußtsein erfüllt, daß das Letzte von ihnen gefordert werde, warfen sich Quasts und Armins Divisionen unter der Führung der Generale Bernhardi, Stetten, Eberhardt, Marschall, Sieger, Kraevel und Carlowitz in die Schlacht. Quast griff am 9. April an, Armin rückte am 10. April vor.

Nahezu ungestört ballten sich Quasts Angriffssäulen in der Nacht auf den 9. April zum Sturm. Kraevel links, Bernhardi und Carlowitz in der Mitte, Stetten rechts, warteten sie auf den Aufbruch der Feuerwalze. Es war eine von schweren Nebeln trunkene Nacht. In der ersten Frühe riß die deutsche Artillerie breite, rotgestriemte Feuergassen in die Dunstschicht. Die Artillerie lag zwei Stunden auf den feindlichen Stellungen und wühlte sich tief in die Hügel von Bailleul. Die Portugiesen wurden mitten in der Ablösung überrascht. Die versumpfte Lysniederung verschluckte zwar manche Granate, aber die Zerstörung der aufgesetzten Brustwehren gelang rasch, und auch die Betonklötze litten Schaden. Der Gegner antwortete schwach, aber als die Deutschen um 9 Uhr vormittags im Morgennebel hinter der Feuerwalze zum Angriff schritten, schlug ihnen aus Weidendickichten und verwaisten Fermen ungebrochenes Feuer entgegen, das große Verluste forderte. Sie gewannen trotzdem Raum und stießen den Keil tief in den Feind. Das linke Zentrum drang unter der Führung Bernhardis mit dem Bajonett in die Stellung der völlig verstörten Portugiesen und schlug sie in wilde Flucht. Rechts stürmte Carlowitz Laventie und wandte sich nordwestwärts schwenkend gegen die Lys. Der Feind stürzte von Bois-Grenier auf die Lys zurück.

Quasts Divisionen drangen durch das Trichterfeld von Fleurbeix gegen die Linie Bac-St. Maur—Estaires vor, zersprengten englische Bataillone, die von Bailleul herbeieilten, erreichten bei der Fähre St. Maur die Lys und gewannen unter der Führung des alten Stochodkämpfers Höfer in hartem Kampf das Nordufer des Flusses. Armentières war in der rechten Flanke umgangen. Quasts linker Flügel war weniger glücklich. Er traf bei Givenchy auf unzerstörte Hindernisse und den hartnäckigen Widerstand der 55. englischen Division, gewann schrittweise Boden, stürmte in zähem Kampfe Richebourg l'Avoué, kam aber nicht über die Linie Givenchy—Festubert hinaus. Als es Abend wurde, hatte Quast zwischen den Drehpfosten Béthune und Armentières einen tiefen Keil in die feindliche Front gestoßen. Aber nun begann der Kampf mit dem Gelände, das der Artillerie das Vorrücken verwehrte und den Nachschub in Frage stellte. Der weiche Boden, in dem unzählige Granattümpel glitzerten, die in Fermen und Gehölzen lauernden Maschinengewehre, Fernfeuer englischer Langrohre und die Erschöpfung der unterernährten, von den Proviantlagern des Feindes in Versuchung geführten Truppen hemmten die Fortsetzung der Schlacht. Die Infanterie blieb ohne genügende Unterstützung am Rande der durchschrittenen Niederung liegen und wartete fiebernd auf den Nachschub. Quast hatte Tanks zum Angriff geführt, aber die schwer gebauten, mit allzu kurzen Radbändern versehenen Wagen kamen im sumpfigen Lysgelände nicht vom Fleck und blieben hilflos im Morast stecken. Die Geschütze wurden einzeln mit Vorspann vorgerissen, eroberte Haubitzen gegen den Feind gewendet, querlaufende Bäche und zerschlagene Straßen mühsam überbrückt und von Pionieren und Schippern Übermenschliches geleistet, um der Fortsetzung des Angriffs am 10. April den Weg zu bereiten, aber die Reibungen wurden trotz aller dieser Anstrengungen nicht völlig überwunden. Quast harrte in der Nacht in den eroberten Stellungen aus, obwohl ihm Flankenfeuer aus er Linie Givenchy—Festubert—Vieille Chapelle und dem Befestigungsklotz von Armentières die Flügel hart an den Leib preßte. Er hatte den Schrecken tief in den Feind getragen. Zersprengte Portugiesen flüchteten weit über Bailleul hinaus, und im Lager von Hazebrouck drohte Panik auszubrechen. Die britische Führung handelte hastig und unsicher und zersplitterte ihre Reserven.

Als Haig von der drohenden Gefahr Kunde erhielt, rief er Horne herbei, um das Loch zu stopfen, und befahl Béthune und Armentières um jeden Preis zu halten.

Am 10. April fraß sich die Schlacht noch tiefer in die Lysfront und wuchs strahlenförmig in die Breite. Bernhardi brach zwischen Lestran und Vieille Chapelle durch und erzwang am Abend den Übergang über die Lawe. General Höfer schlug Hornes Gegenstöße auf dem Nordufer der Lys ab und nahm das Dorf Steenwerk. Carlowitz stürmte Estaires. Nur der linke Flügel blieb hängen. Kraevel biß sich an Béthune die Zähne aus. Dagegen

reifte Armentières jähem Fall, denn nun trat Sixt v. Armins Angriffsflügel zu beiden Seiten von Warneton zum Angriff auf die Linie Hollebeke—Messines—Ploegsteert an.

Armin rächte die Sprengung von Wytschaete, nahm Messines und warf die 2. englische Armee in überraschendem Anlauf aus dem Douvegrund in den Ploegsteerter Wald zurück. Am 5. April wuchs die Doppelschlacht in eins. Wytschaete ging von Hand zu Hand, Armentières wurde von zwei Seiten umfaßt und aus der englischen Front herausgerissen. Die Engländer, die um und in Armentières verzweifelt standhielten, fielen zu Hunderten unter dem Kreuzfeuer der deutschen Geschütze. Erst als die Umfassung zur Umzingelung reifte, räumte der Verteidiger unter Aufopferung einer Nachhut die brennende Stadt. Am Abend streckte die Besatzung die Waffen, die Korps Armins und Quasts vereinigten sich, und in der Nacht stürmte Bernhardi flußaufwärts den Brückenkopf Merville. Die Deutschen waren Herren der Lysbrücken von Armentières bis Merville und rückten siegreich gen Kemmel und Poperinghe. Am 12. April gipfelte die Schlacht in der Bedrohung der Linie Bailleul—Nieuwekerke. Der Angriff war auf 12 Kilometer an Hazebrouck herangekommen und die englische Front zwischen Béthune und Ypern so weit aufgebrochen, daß Sir Douglas Haig die Franzosen abermals um Beistand angehen mußte. Die Briten waren in äußerster Gefahr, und Foch sah sich vor die Leistung neuer schwerer Nothilfe gestellt. Es galt das Schlimmste zu wenden, denn schon drohte der Einsturz des in der Flanke unterhöhlten Salienten von Ypern und die Preisgabe des letzten Zipfels belgischen Bodens.

Diesmal gerät London in größere Erregung als am Tage von St. Quentin. Lloyd George greift zu allen Mitteln, um den drohenden Zusammenbruch des Heeres zu beschwören. Die Grubenarbeiter steigen zu Tag und werden in die Armee eingereiht, das unruhige Irland von Truppen entblößt, die eiligst nach Frankreich abgehen, um die Lücken zu füllen, alle verfügbaren Schiffe werden nach Nordamerika gesandt, um Wilsons Rekruten an Bord zu nehmen und ohne Gepäck und Gerät nach Europa überzuführen. Der letzte Schein britischer Befehlsgewalt wird geopfert und der Oberbefehl mit geschlossenen Augen in die Hände Fochs gelegt, der fortan selbstherrlich über Franzosen, Briten und Amerikaner gebietet und ihre Verbände nach Gutdünken untereinander würfelt.

Paris, das sich kaum von der Panik erholt hatte, in die der Boulevard durch das Erscheinen der deutschen Sturmhelme an der Avre gestürzt worden war, sieht mit geheimem Bangen rohe amerikanische Rekruten-Divisionen nordwärts ziehen, um sich bei Moreuil und Montdidier zu schlagen. Die Amerikaner müssen französische Elite ersetzen, denn Foch hat keine Zeit mehr, Truppen aus den Vogesen herbeizuholen, sondern muß Debeneys Armee plündern, um so rasch wie möglich vor Hazebrouck aufzurücken und

Dünkirchen, St. Omer und die Schiffsbasis der Engländer vor dem drohenden Fall zu retten. Der alte Clémenceau bewahrt Kraft und Haltung. Er erinnert an die Worte, die er am 1. März seiner sozialistischen Gegnerschaft in der Kammer zugerufen hat: „Rußland verrät uns, aber ich führe Krieg, Rumänien muß kapitulieren, aber ich führe weiter Krieg, und ich werde Krieg führen bis zur letzten Viertelstunde, denn diese letzte Viertelstunde gehört uns!“ Er peitscht Frankreichs erlahmenden Kriegswillen zu neuer Tat, und es gelingt ihm, die Nation über die Krisis hinwegzuheben. Der französische Nationalstolz wird durch die Tatsache, daß England abermals Frankreichs Hilfe anruft, zur Überwindung der Krisis befähigt und feiert in diesen Tagen seinen schönsten Triumph.

In den Vereinigten Staaten von Amerika aber erwacht schrankenlose Begeisterung für die gefährdete gemeinsame Sache. Man huldigt dem Gedanken, die „Freiheit der Welt“ vom Untergang zu retten und vergißt darüber beinahe, daß Amerika den Krieg seit dem Eintritt in den Bund der Westmächte finanziert und daß die Deutschen ihn schon deswegen nicht gewinnen dürfen. Gemeinsames demokratisches Empfinden, zur Einheitlichkeit verschmolzene, ungeschichtliche, aber politisch wirksame Anschauung über die Ursachen des Krieges und das sichere Gefühl von der Notwendigkeit, diesen Krieg bis zum letzten Hauch fortzuführen, helfen den Völkern des Westens die furchtbare Krisis zu bestehen, die Deutschlands kriegerische Kraft im April des Jahres 1918 über sie gebracht hat. Sie wissen sich im Besitz der industriellen Überlegenheit, obwohl die deutsche Industrie trotz ihrer Gebundenheit und der Abschnürung vom Weltverkehr Wunder verrichtet, vertrauen auf ihre unerschöpfliche Menschenfülle und verzweifeln trotz der schweren Bedrängnis durch die deutschen Tauchboote nicht daran, die Seeherrschaft zu behaupten. Sie halten daran fest, daß Deutschlands Stärke sich verbraucht. Mag der Deutsche auch fürchterlich unter den Handelsflotten der Welt aufräumen, Geleitzüge vernichten und seine Minen durch kühne Blockadebrecher bis in den Indischen Ozean tragen lassen, so wächst ihm selbst dadurch doch kein Quentchen Kraft zu. Diese Gedankengänge sind nur allzu richtig. Der Aufenthalt, den die wohlgefüllten englischen Magazine den hohläugigen, von schlechter Brotfrucht und Kartoffeln genährten Stürmern Hindenburgs auf den Schlachtfeldern bereiten, zeugt ja von dem erbarmungswürdigen Zustand, in dem sich das deutsche Volk nach vierjähriger Blockade befindet, aber die Siege, die das deutsche Heer in der Pikardie und in Flandern erfochten hat, zeugen auch von der kriegerischen Kraftfülle, die diesem darbenden Volk immer noch innewohnt.

Als Kaiser Wilhelm nach dem Falle von Armentières nach Flandern eilte, um kaiserliche Pflicht zu üben und sich in statuarischer Haltung seinen siegreichen Truppen zu zeigen, war bereits ein neuer Angriff im Gang.

Quast hatte den Angriff auf Béthune aufgegeben und das Schwergewicht völlig auf den rechten Flügel verlegt, um sich im Bunde mit Sixt v. Armin der flandrischen Berge zu bemächtigen und den Brückenkopf Ypern aus der Flanke zu bedrohen. Die Schlacht wich also nach dem rechten Flügel ab und suchte den strategischen Erfolg in seitlicher Zertrümmerung der flandrischen Front. Diese Wendung erinnert an den Verlauf der Märzschlacht, die nach dem linken Flügel abgewichen war und die Deutschen von der Ancre zur Avre geführt hatte. In beiden Fällen hielt der innere Flügel des angegriffenen Abschnittes stand. Die 3. englische Armee hatte Arras behauptet, und die 2. englische Armee behauptete Béthune. Die Linie Arras—Béthune wurde dadurch zur verkürzten Hauptfront des britischen Heeres, das fortan mit eingedrückten Flügeln und bedrohten Flanken zwischen Villers-Bretonneux und Ypern in drangvoller Abwehr focht und operativer Lähmung anheimgefallen war.

Am 15. April brachen Quast und Armin zum konzentrischen Angriff auf die flandrischen Höhen vor. Sie eroberten in unwiderstehlichem Anlauf die großen Sprengtrichter von Wytschaete, Wulverghem und die Vorstufen des Katsberges zwischen Nieuwekerke und Bailleul. Am Tage darauf nahm das Korps Eberhardt Bailleul und Meteren, das Korps Sieger Wytschaete und die Vorstufen des Kemmelberges. Französische Kavallerie, die 200 Kilometer Wegs in 60 Stunden zurückgelegt hatte, und Debeneys erste Staffeln, die General de Mitry von der Avre heranführte, warfen sich in den Kampf und wurden samt den englischen Divisionen geschlagen, bildeten aber am Walde von Nieppe, auf den Höhen von Bailleul und am Kemmelberg eine neue Front. Als die Bedrohung Yperns ernste Gestalt gewann und Sixt v. Armins rechter Flügel sich anschickte, den Stellungsbogen zwischen dem Blankartsee und der Erdwelle von Zonnebeke abzuschnüren, trat Plumer hastig den Rückzug auf Ypern an und gab Paschendaele, Poelcappelle, Langemark und Zonnebeke, den kargen Gewinn der mörderischen flandrischen Schlachten, im Handumdrehen preis. Die Belgier suchten den Rückzug der Engländer zu decken. Sie gingen am Houthulster Wald entschlossen zum Gegenangriff vor und hemmten den Verfolger, der bis zum Steenbeek vordrang, vermochten aber keinen größeren Erfolg zu erzielen. Am 17. April 1918 standen die Deutschen wieder auf den Randhöhen der Yperner Mulde und feuerten über Kreuz in die englischen Linien.

Unterdessen hatte General de Mitry die Verteidigung der flandrischen Berge geordnet. Englische und französische Regimenter standen gemischt auf Stufen und Kuppen der verschanzten Höhen. De Mitry hatte den Schlüsselpunkt der Stellung, die ostwärts vorgelagerte Kemmelkuppe, dem General Breton anvertraut und ihm hierzu die Kraft zweier französischer Divisionen zur Verfügung gestellt. Das steil emporsteigende Glacis schien jedes Angriffs zu spotten. Wohl donnerte seit dem 19. April planmäßig

deutsches Geschütz, das unter unsäglichen Schwierigkeiten herangebracht worden war, aber das weiträumige Gelände mit seinen vielen toten Winkeln ließ das Feuer nicht zur vollen Wirkung gelangen. Engländer und Franzosen harrten zuversichtlich aus und fegten das 3 Kilometer breite Vorfeld mit dem Sprühfeuer ihrer Maschinengewehre, um den Gegner zu schrecken.

Die Deutschen rüsteten ungeachtet aller Schwierigkeiten zum Sturm. Am 23. April standen die Korps Eberhardt und Sieger von Wytschaete bis Bailleul zum Angriff auf das Kemmelmassiv bereit.

Flurnebel begünstigt das Anschleichen der Infanterie, die sich im Douvegrund und an den Höhen von Bailleul einnistet. Um sie her ist versumpftes Trichtergelände, vor ihr hebt sich der Hang mit Gebüsch, Häuserruinen und Wiesengrün bedeckt, zum Höhenrand. Die schwarze Kammlinie wächst in weitgeschwungenem Bogen von Norden gen Westen in den blassen Frühlingshimmel. Der Franzose späht aufmerksam in den Talgrund und hält den Fuß des Massivs mit Postenketten umspannt, Störungsfeuer schlägt in den Douvegrund und schädigt die anrückenden Sturmtruppen schwer, vermag den Angriff aber nicht zu hemmen.

In der Frühe des 25. April haut die deutsche Artillerie mit äußerster Wucht auf den Kemmel ein, Gasgranaten rauschen über die Höhen, Sprengwolken flecken den Horizont, und als die Feuerwand wie flammendes Nordlicht über den Kuppen erscheint, bricht das Korps Sieger rechts, das Korps Eberhardt links von Wulverghem mit vorgeschobenem innerem Flügel zum Sturm aus den Grabentrichtern. Sieger kämpft um die Waldstücke nordwestlich von Wytschaete, nimmt die letzten einst verlorengegangenen Gräben, zerschlägt die Maschinengewehrnester, aus denen der Tod in seine Reihen fällt, und dringt in den Ypergrund ein. Eberhardts Angriffsflügel stürmt den Kemmel.

Über rauchende Schollen, Drahtfetzen, Astgewirr dringt das Alpenkorps im zerfließenden Dunst bergan. Vor ihm tost die Feuerwalze, um es her spritzt Sperrfeuer des Feindes. Morgenwind zerreißt den Nebelvorhang, die gelben Flämmlein französischer Maschinengewehre tanzen am Höhenkamm. Die französische Geschoßgarben mähen die vorflutenden Schützenlinien wie Gras, aber die gelichteten Reihen stürmen trotzig bergan. Mit fahrbaren Minenwerfern, Flammenwerfern und Handgranaten keuchen Bayern und Preußen den Hang empor. Das bayerische Leibregiment erstürmt den Gipfel, wirft Franzosen und Engländer von der Hochwarte über den Nord- und Westhang, nimmt feuernde Batterien, dringt mit dem geschlagenen Feind in das Barackenlager von Bruloose und gelangt in freies Gelände. Hätte die eigene Feuerwalze sich nicht als Feuerkranz vor dem Alpenkorps festgewühlt, weil das Tagesziel erreicht war, so wäre der Stoß Tutschecks noch tiefer gedrungen.

Eberhardts Zentrum erobert unterdessen die Höhen nordwestlich des Weilers Vleugelhoek und nimmt das Dorf Dranoutre, das in der Senke zwischen Kemmel und Bailleul gebettet liegt. Am Abend fällt der Flankenstützpunkt Locker, dessen Eroberung den Kemmel völlig in deutsche Gewalt bringt und die unmittelbare Verbindung zwischen Bailleul und Poperinghe zerreißt. Vergebens wirft Mitry alle Reserven zu Gegenangriffen vor, sie prallen überall ab, der Kemmel ist in deutscher Hand. Da sieht Haig sich genötigt, bei Ypern abermals Gelände preiszugeben. Er räumt Zillebeke und die Minenkrater des 60-Meterhügels, und zieht sich auf den zusammengedrückten Brückenkopf Ypern zurück.

Foch wird durch den überraschenden Fall des Kemmelberges heftig erschreckt. Er vereinigt alles, was er an englischen und französischen Divisionen an anderen Fronten entbehren kann, vor Poperinghe, Hazebrouck und auf den Höhen von Bailleul und umsäumt den Frontbogen Ypern—Béthune mit mächtiger Artillerie, die Tag und Nacht in die Lysniederung, in den Douvegrund und auf den Kemmel feuert, um den Feind niederzuhalten.

Doch der Deutsche sinnt nicht mehr auf rasche, rücksichtslose Fortsetzung des Angriffs. Er liegt, erschöpft vom ungeheuren Streit, arm geworden an Munition und Gerät, mit 200 Bajonetten starken Bataillonen in den eroberten Stellungen und sammelt mühsam neue Kräfte. Er hat seit dem 9. April über 40 Divisionen in Flandern eingesetzt und muß sparen.

Die Heeresleitung sucht sich über die Auswirkung der errungenen Siege Rechenschaft zu geben. Sie sieht Hazebrouck und Amiens, die Pole der englischen Wehrstellung, erschüttert, aber nicht aus der Ruhelage gerückt, sieht die britische Heereskraft so geschwächt und ihre Operationsfähigkeit so geschwunden, daß der ganze englische Heeresflügel der alliierten Front völlig gelähmt erscheint aber die Franzosen sind wiederum zur Stelle. Fochs strategische Reserven fechten als Aushilfe am exzentrischsten Punkt der alliierten Front zwischen Béthune und dem Yserkanal in der Abwehr.

Der Überfall auf die deutsche U-Bootbasis und der U-Bootkrieg

England fühlte sich im April so bedrängt, daß es unter dem Schutze der Kanalflotte beschloß, die flandrische U-Bootbasis von der See aus anzugreifen, um die letzten Reserven in Massenschüben nach Frankreich zu bringen. Es galt, die Deutschen von der englischen Küste fernzuhalten und die U-Boothäfen an der flandrischen Küste zu verstopfen. In der Nacht vom 22. auf den 23. April stießen daher englische Kreuzer und Zerstörer unter dem Befehle des Vizeadmirals Roger Keyes gegen die deutsche Seeflanke vor und erschienen überraschend vor Seebrügge und Ostende. Der Angriff auf

Ostende scheiterte auf offener Reede, der Überfall auf Seebrügge wurde tollkühn ans Ziel getragen. Umwallt von künstlichem Nebel, drang das britische Geschwader im Morgengrauen gegen die Hafenanlagen vor. Der Kreuzer „Vindictive" legte mit zwei großen Fährbooten an der Mole an, machte fest und enterte den mächtigen Steinbau. Während auf der Mole verzweifelt gekämpft wurde, Magazine in Flammen aufgingen, Gleise und Krane zerstört und Kanonen ins Meer gestoßen wurden, schlich sich ein mit Dynamit beladenes englisches Tauchboot an der Westseite des Baues dem festen Land zu und sprengte sich dort, wo die Mole in offene Brückenbogen überging, selbst in die Luft. Die Sprengung riß eine Bresche von 25 Metern Breite und schnitt die deutsche Molenbesatzung vom festen Lande ab. Kurz darauf erfolgten drei weitere Sprengungen im Innern der Reede. Die Kreuzer „Intrepid", „Iphigenia" und „Thetis" hatten die Sperre durchbrochen und waren unter einem Hagel von Geschossen in den Hafen eingelaufen. „Intrepid" gelangte bis in den Kanal und bettete sich hart vor der ersten Schleuse auf den Grund der Fahrrinne, „Iphigenia" sank im Kanalmund, „Thetis" im offenen Wasser auf der Reede. Als die Sperrschiffe von der Oberfläche verschwunden waren, rief „Vindictive" die Entermannschaften an Bord, löste sich von der Mole und steuerte völlig zerschossen mit den Überlebenden der Besatzung, von Fährbooten und Zerstörern geleitet, unter wehender Flagge gen Dover. Die Deutschen machten sich mit Eifer an die Ausbesserung der Schäden. Drei Tage war die Ausfahrt aus dem Kanal unmöglich, dann gelang es kleinen Tauchbooten so viel Raum zu schaffen, daß sie an den Wracken vorbei ein- und auslaufen konnten.

Zu derselben Zeit stieß die deutsche Hochseeflotte noch einmal gegen die norwegische Küste vor, um englische Geleitzüge zu versenken und die englische Armada fern vom Kanal zur Schlacht zu locken. Es war ein gefährlicher Marsch. Die englischen Minenfelder erstreckten sich jetzt weit über Horns Riff hinaus, und eine neue Barre lag zwischen den Shetlandsinseln und der norwegischen Küste ausgebreitet. Admiral Scheer traf auf der Fahrt weder Kauffahrer noch Kriegsschiffe und sah sich gezwungen, unverrichteter Dinge Kehrt zu machen. Es war der letzte Ausfall der deutschen Hochseeflotte. Der große Feldzug des Jahres 1918, in dem Deutschlands Heer noch einmal mit fliegenden Fahnen zum Sturm schritt und den Heeren Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten die vom Hunger der Blockade entkräftete Brust bot, wurde ohne die Hilfe der Schlachtflotte ausgefochten. Deutschlands Seekriegsführung hatte sich der Fesseln nicht mehr entledigen können, in die sie durch die eigene Politik, die ungünstige strategische Lage und Englands Überlegenheit zur See verstrickt worden war.

Der U-Bootkrieg hatte das Feldheer zwar in den Kämpfen des Jahres 1917 entlastet und die überseeischen Verbindungen des Feindes gestört, aber keinen bestimmenden Einfluß auf die Kriegführung der Entente ge-

wonnen. Als die britische Admiralität im Frühling 1918 jedes seetüchtige Schiff nach Amerika sandte, um die amerikanischen Armeen nach Frankreich zu tragen, rief die Heeresleitung die deutsche Admiralität ohne Erfolg zur unmittelbaren Bekämpfung der amerikanischen Transporte auf. Es war nicht möglich, die Tauchboote auf den weiten Ozean zu senden und die stark gesicherten Geleitzüge des Amerikaners anzugreifen. Eine Reihe von Versenkungen feindlicher Handelsschiffe an der amerikanischen Küste änderte daran nichts. Die U-Boote blieben an die vorgezeichnete Tätigkeit im Sperrgebiet gebunden, bestrebten sich, alle Schiffe zu versenken, die ihnen auf ihren Lauerposten vor das Rohr kamen, brachten aber keinen größeren Heerestransport der Amerikaner zur Strecke. Die neugebauten großen Unterwasser-Kreuzer waren weder zahlreich noch stark genug, den Kampf mit den englischen, französischen und amerikanischen Zerstörerflotten aufzunehmen, die in Geschwadern von der Hudsonmündung bis zu den roten Felsen von Dover und von Florida bis Kap Trafalgar kreuzten, um die Flanken der amerikanischen Transportflotten zu decken. Der Ärmelkanal war vollends jeder Bedrohung entrückt, seit er von der britischen Admiralität durch Kabelnetze, Minensperren, Flugzeuge und eine dreifach gegliederte Linie von Leucht- und Horchschiffen gegen die „U-Bootspest" gesichert worden war. Im Februar 1918 war es der Torpedobootsflottille Heinecke zum letztenmal geglückt, in die Sperre einzubrechen und mehr als ein Dutzend englischer Bewachungsschiffe zu versenken, aber im großen ganzen war die Verbindung des Inselreiches mit der auf dem Festland kämpfenden Armee ungestört geblieben.

Die strategische Lage am 1. Mai 1918

Als die deutsche Heeresleitung am 1. Mai 1918 die Erfolge wog, die das Westheer auf dem Entscheidungsfelde erkämpft hatte, zählte sie 127000 Gefangene und 1600 Beutegeschütze. Die 5. englische Armee war vom Schlachtfeld verschwunden, die 4. englische und die 1. und 3. französische Armee aus anderen Kampfräumen und Ruhestellungen herangeführt und Hals über Kopf eingesetzt worden, das englische Heer auf beiden Flügeln geschlagen und in der Richtung auf die strategischen Pole seiner Wehrstellung zurückgeworfen und diese zu einem großen festländischen Brückenkopf mit schmaler Anlehnung an das französische Operationszentrum zusammengedrückt. Der Feind hatte sich zwar unter der tödlichen Bedrohung zu ungeheuren Gegenanstrengungen ermannt, Frankreich die Führung des Krieges übertragen und die Front an der Divette, der Avre, der Luce, auf der Erdwelle von Villers-Bretonneux und vor den Westausgängen von Albert neuaufgerichtet, die Front von Hazebrouck und St. Omer im Umkreis von

Béthune, am Ostsaum des großen Waldes von Nippe, auf dem Katsberg und vor den Toren Yperns behauptet, war aber nicht imstande, zum Gegenangriff überzugehen. Er mußte sich begnügen, örtliche Gegenstöße zu führen und neue Reserven zusammenzuraffen, um die Abwehr zu fristen. Der Ausfall, den die Alliierten an Verwundeten und Toten erlitten hatten, entzog sich der Berechnung. Die Engländer hatten bei Croisilles, Vermand und St. Quentin sehr schwer gelitten, die Franzosen am Crozatkanal, an der Divette, der Avre und auf dem Kemmel blutige Opfer gebracht, und die Portugiesen waren zu Spreu zerstoben, aber die Amerikaner hatten im März 83 000 und im April 118 000 Mann gelandet und stellten im Mai 240 000 Mann zur Einschiffung bereit.

Blickte die deutsche Heeresleitung in die eigenen Verlustlisten, so zog sich ihr Herz schmerzhaft zusammen. Die großen Siege waren teuer erkauft worden. Die 17. Armee hatte am schwersten gelitten, aber auch die 2. Armee war nur um den Preis großer Opfer über die Somme vorgedrungen. Die 18. Armee hatte vor dem Crozatkanal, an der Divette und der Avre viel kostbares Blut vergossen, und die 4. und 6. Armee hatten in der Lysniederung und vor den flandrischen Bergen zahlreiche Tote liegen lassen.

Der Feind schätzte die deutschen Verluste an Verwundeten und Toten auf 350 000 Mann und rechnete darauf, daß der Angreifer bald nicht mehr in der Lage sein werde, die außerordentlich große Zahl seiner Kampfverbände schlagfertig zu erhalten. Hierauf gründete Foch seine Hoffnung. Wenn der Deutsche dazu übergehen mußte, einzelne Divisionen aufzulösen, um andere aufzufüllen, begann der Abstieg von dem Gipfel der Erfolge, den er in den Aprilschlachten erstiegen hatte.

Im Generalstabsbureau Fochs wurde die deutsche Heeresstärke am 1. Mai 1918 auf 240 Divisionen berechnet. General Buat, der Leiter des Nachrichtendienstes, zählte 208 Divisionen an der Westfront und 32 Divisionen an der Ostfront. Von den 208 Divisionen des Westens standen um diese Zeit 143 an der Front im Kampf, 65 im Rückhalt, und von diesen 65 Divisionen Reserve waren 38 frisch. Das war eine furchtbare Macht, furchtbar trotz der Verluste, die die ersten Siege gekostet hatten und fähig, den dritten großen Schlag mit ungeschwächter Kraft zu führen.

Die deutsche Heeresleitung stand am 1. Mai vor der entscheidungsschweren Frage, wo sie den dritten Stoß ansetzen sollte. Wie die Dinge lagen, war die deutsche Offensive von vornherein gegen den englischen Heeresflügel der Alliierten gerichtet. Der auf dem Grunde des deutschen Angriffsfeldzuges schlummernde strategische Gedanke, dessen Erweckung Ludendorff gewissermaßen vom taktischen Erfolg der ersten Schlachten abhängig gemacht hatte, forderte die Fortsetzung des Angriffs auf das englische Heer und der Aufbau des Schlachtganzen wies die Deutschen gebieterisch in diese Richtung, da die beiden ersten Schlachten auf diesem Felde noch viel zu tun gelassen

hatten. Der Feind war zweimal geschlagen worden, aber der Durchbruch hatte trotz der erkämpften Raumtiefe nicht in durchgreifender Umfassung gegipfelt. Die Schlachten waren in entscheidungslosem frontalen Abringen der Kräfte gebunden geblieben. Erst der dritte, vielleicht gar erst ein vierter oder fünfter Angriff konnte zur Zertrümmerung der englischen Front führen, wenn die Angriffe so schnell und wuchtig geführt wurden, daß der Feind keine Zeit gewann, sich von seinen materiellen und moralischen Niederlagen zu erholen. Die Operationspause, zu der der Angreifer nach jedem Anlauf verhalten war, um frische Kräfte zu ballen und zur neuen Schlacht aufzumarschieren, waren daher an gewisse Fristen gebunden, sonst gerieten die erzielten Erfolge ins Bröckeln und der Stein des Sisyphus rollte abermals ein Stück bergab.

Die Schlacht zwischen der Aisne und der Marne vom 27. bis 30. Mai 1918

Hindenburg und Ludendorff beschlossen am 1. Mai, an dem Angriff auf die englische Armee festzuhalten und zur Fortsetzung der Schlacht an der Lys zu rüsten, die im Sumpfgelände der Niederung und auf der harten Kruste der flandrischen Berge steckengeblieben war, aber Hazebrouck und Dünkirchen bereits am Rande der Angriffssphäre auftauchen sah. Hier lag das strategische Ziel der deutschen Offensive. Die Fortsetzung der Operation war jedoch an die Entfaltung stärkerer Kräfte gebunden als für die Schlacht an der Lys bereitgestellt worden waren, und hiezu bedurften die Deutschen mancher Wochen Frist. Sie sannen daher auf Ablenkung und Fesselung des Feindes, um die Operationspause zu füllen, den Gegner in Atem zu halten und sich die Initiative nicht entwinden zu lassen, und fanden diese in einem Angriff auf die französische Aisnefront. Die deutsche Heeresleitung begab sich damit zwar in Gefahr, von ihrem Grundplan abzuirren, aber die Umstände forderten den Angriff als Aushilfe, und diese Aushilfe entbehrte auch politischer Einschläge nicht, denn ein glücklicher Stoß ins Gefüge der vor dem Marnebecken aufgepflanzten französischen Mitte wirkte unmittelbar auf Paris und dämpfte den französischen Stolz. Solchen Erwägungen Raum gebend, ordneten Hindenburg und Ludendorff im Mai den Angriff auf die Armee Duchesne an, die damals den Chemin des Dames besetzt hielt und sich in dieser mächtigen Höhenstellung vor jedem feindlichen Anlauf gesichert glaubte.

Foch hatte der Aisnefront kampfkräftige Divisionen entzogen, um die Avrefront zu verstärken und ihr als Ersatz vier abgekämpfte englische Divisionen zugeschoben. Er war bereits damit beschäftigt, sich im Zentralraum zwischen Paris und Compiègne eine neue strategische Reserve zu

schaffen und befahl Fayolle von Corbie bis Lassigny unermüdlich zu scharmutzieren, um den Feind in seiner ausgesetzten und ausgedehnten Front zwischen Somme und Oise weder zur Ruhe noch zum Ausbau eines Stellungssystems kommen zu lassen. Der Generalissimus der Alliierten hielt die Lage trotz der über ihm schwebenden Drohung eines neuen Angriffs für gebessert, da es ihm geglückt war, Amiens, Arras, Béthune und Hazebrouck zu retten und am 25. April einen letzten großen Vorstoß Marwitzens auf Villers-Bretonneux abzuschlagen. Er suchte allmählich das Gleichgewicht der Kräfte auf der neuen Grundlage wiederherzustellen, um zu gegebener Stunde selbst zum Angriff überzugehen. Auch er hielt die Aisnefront für gesichert und verschloß sich der strategischen Erwägungen, die sich mit einer Verkehrung der deutschen Angriffsfront befaßten. Nur Joffre warnte, aber ehe Joffres Warnung Früchte trug, schoß der deutsche Angriff in Gestalt.

Am 26. Mai standen die Sturmdivisionen der 7. Armee vom Ailettekanal bis zu den Höhen von Brimont zum Angriff bereit. Generaloberst v. Böhn führte die Korps Larisch, Wichura, Winckler, Conta und Schmettow in die Schlacht. Auf dem äußersten linken Flügel focht das Korps Ilse, das zur 1. Armee gehörte. In der ersten Stunde nach Mitternacht, in klarer milder Frühlingsnacht, begann die Artillerie ihr Werk. Der Feind wurde völlig überrascht. Er hatte von dem Aufbau der Artillerie nichts gemerkt, auch von dem Aufmarsch der Infanterie, der wieder in Nachtmärschen durchgeführt worden war, nichts erfahren und erlag dem Feuerwirbel, ehe der Tag erschien. Von Gas betäubt, von Sprenggranaten erschüttert, von Minenentladungen zerrissen, lag er auf dem Höhengrat und den Nordflächen des Chemin des Dames, in den Brückenköpfen des Miettegrundes und des Marne-Aisnekanals dem Angriff preisgegeben, der um 4 Uhr in der Frühe von der Hochfläche von Monampteuil—Montberault herabflutete, den Ailettegrund durchmaß und sich wie fressendes Feuer zum Nordrand des Chemin des Dames wälzte. Er gelang über Erwarten.

Die französischen Batterien lagen verstummt, die Infanterie wurde überrannt. Larisch eroberte die Hochfläche von Pinon-Chavignon, Wichura überwand den Widerstand bei La Malmaison und im Umkreis der Morval-Ferme, Winckler erstieg den Grat bei Cerny, Conta erstürmte den Höhenrücken zwischen Ailles und Paissy und nahm Craonelle. Schmettow und Ilse griffen an der Aisne an und führten den Stoß in südwestlicher Richtung, um dem Feind die Flanke abzugewinnen. Die englischen Divisionen, die den rechten Flügel der angegriffenen Front bildeten, wurden von der Gewalt des konzentrischen Stoßes zersprengt. Ihre Trümmer kämpften bei Craonne, Berry-au-Bac und Sapigneul verzweifelt um Stand, wurden aber bald überwältigt und über die Artilleriestellungen ins freie Gelände geworfen. Als die Morgensonne aufging, sah sie die Deutschen im Besitz des Chemin des Dames, und als der Tag sich füllte, feuerten deutsche Begleitgeschütze

schon vom unbezwinglich gescholtenen Grat auf die Aisnebrücken. Schrapnellwolken erschienen auf den Höhen zwischen Aisne und Vesle, die Türme von Soissons tauchten aus der Tiefe, englische und französische Divisionen flüchteten aufgelöst, durcheinandergewirrt gen Fismes und ließen ihre Artillerie in den Südschluchten des Chemin des Dames und an den Aisneufern liegen.

Im Sonnenglanz stürmten Böhns Divisionen über die unzerstörten Brücken. Weitvorprallend stieß die Mitte über Vailly und Pont d'Arcis aufs Südufer vor. Sie überwand die Höhen von Chassemy und Longueval und jagte den Feind über freies Gelände, durch grüne Saat und unberührte Dörfer gegen die Vesle. – Tiefer, immer tiefer bohrte Böhn den Stahl in die feindliche Front. Die Spitze seines Schwertes hatte das Stellungsgefüge an der Vesle völlig durchstoßen. Als die Zentrumsdivisionen gegen Abend ins Vesletal hinabstiegen, befanden sie sich mitten in den Lagern des zersprengten Feindes. Landleute, die auf den Feldern wie im tiefsten Frieden ihrer Arbeit nachgingen, sahen, von Entsetzen gelähmt, französische und englische Nachhuten gen Süden flüchten und das graue Heer des Siegers hinterherstürmen. Unermeßliche Vorräte blieben liegen, keine Sprengwolke kündete, daß der Franzose daran gedacht hatte, seine Stapel zu vernichten. Die Brände von Jezierna fanden bei Fismes keine Nachahmung.

Als der Abend das Vesletal mit Schatten füllte, stand Böhns Zentrum auf dem Südufer des Flusses bei Mont Notre-Dame an den Grenzen der Landschaft Tardenois, aus der Kluck am 10. September 1914 unbesiegt, mit Gefangenen und Trophäen gehorsam gen Vailly abgezogen war. Der deutsche Angriffskeil war zwischen Sonnenaufgang und -niedergang mehr als 18 Kilometer tief in die feindliche Front gedrungen.

Der Verteidiger führte Reserven heran und suchte den Keil durch Druck auf die Flanken zu lähmen. Da Böhns Westflügel am Rande der Hochfläche von Pinon und auf den Höhen von Vregny auf verzweifelten Widerstand gestoßen war und der Reimser Festungsklotz die Ostflanke der Franzosen deckte, hoffte Duchesne den Angriff südlich der Vesle zum Stehen zu bringen. Im Walde von Pinon fochten französische Bataillone bis auf den letzten Mann, und um Soissons und Fort Condé hielt sich der Verteidiger noch am folgenden Tag. Der linke Flügel Böhns, der mit Fritz v. Belows rechtem Flügel vereinigt focht, gewann rascher Raum. Die Korps Schmettow und Ilse warfen die Engländer zwischen Sapigneul und Brimont über den Kanal, stürmten Cormicy, Cauroy und Loivre und bedrohten am Abend den Höhenklotz von Proully-St. Thierry, der die Nordwestzugänge von Reims beherrscht. Duchesnes englische Divisionen entwichen in südwestlicher Richtung auf die Vesle.

Als der 28. Mai graute, brachen 24 deutsche Divisionen zwischen Laffaux und St. Thierry zur Verfolgung vor. Larisch eroberte Terny, Wichura stürmte Vregny, Condé und Missy, Winckler, Conta und Schmettow er-

reichten auf der ganzen Linie das Vesletal und überschritten in breiter Front den Fluß, der auf den Karten Hindenburgs als fernstes Angriffsziel abgesteckt worden war.

Damit gewann das Ablenkungsmanöver das Aussehen einer entscheidenden Schlacht: die „Aushilfe“ wurde zur Operation.

Eine französische Armee war überrannt und völlig durchbrochen worden. Da der Bruch nur 30 Kilometer östlich von der neugebildeten Front Villers-Bretonneux—Grivesnes—Lassigny erfolgt war, drohte das ganze Mittelstück der französischen Wehrstellung einzustürzen. Paris erschien aus der Ferne strategisch bedroht. Und noch war kein Ende des Vorstoßes abzusehen, noch wichen Engländer und Franzosen trotz tapfersten Widerstandes überall dem überlegen geführten, todesmutig stürmenden Feind, der sein schweres Geschütz weit hinter sich gelassen hatte und mit einigen vorgerissenen Begleitbatterien, an Schulterriemen gezogenen Minenwerfern und schweren und leichten Maschinengewehren über die Vesle gen Südwesten vordrang.

Da erwachten im deutschen Hauptquartier zu Avesnes Hoffnungen, die die Pläne der Heeresleitung mit neuem Licht übergossen und Fernsichten aufschlugen, in die der Blick bisher noch nicht getaucht war. Das strategische Interesse wurde unwillkürlich von Flandern und dem großen Angriffsbogen zwischen Somme und Avre abgezogen und auf das Marnebecken gelenkt, das sich unversehens bei La Fère-en-Tardennois erschloß. War Ludendorffs Auffassung, daß es in diesem Feldzug erst großer taktischer Erfolge bedurfte, um zu strategischen Folgerungen zu gelangen, im Begriff, an der Marne auf eine glänzende, überraschende, ungeahnte Weise gerechtfertigt zu werden? Hatte der dritte Angriff nicht nur eine schwache Stelle an scheinbar unbezwinglicher Front gefunden, sondern auch den Schwerpunkt der feindlichen Macht aus der Ruhelage gestürzt, nachdem Fochs Reserven am Crozatkanal und an der Avre verzehrt und an der Lys am äußersten Flügel gebunden worden waren? Endete die Wirkungssphäre des Sieges, der unter so außergewöhnlichen Umständen erfochten worden war, nicht in der Linie Soissons—Fismes—St. Thierry, sondern vor Paris, das bereits von Flüchtlingen aus Soissons, Fismes und dem bedrohten Tardennois überschwemmt und abermals von den Kruppschen Langrohren beschossen wurde? Wahrlich — solche Fragen waren geeignet, das strategische Urteil mit Einflüssen zu nähren, die angesichts des aufs äußerste gesteigerten Spannungsverhältnisses im Innern Deutschlands, angesichts der wachsenden Not Mitteleuropas, im Hinblick auf die ungeheuren Leistungen des überangestrengten deutschen Heeres und im Hinblick auf den in den Schatten gerückten U-Bootkrieg größere Bedeutung gewinnen konnten, als ihnen ein Feldherr vielleicht unter einfacheren Umständen und in einer anderen Entwicklungsphase der kriegerischen Auseinandersetzung eingeräumt hätte!

Der Erfolg riß die deutsche Heeresleitung zur Fortsetzung des Angriffs bis zur völligen Erschöpfung der Überlegenheit fort. Da der Gipfelpunkt des Angriffs am 29. Mai noch nicht erreicht war, lag hierin noch keine Gefahr, denn noch focht man mit gesicherten Flanken, den Gegner selbst aus der Flanke bedrohend, aber der Augenblick, der zur Erwägung zwang, ob man die Angriffsfront endgültig verkehren, von den Engländern ablassen und die gesparte Kraft an der Marne zur Entscheidung einsetzen sollte, nahte mit Riesenschritten. Er nahte um so rascher und war um so schwieriger wahrzunehmen, je schwungvoller die Armeen des Kronprinzen den Angriff gen Süden und Südwesten trugen. Und er barg eine große psychologische Gefahr. „Der seidene Faden der Einbildung", an dem nach dem feinen aphoristischen Kapitel Clausewitzens über den Kulminationspunkt des Angriffs „oft alles abhängt", konnte reißen, ehe Ludendorffs loderndes Temperament die Krisis im Drange des überwältigenden Geschehens klar zu erkennen vermochte...

Der Angriff wurde fortgesetzt. Am 28. Mai schob Böhn die rechte Schulter vor. Er stürmte Juvigny, erstieg die Hochfläche von Nouvron, nahm Pasly und Cuffies, schlug von der Oise herbeieilende französische Verstärkungen und drang mit der blanken Waffe in das brennende Soissons. Nun wich Duchesne auch von den Höhen von Belleu und Septmonts südöstlich von Soissons, wo er sich zwischen der Aisne und der Cerise in der Hoffnung auf Entsatz krampfhaft behauptet hatte. Böhns Zentrum erreichte in der Nacht, alles vor sich herwerfend, den Ort Loupeigne an der Straße Fismes—Fère. Der Straßenstern Fère-en-Tardennois trat in den Gesichtskreis des Angreifers. Dahinter öffnete sich das Ourcqtal, lagen die Zugänge von Château-Thierry und die Marnebrücken. Böhns linker Flügel hatte inzwischen die Vesle überschritten und war im Vorgehen über die Ardre gegen die Straße Fère—Reims. Um Reims enger einzuschließen, legte sich Fritz v. Below auch im Norden und Osten hart an das Glacis heran und bestürmte Neuvillette und Bétheny.

In der Frühe des 29. Mai stand der Deutsche mit vorspringender Mitte südlich der Crise und der Vesle in der Linie Villemontoire—Fère—Ceulonges—Brouillet. Er schritt im Laufe des Tages mächtig aus und näherte sich am Abend unter ständigen Kämpfen dem Nordostrand des Waldes von Villers-Cotterets, dem Oberlauf des Ourcq und der Straße Reims—Dormans. Mehr als 35 000 Gefangene wanderten rückwärts.

Die Franzosen geraten in die Gefahr, völlig durchbrochen zu werden. Pétain sendet Hilfe aus der Champagne, Foch schickt Amerikaner und Franzosen von der Avre und wirft schwarze Truppen, die vor Paris in Ruhe lagen, vom Fleck weg in die Schlacht. In Paris wird Sturm geläutet. General Guillaumat, der im Dezember von Verdun nach Mazedonien gesandt worden ist, verläßt Saloniki, um das Pariser Lager in Verteidigungszustand zu

setzen. Die Pariser fliehen zu Hunderttausenden aus der Stadt, als stünde Kluck wieder vor dem Tor von St. Dénis. Aber diesmal hält die Regierung stand. Clémenceau flüchtet nicht nach Bordeaux, sondern eilt an den Ourcq. Der 77jährige Greis zeigt den wankenden Truppen, den fiebernden Generalen, den fliehenden Landleuten sein von Trotz und erstarrter Leidenschaft vergeistigtes Antlitz und beschwört sie auszuharren. Er fordert die Herausgabe des letzten Blutstropfens und weist anrückenden Reserven mit machtvoller Gebärde den Weg auf das Schlachtfeld.

Der Franzose ficht mit verzweifeltem Mut. Er wirft frische Divisionen in die Schlacht, verteidigt Fère-en-Tardenois und die Uferhöhen des Ourcq und geht am Westufer der Crise zu Gegenangriffen über. Aber kein Wehren hilft, der deutsche Sturmlauf wirft alles zu Boden. Während das Zentrum sich bei Fère Bahn bricht, setzt Hutiers Flügelkorps Hofmann zwischen Manicamp und Pontoise über die Oise und reicht dem von St. Gobain über den Aisne-Oise-Kanal vorbrechenden Korps François bei Caneｌs die Hand. Schulter an Schulter ersteigen Hofmann und François als angestückter Westflügel der Angriffsfront die Höhen im Mündungswinkel zwischen Aisne und Oise. Am äußersten Ostflügel tritt das Korps Wellmann an und schiebt sich von Witry-les-Reims gegen Cernay und die Osttore der Stadt Reims vor. Schmettow und Ilse weisen Gegenangriffe ab, die aus den Nordtoren hervorbrechen, und nehmen Thillois, ihr Westflügel überschreitet die Ardre, erreicht Romigny, legt die Hand auf die Straße Reims—Dormans und gelangt bis Passy-Grigny, 5 Kilometer nördlich von Dormans. Im Zentrum tragen Larisch, Winckler, Wichura und Conta die Schlacht fächerförmig gen Westen und Süden. Larisch kämpft sich südwestlich von Soissons vorwärts, Winckler und Wichura überschreiten nach hartem Kampf die Straße Soissons—Château-Thierry, erobern Hartennes, Arcy, Grand Rozoy und Oulchy und werfen den Feind am Ourcq abwärts in die Wälder von Villers-Cotterets. Das Korps Conta aber fliegt wie der Pfeil vom Bogen auf der Straße Fère—Jaulgonne gen Süden, durcheilt den Wald von Fère, erreicht die Marne zwischen Château-Thierry und Dormans und stürmt in den Abendstunden den Brückenkopf Jaulgonne. Die Deutschen stehen wieder an der Marne. Der Schicksalsfluß, über den sie am 10. September 1914 ungeschlagen auf die Aisne gewichen waren, rollt seine bräunlichen Wellen dicht vor ihren Füßen.

Die strategische Lage am 30. Mai 1918

Als die Gehilfen Ludendorffs am Abend des 30. Mai die Linie feststellten, die die 7. und 1. Armee in der fünftägigen Schlacht erstritten hatten, ergab sich ein ungeheurer Keil, dessen Scheitelpunkt bei Jaulgonne die Marne

berührte und dessen Schenkel auf Soissons und Reims zurücksprangen. Der Zirkel maß in der Luftlinie vom Ausgangspunkt der Schlacht bis Jaulgonne 55 Kilometer, von Jaulgonne bis Reims 50 Kilometer und von Jaulgonne bis Soissons 45 Kilometer Entfernung. Die Linie Soissons—Braine—Fismes—Reims bildete die natürliche Grundlinie des erstrittenen Dreiecks Soissons—Jaulgonne—Reims, und die Vesle die strategische Basis dieses kühn aufgesetzten Keils. Besann sich die deutsche Heeresleitung noch darauf, daß sie den Angriff am Chemin des Dames nur zur Fesselung des französischen Heeres und der Generalreserve Fochs unternommen hatte, und hielt sie an dem nicht genau umschriebenen, weniger auf strategischen Voraussetzungen, als auf taktischen Erfolgen aufgebauten Generalplan fest, das englische Heer zu vernichten, so war jetzt der Augenblick gekommen, den Angriff am Ourcq und an der Ardre einzustellen und die Veslelinie als neue Front einzurichten, denn südlich der Vesle focht man seit dem 30. Mai mit vorgetriebenem Zentrum unter wachsender Bedrohung der Flanken und litt unter dem Mangel an Verbindungen aus der Raumtiefe und in der Breite. Beschloß die deutsche Heeresleitung jedoch den Angriff fortzusetzen, um den überraschenden, alles in Schatten stellenden taktischen Erfolg bis zur Neige auszukosten und die Schlacht bis zur Entscheidung durchzukämpfen, so forderte die Lage zwischen Soissons und Reims die Verkehrung der Angriffsfronten nach Osten und Westen, die Eroberung des Waldes von Villers-Cotterets und die Einnahme der Stadtfeste Reims. Die Fortsetzung der Schlacht erforderte also ein Spreizen des Angriffs nach Südwesten, Süden und Osten, um den Keil mit der auf die Marne vorgetriebenen Spitze zur breitgelagerten Grundstellung zwischen Vesle und Marne zu gestalten. Man mußte Reims und Villers-Cotterets umfassend angreifen und zur Deckung dieser Angriffe an der Marne eine Verteidigungsflanke bilden.

Die deutsche Heeresleitung entschied sich trotz wachsender taktischer Schwierigkeiten abermals für die Behauptung des gewonnenen Bodens und damit für die Fortsetzung der Operation. Es war der entscheidende Entschluß, der kritische Befehl des Angriffsfeldzuges. Deutschlands Heer wandte sich von der Vernichtung der geschlagenen, aber nicht aus dem Felde verdrängten britischen Armee ab, um die Franzosen bei Villers-Cotterets zu schlagen und Reims zu nehmen. Mochte man auch in Avesnes dem leitenden Gedanken, der der Vernichtung der englischen Armeen gegolten hatte, im Herzen noch eine Stätte bewahren, in der Absicht und in der Hoffnung, den Feldzug in Flandern und im Artois nach der völligen operativen Ausbeutung der Vesleschlacht noch einmal aufzunehmen, so wurde dieser Gedanke durch die Abwendung von der ursprünglichen strategischen Idee doch der Gefahr der Verkümmerung überliefert.

Um so gewaltiger rüstete Ludendorff zur rücksichtslosen Fortsetzung der Offensive an den französischen Fronten. In der Tat boten in diesem

Falle nur uneingeschränkte, auf breitester Grundlage erfolgende, aus d
Enge in die Weite und aus der Flankenpressung zur Bedrohung der fein
lichen Flanken führende Angriffe die Möglichkeit, das erschütterte französi
Stellungssystem vollends zum Einsturz zu bringen und die französischen Hau
kräfte entscheidend zu schlagen. Der Deutsche nahm dieses kühne, in d
Sterne greifende Wagnis entschlossen auf sich und bekannte sich zu gro
zügiger Fortführung der Schlachtenfolge, obwohl er seit dem 21. Mä
schon sehr schwere Opfer gebracht hatte, im Osten immer noch 32 Divisione
gefesselt sah und weder vom syrischen noch vom mazedonischen, noch vo
italienischen Kriegsschauplatz ermutigende Meldungen erhielt.

Mit unglücklichen Kämpfen in Syrien konnte die deutsche Heeresleitu
sich abfinden, so lange es Liman v. Sanders gelang, Damaskus zu schirme
am Wardar und an der Struma genügte Standhalten der verdrossene
Bulgaren an den Gebirgstoren, um die Balkanflanke zu hüten, an d
Piave aber war österreichisch-ungarische Offensive dringend geboten, de
die italienische Front hing strategisch so eng mit der Westfront z
sammen, daß Stilliegen dort auf eine Stärkung des Gegners in Fran
reich hinauslief. Allzulange schon hatte Kaiser Karl gesäumt, seinen Pl
im Endkampf einzunehmen und in die rechte Flanke der englisch-franz
sischen Schlachtordnung einzubrechen, die sich räumlich getrennt, abe
strategisch verbunden von den Schleusen Nieuports bis zu den Lagune
der Piave zog.

Die Schlacht zwischen der Aisne und der Marne vom 31. Mai bis 1. Juni 1918

Die Fortsetzung der Schlacht, die jetzt zwischen Aisne und Marne au
gekämpft wurde, war an die Festigung der Befehlsverhältnisse und d
Zuführung von Verstärkungen an Infanterie und Artillerie geknüpft. Luden
dorff traf hierzu weitreichende Maßnahmen. Er übertrug Böhn den Be
fehl über die zwischen Oise und Marne gegen Süden und Westen vor
dringenden Truppen, Fritz v. Below den Befehl über die um Reims
gelagerten Divisionen und rief Reserven von St. Quentin an die Vesle.

Auch die Franzosen rüsteten zur Fortsetzung der Schlacht. Pétains
Aufgabe lag klar vorgezeichnet. Sie wurde eigentlich im deutschen Haupt
quartier geschrieben. Er mußte auf den Hügeln von Lassigny, auf der Hoch
fläche von Nampcel und im Reimser Bergwald standhalten und so bald
als möglich zwischen Soissons und Château-Thierry aus den Forsten von
Villers-Cotterets zum Gegenangriff hervorbrechen, um den Angreifer über
die Straße Soissons—Château-Thierry nach Osten ins Innere des neu
erschlossenen Angriffsbogens zurückzuwerfen.

Der Deutsche hingegen war in erster Linie verpflichtet, alles daranzusetzen, die Franzosen zwischen der Oisemündung und Soissons auf die Aisne zurückzuwerfen, den Brückenkopf Vic-sur-Aisne zu nehmen und diesen von Norden nach Süden zielenden Angriff durch einen von Osten nach Westen zielenden, gegen den Wald von Villers-Cotterets gerichteten und im Ourcqtal bei Mareuil gipfelnden Seitenanfall zu ergänzen und dergestalt zu einer Umfassung der um Villers-Cotterets zusammenströmenden französischen Reserven zu gelangen.

Die Schlacht nahm ihren Fortgang.

Der Deutsche wies ihr nach vollendetem Durchbruch Ziel und Richtung und ordnete sie am 31. Mai nach strategischen Gesichtspunkten neu. Er gab das Gesetz des Handelns noch nicht aus der Hand und wälzte die Verfolgung in der Nacht auf den 31. Mai gegen die Marne. Contas Divisionen drangen schon vor Tagesgrauen zu beiden Seiten Jaulgonnes zu den Uferlehnen der Marne vor. Am 31. Mai gewann Böhns linker Flügel zwischen Château-Thierry und Dormans in einer Breite von 25 Kilometern das Nordufer des Flusses und richtete das Feuer seiner Maschinengewehre auf das Südufer, wo amerikanische Divisionen sichtbar wurden. Unterdessen traten Hofmann und François zur Eroberung der Hochflächen von Nampcel und Nouvron an, um dem Feind das Nordufer der Aisne zu entreißen. Da der Franzose zur selben Stunde zum Gegenangriff schritt und nicht nur auf dem Nord-, sondern auch auf dem Südufer des Flusses mit starken Kräften gegen Nordosten vorbrach — es war Pétains erster großer Versuch, die 7. Armee über die Straße Coucy—Soissons—Château-Thierry zurückzuwerfen und den an der Marne stehenden Divisionen Contas die Flanke abzugewinnen —, prallten Angriff und Gegenangriff am 31. Mai auf den Höhen von Nouvron und Nampcel aufeinander. Nach erbitterten Kämpfen bemächtigten sich die Deutschen Nouvrons, Tartiers und Guisys und warfen den zäh fechtenden Feind auf Nampcel und Fontenoy, vermochten aber Vic-sur-Aisne nicht zu erreichen. Der Franzose verlor Teile der Dauerstellung, die er seit drei Jahren gehalten hatte, behauptete sich indes zwischen Noyon und Moulin-sous-Touvent im Waldwinkel von Carlepont und in den Schluchten, Gehölzen und Steinbrüchen zwischen Autrêches und Vic.

Auf dem Südufer der Aisne stieß der Franzose mitten in den Aufmarsch der Korps Wichura und Winckler hinein. Böhns Zentrum war im Begriff, westlich der Straße Soissons—Château-Thierry mit der Front nach Westen aufzumarschieren und den Wald von Villers-Cotterets umfassend anzugreifen, als der Franzose ihm den Vortrang abgewann. Der Gegenstoß folgte der Bahnlinie Villers-Cotterets—Longpont—Bercy-le-Sec—Soissons und drängte den rechten Flügel der Westfront Böhns über Bercy-le-Sec zurück, wurde aber kurz darauf angehalten und abgeschlagen. Unter schweren

Verlusten wichen die französischen Divisionen gegen Longpont. Nun traten Wichura und Winckler an. Sie durchliefen das Sperrfeuer der feindlichen Feldgeschütze, überschritten die Linie Bercy—Villemontoire—Parcy—Oulchy und wälzten den grimmig sich wehrenden Feind in heißen Kämpfen über Chaudun, Vierzy, St. Remy und Tréville gen Westen.

Es war ein Schlachttag voller Kraft und Bewegung. Die Sonne stach, gelber Staub stand in Wolken über den Straßen und legte sich schwer auf die Autokolonnen, die frische Streiter und Streitmittel an die Kampffront schleppten. Französische Tanks stampften durch bleichendes Korn, Artillerie fegte querfeldein, Maschinengewehre hämmerten im Wiesengrün, und Infanterie drang, zu zerstreutem Gefecht gelockert, durch fette Rübenschläge, blühende Kartoffelfelder, niedrige Buschwäldchen und lauschige Bachgründe und schlug sich, plötzlich in Gruppen zusammenlaufend, in blutigem Handgemenge um brennende Dörfer und festgebaute Flecken. Der Franzose wich allmählich auf den Nordostrand des Waldes von Villers-Cotterets und setzte sich am Savièresflüßchen in der Linie Longpont—Corcy—Faverolles—Troesnes. Südlich des Ourcqtales kämpfte er bei Neuilly-St. Front, Sommelans und Etrépilly verzweifelt um Stand. Am äußersten Südflügel der gen Westen gerichteten Front wurde Château-Thierry von der Schlacht erfaßt und von wilden Straßenkämpfen geschüttelt. Am Abend des heißen, kampferfüllten Tages sanken die Gegner eng verstrickt auf dem neu abgesteckten Schlachtfeld nieder und riefen Verstärkungen heran, um den Kampf in der Frühe des 1. Juni zu erneuern.

Die Deutschen hatten das Übergewicht behauptet und den Angriff weit über die Straße Soissons—Oulchy-le-Château—Château-Thierry nach Westen getragen, obwohl der Feind alles herangeholt hatte, was in der Nähe lagerte und aus der Ferne mit Bahnen und Kraftwagen herbeizuschaffen war, und sich mit Aufopferung schlug. Die tief eingekerbte französische Front war dem Zusammenbruch nahe.

Versailles und Washington

Der interalliierte Kriegsrat, der am 1. Juni im Schlosse Trianon zu Versailles zusammentrat, blickte beklommen auf die Karte, die die Lage der Alliierten spiegelte. Foch gab zwar die bestimmte Erklärung ab, daß die Katastrophe an der Marne beschworen werde, aber die strategische Unsicherheit war doch so groß geworden, daß eine allgemeine Krisis über die Entente hereingebrochen schien. Besaßen die Deutschen noch frische Kräfte, floß ihnen noch Ersatz aus der Heimat zu und hatten sie den Mut, den Feldzug bis zur Erschöpfung fortzusetzen, in der Hoffnung, die englisch-französischen Armeen zu zertrümmern, und auf die Gefahr, Gegenstöße großen Stils gegen

ihre ausgebogenen, flüchtig abgesteckten Angriffslinien abwettern zu müssen, so geriet die Entente in Gefahr, auf dem Schlachtfeld zu erliegen. Zunächst aber war Paris bedroht, denn die Durchführung des Angriffs Böhns auf Villers-Cotterets rief deutlich einem ergänzenden Angriff Hutiers auf Compiègne, nachdem der Versuch der Korps Hofmann und François, die Linie Carlepont—Fontenoy zu durchbrechen, gescheitert war. Auch um Reims war man in Versailles in schwerer Sorge, denn Below schoß schon von drei Seiten in die Stadt, und die Senegalesen behaupteten sich nur noch mit Mühe bei La Pompelle vor den Osttoren der alten Feste. Der Reimser Feuerbogen reichte von Pompelle über Bétheny und Tilloy bis zur Straße Reims—Dormans, an der sich die deutsche Kampflinie zur Marne zog. Auch die verkrüppelte englische Front blieb schwer bedroht, obwohl es den Verbündeten gelungen war, Loker zurückzuerobern und sich vor Poperinghe und auf den Höhen von Bailleul zu behaupten. Da England den letzten Mann und das letzte Rohr über den Kanal geschickt hatte und Italien sich weigerte, größere Streitkräfte nach Frankreich zu entsenden — es war ja nicht denkbar, daß Kaiser Karl noch lange in der Abwehr verharrte —, hing alles von dem Zufluß amerikanischer Streiter und von der Operationsfähigkeit der französischen Armeen ab.

Foch wies darauf hin, daß die Stunde des allgemeinen Angriffs früher oder später schlagen werde, daß man dann aber auch fähig sein müsse, den Angriff zu führen.

Die Maischlacht hatte Frankreich 200000 Mann gekostet. An ihre Stelle traten zwar 250000 Amerikaner, die in mächtigen Schiffszügen, über den Ozean kamen — der im Neuyorker Hafen aufgegriffene deutsche Riesendampfer „Vaterland“ nahm allein auf jeder Fahrt 12000 Mann an Bord —, aber sie konnten die Franzosen in der Feldschlacht nicht ersetzen, und die Verschiffung von 200000 Mann genügte nicht, die Lücken zu füllen und die dahingeschwundenen Reserven zu erneuern. Foch legte dar, daß die Alliierten nach der Vernichtung der Armee Gough und zahlreicher anderer englischer und französischer Verbände nur noch über 162 Divisionen verfügten, und forderte 100 amerikanische Divisionen, die in Monatsstaffeln von 300000 Mann über den Ozean kommen müßten, um der Entente den Sieg zu sichern. Man beschloß, ein Schreiben an Wilson zu senden, um ihm dies mitzuteilen und auf Erfüllung dieser Forderung zu dringen. Am 2. Juni setzten Clémenceau, Lloyd George und Orlando ihre Namen unter den Brief, der dieses Eingeständnis der englisch-italienisch-französischen Niederlage enthielt. Doch so ernst auch die Stimmung im Schlosse Trianon war und so finster Clémenceau auf die Karte blickte, die im spiegelnden Sonnenlicht vor ihm ausgebreitet lag — niemand dachte daran, das blutige Spiel aufzugeben. Als Clémenceau den Kriegsrat verließ, schanzte Guillaumat wie einst Gallieni im Umkreis von Paris.

Am 4. Juni trat der französische Diktator vor die Kammer und erstattete über die Lage Bericht. Ferner Geschützdonner begleitete seine Worte. Er gab der Wahrheit die Ehre und erklärte, daß die Alliierten ungeheure Rückschläge und unglaubliche Verluste erlitten hätten. Die Bestände begännen zu schwinden, aber die Amerikaner seien unterwegs, um in das Entscheidungsspiel einzutreten. Es gelte auszuharren und das Werk der Toten zu vollenden. Er rief zum Kampf, dachte nicht an Frieden und sprach die stolzen Worte: „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris und ich schlage mich hinter Paris! Wir weichen, aber wir werden uns nicht ergeben!"

Als Clémenceau diesen Ausspruch tat, war die Schlacht zwischen Aisne und Marne an den Waldrändern von Villers-Cotterets, nur noch 70 Kilometer von Paris entfernt, im Erstarren begriffen.

Die Schlacht zwischen der Aisne und der Marne vom 1. bis 4. Juni 1918

Die Armee Böhn hatte am 1. Juni französische Gegenangriffe von wachsender Stärke abgewehrt und war auf dem rechten Flügel und im westwärts gerichteten Zentrum selbst zu neuen Angriffen geschritten. Auf dem Norduser der Aisne war ihre blutige Mühe umsonst. Es gelang Hofmann und François zwar im Laufe des Tages weiter gegen Vic-sur-Aisne vorzudringen und die Franzosen am 2. Juni aus der Linie Autrêches—Nouvron auf Hautebraye und Vingre zu werfen, aber die Verteidiger hielten die Uferlehnen von Berny und die Höhen von Tracy-le-Mont und Moulin-sous-Touvent fest und stießen den Angreifer wiederholt gegen Norden zurück. Böhns Mitte drang am 1. Juni gegen die Tiefenlinie des Savièresflüßchen vor, erkämpfte am 2. Juni nördlich des Ourcq die Orte Chaudun und Longpont und südlich des Flusses Monthiers und Dammard und die Hänge des Clignonbaches. Am 3. Juni überwogen die französischen Gegenangriffe die deutschen Angriffe. Pétain führte Division auf Division gegen Böhns rechten Flügel und bannte François vor Carlepont und Vic auf dem Norduser der Aisne. Conta, der im Flußwinkel zwischen Ourcq und Marne auf dem linken Flügel um die bewaldeten Kuppen der Landschaft Orxois kämpfte, sah sich von überlegenen französischen und amerikanischen Kräften in die Abwehr gedrängt. Glücklicher war Böhns Mitte, die die Ablenkung nützte, ihre Hauptkräfte nach rechts zusammenzog und den Feind mit starken Schlägen über die Linie Pernant—Chaudun und die Straße Soissons—Villers-Cotterets gegen Westen trieb. Trotz des Einsatzes zahlreicher Tanks verlor der Franzose zwischen der Aisne und den Wäldern die Höhen von Pernant und Missy-aux-bois und wurde auf die Linie

Ambleny—Cutry—Dommiers gegen die Straße von Villers-Cotterets und den Mühlbachgrund südlich des Aisnebrückenkopfes Fontenoy zurückgeworfen.

Der Deutsche stand am 4. Juni zwischen Aisne und Marne, dem Wald von Villers-Cotterets und dem Bergwald von Reims in der Flanke des französischen Zentralraumes und auf den Verbindungslinien der Champagnefront aufmarschiert. Es war eine im Angriff gewonnene Drohstellung, keine Grundstellung zum Ruhen. Man konnte den Angriff aus dieser Stellung fortsetzen, sobald man sich gekräftigt und den Nachschub geordnet hatte, oder einen außerhalb des Bogens angesetzten Angriff aus der Flanke unterstützen, um die zur Kräftigung notwendige Frist zu nützen, aber man mußte sich der Flankenbedrohung bewußt bleiben, die der tiefgestoßenen Fronttasche von zwei Seiten nahte. Der Gedanke, die Angriffsrichtung angesichts des wachsenden Widerstandes der Franzosen abermals zu verkehren und sich nun wieder gegen die Engländer zu wenden, hatte am 4. Juni kein Recht auf Beachtung, denn die Operation, die den Kronprinzen an die Marne geführt hatte, forderte jetzt gebieterisch die Fortsetzung der Schlacht.

Vor neuen Entschlüssen

Hindenburg und Ludendorff standen abermals vor neuen Entschlüssen, aber diese ergaben sich nicht mehr aus freiem Ermessen, sondern unmittelbar aus der zwischen der Aisne und der Marne geschaffenen Lage. Da der Angriff zwischen Fontenoy und Noyon nicht durchgedrungen war, blieb der deutschen Heeresleitung nichts übrig, als die Schlachtfront noch einmal zu verlängern und auf dem Westufer der Oise in südlicher Richtung anzugreifen. Es galt, nicht mehr die strategische Linie Vic-sur-Aisne—Moreuil-sur-Ourcq, sondern die große Querverbindung Compiègne—Villers-Cotterets zu gewinnen, um die im Mittelraum, am Schulterpunkt der englisch-französischen Front zusammengeflossene Hauptmacht des Feindes von zwei Seiten zu umfassen und vernichtend zu schlagen. Das war eine schwierige, durch die Entwicklung unendlich erschwerte Aufgabe. Der Feind focht trotz allgemeiner Bedrängnis bei Compiègne unter den günstigsten Bedingungen. Die Ballung der alliierten Reserven in diesem zentralen, auf der inneren Linie zwischen den tiefgestoßenen Fronttaschen ruhenden Raume war im Grunde nicht auf Fochs Strategie, sondern auf den Angreifer selbst zurückzuführen. Der Sturmlauf Hutiers von St. Quentin zur Divette und zur Avre und der Sturmlauf Böhns von Laon zur Marne und zur Savières hatte die feindlichen Kräfte magnetisch in den zwischen den beiden Frontbogen entstandenen, auf Paris abgestützten Halbkreis gezogen. Griff der Deutsche hier an, so stieß er auf vorbereiteten Feind.

Am 4. Juni trat der französische Diktator vor die Kammer und erstattete über die Lage Bericht. Ferner Geschützdonner begleitete seine Worte. Er gab der Wahrheit die Ehre und erklärte, daß die Alliierten ungeheure Rückschläge und unglaubliche Verluste erlitten hätten. Die Bestände begännen zu schwinden, aber die Amerikaner seien unterwegs, um in das Entscheidungsspiel einzutreten. Es gelte auszuharren und das Werk der Toten zu vollenden. Er rief zum Kampf, dachte nicht an Frieden und sprach die stolzen Worte: „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris und ich schlage mich hinter Paris! Wir weichen, aber wir werden uns nicht ergeben!“

Als Clémenceau diesen Ausspruch tat, war die Schlacht zwischen Aisne und Marne an den Waldrändern von Villers-Cotterets, nur noch 70 Kilometer von Paris entfernt, im Erstarren begriffen.

Die Schlacht zwischen der Aisne und der Marne vom 1. bis 4. Juni 1918

Die Armee Böhn hatte am 1. Juni französische Gegenangriffe von wachsender Stärke abgewehrt und war auf dem rechten Flügel und im westwärts gerichteten Zentrum selbst zu neuen Angriffen geschritten. Auf dem Nordufer der Aisne war ihre blutige Mühe umsonst. Es gelang Hofmann und François zwar im Laufe des Tages weiter gegen Vic-sur-Aisne vorzudringen und die Franzosen am 2. Juni aus der Linie Autrêches—Nouvron auf Hautebraye und Vingre zu werfen, aber die Verteidiger hielten die Uferlehnen von Berny und die Höhen von Tracy-le-Mont und Moulin-sous-Touvent fest und stießen den Angreifer wiederholt gegen Norden zurück. Böhns Mitte drang am 1. Juni gegen die Tiefenlinie des Savièresflüßchen vor, erkämpfte am 2. Juni nördlich des Ourcq die Orte Chaudun und Longpont und südlich des Flusses Monthiers und Dammard und die Hänge des Clignonbaches. Am 3. Juni überwogen die französischen Gegenangriffe die deutschen Angriffe. Pétain führte Division auf Division gegen Böhns rechten Flügel und bannte François vor Carlepont und Vic auf dem Nordufer der Aisne. Conta, der im Flußwinkel zwischen Ourcq und Marne auf dem linken Flügel um die bewaldeten Kuppen der Landschaft Orxois kämpfte, sah sich von überlegenen französischen und amerikanischen Kräften in die Abwehr gedrängt. Glücklicher war Böhns Mitte, die die Ablenkung nützte, ihre Hauptkräfte nach rechts zusammenzog und den Feind mit starken Schlägen über die Linie Pernant—Chaudun und die Straße Soissons—Villers-Cotterets gegen Westen trieb. Trotz des Einsatzes zahlreicher Tanks verlor der Franzose zwischen der Aisne und den Wäldern die Höhen von Pernant und Missy-aux-bois und wurde auf die Linie

Ambleny—Cutry—Dommiers gegen die Straße von Villers-Cotterets und den Mühlbachgrund südlich des Aisnebrückenkopfes Fontenoy zurückgeworfen.

Der Deutsche stand am 4. Juni zwischen Aisne und Marne, dem Wald von Villers-Cotterets und dem Bergwald von Reims in der Flanke des französischen Zentralraumes und auf den Verbindungslinien der Champagnefront aufmarschiert. Es war eine im Angriff gewonnene Drohstellung, keine Grundstellung zum Ruhen. Man konnte den Angriff aus dieser Stellung fortsetzen, sobald man sich gekräftigt und den Nachschub geordnet hatte, oder einen außerhalb des Bogens angesetzten Angriff aus der Flanke unterstützen, um die zur Kräftigung notwendige Frist zu nützen, aber man mußte sich der Flankenbedrohung bewußt bleiben, die der tiefgestoßenen Fronttasche von zwei Seiten nahte. Der Gedanke, die Angriffsrichtung angesichts des wachsenden Widerstandes der Franzosen abermals zu verkehren und sich nun wieder gegen die Engländer zu wenden, hatte am 4. Juni kein Recht auf Beachtung, denn die Operation, die den Kronprinzen an die Marne geführt hatte, forderte jetzt gebieterisch die Fortsetzung der Schlacht.

Vor neuen Entschlüssen

Hindenburg und Ludendorff standen abermals vor neuen Entschlüssen, aber diese ergaben sich nicht mehr aus freiem Ermessen, sondern unmittelbar aus der zwischen der Aisne und der Marne geschaffenen Lage. Da der Angriff zwischen Fontenoy und Noyon nicht durchgedrungen war, blieb der deutschen Heeresleitung nichts übrig, als die Schlachtfront noch einmal zu verlängern und auf dem Westufer der Oise in südlicher Richtung anzugreifen. Es galt, nicht mehr die strategische Linie Vic-sur-Aisne—Moreuil-sur-Ourcq, sondern die große Querverbindung Compiègne—Villers-Cotterets zu gewinnen, um die im Mittelraum, am Schulterpunkt der englisch-französischen Front zusammengeflossene Hauptmacht des Feindes von zwei Seiten zu umfassen und vernichtend zu schlagen. Das war eine schwierige, durch die Entwicklung unendlich erschwerte Aufgabe. Der Feind focht trotz allgemeiner Bedrängnis bei Compiègne unter den günstigsten Bedingungen. Die Ballung der alliierten Reserven in diesem zentralen, auf der inneren Linie zwischen den tiefgestoßenen Fronttaschen ruhenden Raume war im Grunde nicht auf Fochs Strategie, sondern auf den Angreifer selbst zurückzuführen. Der Sturmlauf Hutiers von St. Quentin zur Divette und zur Avre und der Sturmlauf Böhns von Laon zur Marne und zur Savières hatte die feindlichen Kräfte magnetisch in den zwischen den beiden Frontbogen entstandenen, auf Paris abgestützten Halbkreis gezogen. Griff der Deutsche hier an, so stieß er auf vorbereiteten Feind.

Falle nur uneingeschränkte, auf breitester Grundlage erfolgende, aus der Enge in die Weite und aus der Flankenpressung zur Bedrohung der feindlichen Flanken führende Angriffe die Möglichkeit, das erschütterte französische Stellungssystem vollends zum Einsturz zu bringen und die französischen Hauptkräfte entscheidend zu schlagen. Der Deutsche nahm dieses kühne, in die Sterne greifende Wagnis entschlossen auf sich und bekannte sich zu großzügiger Fortführung der Schlachtenfolge, obwohl er seit dem 21. März schon sehr schwere Opfer gebracht hatte, im Osten immer noch 32 Divisionen gefesselt sah und weder vom syrischen noch vom mazedonischen, noch vom italienischen Kriegsschauplatz ermutigende Meldungen erhielt.

Mit unglücklichen Kämpfen in Syrien konnte die deutsche Heeresleitung sich abfinden, so lange es Liman v. Sanders gelang, Damaskus zu schirmen; am Wardar und an der Struma genügte Standhalten der verdrossenen Bulgaren an den Gebirgstoren, um die Balkanflanke zu hüten, an der Piave aber war österreichisch-ungarische Offensive dringend geboten, denn die italienische Front hing strategisch so eng mit der Westfront zusammen, daß Stilliegen dort auf eine Stärkung des Gegners in Frankreich hinauslief. Allzulange schon hatte Kaiser Karl gesäumt, seinen Platz im Endkampf einzunehmen und in die rechte Flanke der englisch-französischen Schlachtordnung einzubrechen, die sich räumlich getrennt, aber strategisch verbunden von den Schleusen Nieuports bis zu den Lagunen der Piave zog.

Die Schlacht zwischen der Aisne und der Marne vom 31. Mai bis 1. Juni 1918

Die Fortsetzung der Schlacht, die jetzt zwischen Aisne und Marne ausgekämpft wurde, war an die Festigung der Befehlsverhältnisse und die Zuführung von Verstärkungen an Infanterie und Artillerie geknüpft. Ludendorff traf hierzu weitreichende Maßnahmen. Er übertrug Böhn den Befehl über die zwischen Oise und Marne gegen Süden und Westen vordringenden Truppen, Fritz v. Below den Befehl über die um Reims gelagerten Divisionen und rief Reserven von St. Quentin an die Vesle.

Auch die Franzosen rüsteten zur Fortsetzung der Schlacht. Pétains Aufgabe lag klar vorgezeichnet. Sie wurde eigentlich im deutschen Hauptquartier geschrieben. Er mußte auf den Hügeln von Lassigny, auf der Hochfläche von Nampcel und im Reimser Bergwald standhalten und so bald als möglich zwischen Soissons und Château-Thierry aus den Forsten von Villers-Cotterets zum Gegenangriff hervorbrechen, um den Angreifer über die Straße Soissons—Château-Thierry nach Osten ins Innere des neuerschlossenen Angriffsbogens zurückzuwerfen.

Der Deutsche hingegen war in erster Linie verpflichtet, alles daranzusetzen, die Franzosen zwischen der Oisemündung und Soissons auf die Aisne zurückzuwerfen, den Brückenkopf Vic-sur-Aisne zu nehmen und diesen von Norden nach Süden zielenden Angriff durch einen von Osten nach Westen zielenden, gegen den Wald von Villers-Cotterets gerichteten und im Ourcqtal bei Mareuil gipfelnden Seitenanfall zu ergänzen und dergestalt zu einer Umfassung der um Villers-Cotterets zusammenströmenden französischen Reserven zu gelangen.

Die Schlacht nahm ihren Fortgang.

Der Deutsche wies ihr nach vollendetem Durchbruch Ziel und Richtung und ordnete sie am 31. Mai nach strategischen Gesichtspunkten neu. Er gab das Gesetz des Handelns noch nicht aus der Hand und wälzte die Verfolgung in der Nacht auf den 31. Mai gegen die Marne. Contas Divisionen drangen schon vor Tagesgrauen zu beiden Seiten Jaulgonnes zu den Uferlehnen der Marne vor. Am 31. Mai gewann Böhns linker Flügel zwischen Château-Thierry und Dormans in einer Breite von 25 Kilometern das Nordufer des Flusses und richtete das Feuer seiner Maschinengewehre auf das Südufer, wo amerikanische Divisionen sichtbar wurden. Unterdessen traten Hofmann und François zur Eroberung der Hochflächen von Nampcel und Nouvron an, um dem Feind das Nordufer der Aisne zu entreißen. Da der Franzose zur selben Stunde zum Gegenangriff schritt und nicht nur auf dem Nord-, sondern auch auf dem Südufer des Flusses mit starken Kräften gegen Nordosten vorbrach — es war Pétains erster großer Versuch, die 7. Armee über die Straße Coucy—Soissons—Château-Thierry zurückzuwerfen und den an der Marne stehenden Divisionen Contas die Flanke abzugewinnen —, prallten Angriff und Gegenangriff am 31. Mai auf den Höhen von Nouvron und Nampcel aufeinander. Nach erbitterten Kämpfen bemächtigten sich die Deutschen Nouvrons, Tartiers und Guisys und warfen den zäh fechtenden Feind auf Nampcel und Fontenoy, vermochten aber Vic-sur-Aisne nicht zu erreichen. Der Franzose verlor Teile der Dauerstellung, die er seit drei Jahren gehalten hatte, behauptete sich indes zwischen Noyon und Moulin-sous-Touvent im Waldwinkel von Carlepont und in den Schluchten, Gehölzen und Steinbrüchen zwischen Autrêches und Vic.

Auf dem Südufer der Aisne stieß der Franzose mitten in den Aufmarsch der Korps Wichura und Winckler hinein. Böhns Zentrum war im Begriff, westlich der Straße Soissons—Château-Thierry mit der Front nach Westen aufzumarschieren und den Wald von Villers-Cotterets umfassend anzugreifen, als der Franzose ihm den Vorrang abgewann. Der Gegenstoß folgte der Bahnlinie Villers-Cotterets—Longpont—Bercy-le-Sec—Soissons und drängte den rechten Flügel der Westfront Böhns über Bercy-le-Sec zurück, wurde aber kurz darauf angehalten und abgeschlagen. Unter schweren

Verlusten wichen die französischen Divisionen gegen Longpont. Nun traten Wichura und Winckler an. Sie durchliefen das Sperrfeuer der feindlichen Feldgeschütze, überschritten die Linie Bercy—Villemontoire—Parcy—Oulchy und wälzten den grimmig sich wehrenden Feind in heißen Kämpfen über Chaudun, Vierzy, St. Remy und Tréville gen Westen.

Es war ein Schlachttag voller Kraft und Bewegung. Die Sonne stach, gelber Staub stand in Wolken über den Straßen und legte sich schwer auf die Autokolonnen, die frische Streiter und Streitmittel an die Kampffront schleppten. Französische Tanks stampften durch bleichendes Korn, Artillerie fegte querfeldein, Maschinengewehre hämmerten im Wiesengrün, und Infanterie drang, zu zerstreutem Gefecht gelockert, durch fette Rübenschläge, blühende Kartoffelfelder, niedrige Buschwäldchen und lauschige Bachgründe und schlug sich, plötzlich in Gruppen zusammenlaufend, in blutigem Handgemenge um brennende Dörfer und festgebaute Flecken. Der Franzose wich allmählich auf den Nordostrand des Waldes von Villers-Cotterets und setzte sich am Savièresflüßchen in der Linie Longpont—Corcy—Faverolles—Troesnes. Südlich des Ourcqtales kämpfte er bei Neuilly-St. Front, Sommelans und Etrépilly verzweifelt um Stand. Am äußersten Südflügel der gen Westen gerichteten Front wurde Château-Thierry von der Schlacht erfaßt und von wilden Straßenkämpfen geschüttelt. Am Abend des heißen, kampferfüllten Tages sanken die Gegner eng verstrickt auf dem neu abgesteckten Schlachtfeld nieder und riefen Verstärkungen heran, um den Kampf in der Frühe des 1. Juni zu erneuern.

Die Deutschen hatten das Übergewicht behauptet und den Angriff weit über die Straße Soissons—Oulchy-le-Château—Château-Thierry nach Westen getragen, obwohl der Feind alles herangeholt hatte, was in der Nähe lagerte und aus der Ferne mit Bahnen und Kraftwagen herbeizuschaffen war, und sich mit Aufopferung schlug. Die tief eingekerbte französische Front war dem Zusammenbruch nahe.

Versailles und Washington

Der interalliierte Kriegsrat, der am 1. Juni im Schlosse Trianon zu Versailles zusammentrat, blickte beklommen auf die Karte, die die Lage der Alliierten spiegelte. Foch gab zwar die bestimmte Erklärung ab, daß die Katastrophe an der Marne beschworen werde, aber die strategische Unsicherheit war doch so groß geworden, daß eine allgemeine Krisis über die Entente hereingebrochen schien. Besaßen die Deutschen noch frische Kräfte, floß ihnen noch Ersatz aus der Heimat zu und hatten sie den Mut, den Feldzug bis zur Erschöpfung fortzusetzen, in der Hoffnung, die englisch-französischen Armeen zu zertrümmern, und auf die Gefahr, Gegenstöße großen Stils gegen

ihre ausgebogenen, flüchtig abgesteckten Angriffslinien abwettern zu müssen, so geriet die Entente in Gefahr, auf dem Schlachtfeld zu erliegen. Zunächst aber war Paris bedroht, denn die Durchführung des Angriffs Böhns auf Villers-Cotterets rief deutlich einem ergänzenden Angriff Hutiers auf Compiègne, nachdem der Versuch der Korps Hofmann und François, die Linie Carlepont—Fontenoy zu durchbrechen, gescheitert war. Auch um Reims war man in Versailles in schwerer Sorge, denn Below schoß schon von drei Seiten in die Stadt, und die Senegalesen behaupteten sich nur noch mit Mühe bei La Pompelle vor den Osttoren der alten Feste. Der Reimser Feuerbogen reichte von Pompelle über Bétheny und Tilloy bis zur Straße Reims—Dormans, an der sich die deutsche Kampflinie zur Marne zog. Auch die verkrüppelte englische Front blieb schwer bedroht, obwohl es den Verbündeten gelungen war, Loker zurückzuerobern und sich vor Poperinghe und auf den Höhen von Bailleul zu behaupten. Da England den letzten Mann und das letzte Rohr über den Kanal geschickt hatte und Italien sich weigerte, größere Streitkräfte nach Frankreich zu entsenden — es war ja nicht denkbar, daß Kaiser Karl noch lange in der Abwehr verharrte —, hing alles von dem Zufluß amerikanischer Streiter und von der Operationsfähigkeit der französischen Armeen ab.

Foch wies darauf hin, daß die Stunde des allgemeinen Angriffs früher oder später schlagen werde, daß man dann aber auch fähig sein müsse, den Angriff zu führen.

Die Maischlacht hatte Frankreich 200000 Mann gekostet. An ihre Stelle traten zwar 250000 Amerikaner, die in mächtigen Schiffszügen, über den Ozean kamen — der im Neuyorker Hafen aufgegriffene deutsche Riesendampfer „Vaterland" nahm allein auf jeder Fahrt 12000 Mann an Bord —, aber sie konnten die Franzosen in der Feldschlacht nicht ersetzen, und die Verschiffung von 200000 Mann genügte nicht, die Lücken zu füllen und die dahingeschwundenen Reserven zu erneuern. Foch legte dar, daß die Alliierten nach der Vernichtung der Armee Gough und zahlreicher anderer englischer und französischer Verbände nur noch über 162 Divisionen verfügten, und forderte 100 amerikanische Divisionen, die in Monatsstaffeln von 300000 Mann über den Ozean kommen müßten, um der Entente den Sieg zu sichern. Man beschloß, ein Schreiben an Wilson zu senden, um ihm dies mitzuteilen und auf Erfüllung dieser Forderung zu dringen. Am 2. Juni setzten Clémenceau, Lloyd George und Orlando ihre Namen unter den Brief, der dieses Eingeständnis der englisch-italienisch-französischen Niederlage enthielt. Doch so ernst auch die Stimmung im Schlosse Trianon war und so finster Clémenceau auf die Karte blickte, die im spiegelnden Sonnenlicht vor ihm ausgebreitet lag — niemand dachte daran, das blutige Spiel aufzugeben. Als Clémenceau den Kriegsrat verließ, schanzte Guillaumat wie einst Gallieni im Umkreis von Paris.

Am 4. Juni trat der französische Diktator vor die Kammer und erstattete über die Lage Bericht. Ferner Geschützdonner begleitete seine Worte. Er gab der Wahrheit die Ehre und erklärte, daß die Alliierten ungeheure Rückschläge und unglaubliche Verluste erlitten hätten. Die Bestände begännen zu schwinden, aber die Amerikaner seien unterwegs, um in das Entscheidungsspiel einzutreten. Es gelte auszuharren und das Werk der Toten zu vollenden. Er rief zum Kampf, dachte nicht an Frieden und sprach die stolzen Worte: „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, und ich schlage mich hinter Paris! Wir weichen, aber wir werden uns nicht ergeben!"

Als Clémenceau diesen Ausspruch tat, war die Schlacht zwischen Aisne und Marne an den Waldrändern von Villers-Cotterets, nur noch 70 Kilometer von Paris entfernt, im Erstarren begriffen.

Die Schlacht zwischen der Aisne und der Marne vom 1. bis 4. Juni 1918

Die Armee Böhn hatte am 1. Juni französische Gegenangriffe von wachsender Stärke abgewehrt und war auf dem rechten Flügel und im westwärts gerichteten Zentrum selbst zu neuen Angriffen geschritten. Auf dem Nordufer der Aisne war ihre blutige Mühe umsonst. Es gelang Hofmann und François zwar im Laufe des Tages weiter gegen Vic-sur-Aisne vorzudringen und die Franzosen am 2. Juni aus der Linie Autrêches—Nouvron auf Hautebraye und Vingre zu werfen, aber die Verteidiger hielten die Uferlehnen von Berny und die Höhen von Tracy-le-Mont und Moulin-sous-Touvent fest und stießen den Angreifer wiederholt gegen Norden zurück. Böhns Mitte drang am 1. Juni gegen die Tiefenlinie des Savièresflüßchen vor, erkämpfte am 2. Juni nördlich des Ourcq die Orte Chaudun und Longpont und südlich des Flusses Monthiers und Dammard und die Hänge des Clignonbaches. Am 3. Juni überwogen die französischen Gegenangriffe die deutschen Angriffe. Pétain führte Division auf Division gegen Böhns rechten Flügel und bannte François vor Carlepont und Vic auf dem Nordufer der Aisne. Conta, der im Flußwinkel zwischen Ourcq und Marne auf dem linken Flügel um die bewaldeten Kuppen der Landschaft Orxois kämpfte, sah sich von überlegenen französischen und amerikanischen Kräften in die Abwehr gedrängt. Glücklicher war Böhns Mitte, die die Ablenkung nützte, ihre Hauptkräfte nach rechts zusammenzog und den Feind mit starken Schlägen über die Linie Pernant—Chaudun und die Straße Soissons—Villers-Cotterets gegen Westen trieb. Trotz des Einsatzes zahlreicher Tanks verlor der Franzose zwischen der Aisne und den Wäldern die Höhen von Pernant und Missy-aux-bois und wurde auf die Linie

Ambleny—Cutry—Dommiers gegen die Straße von Villers-Cotterets und den Mühlbachgrund südlich des Aisnebrückenkopfes Fontenoy zurückgeworfen.

Der Deutsche stand am 4. Juni zwischen Aisne und Marne, dem Wald von Villers-Cotterets und dem Bergwald von Reims in der Flanke des französischen Zentralraumes und auf den Verbindungslinien der Champagnefront aufmarschiert. Es war eine im Angriff gewonnene Drohstellung, keine Grundstellung zum Ruhen. Man konnte den Angriff aus dieser Stellung fortsetzen, sobald man sich gekräftigt und den Nachschub geordnet hatte, oder einen außerhalb des Bogens angesetzten Angriff aus der Flanke unterstützen, um die zur Kräftigung notwendige Frist zu nützen, aber man mußte sich der Flankenbedrohung bewußt bleiben, die der tiefgestoßenen Fronttasche von zwei Seiten nahte. Der Gedanke, die Angriffsrichtung angesichts des wachsenden Widerstandes der Franzosen abermals zu verkehren und sich nun wieder gegen die Engländer zu wenden, hatte am 4. Juni kein Recht auf Beachtung, denn die Operation, die den Kronprinzen an die Marne geführt hatte, forderte jetzt gebieterisch die Fortsetzung der Schlacht.

Vor neuen Entschlüssen

Hindenburg und Ludendorff standen abermals vor neuen Entschlüssen, aber diese ergaben sich nicht mehr aus freiem Ermessen, sondern unmittelbar aus der zwischen der Aisne und der Marne geschaffenen Lage. Da der Angriff zwischen Fontenoy und Noyon nicht durchgedrungen war, blieb der deutschen Heeresleitung nichts übrig, als die Schlachtfront noch einmal zu verlängern und auf dem Westufer der Oise in südlicher Richtung anzugreifen. Es galt, nicht mehr die strategische Linie Vic-sur-Aisne—Moreuil-sur-Ourcq, sondern die große Querverbindung Compiègne—Villers-Cotterets zu gewinnen, um die im Mittelraum, am Schulterpunkt der englisch-französischen Front zusammengeflossene Hauptmacht des Feindes von zwei Seiten zu umfassen und vernichtend zu schlagen. Das war eine schwierige, durch die Entwicklung unendlich erschwerte Aufgabe. Der Feind focht trotz allgemeiner Bedrängnis bei Compiègne unter den günstigsten Bedingungen. Die Ballung der alliierten Reserven in diesem zentralen, auf der inneren Linie zwischen den tiefgestoßenen Fronttaschen ruhenden Raume war im Grunde nicht auf Fochs Strategie, sondern auf den Angreifer selbst zurückzuführen. Der Sturmlauf Hutiers von St. Quentin zur Diwette und zur Avre und der Sturmlauf Böhns von Laon zur Marne und zur Savières hatte die feindlichen Kräfte magnetisch in den zwischen den beiden Frontbogen entstandenen, auf Paris abgestützten Halbkreis gezogen. Griff der Deutsche hier an, so stieß er auf vorbereiteten Feind.

Um so wichtiger war rasches Handeln. Und so geschah es. Ehe der Franzose sich zu einem allgemeinen Angriff auf die Flanken des zwischen Aisne und Marne vorgetriebenen Keils aufraffen konnte, stieß der Deutsche bei Lassigny zu und erneuerte die Schlacht.

Die Schlacht zwischen der Oise und der Avre

Am 9. Juni schritt die 18. Armee zwischen der Oise und der Avre zum Angriff. Er war tunlichst beschleunigt worden, trat indes später in die Erscheinung, als der Führung lieb war, denn der Franzose begann die Verstrickung an der Aisne und am Ostsaum des Waldes von Villers-Cotterets bereits zu lösen und frische Reserven auszuscheiden. Aber es war dem Kronprinzen nicht möglich gewesen, den Angriff früher anzusetzen, denn die Verschiebung der Angriffsartillerie erforderte Zeit. Die deutsche Heeresleitung sah sich auch in diesem Falle genötigt, mit dem Gerät hauszuhalten. Sie konnte keine Reservebatterien auffahren, sondern mußte schwere Geschütze von Front zu Front — diesmal von der Ailette über die Oise zur Divette — schleppen, um die Schlacht zu eröffnen. Der taktische Zusammenhang des neuen Vorstoßes mit der Schlacht am Ourcq wurde durch diese Verzögerung des Angriffs gelockert. Noch erschwerender wirkte der Umstand, daß man auf eine Überraschung des Verteidigers nicht mehr rechnen konnte. Der Zug lag im Spiele vorgezeichnet, nachdem die Vesle überschritten worden war und der Vorstoß über die Aisne in eine stehende Schlacht zwischen Reims und Villers-Cotterets gemündet hatte.

Trotzdem traten die Deutschen zuversichtlich zum Angriff an. Compiègne winkte als deutlich sichtbares Ziel, dahinter lag — am Rand der Siegessphäre — Paris. Fiel Compiègne, so brach die Verteidigung der Franzosen auf dem Nordufer der Aisne im Kreuzfeuer zusammen, und die 7. Armee konnte zwischen Aisne und Marne auf der ganzen Linie zum flankierend wirkenden Angriff auf Villers-Cotterets schreiten.

Hutier hatte seine Streitkräfte nach dem linken Flügel zusammengezogen. Er verfügte über 14 Divisionen, die auf einer Breite von 25 Kilometern zwischen Montdidier und Noyon angriffen. Um Mitternacht rauschten Gas- und Rauchgranaten über die Köpfe der sturmbereit harrenden Infanterie in die französischen Linien. Doch die tiefgestaffelte französische Artillerie schoß diesmal sofort zurück und lenkte schweres Feuer auf Hutiers Sturmdivisionen, die sich bei Assainvillers, Hainvillers, Canny-sur-Matz, Lassigny und Cuy-Euzoy gesammelt hatten. Unter Verlusten hielt man aus und wartete auf den Tag. Hutier gedachte im Zentrum durchzubrechen, der Tiefenlinie des Matzflüßchens zu folgen und das Hügelland von Thiescourt—Ribécourt zu umgehen, verzichtete aber keineswegs auf Stirnangriffe seiner Flügelkorps.

Als es tagte, erhoben sich seine Sturmkorps und drangen in mörderischem Feuer gegen die von acht eingegrabenen, erhöht stehenden Divisionen besetzte Linie Rubescourt—Orvillers—Plessis-Le Roye—Plémont—Mont Renaud vor. Weder Vorbereitung noch Feuerkraft halfen gegen den deutschen Angriffsgeist. Der Verteidiger wurde auf der ganzen Linie aus dem Stand gehoben und im Zentrum durchbrochen. Auf dem rechten Flügel warf das Korps Ötinger den Feind nach Rubescourt hinein, auf dem linken Flügel stürmte der vom Ostufer der Oise zurückgekehrte Hofmann die Nordhalde des von Oise, Divette und Matz umflossenen Hügellandes von Ribéccurt. Der Franzose wich auf dem Westflügel südlich von Montdidier auf Le Frétoy, auf dem Ostflügel südlich von Lassigny auf Cannectancourt—Belval. Im Zentrum stürzten zwei französische Stellungen ein. Die Korps Webern und Schöler drangen Schulter an Schulter über Mortemer, Cuvilly, Ricquebourg zu beiden Seiten der Straße Roye—Estrées-St. Denis und der Matz vor und warfen den Verteidiger 7 Kilometer nach Süden.

Am 10. Juni erneuerte Hutier den Angriff mit verstärkten Kräften und gewann auf dem linken Flügel und im Zentrum abermals Raum, doch nun zeigte sich, daß der Angriff an der Matz nicht nur aus dem Zusammenhang mit den Kämpfen westlich von Soissons geraten war, wo Böhn seit dem 5. Juni keinen Vorteil mehr erringen konnte, sondern daß auch auf dem neuen Schlachtfeld Überraschungen blühten. Hutiers rechter Flügel wurde von Mangin, den Foch im stillen an die Avre gerufen hatte, in der Flanke angegriffen, und das Zentrum südlich von Ressons-sur-Matz in schwere Kämpfe verwickelt. Aber noch war kein Grund zum Zagen. Noch stritten Hutiers Generale mit überlegener Kraft.

Ötinger hielt Mangins erstem Angriff stand, so heftig dieser auch drängte. Webern brach sich Schritt für Schritt nach Süden Bahn und sank erschöpft, aber siegreich am Oberlauf der Aronde nieder, Schöler nahm Marquegliſe und stieß in südöstlicher Richtung vor, um dem Laufe der ostwärts fließenden Matz zu folgen, und bedrohte die Verteidiger des Massivs von Lassigny in der linken Flanke. Der Franzose trat auf dem rechten Flügel den Rückzug an und gab das Höhengelände von Ribécourt preis. Hofmann eroberte Hügel um Hügel, nahm Gehöfte, Dörfer und Flecken mit stürmender Hand, raffte Gefangene und Gerät an sich und rückte in der Dämmerung in Ribécourt ein. Als der Abend sank, stand der rechte deutsche Flügel westlich von Méry, die Mitte südlich von St. Maur und Marquegliſe in Keilgestalt an den Ufern der Aronde vor Compiègne, und der linke Flügel war im Besitz der Höhen von Ribéccurt. Die französische Oiseflanke sprang auf. Pétain befahl den Verteidigern von Carlepont, sich auf Tracy-le-Val zurückzuziehen, rief aber gleichzeitig Mangin zum allgemeinen Angriff auf Hutiers rechten Flügel und die rechte Flanke des von Webern und Schöler bis zur

Aronde vorgetriebenen Keils. Der schmal gewordene deutsche Angriff hatte wiederum zur Entblößung der Flanken geführt, und diesmal war der Gegner stark genug, zum Gegenstoß überzugehen.

Mangin schritt am 11. Juni zum allgemeinen Gegenangriff. Die Deutschen standen zwischen Ribécourt und Compiègne auf dem Norduser der Matz 10 Kilometer und auf dem Norduser der Aronde bei Monchy-Humières nur noch 7 Kilometer von den Toren Compiègnes entfernt, als die Franzosen sich mit gesammelter Kraft auf ihren rechten Flügel warfen. Es kam zu hin- und herwogendem Kampf. Ötinger schlug den Feind bei Rubescourt ab, Webern geriet bei Méry ins Gedränge. Jäger und Senegalesen stürmten, von zahlreichen kleinen Sturmwagen geleitet und gedeckt, gegen die dünngewordenen, flüchtig befestigten deutschen Linien. Der Angreifer gelangte bis an den Südrand von Frétoy, überflutete Méry, prallte gegen Cuvilly und Mortemer vor, nahm Belloy und quetschte den deutschen Angriffskeil so stark, daß Hutier den Vormarsch auf Compiègne einstellen mußte, um gegen Mangin Front zu machen.

Ludendorff befahl den Abbruch der Schlacht und begnügte sich mit dem Besitz des Hügellandes nördlich der Matz. Der Franzose versuchte noch zwei Tage lang auf Ressons durchzubrechen, um den Feind von der Matz zu verdrängen, dann erstarrte der Kampf in der Linie Rubescourt—Bailly—Tracy-le-Val—Moulin-sous-Touvent—Fontenoy. Das Ergebnis entsprach den Erwartungen Ludendorffs nicht. Die Franzosen hatten das Hügelland von Ribécourt und Carlepont verloren, aber Compiègne behauptet und fühlten sich als Sieger.

Zum erstenmal war ein großer, vorbereiteter deutscher Angriff nicht völlig geglückt und der Verteidiger in der Abwehr standhaft gewesen.

Die strategische Lage am 13. Juni 1918

Um den Franzosen keine größere Bewegungsfreiheit zu lassen, greift Böhn am 12. Juni südwestlich von Soissons an und wirft sich zwischen Fontenoy und Dommiers auf den überraschten Feind. Hinter einem Vorhang von Gas- und Rauchschwaden dringen die Deutschen zwischen der Aisne und der Straße Soissons—Villers-Cotterets in der Nordflanke des Waldes vor, durchstoßen die französischen Linien und erreichen in der Mitte die Orte Laversine und Coeuvres. Am Nachmittag stürmen Bayern die Schlucht von Coeuvres, durch die der Mühlbach über Laversine gen Ambleny zur Aisne zieht, und setzen sich darin fest. Zur gleichen Zeit unternimmt die 1. Armee einen Angriff auf Reims, um den kampflustigen Feind in die Vorstädte zu bannen und seinen Ausfällen ein Ende zu machen. Der Vorstoß Belows gewinnt Boden, erstirbt aber auf dem Glacis der schwer

bedrängten Feste. Auch dieser Angriff trägt das Gepräge eines Fesselungsunternehmens und verrät, daß der Deutsche die Handlungsfreiheit durch den halbgeglückten Vorstoß bei Compiègne nicht zurückgewonnen hat. Es ist ein neuer großer Angriff, eine gewaltige Schlacht nötig, um die Verstrickung zwischen dem Reimser Bergwald und dem Wald von Villers-Cotterets zu lösen und die strategische Lage zu klären. Gelingt er, so führt er zur Krönung des großen Feldzugs, in dem der Deutsche um den Enderfolg kämpft.

Die deutsche Heeresleitung verschloß sich nach den Kämpfen an der Matz, am Mühlbach und an der Ardre der Erkenntnis nicht, daß die strategische Lage ungeklärt geblieben war. Die großen Schlachten hatten zu großen Erfolgen geführt, aber die taktischen Siege, die mit ganzem Herzen gesucht und in heldenhaftem Ansturm gewonnen worden waren, büßten im Intervall der einzelnen Kampfhandlungen stets so viel von ihrer Kraft ein, daß die strategische Auswirkung darüber verloren ging. Jede Operationspause gefährdete den Enderfolg. Da die Pausen nicht nur durch die räumliche Trennung der einzeln angeordneten Schlachten und durch den Wechsel der Angriffsfronten, sondern vornehmlich durch die Beschränkung bedingt waren, die sich die Deutschen in der Verwendung ihrer Kräfte auferlegen mußten, gab es dagegen kein anderes Mittel als den Verzicht auf die Fortführung der Offensive, nachdem die Frühlingsschlachten den Feind weder zum Frieden gezwungen noch zu einer Verständigung willig gemacht hatten. Aber zu diesem Verzicht gehörten größere Seelenstärke und gefestigtere Verhältnisse als zur Fortsetzung des siegreich eingeleiteten Angriffsfeldzuges, der das Heer und die Heimat auf Flügeln der Einbildungskraft über die unerträglich gewordene wirtschaftliche Lage und die politischen Enttäuschungen emporhob und immer noch die Hoffnung auf neue Siege offen ließ.

Man entschloß sich daher, im Angriff zu verharren. Aber man mußte Mittel und Wege zu neuer Schlacht bereitstellen, denn ein Angriff aus dem Stegreif versprach keinen Erfolg. Inzwischen galt es, den Feind zu schädigen und zu fesseln.

Die Schlacht an der Piave

Die Reihe war an den Österreichern. Sie hatten, weiß der Himmel, lange genug gesäumt, in den Kampf einzugreifen, obwohl in Kaiser Karls Erblanden noch größere Not herrschte als in Deutschland. Mangelhafte Organisation hatte eine Hungersnot über Österreich gebracht, die weder durch die aus der Ukraine noch durch die aus der Walachei gezogenen Vorräte gestillt werden konnte. Als darunter der Wille zum Durchhalten litt und nicht nur in Böhmen, sondern auch in Wien Revolution drohte, gab das darbende Deutschland noch einmal willig von dem Seinen. Da Deutschland zur gleichen Zeit von den hungernden Bulgaren um Hilfe angegangen

wurde, rollten lange Züge mit Bekleidung, Getreide und Gerät nach Wien und Laibach, nach Üsküb und Sofia. Dann erging der Ruf zum Handeln an Kaiser Karl. Der Monarch wußte, daß er sich weder dem politischen noch dem strategischen Zwang entziehen konnte, sondern zum Schlagen bequemen mußte. Während das bulgarische Heer sich bereitfinden ließ, noch länger in den Gräben auszuharren, obwohl Bulgarien im stillen schon auf Lösung des Bündnisses sann und das Kabinett Radoslawow bereits von einem frankophilen Kabinett Malinow abgelöst worden war, ging Österreichs letztes Heer zum Angriff über.

Karl focht ungern, aber er war der Gefangene seiner eigenen Geheimpolitik geworden. Clémenceau hatte in einer Polemik mit Czernin über Friedensbemühungen die Friedensbitte Karls aus den Archiven des Quai d'Orsay gezogen und den Kaiser durch deren Veröffentlichung in den Augen seiner Verbündeten so bloßgestellt, daß der Monarch nicht mehr die Kraft besaß, den Forderungen Hindenburgs und Ludendorffs zu widerstreben.

Er führte den letzten Feldzug nach eigenem Ermessen und ohne deutsche Hilfe. Da der Angriff zu spät erfolgte, um als Begleitangriff einer der großen Frühlingsschlachten zu wirken, wurde er nicht zu einem Unternehmen gegen den vorgeschobenen rechten Flügel der in gefährlicher Schlacht verstrickten Westmächte, sondern zu einem Beschäftigungsangriff im Intervall zwischen den Frühlings- und den Sommerschlachten. Dieser Umstand entkleidete den Angriff der Österreicher von vornherein höherer strategischer Bedeutung. Er wurde trotzdem mit großem Aufwand unternommen und sah Österreichs Heer noch einmal mutig nach dem Siege greifen. Der Angriff war am 11. Juni geplant, aber die Vorbereitungen gediehen erst am 14. Juni zur Reife. Am Tage darauf traten die Armeen Conrad v. Hötzendorfs und Boroevics in den Alpen und an der Piave auf der ganzen Linie zum Angriff an.

Kaiser Karl setzte drei Armeen in Bewegung. Auf der Hochfläche von Asiago wurde die 11. Armee des Generaloberſten v. Scheuchenstuel bereitgestellt, die auf beiden Ufern der Brenta gegen Bassano vordringen sollte, zwischen Vidor und Nervesa marschierte die 6. Armee auf, die Erzherzog Josef über die Piave führen sollte, um den Montello zu stürmen und auf Montebelluna durchzubrechen, und am Oberlauf der Piave trat die 5. Armee an, mit der Generaloberst v. Wurm den Fluß zu beiden Seiten der Bahn Oderzo—Mestre überschreiten und Treviso erobern sollte. Der weittragende Plan ging also auf doppelseitige Umfassung der flachen Bogenstellung aus und zielte auf Vernichtung der italienischen Hauptmacht zwischen Bassano und Treviso. Der große strategische Gedanke schwebte als verführerisches Irrlicht über den weitgesteckten, von Alpenwällen, Schluchten, Torrenten und Lagunen umgürteten Stellungen der Italiener und rechnete weder mit Raum noch Zeit noch mit der Kampfkraft der Truppen. General v. Arz

vermaß sich, auf einer äußeren Linie, die keine Rochade von Flügel zu Flügel gestattete, eine Offensive von 150 Kilometern Frontbreite anzusetzen und mit zerstreuten Kräften gegen einen Feind anzustürmen, der auf der inneren Linie bereitstand und zwischen Bassano und Treviso nach Bedürfnis manövrierte. Ein Vorschlag Conrads, den Angriff mit geballter Macht zu beiden Seiten der Brenta zu führen, war verworfen worden.

Der Italiener wartete seit den ersten Frühlingstagen auf den Angriff. Diaz vertraute auf die Unwegsamkeit des Hochgebirges und das Stromhindernis in der Ebene und hielt seine Kräfte zusammen. Er hatte sich nach den Dezemberkämpfen zwischen Astach und Brenta in der Linie Arsiero—Valstagna und zwischen Brenta und Piave auf dem Monte Grappa und seinen Ausläufern so fest verankert, daß er Scheuchenstuels gipfelstürmendes Vorgehen nicht zu fürchten brauchte. Er hatte den zerklüfteten, bebuschten Montello zu einem Festungsklotz hinter natürlichen Wassergräben ausgestaltet und beherrschte die Piaveniederung aus der Raumtiefe nach Gefallen. Auch seine Flanken waren gesichert. Nur eine weit nach Westen um den Gardasee herumgreifende Umgehung hätte ihn aus seiner Stellung manövrieren können. General Alfred Krauß, der inzwischen nach der Ukraine gesandt worden war, hatte diese Operation schon im Dezember empfohlen, als die letzten Angriffe am Monte Grappa gescheitert waren, aber kein Gehör gefunden. Griff der Österreicher zwischen Asiago und Adria an, so war das italienische Heer nur dann gefährdet, wenn der Ansturm in gewaltigen Sprüngen die Linie Bassano—Montebelluna—Treviso gewann und die Fronten des Verteidigers trotz aller natürlichen und künstlichen Hindernisse und trotz aller Gegenwehr auf den ersten Anhieb durchhauen wurden. Das war kaum zu erwarten, aber Boroevic, der glückhafte Soldat, der kunstvollen Manövern abhold war, verzweifelte trotzdem nicht daran, die Piavefront zu durchbrechen und den Feind auf die Hörner zu nehmen. Während Conrad im Hinblick auf die schwachen Kräfte Scheuchenstuels und auf die Zerstreuung des Angriffs im Raume skeptisch dachte, war Boroevic zuversichtlich gestimmt.

Conrad eröffnete die Schlacht. Er trieb, Waldstättens Weisungen folgend, Abteilungen gegen die Adamellopässe und die Ausgänge des Ledrotales vor, um Diaz' Aufmerksamkeit von der Angriffsfront abzulenken, und erstritt dort kleine Erfolge. Aber Diaz war durch Botschaften aus Venetien und durch die Meldungen italienischer, englischer, französischer und amerikanischer Flieger über die Bewegungen der Österreicher gut unterrichtet und hütete sich, seine Kräfte zu zersplittern. Er hielt die 6. Armee zwischen Astach und Brenta, die 4. Armee im Monte Grappagebiet, die 3. Armee am Unterlauf der Piave zusammen und sammelte zwischen Bassano und Treviso eine stattliche strategische Reserve zum Gegenstoß. Die englischen Divisionen General Cavans und die von Graziani geführten Franzosen

standen in der gefährdeten Flanke auf der Hochfläche von Asiago und am Westufer der Brenta aufmarschiert.

Die Italiener sahen dem Angriff nicht ohne Beklemmung entgegen, waren aber entschlossen, sich gut zu schlagen. Sie wußten, daß sie den Angriff abschlagen oder einen haltlosen Rückzug hinter die Etsch antreten mußten. Auch sie schöpften aus der Verteidigung vaterländischen Bodens und der in Aussicht gestellten amerikanischen Hilfe Mut und Kraft.

In der ersten Frühe des 15. Juni erhob die österreichische Artillerie ihre Stimme und spannte den Feuerbogen von Asiago bis zum Unterlauf der Piave. Der Morgen kämpfte noch mit der Nacht. Tiefstreichendes Gewölk, das die Gipfel der venetischen Alpen umhüllte und Regen kündete, erschwerte den Kanonieren Kaiser Karls das Zielen. Der Artillerieschlacht leuchtete kein guter Stern. Die Bereitstellung der Munition ließ zu wünschen, und die Gasgranaten waren schlecht gefüllt. Das Feuer blieb nicht unerwidert. Bald wurde aus dem Vernichtungsschießen ein Artillerieduell, aus dem der Angreifer schwer geschädigt hervorging. Dessenungeachtet schritt die österreichisch-ungarische Infanterie nach dreistündigem Feuerkampf auf einer Front von mehr als 100 Kilometern willig zum Sturm.

Scheuchenstuel drang auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden nach hartem Kampf in die Stellungen der Verbündeten ein, wurde aber sofort von den bereitgestellten Schlachtreserven der Alliierten angefallen, auf der Stelle festgehalten und in der Nacht zum Rückzug auf seine Ausgangsstellung genötigt. Nur am Monte di Val Bella und am Col del Rosso, zwischen dem Sizemol und der Frenzelaschlucht, behauptete er teuer erkauften Gewinn. Auch im Gipfelgewirr des Monte Grappa verflochten sich Angriffe und Gegenangriffe zu blutigem Ringen. Die Österreicher gewannen am Col dell' Orso Raum, konnten aber den Feind nicht werfen. So endete der von Norden nach Süden gerichtete Stoß, der auf beiden Ufern der Brenta auf Bassano zielte und nach Conrads Vorschlag von 27 Divisionen hätte getragen werden sollen, als Nebenangriff 13 schwer blutender Divisionen ergebnislos auf dem italienischen Bergglacis.

Erzherzog Josef war glücklicher. Er hatte sich zum Angriff gedrängt und den Generalstab bewogen, auch an der Gelenkstelle der Italiener, zwischen Quero und Nervesa, anzugreifen, statt den Montello auszusparen, lief nun mit 4 Divisionen erster Linie Sturm und knüpfte einen Anfangserfolg an seine Fahnen. General Goiginger überschritt mit deutsch-österreichischen und ungarischen Regimentern die feuergepeitschte Piave, erklomm die Montellofeste und schlug den überraschten Feind aus den Gräben. Am Abend stand der Angreifer auf der Höhe 279 vor dem letzten Höhengrat. Aus dem Stand gehobene italienische Brigaden flohen gen Montebelluna. Da führte Diaz Reserven vor und behauptete in verzweifeltem Kampf die Höhe 369 und die Verbindungswege Montebellunas.

Zur gleichen Stunde schritt auch Boroevics linker Flügel zum Angriff. Wurms Divisionen setzten im feindlichen Feuer nördlich und südlich der Eisenbahnlinie Oderzo—Treviso und zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie Portogruaro—Mestre in Kähnen und Pontons über den Unterlauf der Piave, stürmten die Dämme und eroberten Candelu, Fagare, San Andrea, Zenson, Fossalta und Passarella. Die 3. italienische Armee gab die Flußufer preis, wich aber nur wenige Kilometer westwärts und sah sich bald von Diaz unterstützt. Boroevic versuchte vergebens, die weitgesteckten Angriffsziele zu erreichen. Wurms XVI. und IV. Korps, die spornstreichs auf Treviso durchbrechen sollten, wurden in stehenden Kampf verwickelt und blieben blutend liegen. Am Tage darauf mündete der Angriff auf der ganzen Linie in stehende Schlacht.

Als Diaz erkannte, daß der Vorstoß Scheuchenstuels nur mit schwachen Kräften geführt worden war und Conrad mit leeren Händen dastand, entblößte er die Nordflanke und eilte den Verteidigern Montebellunas zu Hilfe. Goiginger focht auf dem Montello mit verbissener Wut, um den Feind über die Bahnlinie Quero—Montebelluna zu werfen und die Gratlinie 369 zu erstreiten. Trotz wilder Sturzregen und steigenden Wasserstandes setzten Verstärkungen über die Torrenten der Piave, aber der Tapfere besaß zu wenig Artillerie und noch weniger Munition und schlug sich vergeblich um den Abstieg in die Ebene. Doch hielt er sich den Gegner vom Leibe und stand auf dem Montello wie ein Fels in der Brandung. Auch Wurm sah sich am 16. Juni angegriffen und konnte nur noch am Südflügel Raum gewinnen. Hier gipfelte die Schlacht am 17. Juni in wilden Kämpfen um die Linie Fossalta—Capo Sile. Wurm stürmte den Lagunenbrückenkopf Capo Sile und suchte Aostas rechten Flügel zu umfassen, lief sich jedoch am Fossaltakanal fest. Unterdessen geriet sein rechter Flügel bei Candelu in große Not. Er wurde von zwei Seiten angegriffen und unter schweren Verlusten gegen den Fluß zurückgedrängt. Auch ein Versuch, von der Seeseite in die Schlacht einzugreifen, mißlang. Das österreichische Geschwader wurde schon auf dem Anmarsch von italienischen Zerstörern überfallen, verlor in der Nacht auf den 15. Juni ein Linienschiff und zog sich unverrichteter Dinge gegen Pola zurück. Die Offensive zerrann, ehe sie recht begonnen.

Im österreichischen Hauptquartier gab man das Unternehmen als Durchbruchsschlacht am zweiten Tag verloren, suchte aber den Montello und die Brückenköpfe am Unterlauf der Piave zu behaupten. Boroevic befahl Wurm am 19. Juni, an den Lagunen noch einmal anzugreifen, und wandte alles auf, die auf dem rechten Stromufer kämpfenden Divisionen mit Mundvorrat und Munition zu versorgen. Da erhoben sich die Flußgötter, die den Österreichern in diesem Kriege niemals hold gewesen waren und sie am San, an der Save, an der Kolumbara und am Isonzo schwer geschädigt hatten, in voller Empörung gegen den Angreifer. Die Regengüsse,

die aus Nebeln und Frühgewittern über Gebirge und Ebene niedergegangen waren, ließen die Piave und die Torrenten der venetischen Alpen zu Wildströmen anschwellen und setzten die Niederung unter Wasser. Mit ungeheurer Wucht entstürzte die Piave dem Gebirge und zerriß alle Verbindungen der auf dem Westufer fechtenden Österreicher. Brücke, Stege und Pontons wurden weggerissen, die Dämme überflutet, die Schleusen durchbrochen, die Lagunen weit über ihre Grenzen getrieben. Maisfelder und Rebengelände ertranken und die Kolonnenwege versanken. So schwand die letzte Möglichkeit, die Stellungen auf dem Westufer der Piave zu behaupten, und es blieb Boroevic nichts übrig, als die übergesetzten Truppen auf das Ostufer zurückzurufen.

Am 22. Juni erteilte die österreichisch-ungarische Heeresleitung dem Feldmarschall den Befehl zum Rückzug. Sie hatte bis zum letzten Augenblick gewartet, denn sie gab damit nicht nur die erkämpften Vorteile preis, sondern nahm auch das Eingeständnis eines Rückschlages auf sich, der vom Feinde als entscheidende Niederlage gedeutet werden konnte. Aber es blieb keine andere Wahl, denn Diaz rüstete schon zum strategischen Gegenangriff, und es galt, die auf dem Montello und bei Capo Sile fechtenden Truppen dem Verderben zu entziehen. In der Nacht auf den 23. Juni traten Goiginger und Wurm die gefährliche Bewegung an und stießen unter dem Schutze opferbereiter Nachhuten vom Ufer. Als die Italiener in der Morgenfrühe den wilden Strom mit treibenden Barken bedeckt sahen, griffen sie an. Heldenmütig verteidigten sich deutsche, ungarische und kroatische Bataillone auf dem Montello, auf den Dämmen und in den Brückenköpfen, bis die Masse der Divisionen den Strom überschritten hatte. Die Italiener sandten tschecho-slowakische Verbände ins Treffen, die aus Kriegsgefangenen gebildet worden waren, und suchten dem weichenden Gegner durch Geschützfeuer den Rückzug zu verlegen, waren indes nicht imstande, den Feind zu verstricken. Boroevic ließ viele Tote und Verwundete auf dem Westufer liegen, rettete aber die Masse der Armee über den Strom.

Diaz wagte nicht, dem Feind auf dem Fuße zu folgen, sondern begnügte sich, gegen den Monte di Val Bella und den Col del Rosso anzurennen und die verlorenen Gräben nach hartnäckigen Kämpfen um die Monatswende zurückzuerobern, und nahm erst am 6. Juli den letzten Brückenkopf am Unterlauf der Piave wieder in Besitz. Rom feierte den glücklichen Ausgang der Schlacht als großen Sieg.

Die letzte Offensive der Österreicher war binnen wenigen Tagen gescheitert.

Der Nachhall der Schlacht an der Piave

Hindenburg empfand das Mißgeschick der Bundesgenossen schmerzlich. Er hätte die Unterlassung des Angriffs einem solchen Ausgang vorgezogen, denn die Offensive war nicht über ein kurzfristiges, mit teurem Blut und

großem Kraftverlust bezahltes Fesselungsunternehmen hinausgediehen und der Österreicher nach dem Zurückweichen über die Piave schwächer als vor dem Aufmarsch zur Schlacht. Die strategische Lage der Alliierten war dadurch nicht erheblich gestärkt worden, aber es war ein Element der Unsicherheit zu ihren Gunsten aus der Rechnung gefallen. Die Drohung, die auf der vorgeschobenen rechten Flanke der Westfront der Alliierten gelastet hatte, war im Schwinden, der Italiener atmete frei und sandte Verstärkungen zur Entlastung der Franzosen in den Reimser Bergwald.

Kurz darauf ging der Italiener in Albanien gemeinsam mit Franzosen, Engländern, Griechen und Serben zum Angriff über, um die Österreicher über den Scumbi und hinter die Struma zurückzuwerfen. Der Angriff war schon im Mai vorbereitet, damals aber in der Entwicklung geknickt worden. Jetzt schritten die Alliierten zuversichtlicher aus. Die Italiener drängten Trollmanns schwache Kräfte über die Vojusa, und die Franzosen rückten zwischen Scumbi und Devoli gegen Nordwesten vor. An der albanischen Küste erschienen englische Monitore und beschossen Trollmanns Flanke. Fechtend wichen die Österreicher im Bergland gen Norden und ließen dem Feind Fjeri, Berat und Devoli. Erst als Kaiser Karl den General v. Pflanzer-Baltin mit Verstärkungen nach Skutari sandte, kam die italienische Offensive zum Stehen.

Die Entsendung Pflanzer-Baltins entzog den Österreichern in Italien abermals Kräfte, und als Ludendorff nach dem Scheitern der Piaveoffensive an Arz das Ersuchen stellte, österreichisch-ungarische Divisionen nach Frankreich zu schicken, stieß er auf Schwierigkeiten. Arz war guten Willens, aber Kaiser Karl erhob Einwände und ließ sich mit Mühe vier Divisionen entreißen, von denen zwei im Juli ohne Munition und Gepäck nach Lothringen in Marsch gesetzt wurden.

In Österreich und Ungarn herrschte nach dem Scheitern der Offensive tiefe Niedergeschlagenheit. Kaiser Karl opferte als Sühne den Verteidiger Galiziens, Feldmarschall v. Hoetzendorf, dem die Schuld am Mißlingen des Angriffs Scheuchenstuels beigemessen wurde. Conrad von Hoetzendorf folgte Benedeks Beispiel und trat schweigend beiseite. Er wußte, daß Österreichs Schicksal besiegelt war. Seit Franz Joseph bei den Kapuzinern Ruhe gefunden hatte, war der Zerfall der Monarchie unaufhaltsam fortgeschritten. Das starre bureaukratische System, dessen letzter überzeugter Vertreter, Minister v. Stürgkh, im Oktober 1916 von dem schwärmerischen Sozialistenführer Adler erschossen worden war, hatte nichts Besserem, sondern allgemeinem Wirrwarr Platz gemacht. Das unbekümmerte Spiel mit Zepter und Krone ging zu Ende. Nur das Heer stand noch aufrecht und hielt trotz des Rückschlages, den es tief im Feindesland erlitten hatte, schlecht verpflegt, mangelhaft mit Munition versehen und von der Propaganda der nach Eigenleben strebenden Nationalitäten zerrissen, stoisch in den Schützen-

gräben aus. Es fühlte sich dem Italiener immer noch überlegen und trug sein Mißgeschick mit Würde.

Der Widerhall der Piaveschlacht rief an der deutschen Westfront keine Erschütterung hervor. Man sah der Zukunft zuversichtlich entgegen. Die Österreicher waren erschöpft zurückgesunken, und ihre Front begann abzusterben, die Bulgaren hatten die Lust am Kriege gebüßt, sehnten sich nach ihren Äckern und dem Frieden und blickten grollend auf die Türken, die ihre Ansprüche auf die mit Türkenblut eroberte Dobrudscha nicht fahren lassen wollten, obwohl sie selbst in Syrien vor einer Katastrophe standen, die Deutschen aber rüsteten sich, die ganze Last auf die eigenen Schultern zu nehmen und den Schlachtengang auf dem Entscheidungsfeld des Westens auszufechten.

Die Krisis der deutschen Offensive vom 14. Juni bis 5. Aug. 1918

Die strategische Lage im Sommer 1918

Die Sommersonnenwende des Jahres 1918 sah die Deutschen auf dem Gipfel kriegerischer Erfolge. Wohl war der Untergrund der strategischen Lage brüchig geworden, seit sie sich hatten verleiten lassen, die Vesle zu überschreiten und an der Marne stehen zu bleiben, aber die strategische Fessel klirrte noch nicht hörbar an ihrem Fuß. Sie standen 208 Divisionen stark zur Fortsetzung des Feldzuges bereit. Ludendorff hatte nach und nach wieder 81 Divisionen aus der Front ziehen können, von denen 65 Divisionen als frisch gelten konnten. Er ließ trotz der zum Zerreißen gespannten Lage immer noch 32 Divisionen vom Peipussee bis zum Asowschen Meer stehen, entzog ihnen aber die jüngeren Jahrgänge und suchte auch aus der Heimat Zuzug zu gewinnen, obwohl der Nachschub empfindlich zu stocken begann und die bolschewistischen Werber und die Agenten der Entente den Geist der Rekruten und der Urlauber allmählich so zersetzten, daß man Gefahr lief, das Heer durch die Einstellung solcher Elemente eher zu schädigen als zu stärken. Diese Ansteckung war gefährlicher als die Grippe, die damals im unterernährten, durch gewaltige Anstrengungen geschwächten deutschen Heer ungleich schlimmer wütete als in den Lagern der Gegner, und in den ersten Tagen des Juli ganze Divisionen niederwarf, Tausende von Leuten dahinraffte und ungezählte entkräftet zurückließ. Doch da der Deutsche mit geschlossenem Visier focht und die Welt seine Stärke an der Kraft seiner Schwertstreiche maß, und diese alles übertrafen, was bis auf diesen Tag von den vereinigten Armeen des britischen Weltreiches und der durch eine halbe Million schwarzer Truppen verstärkten Armeen der französischen Republik

geleistet worden war, blieb die Auszehrung seines Leibes und die Entkräftung seiner von Enttäuschungen erfüllten Seele den Feinden und den Neutralen verborgen. Deutschland stand und focht, Einer gegen Alle, als abgeschlossenes, verfemtes Land, gegen nahezu die ganze demokratisch organisierte Welt, wie nie zuvor ein Heer, ein Volk gestanden und gefochten hatte, und trat im Juli des Jahres 1918 ungebrochen noch einmal — zum letztenmal — zum Angriff an, um das feindliche Schicksal zu zwingen.

Als Hindenburgs und Ludendorffs Absicht, die französische Zentralstellung zwischen der Marne und der Aronde zu umfassen und zu zerdrücken, vor dem Walde von Villers-Cotterets, am Norduser der Aisne und vor den Toren Compiègnes gescheitert war, stiegen die ersten Schatten aus der Raumtiefe und ballten sich drohend an den Säumen des Kriegstheaters, auf dem der Deutsche Erfolg auf Erfolg gehäuft hatte, ohne die strategische Entscheidung zu seinen Gunsten herbeizuführen. Der Abbruch des Angriffs der 18. Armee auf Compiègne, der sich dem Abbruch der Angriffe der 7. Armee auf Villers-Cotterets gesellt hatte, ließ Foch nicht nur im Besitz des Flankenraumes, aus dem er beide Fronttaschen beherrschte, sondern auch im Besitz der Streitkräfte, die sich darin versammelt hatten, um die Angriffe Böhns und Hutiers zum Stehen zu bringen. Diese Streitkräfte wurden im Augenblick, da der Deutsche auf die Fortführung der Angriffsschlacht zwischen Ressons-sur-Matz und Château-Thierry verzichtete, von selbst zur Manövriermasse. Ob und wann Foch in die Lage versetzt wurde, sich ihrer angriffsweise zu bedienen, hing von Umständen ab, über die der Generalissimus noch nicht Herr war, die sich aber allmählich zu seinen Gunsten zu ordnen begannen. Nur ein rascher, großer und glücklicher Schlag der Deutschen konnte die beginnende Neubildung der strategischen Lage stören und der Entwicklung wieder die entgegengesetzte Richtung weisen.

Die Hauptkraft der Deutschen war noch nicht erschöpft und die Handlung wurde immer noch von ihnen bestimmt, obwohl die Angriffssphäre sich im Laufe der Frühlingsschlachten so erweitert hatte, daß die deutsche Heeresleitung keine überlegenen Kräfte mehr zu überraschendem Gewaltstoß vereinigen konnte. Aber sie mußte handeln, durfte sich den Stiel des Hammers nicht entwinden lassen, wenn sie die Angriffsbogen behaupten und aus ihnen Nutzen ziehen wollte. Spielte sie das Spiel zu Ende, so bot sich ihr als nächster Zug ein Angriff auf Reims an. Reims zu nehmen und die französische Front durch die Eroberung der Linie Reims—Epernay von der Ostfront zu trennen, das war die gegebene Aufgabe des Angreifers, nachdem der Angriff auf die Linie Compiègne—Villers-Cotterets abgebrochen worden war. Es war eine „Aushilfe", aber eine sinnvolle, im System begründete Aushilfe, die deutlich von der Karte abgelesen werden konnte, auf der die Generalstäbler beider Lager die Entwicklung verfolgten. Trat die deutsche Heeresleitung unter solchen Umständen zum Angriff an, so

mußte sie damit rechnen, daß der Gegner Richtung und Ziel aus der Karte las, ehe sich der Feuerbogen über dem angegriffenen Abschnitt wölbte. War dies im Umkreis von Reims der Fall, suchten die Deutschen Reims, den Reimser Bergwald, den Marnebrückenkopf Epernay und das Lager von Châlons aus der französischen Front herauszuschneiden, so ergab sich als Gegenzug des Verteidigers von selbst nicht starre Abwehr, sondern ein Gegenangriff auf die Flanken der zwischen Reims, Château-Thierry und Soissons im vorgewölbten Bogen mit halbverwandter Front kämpfenden deutschen Heeresmasse.

So wurde das Überschreiten der Vesle und das Verharren an der Marne den Deutschen zum Schicksal. Strategischer, an bestimmte Stelle gebundener Zwang zum Handeln beherrschte die Lage. Das Schlachtfeld lag abgesteckt, und die Entscheidungsschlacht dämmerte herauf. Sie wurde weder von den Deutschen noch von den Alliierten nach Gefallen gesucht und geschlagen, sondern beiden Parteien von der Entwicklung des Feldzuges vorgeschrieben. Reifte die Schlacht zu einem großen deutschen Sieg, so ging von ihr vielleicht doch noch eine große, befreiende, friedensbildende Wirkung aus. Aber der Deutsche war von Siegen ermüdet, durch entmannende Einflüsse der in Deutschland umgehenden bolschewistischen Propaganda seelisch und durch jahrelange ungenügende Ernährung körperlich geschwächt. Sein Siegesglaube war ins Wanken gekommen, denn allzuoft hatte er den Stein bergan gewälzt, der schwerer als je auf seinen Nacken drückte.

Die deutsche Staatskunst tat nichts, die Seele des Heeres im Verzweiflungskampf zu kräftigen. Während Clémenceau unter dem Donner deutscher Kanonen in der Kammer prophetisch den Endsieg verkündete und im Tardennois weichende Bataillone persönlich zum Ausharren anfeuerte, hielt Staatssekretär v. Kühlmann im Reichstag eine Rede, in der er ausführte, daß Deutschland bereit sei, Friedensvorschlägen Gehör zu schenken, daß die Dauer des Krieges nicht bemessen und daß der Krieg „durch die Waffen allein, ohne diplomatische Verhandlungen“ nicht beendet werden könne. Diese Ausführungen fielen in ein Intervall der kriegerischen Auseinandersetzung, das keine Tastversuche, keine feinfingerige Anknüpfung diplomatischer Fäden von der Rednerbühne mehr duldete. Der Staatsmann, der diese Sätze bildete, vergaß, der seelischen Verfassung des hart vor der Entscheidungsschlacht stehenden, siegmüden Heeres Rechnung zu tragen, und beschwor zugleich den schärfsten Widerspruch jener Volksteile herauf, die immer noch auf Eroberungen hofften. An dem Tage, da Kühlmann die blutlosen, allzuvernünftigen Worte sprach, gaben die Österreicher den letzten Piavebrückenkopf verloren, karrten deutsche Schanzbataillone in der Champagne und im Tardennois im Schweiße ihres Angesichts, um die Anmarschwege zur großen, entscheidend gedachten Schlacht fertigzustellen. Das waren unvereinbare Gegensätze.

Während die Deutschen zu neuer Angriffsschlacht rüsteten, waren die Alliierten geschäftig, Streitmittel und Reserven zu erneuern und die Frist, die ihnen der Gegner notgedrungen gönnen mußte, zur Abwehr zu nützen. Sie machten auf allen Fronten Ausfälle, um den Feind zu beschäftigen und Einblick in seine Vorbereitungen zu erhalten, und füllten ihre Reihen mit Amerikanern und farbigen Truppen auf. Da die Engländer sich durch Zuzug aus der Heimat wieder gekräftigt hatten, rief Foch die Franzosen aus Flandern zurück und stellte sie am Ourcq zu neuer Verwendung bereit. Die Deutschen ließen die Vorstöße, die Rawlinson, Debeney, Humbert und Mangin an der Ancre, der Ardre, der Aronde und am Savièresflüßchen ausführten, ruhig über sich ergehen. Fayolle nahm Marwitz Hamel ab, das die Australier am 3. Juli gewaltsam an sich rissen, Pétain stieß die Sonde zwischen der Aisne und der Marne in die deutsche Front, eroberte Laversine und Cutry zurück, gewann zwischen Autrèches und Moulin-sous-Touvent verlorenes Gelände und sandte die Amerikaner am 1. Juli am Clignonbach vor, um das Dorf Vaux zurückzuerobern. Am 11. Juli nahmen die Franzosen Longpont und Corcy und schufen sich dadurch Brückenköpfe am Savièresflüßchen.

Die Wegnahme der Savièreslinie warf den ersten flüchtigen Lichtblitz auf die verdunkelte Landschaft zwischen Aisne und Marne, über der sich das Unwetter dicht und dichter zusammenzog. Die französischen Truppen, die aus dem Ostsaum des Waldes von Villers-Cotterets herausgetreten waren, um die Tiefenlinie vor der Front freizumachen, gehörten der Armee Mangin an. Mangins 10. Armee war von der Aronde nach Villers-Cotterets marschiert und begann, sich zwischen dem Ourcq und der Aisne und auf den Höhen von Nouvron zum Gegenangriff auf die Westflanke des deutschen Frontbogens zurechtzuschieben. An Mangins rechter Schulter, zwischen dem Ourcq und der Marne, rückte die 6. Armee unter dem Befehl Dégouttes auf, und am Südufer der Marne erschien de Mitry, der den Engländern die Verteidigung Hazebroucks wieder überbunden hatte, und stellte die 9. Armee zwischen Château-Thierry und Dormans bereit. Mitrys rechter Flügel schloß an die von Berthelot geführte 5. Armee, die an der Ardre und im Reimser Bergwald focht und inzwischen durch ein italienisches Korps verstärkt worden war. Zwischen Reims und den Argonnen stand die französische 4. Armee im Feld, die von General Gouraud zur Abwehr eines Sturmangriffs besonders ausgebildet wurde. Foch hatte also nicht weniger als fünf Armeen im Umkreis des großen Frontsackes versammelt, den die Deutschen in das französische Zentrum gestoßen hatten. Amerikaner, Engländer, Italiener und Franzosen fochten in den Armeen Mangins, Dégouttes, Mitrys, Berthelots und Gourauds buntvereint. Hunderte von Tanks standen zur Verwendung bereit. Um das Zusammenwirken dieser Heeresmasse sicherzustellen, waren die Armeen Gouraud, Berthelot und Mitry dem Oberbefehl

des Generals de Maistre, die Armeen Dégoutte und Mangin dem Oberbefehl des Generals Fayolle unterstellt worden. Fayolles Befehlsbereich erstreckte sich bis zur Avre und umfaßte noch die Armeen Humbert und Debeney, die zwar auf dem linken Flügel außerhalb des Entscheidungsfeldes fochten, aber den strategischen Zusammenhang mit dem von der Krisis erfaßten Zentrum nicht verleugneten.

Die unerschütterte Ostfront des französischen Heeres hatte Foch dem General de Castelnau anvertraut, der die 2. Armee Hirchauer, die 8. Armee Gérard und die 7. Armee Boissaudy befehligte und sich in den Argonnen, vor Verdun und in den Vogesen auf die Abwehr beschränkte. Bei Bar-le-Duc war die Bildung der ersten amerikanischen Armee im Gange, deren Divisionen nicht weniger als 28000 Mann zählten. Da im Juni wiederum 275000 Mann gelandet worden waren, hatte die Kopfstärke der Amerikaner die erste Million überschritten. Es war ihnen daher ein leichtes, die französische Schlachtordnung zu verstärken und zugleich 400000 Mann als erste Feldarmee für den Angriff unter eigener Führung auszubilden. Dieser Umstand zeigte, daß die strategische Lage der Alliierten sich in dem großen Intervall bedeutend gebessert hatte.

Foch zählte die Tage bis zum drohenden neuen Angriff. Auch er bedurfte einer gewissen Frist, um zu Abwehr und Gegenschlag bereit zu sein. Als das Intervall sich streckte und die erste Hälfte des Juli ohne Schlacht verstrich, atmete er auf. Die zweimal zerstörte strategische Reserve war zum drittenmal wiederhergestellt worden und handgerecht im Zentrum versammelt. Diesmal stand sie nicht mehr als Ersatztruppe hinter der Front, sondern als Schlachttruppe unter Mangins Befehl in der Flanke des zwischen Aisne und Marne stehenden Feindes aufmarschiert. Griff der Deutsche, dem Zwang der Entwicklung folgend, bei Reims an, so schlug Fochs Stunde, die Stunde zum Gegenangriff, der, wie einst der Angriff Maunourys am Ourcq, unmittelbar in des Gegners rechte Flanke zielte.

Die deutsche Heeresleitung hatte dem Zwange zum Handeln nach vorn gehorcht, der seit dem 30. Mai über ihr schwebte, und alles getan, um die Vorbereitungen zum Angriff auf Reims zu beschleunigen. Aber sie stieß auf wachsende Hindernisse. Mittel und Kräfte des über Gebühr angestrengten Heeres begannen zu versagen, und die Verbesserung der ungünstigen rückwärtigen Verbindungen der zwischen dem Wald von Villers-Cotterets und dem Reimser Bergwald eingekeilten Heeresgruppe forderte mehr Zeit, als die strategischen Umstände erlaubten. Wochen verstrichen, die der Gegner zur Kräftigung benutzte. Kein größeres Ablenkungsmanöver half die Frist verkürzen. An der Avre, vor Amiens, vor Arras, bei Lens und Béthune und in Flandern blieb alles ruhig, und auch vor Verdun und am Rhein-Marne-Kanal, wo abgekämpfte Divisionen in die Gräben gerückt waren und mühsam Atem zogen, regte sich nichts. Der Ersatz floß spärlich, die Ernährung

der weitvorgeprallten Armeen ließ zu wünschen und der Aufbau der Artilleriemasse, die wiederum mühsam vom Fleck bewegt werden mußte, gedieh nicht mehr so schnell wie in besseren Zeiten. Die in den Angriffsbogen hart am Feind stehenden Truppen schanzten ungern unter dem feindlichen Feuer. Sie fühlten die Unmöglichkeit, sich dauernd einzurichten, und rechneten darauf, den Sturm früher oder später tiefer in den Feind zu tragen.

Alles war auf das Gelingen des großen Feldzuges gestellt, der seit dem 22. März in einzelnen gewaltigen Schlachtwogen über die Fluren Frankreichs brauste und jetzt in neuem Sturmlauf an der Marne gipfeln sollte.

Der Aufmarsch an der Marne

Der Feldzug führte im Sommer 1918 an der Marne zur zweiten Schicksalsschlacht auf Frankreichs Erde. Sie wurde gleich der ersten Marneschlacht von den Deutschen unter ungünstigen strategischen Bedingungen gesucht und geschlagen.

Der Aufmarsch war mühsam, aber im wesentlichen ungestört vollendet worden. Zwar war ein gewisser schematischer Zug ins Spiel der Kräfte gekommen, aber man rechnete darauf, daß der Mechanismus des Angriffsverfahrens noch einmal seine Schuldigkeit tun werde. Ludendorff hatte am rechten Flügel des Angriffsraumes zwischen der Oise und dem Ourcq die 9. Armee eingeschoben und Fritz v. Below den Befehl über diese vier Korps starke Armee anvertraut, deren Gruppen von den Generalen Woyna, Watter, Hofmann und Staabs geführt wurden. Die 7. Armee füllte den ganzen Frontbogen vom Ourcq bis zur Ardre und ging unter Böhns Oberbefehl mit den Korps Winkler, Schöler, Kathen, Wichura, Conta, Schmettow und Borne in die Schlacht. Die Korps Winckler und Schöler standen zwischen Longpont und Château-Thierry mit der Front nach Westen und verteidigten samt der 9. Armee die rechte Flanke, während die Korps Kathen, Wichura, Conta, Schmettow und Borne zum Angriff in südöstlicher und östlicher Richtung bestimmt waren. Am linken Flügel der allgemeinen Schlachtfront, außerhalb des Marnebogens, standen die 1. Armee und die 3. Armee zwischen der Vesle und den Argonnen, um den Angriff an Reims vorbei nach Süden zu tragen. Winkte Böhn als ideales Ziel an der Marne das flußaufwärts gelegene Epernay, so wiesen die Angriffspfeile der nun von Mudra geführten 1. Armee und der Armee v. Einem auf Mourmelon le Grand und Châlons. Mudra verfügte über die Korps Ilse, Lindequist, Gontard und Lauger, Einem über die Korps Krug von Nidda, Endres, Wild von Hohenborn und Kleist. Mudras Flügelkorps Ilse und Lindequist standen vor der Nordfront der Feste Reims gebunden, die übrigen Korps und die ganze 3. Armee machten sich zum Angriff auf die festeste und zugleich beweglichste

aller französischen Fronten bereit, deren erste Linie durch die Punkte Prunay, Aubérive, Tahure und Massiges bezeichnet wurde.

Der deutsche Angriffsplan ging auf beidseitige Umfassung der Stadt Reims und des Reimser Bergwaldes aus. Er forderte also nichts Geringeres als Einschwenken der aus dem Tardenois vorbrechenden 7. Armee und der die Champagne durchschreitenden inneren Flügel der 1. und 3. Armee angesichts des Feindes, um den Marneabschnitt Epernay—Châlons abzuschnüren und aus der französischen Front herauszureißen. Gelang's, so gewann man dem Feinde, der rings um Reims in dem Dreieck Epernay—Reims—Châlons focht, die Flanke ab und bereitete ihm im Reimser Bergwald eine Katastrophe. Aber man bot dabei dem Feind selbst die Flanke, Böhn die rechte, Mudra und Einem die linke, und war daher gezwungen, starke Kräfte zur Deckung der Blößen nach außen schwenken zu lassen. Ludendorff suchte die Aushilfe in einer Überschreitung der Marne bei Dormans. Böhn erhielt daher den Befehl, die Marne zwischen Château-Thierry und Verneuil zu überschreiten und nach Süden auf Condé-en-Brie und den Surmelinabschnitt vorzudringen und unter dem Schutze dieser weit vorgebauten Verteidigungsflanke auf beiden Ufern flußaufwärts zu marschieren und sich durch die Wälder gen Epernay Bahn zu brechen. Mudra und Einem waren gehalten, Gourauds Stellungssystem in der Champagne durch Stirnangriff zu Fall zu bringen und die ihnen entgegentretenden Kräfte über die Vesle und den Aisne-Marne-Kanal auf Châlons zurückzuwerfen. Rissen dabei die französischen Verbindungslinien, die aus den Argonnen und der Vogesenflanke ins Marnebecken führten, so war Castelnaus Front in der linken Flanke bedroht und in Gefahr, aufgerollt zu werden. Auch hier spuken strategische Erinnerungen an die Verhältnisse der ersten Marneschlacht. Ludendorff suchte dem Problem so viele Seiten abzugewinnen, als sich Möglichkeiten boten, und schlug den Zirkel weiter, als die Kraft reichte. Es war sein kühnster, größter Plan. Solche Pläne ersinnen Feldherren von loderndem Temperament und rücksichtsloser Tatkraft nur, wenn ihnen das Schicksal in dunkler Stunde den Becher zum letzten Wurf in die Hand drückt.

Da Böhns rechter Flügel, der am Ourcq in die Verteidigung verwiesen war, schon in der Grundstellung als Armeeflanke anzusprechen war, sahen sich die Deutschen gezwungen, die dämmernde Schlacht unter zwei- und dreifacher Flankenbedrohung auszufechten. Es hing daher alles von der raschesten, wuchtigsten Durchführung des Angriffs ab. Diese aber war an günstige taktische Voraussetzungen geknüpft. Es galt, den Feind zu überraschen, seine Abwehr durch mächtige Artilleriewirkung zu lähmen und sich durch Geländeschwierigkeiten nicht aufhalten zu lassen, wenn der Feind fechtend zu weichen begann.

Hindenburg und Ludendorff hatten noch keine Schlacht geschlagen, in der sie dem Glücke mehr zu tun ließen, als in der letzten großen Angriffs-

schlacht, zu der sie nach dem Verharren im Marnebogen gezwungen worden waren. Sie gaben ihr eine solche Ausdehnung und erwarteten von ihr so große strategische Wirkungen, daß aus einer Aushilfe eine auf sich selbst ruhende Entscheidungsschlacht wurde. Doch der Preis lockte und die Stunde trieb zum Handeln.

Die Deutschen traten unter noch ungünstigeren Umständen zum Angriff an, als ihnen selbst bewußt war. Die Glücksgöttin, die sie im Jahre 1870 auf Wegen und Abwegen begleitet hatte, ihnen in ihrem großen Kriege um des Reiches Macht und Herrlichkeit aber nur selten hold gewesen war, versagte sich ihnen in dieser Schicksalsstunde ganz. Wohl durften sie nicht mehr hoffen, den Gegner zu überraschen, denn allzudeutlich lag der Angriff auf den Reimser Bremsklotz in der strategischen Entwicklung vorgezeichnet, aber sie ahnten nicht, daß der Gegner durch Verrat über Tag und Stunde, Absicht und Mittel des Angriffs unterrichtet worden war und die Abwehr in genauester Kenntnis des deutschen Verfahrens auf das zweckmäßigste geordnet hatte. Gouraud stand in zwei Stellungssystemen mit tiefgestaffelten Batterien aufmarschiert und hatte Befehl gegeben, den Angreifer in die leere erste Stellung eindringen zu lassen und ihn dann mit versammelten Kräften anzufallen und zu schlagen. Berthelot und Mitry standen zu zäher Verteidigung in Waldverhauen hinter reißenden Flüssen, die vom Angreifer im Kugelregen überschritten werden mußten, und hatten bereits Kräfte zu Gegenstößen ausgeschieden. Mangin und Dégoutte aber harrten in den verschwiegenen Wäldern von Villers-Cotterets und im Hügelland Orxois des Augenblicks, da die Deutschen, vom ersten Schwung getragen, in die Reihen Maistres eingedrungen waren, um sich mit Hunderten von Sturmwagen, schwarzen Opfertruppen und frischen, unbefangen ins Feuer laufenden amerikanischen Divisionen auf die schwach bewehrte, ruhig liegende Flanke der 7. Armee zu stürzen und Böhn an den Ufern des Ourcq eine Katastrophe zu bereiten.

In Mangins Flankenangriff schlief das Verhängnis. Er überschattete die Schlacht schon, ehe die Deutschen in die Angriffsräume rückten. Am 11. Juli brachte ein französischer Überläufer die Kunde davon in Böhns Lager — es war der einzige Fingerzeig, der die Deutschen zur Vorsicht mahnte —, aber die deutsche Heeresleitung war nicht in der Lage, der 7. Armee noch weitere Verstärkungen zuzuführen. Sie wollte nicht auf den Übergang auf das Südufer der Marne verzichten und mußte sich deshalb beschränken, die Flankenkorps vor drohendem Angriff zu warnen. Voller Sorge blickte Generaloberst v. Böhn auf die dunklen Waldkulissen, die dicht vor seiner rechten tiefen Flanke lagen und ihr Geheimnis wohl verwahrt hielten. Aber die Zeit drängte, und seine Aufmerksamkeit wurde bald durch den eigenen Angriff gefesselt, dessen taktische Schwierigkeiten außerordentlich groß waren. Seltsamerweise ist Ludendorffs primäre Erwägung bei der Eröffnung des Frühlingsfeldzuges, die Taktik sei über die reine Strategie

zu stellen, gerade in diesem Falle nicht beachtet worden. Generaloberst v. Böhn trat trotzdem zuversichtlich an seine Aufgabe heran und ordnete die Korps Kathen, Wichura, Conta, Schmettow und Borne entschlossen zum Sturm auf die Linie Condé-en-Brie—Venteuil—Pourcy mit dem in der Ferne winkenden, stolzen Ziele Epernay. Auch Mudra und Einem, die die Champagnehügel und die Römerstraße zu überschreiten und die Straße Suippes—Châlons zu gewinnen trachteten, ließen es an Eifer und Tatkraft nicht fehlen. Am 14. Juli stand der letzte Kanonier am Geschütz und Division neben Division in den Ausgangsstellungen bereit. Die Schlacht konnte beginnen, sobald günstiger Wind wehte und der geplante Gasüberfall Gelingen versprach. Die Franzosen ordneten die Verteidigung Zug für Zug nach den deutschen Plänen. Am 7. Juli zeigte Gouraud seinen Truppen in einem Tagesbefehl an, daß der Feind in den nächsten Tagen zum Angriff schreiten werde, und am 14. Juli meldete Pétain dem Generalissimus, daß die Schlacht unmittelbar bevorstehe. Vom Schicksal gezeichnet gingen Deutschlands letzte Angriffsarmeen in ihre letzte Angriffsschlacht.

Die zweite Schlacht an der Marne

Am 16. Juli, kurz nach Mitternacht, eröffneten die deutschen Batterien das Feuer. Es erfaßte auf einen Schlag die Marneufer von Château-Thierry bis Verneuil, die Waldlinie Verneuil—Chambrecy—Queux—Reims und die Champagnehügel von den Reimser Nordforts bis zu den Kuppen von Tahure und der „Main de Massiges“. Paris erwachte vom Kanonendonner, und die Späher des Eiffelturmes sahen den Widerschein der Schlacht wie Nordlichtglanz am östlichen Horizont ausgegossen. Aber was sie sahen und hörten, war nicht nur der deutsche Artilleriesturm, sondern das vom ersten Kanonenschlag an entbrannte Duell der Geschützmassen, die von deutscher und alliierter Seite an der Marne und in der Champagne vereinigt worden waren. Gouraud hatte sogar eine Stunde früher zu schießen begonnen als der Gegner, so genau wußte er die Angriffsstunde. Aber er schoß nur mit leichtem Kaliber und großen Ferngeschützen und hatte die gesamte schwere Artillerie dem Feuer des Gegners entzogen.

Es war eine dunkle Nacht, Wind und Wetter waren dem Angreifer ungünstig, und seine Gasgranaten taten nur geringe Wirkung. Als die deutsche Infanterie nach vierstündigem Feuerschlag zum Sturm antrat, traf sie an der Marne auf starken, in der Champagne auf schwachen Widerstand. Generaloberst v. Einem gewann bei Massiges und Tahure Boden und drang, von Tanks unterstützt, gegen Souain und Aubérive vor, Mudra bemächtigte sich der Höhen von Moronvillers und stieg zur Römerstraße hinab. Die

Feuerwalze rollte vor den Stürmern her und warf sich auf Sillérv, Prunay, Prosnes, St. Hilaire, Souain und Massiges. Da schlug den Angreifern aus der zweiten Zone, die sich an der Römerstraße entlang zog, plötzlich verheerendes Maschinengewehrfeuer entgegen. Auch im eroberten Zwischengelände wurde es lebendig. Maskierte Betonklötze warfen die Vermummung ab und spien Tod und Verderben in die vorüberhastenden Bataillone. Die von Artillerie entblößte, im Vorrücken durcheinandergekommene Infanterie des Angreifers sah sich unversehrten Kräften gegenüber und wurde plötzlich von überwältigenden Geschützmassen beschossen. Gourauds unberührte Artillerie stand in der Tiefe des Angriffsraumes aufmarschiert. Die deutschen Sturmwogen sanken vom Feuer gemäht, vorprallende Begleitbatterien wurden zerschlagen, an Riemen mitgeschleifte Minenwerfer vernichtet und die gegen Tahure vorgehenden Tanks zusammengeschossen. Gardeinfanterie, Gardekavallerie zu Fuß, das I. bayerische Korps, Linien- und Reservedivisionen opferten sich im Kampf um Gourauds Hauptlinie, ohne über die Römerstraße hinauszugelangen, an der wie an einem magischen Strich alle Angriffe abprallten. Als es Abend wurde, sahen sich die Deutschen im Besitz der Höhen von Moronvillers, die der Feind plangemäß freigegeben hatte, und waren bei Prunay am rechten Flügel, bei St. Hilaire im Zentrum und bei Massiges am linken Flügel unter großen Opfern in Gourauds zweite Linie eingebrochen, hatten aber keines ihrer Tagesziele erreicht. Die Linie Verzy—Mourmelon-le-Grand—Suippes—Dommartin, die die Wege nach Epernay und Châlons beherrschte, lag noch 7 Kilometer hinter Gourauds Front. Gouraud war nur 2 bis 5 Kilometer gewichen und kämpfte jetzt in seiner Hauptwiderstandslinie. Die Armeen Mudra und Einem waren in eine Falle getreten. Der Versuch, Reims von Osten zu umfassen, auf Châlons und Epernay durchzubrechen und den zwischen Château-Thierry und Chambrecy mit der Front nach Südosten und Osten angreifenden Korps Böhns bei Epernay die Hand zu reichen, war im ersten Anlauf gescheitert und endete als Fesselungsangriff auf den alten Kampfstätten der Champagne. Das weitgesteckte Ziel Châlons schied schon am ersten Abend aus der Angriffssphäre. Gourauds eiserner Vorhang entzog der deutschen Heeresleitung all die schönen Prospekte, die sich ihr im strategischen Fernblick gezeigt hatten. Castelnau stand fest, weder St. Ménehould noch Bar-le-Duc, weder Verdun noch die Verbindungslinien, die von der Ostfront ins Marne- und Seinebecken liefen, rückten in den Bereich der Schlacht. Der Verteidiger war jeder Sorge um eine strategische Durchbrechung seiner Front enthoben. Die Durchbruchsschlacht mündete am ersten Tage in eine Schlacht um den Frontblock Reims.

Während Mudras und Einems Angriff sich an der Römerstraße festlief, rang Böhn an der Marne und an den Westhängen des Reimser Bergwaldes um die Zugänge der Linie Reims—Epernay.

Mitry und Berthelot erwarteten den Angriff mit angeschlagenem Gewehr. Sie kannten die Stellen, wo Böhn über die Marne setzen wollte, und die Orte, wo seine Reserven lagerten, und hielten das Flußtal, die Wiesenraine und die Haferfelder, die der Deutsche im ersten Tagesstrahl durchschreiten mußte, um sich zum Sturm auf die bewaldeten Höhen, die feuchten Buschwälder und die festgebauten Marnedörfer zu entwickeln, seit Mitternacht unter dem Feuer ihrer Geschütze. Sie wußten, daß sie standhalten mußten, bis Mangin und Dégoutte zum Sprung auf Böhns tiefe strategische Flanke ansetzten. Aber sie durften nicht hinter sich tretend Raum geben, wie die 4. Armee, die die Raumtiefe der Champagne ausnützen konnte, sondern waren an die Stelle gebannt, denn es galt, Böhns Angriff am Westsaum des Bergwaldes und hart am Marneufer abzuschlagen. Um sicher zu gehen, hatte Maistre auch hier die Geschützmasse so tief gestaffelt, daß sie von der Angriffsartillerie nicht zerschlagen werden konnte. Als die Gasgranaten Böhns im Marnetal verpufften und die Waldbatterien unbeschädigt blieben, zweifelte de Mitry nicht mehr daran, daß es ihm gelingen werde, dem Feind den Übergang streitig zu machen und ihn in den Fluß zurückzuwerfen. Er lenkte das Feuer seiner Artillerie auf Château-Thierry, Jaulgonne und die Waldstücke, in denen Kathen, Wichura und Conta sich zu dem verwegenen Flußangriff bereitgestellt hatten, und stellte die Infanterie zum Gegenstoß bereit.

Ein Höllenfeuer fegte den Wasserspiegel und die Uferlehnen, als die Deutschen aus dem Schatten der Gehölze traten, aber sie rückten wie auf dem Manöverfeld vor und erzwangen sich angesichts des Feindes den Übergang über den tiefgebetteten Fluß. Im Morgengrauen setzten die ersten Kompagnien in Fähren und Pontons über die feuergepeitschte Wasserfläche. Sie erklommen das Steilufer, bemächtigten sich des Bahndammes und bargen sich in den toten Winkeln der Uferhöhen. Als es Böhn trotz schwerster Verluste gelang, Brücken und Stege zu bauen und sie im Feuer zu überschreiten, war der Übergang gesichert. Nur der rechte Flügel der Angriffsgruppe vermochte sich nicht auf dem Südufer zu behaupten. Er geriet bei Mézy in furchtbares Flankenfeuer, wurde von drei amerikanischen Divisionen, etwa 80 000 Streitern, angefallen und am Abend wieder auf das Norduser zurückgedrängt. Die Mitte setzte sich bei Courtemont, Reuilly, Courthiézy, Spilley und Dormans auf dem Südufer fest und erklomm nach kurzem Atemholen hinter der Feuerwalze die 100 Meter hohen Hänge, stürmte die brennenden Dörfer und warf de Mitrys Divisionen über die Höhenrandstraße gen Südosten in die Landschaft Brie. Böhns linker Flügel brach auf dem Norduser der Marne vor, durchstieß die schwach bemannte erste Linie des Reimser Bergwaldes und drang gegen Chatillon—Belval—Cuchery—Marfaux vor. Das italienische Korps wurde im Ardretal überfallen und wich zerschlagen auf die höheren Stufen des Berglandes. Englische Divisionen gaben mannhaft fechtend Raum.

Als es Abend wurde, hatten die Angriffskorps der 7. Armee den Feind weiter geworfen, als dieser für möglich gehalten hatte, aber nicht weit genug, um auf den Höhen von Brie einen geräumigen Brückenkopf einzurichten, der ihnen gestattet hätte, unbesorgt um die Südflanke auf Epernay zu marschieren. Nun stand Böhn mit zwei verletzlichen Flanken in der Schlacht: Im Westen Gewehr im Arm vor den undurchdringlichen Wäldern von Villers-Cotterets, im Süden mühsam Bahn brechend, mit dem Fluß im Rücken, vor dem Surmelinabschnitt und den verwachsenen, vom Feind zur Verteidigung eingerichteten Gehölzen von Rougis und Breuil und vor den mit Teichen und Mooren angefüllten Buschwäldern von Bouquigny, Vassy und Enghuin. Gesichert war nur sein linker Flügel, aber dieser lag im Quellgebiet der Ardre nördlich der Marne in schweren Stirnkämpfen um den Besitz der Naturfestung, die der Reimser Bergwald vor ihm auftürmte. Da die Umfassung des Bergwaldes von Osten durch die Armee Mudra am Aisne-Marnekanal und an der Römerstraße gescheitert war, lag Böhn mit Berthelot, Mitry und Duchesne zwischen Reims und Château-Thierry allein in auseinanderstrebenden Kämpfen verstrickt. Als es Abend wurde, hatte er in der Tiefe wohl 5 Kilometer Raum gewonnen, aber seine Lage war dadurch verschlimmert, nicht verbessert worden, denn er stand auf beiden Marneufern, im Bergwald und vor dem Savièresflüßchen vom Feind umgeben und bedrängt. Die Schlacht, auf die Hindenburg und Ludendorff die größten Hoffnungen gesetzt hatten, war also schon am Abend des ersten Schlachttages auf der ganzen Linie festgeraten.

Die Nacht wurde von dem wütenden Feuer erhellt, das Mitry und Berthelot auf die Marnebrücken niedergehen ließen, um Böhn zu verhindern, die Divisionen zu verstärken, die ohne schwere Artillerie auf dem Südufer standhielten. Todesmutiger haben deutsche Truppen nie gestritten als damals am Schicksalsfluß des Krieges.

Als der 16. Juli tagte, verkrampften sich die Kämpfe an der Marne, am Bergwald und an der Römerstraße zu einem Ringen um Busch und Baum. Ein Gewitter zog über die fruchtstrotzenden Felder der Landschaft Tardenois und rollte seine Donner in die neuauflohende Schlacht.

Gespannt lauschen die deutschen Korps, die vor dem Walde von Villers-Cotterets mit dem Gesicht nach Westen am Feind liegen, auf das Getöse, das von Süden und Osten herüberschallt. Vor ihnen ist alles ruhig. Trügerische Stille lastet auf Mangins vom Walde verdeckten Linien. Als die Kunde vom geglückten Marneübergang und vom Eindringen in den Bergwald aus den Quartieren des Vesletales in die Kampfgräben westlich von Pernant, Dommier, Chaudun, Longpont, Marisy, Torcy, Belleau und Etrépilly gelangt und der Gegner vor der Front sich auf müde Kanonade einzelner Abschnitte beschränkt, beginnt man sich vor den Wäldern von Villers-Cotterets unwillkürlich einem Gefühle wohltuender Sicherheit hinzugeben.

Böhn kämpft an der Marne und den Ardrequellen mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft, um sich den Weg nach Epernay freizuschlagen und den Brückenkopf gen Süden zu erweitern. Er gewinnt immer noch Boden, dringt rechts gegen Condé-en-Brie, St. Agnan und La Chapelle in der Richtung auf Montmirail vor, nimmt auf dem linken Flügel, nördlich des Flusses, die Vorstufen des Bergwaldes und bricht sich in der Mitte, an der Straße Dormans—Epernay, über Mareuil, Leuvrigny, Festigny bis Montvoisin-Bahn. Mehr als die Hälfte des Weges ist zurückgelegt, Epernay rückt in den Bereich der Schlacht. General de Maistre ist genötigt, Verstärkungen heranzurufen. Der Franzose geht am Surmelinabschnitt zu Gegenangriffen über und entreißt Böhns ermüdeten Divisionen St. Agnan und La Chapelle. Vom Kreuzfeuer der Fernbatterien Maistres gelichtet, weichen sie über den Hang, schnellen aber gegen Sonnenuntergang noch einmal auf und erobern die verlorene Linie zurück. Ein letzter, mit hingebendem Mut unternommener Vorstoß des Zentrums erreicht Montvoisin und beißt sich 10 Kilometer von Epernay fest.

In der Champagne vergeht der 16. Juli unter fruchtlosen Kämpfen um die Römerstraße und den Marne-Aisnekanal.

Die Schlacht wird zur Verstrickung. Der Deutsche wehrt sich verzweifelt gegen die Erkenntnis, daß er umsonst blutet. Kathen, Wichura, Conta, Schmettow, Borne und der Kern der Truppen, die an den Ufern der Marne kämpfen, hoffen immer noch das Schicksal zu zwingen. Wohl versagen einzelne, schwer geprüfte oder besonders schlecht genährte Divisionen, aber der Kampftrotz ist stärker als das Gefühl, daß alles Kämpfen, alles Bluten, alles Siegen umsonst sei, und die Meldungen, die das große Hauptquartier in Avesnes erreichen, atmen immer noch Zuversicht und sprechen immer noch von Erfolgen. General Ludendorff wird dadurch in der Absicht bestärkt, die Schlacht durchzufechten. Gelingt es, Epernay zu nehmen, den Bergwald umfassend anzugreifen und Reims zu Fall zu bringen, so ist die Schlacht trotz des blutigen Mißerfolges in der Champagne nicht umsonst geschlagen, die im Tardenois steckende 7. Armee gewissermaßen deblockiert und die französische Champagnefront seitlich so stark bedroht, daß Gouraud trotz seines erfolgreichen Manövers an der Römerstraße gezwungen werden könnte, auf Châlons zurückzugehen.

Der 17. Juli dämmert herauf. Böhn und Mudra greifen von Montvoisin bis Bétheny an, um die Linie Epernay—Reims zu nehmen. Und wirklich gelingt es, auf dem Norduſer der Marne abermals Raum zu gewinnen, Franzosen und Italiener über Belval zurückzuwerfen und in Waldkämpfen die Zugänge von Nanteuil-La-Fosse zu erreichen. Der Angriff reißt das Ardretal bis zur Quelle auf und bedroht die große Straße Epernay—Reims. Aber auf dem Süduſer der Marne versagt sich den Deutschen das Glück. Alle Versuche, über die Linie St. Agnan—Festigny—Montvoisin hinaus-

zugelangen, scheitern am Widerstand des tiefgestaffelten Feindes, dessen Batterien und Bombenflieger die Marnebrücken zerschießen, dessen Infanterie, von Sturmwagen geführt, zu Gegenangriffen übergeht und die gelichteten, erschöpften, jetzt von ihrer gefährlichen Lage überzeugten Korps Contas und Wichuras in schwere Bedrängnis bringen. Das Rad beginnt sich zu drehen.

Als die Kunde von der drohenden Krisis nach Avesnes drang, eilte Ludendorff mit seinem engsten Stab, den Obersten Bauer, Wetzell und Bokelberg, nach Rethel ins Hauptquartier der Heeresgruppe Kronprinz und faßte dort nach einer Besprechung mit dem Kronprinzen und den Führern der 7., 1. und 3. Armee den entsagungsvollen Entschluß, das Südufer der Marne zu räumen und auf die Fortsetzung der Schlacht zu verzichten.

Doch ehe der Entschluß sich zum Befehl verdichtete, ehe Böhn daran denken konnte, die gefährliche Bewegung auszuführen und mit dem Feind im Nacken den Fluß rückwärts zu überschreiten, schlug die Stunde der strategischen Umkehr im Rücken der scheinbar immer noch um den Sieg ringenden 7. Armee.

Mangin griff an.

Er hatte seit dem 11. Juli auf diese Stunde gewartet, hatte zweimal Gegenbefehl erhalten, weil Pétain durch die Wucht der deutschen Angriffe gezwungen worden war, seine Kräfte neu zu ordnen, und war erst am 17. Juli ermächtigt worden, zum allgemeinen Sturm anzutreten. Auch Dégoutte erhielt den Befehl, sich fertig zu machen. Nur Clémenceau, Foch, Pétain, Mangin und Dégoutte wußten um Tag und Stunde des Angriffs, der die Wende der strategischen Lage einleitete, wenn es den Angreifern gelang, in Böhns Flanke einzubrechen und die Deutschen über die Linie Soissons—Château-Thierry zu werfen. Fochs lebhafte, durch Pétains klare nüchterne Auffassung in Grenzen gehaltene strategische Einbildungskraft erblickte in diesem Flankenangriff die Gewähr der Vernichtung sämtlicher zwischen Soissons und Reims im Marnesack eingekeilten deutschen Divisionen. Er hatte guten Grund, solche Hoffnungen zu hegen, denn die Deutschen waren bereits von drei Seiten umfaßt und die ganze Masse der 7. Armee war von einer einzigen Bahnlinie abhängig. Die deutsche Heeresleitung hatte südlich der Vesle ungeheure Stapel angehäuft, um den Angriff auf Epernay durchzuführen, die Straßen waren von Kolonnen und Verwundetenzügen bedeckt und die Truppen von Kampf, Entbehrungen und Grippe geschwächt und von viertägigem konzentrischem Artilleriefeuer erschüttert.

Da General Mangin selbst den Gedanken vertreten hatte, den Deutschen mit allen verfügbaren Kräften und Mitteln in die tiefe Flanke zu fallen, hinter der die einzige Eisenbahnverbindung und die Hauptstraßen des Marnebogens verliefen, war die Durchführung des Angriffs bei ihm in guten Händen.

Er wußte, daß er den Feind überraschen mußte, und wandte alles auf, seinen Aufmarsch geheim zu halten. Als in der Nacht auf den 18. Juli ein Gewitter über die Aisnehöhen zog und mit rollendem Donner, peitschenden Regengüssen und tiefhängendem Gewölk über die Wälder strich, zweifelte er nicht mehr, daß ihm die Überraschung des Feindes gelingen werde. Das Gewitter verschlang das Geräusch der auffahrenden Tanks und den Marschtritt der vorrückenden Divisionen.

Im tropfenden, regenschweren Wald von Villers-Cotterets und in den dunklen Gründen des Mühlbaches, des Savièresflüßchens und des Clignonbaches ballen sich Franzosen und Amerikaner gegen Morgen zum Sturm. Mangin bereitet sich von der Aisne bis zum Ourcq in der Linie Fontenoy—Troesnes zum Sprung, Dégoutte rückt zwischen dem Ourcq und der Marne in der Linie Troesnes—Charly auf. Die Amerikaner stehen 60 000 Mann stark auf Dégouttes rechtem Flügel und in Mangins Mitte. Die Masse der Tanks, 321 Stück neuen Modells, werden Mangin zugeteilt, der über sanftgewelltes, von gelbem Korn bedecktes Gelände angreift und treten als Schlachtelefanten in die erste Linie. Dégoutte, der im Hügelland Orxois kämpft, setzt seine Sturmwagen auf die Straßen, die von La Ferté-Milon, La Ferté-sous-Jouarre und Charly-sur-Marne stichgerade in den Feind führen. Die französische Heeresleitung hat nicht nur die Abwehrtaktik erneuert, die Gouraud in der Champagne zum Erfolg verhalf, sondern auch das Angriffsverfahren verbessert. General Buat, Pétains neuer Generalstabschef, hat überlegene Artillerie bereitgestellt, und die Kanoniere stehen im Gewitterregen an den Geschützen, um nach dem neuen Verfahren sofort mit der Feuerwalze zu beginnen, statt sich mit Trommelfeuer abzugeben. Die Infanterie hat Befehl, unmittelbar nach der Eröffnung des Feuers zusammen mit den Tanks vom Fleck weg anzugreifen. Das deutsche Angriffsverfahren, das sich in den Frühlingsschlachten bewährt, aber schon bei Compiègne abgestumpft und in der Champagne versagt hat — die Taktik wandelte sich im Weltkrieg beinahe von Tag zu Tag —, ist überholt. Die Franzosen wollen dem Gegner mit dem ersten Kanonenschuß über den Hals kommen und ihn mit ihren neuen mechanischen Angriffsmitteln überrennen. Der Tankangriff, den Byng bei Cambrai aus dem Stegreif unternommen hatte, wird, von Mangin zur Methode ausgebildet, in großem Stil wiederholt.

Das Glück ist mit dem alten Douaumontstürmer und sendet ihm dichten Nebel. Hinter dem abziehenden Gewitter steigen feuchte Dünste aus den verdampfenden Wäldern und hüllen alles ein. Zwar bricht sich allmählich opalfarbene Helle Bahn, aber die Umrisse der Landschaft verschwimmen, und die Ferne ertrinkt in jenem silbern getönten Duft, den die französischen Maler so eindrucksvoll auf die Leinwand zu bannen wissen.

Es war in der Tat ein Bild des Friedens, das sich in der Frühe des 18. Juli zwischen Soissons und Oulchy weich und verschleiert aus gewitterschwangerer Sommernacht löste. Etwa 40 Kilometer weiter östlich und südlich von Oulchy-Le-Château wurde hart gekämpft, suchte Böhn sich bei St. Agnan, Festigny und Montvoisin, Mudra sich bei Nanteuil-La-Fosse und Pourcy Luft zu machen und den heftiger drängenden Feind zurückzuwerfen, vor der Front der Generale Staabs, Watter, Winckler und Schöler aber war alles ruhig. Die deutschen Korps standen mehr oder weniger tief gegliedert in den erkämpften, flüchtig zubereiteten Linien, die Kampfgräben waren schwach besetzt, Arbeitskolonnen zogen mit geschulterten Sensen in die Roggenfelder und die üppig nachgeschossenen Wiesen. Da brach plötzlich nach kurzem peitschendem Maschinengewehrfeuer ein Artilleriesturm aus dem Wald von Villers-Cotterets, der wie ein Tornado von Westen nach Osten über die Felder zog, und hinter ihm, dicht an seinem Saume hangend, erschien im stampfenden Rhythmus der Tankgeschwader Mangins und Dégouttes Infanterie. Das Korps Woyna, das das Nordufer der Aisne hütete, schlug den Angriff ab, aber zwischen Fontenoy und Belloy brachen Mangins Tankgeschwader tief in die deutsche Front. Die deutsche Artillerie kam gar nicht zum Feuern. Der Angreifer tauchte völlig überraschend aus den deckenden Wäldern, aus den schattigen Bachgründen und den mannshohen Getreidefeldern und durchbrach dicht hinter der Feuerwand die deutschen Linien. Die Tankbataillone zerrissen die Hindernisse und walzten den Widerstand einfach platt. Die erste Linie wurde überrannt, die zweite durchbrochen, die Artilleriestellung genommen und der Tanksturm ins freie Feld getragen. Wo sich Grabenkämpfer und Maschinengewehrschützen um einen festen Kern zur Gegenwehr ballen konnten, kam es zu blutigem Gemenge, in dem der Verteidiger zugrunde ging. Abgeschnittene Haufen fielen in Gefangenschaft, ehe sie fassen konnten, was um sie her geschah. Truppen und Stäbe wurden in ihren Quartieren überrascht, Arbeiterkolonnen warfen die Hände hoch, als die großen Kanonentanks in Rudeln aus dem Korn tauchten und das Plateau von Pernant und die Straße Longpont—Grand Rozoy unter ihren Radbändern begruben. Dégouttes kleine, auf Rädern laufende Renaulttanks brachen sich mit großer Behendigkeit im Hügelland Orxois Bahn und strichen die deutschen Linien mit flankierenden Maschinengewehren ab. Amerikanische Infanterie lief blind und toll ins deutsche Abwehrfeuer und suchte den Nahkampf. Binnen wenigen Stunden war Böhns ganze Westflanke vom Einsturz bedroht. Fontenoy, Pernant, Chaudun, Vierzy, Villers-Hélon, Belleau und Torcy gingen verloren, französische Kavallerie erschien im Felde, um die Verfolgung aufzunehmen.

Da ermannte sich der Verteidiger. Fechtend wichen die zerschlagenen Korps Watters, Wincklers und Schölers gegen die Straße Soissons—Château-Thierry. Sie konnten das Verlorene nicht mehr zurückerobern, aber

sie suchten den Vormarsch des Feindes westlich der Straße zu hemmen, bis Verstärkungen zur Stelle waren, und wehrten sich nach der Überwindung des ersten Tankschreckens mit altem Mut. Als es dunkelte, war Mangin bis zu 6 Kilometern, Dégoutte bis zu 4 Kilometern Tiefe in die deutsche Abwehrflanke eingedrungen. Fritz v. Belows linker und Böhns rechter Flügel waren in Trümmer geschlagen, aber diese Trümmer bildeten neue Verbände und klammerten sich auf der Hügelflur von Villemontoire—Hartennes, an den Westzugängen von Oulchy-le-Château und in den Gehölzen zwischen dem Clignonbach und der Marne, westlich von Etrépilly verzweifelt fest, um den völligen Einsturz der Abwehrflanke zu verhindern. Die Heeresgruppe sandte Hilfe. In Gewaltmärschen eilten die Korps Etzel und Hofmann auf das Schlachtfeld und warfen sich in die aufspringende Bresche. Es war die höchste Zeit, denn der Schwall des Feindes bedrohte schon das Innere des Marnebogens und den Rücken der auf dem Südufer der Marne und im Reimser Bergwald kämpfenden Korps. Am gefährdetsten waren die Korps Schöler und Kathen, die am Nordufer der Marne um Château-Thierry zusammengedrängt fochten, und die Korps Wichura und Conta, die auf dem Südufer der Marne völliger Vernichtung ausgesetzt schienen.

Die Kraft von mehr als 8 Divisionen war dem Verderben ausgesetzt, 8 Divisionen bereits zerschlagen, und alles, was im Marnebogen focht, samt Troß und Gerät dem Verderben geweiht, wenn es dem Feinde gelang, den Angriff von drei Seiten gegen das ideale Ziel Fère-en-Tardenois vorzutragen.

Die Schlacht war für die Deutschen verloren und der Angriffsgedanke zum zweitenmal in der Marne ertrunken.

Die Kämpfe zwischen der Marne und der Vesle

Die Alliierten hofften, den eingekreisten Gegner zwischen der Marne und der Vesle vernichten zu können, und griffen am 19. Juli auf der ganzen Linie ungestüm an. Das Gefühl der strategischen Überlegenheit lieh ihnen Schwung und Stärke. Amerikaner, Italiener, Franzosen, Engländer und die Kolonialtruppen der Armeen Berthelot, Mitry, Dégoutte und Mangin liefen unter dem Schutze einer Feuerwalze, die ihre triumphierenden Donner bis Paris sandte, am Reimser Bergwald, an der Straße Epernay—Dormans und zwischen Château-Thierry und Soissons an. Mangin nahm Neuilly-Saint Front, Dégoutte eroberte Licy-Clignon, Mitry besetzte St. Agnan und La Chapelle-Monthodon, Berthelot gewann Montvoisin zurück und drang in den Wald von Courton. Aber nirgends glückte es den Angreifern, die deutsche Front vollends zu durchbrechen. Der

Keiler schüttelte die Meute ab, wich langsam, gebrauchte die Hauer zu überraschenden Gegenstößen und verriet am Abend noch kein Zeichen von Ermattung. Die Überraschung war verwunden, die Abwehrflanke wieder gefestigt, der schon am Abend des 17. Juli beschlossene Rückzug auf das Norduser der Marne begann. Vom Norduser donnerten schwere Batterien, an den Waldrändern von Condé und Bouquigny lagen Maschinengewehrschützen, dahinter standen Bataillone zum Rückstoß bereit. Der Franzose zerschoß Brücken und Fähren, fegte das Marnetal mit Seitenfeuer, sandte seine Flieger gegen Dormans und Jaulgonne und drängte wütend gegen die elastische Widerstandslinie Contas und Wichuras an, brachte die Deutschen aber nicht aus der Fassung. In der Nacht gingen die ersten deutschen Staffeln unter dem Feuer des Feindes zwischen Jaulgonne und Dormans auf das Norduser über, in der Frühe des 20. Juli räumten die letzten unter dem Schutze künstlichen Nebels die Höhen des Süduſers, die Mitry und Berthelot vergeblich bestürmt hatten und noch lange nach der Räumung mit schwerem Feuer belegten.

Als de Mitrys Infanterie im Morgenlicht angriff und gegen die Uferstraße Mézy—Reuilly—Dormans vorstürmte, stieß sie ins Leere. Der Deutsche hatte ein Drittel seiner Streiter zwischen Dormans und Epernay geopfert, war aber dem Befehl zum Rückzug ungebrochen gefolgt und bot dem Verfolger auf dem Norduser die Stirn. Da wich der Franzose über die Höhenkante der Uferlehnen und barg sich vor dem Feuer, das ihm vom Norduser des Flusses entgegenschlug.

Nun galt es noch, die Korps Kathen und Etzel aus der Klemme zu ziehen und den ausspringenden Winkel der Front westlich von Château-Thierry zu räumen. Während im Umkreis von Hartennes und Oulchy-le-Château und bei Pourcy an der Ardre heftig gekämpft wurde, und Mangin hier, Berthelot dort vergebliche Anstrengungen machten, die deutsche Front einzudrücken und nach innen zu werfen, begannen die Korps Etzel und Kathen zu beiden Seiten von Château-Thierry abzubauen und den Rückzug auf die Vesle anzutreten. Auch das gelang unter schweren Kämpfen und großen Opfern an Menschen und Gerät.

So endete der 20. Juli.

Am Tage darauf verketteten sich die Angriffe der Alliierten zur allgemeinen Angriffsschlacht. Pétain hatte dem Feind seit dem 18. Juli so viele Gefangene abgenommen, wie dieser ihm vom 16. Juli bis auf diesen Tag geraubt hatte, aber er hatte zahlreichere Geschütze erbeutet und suchte nun den Gegner zu erdrücken, bevor der Deutsche den Bogen abflachte, in dem er seit dem 19. Juli hartnäckig standhielt. Soissons, Oulchy, Château-Thierry, Jaulgonne und Ville-en-Tardenois waren die Ziele der konzentrischen Angriffe.

Sie wurden abgeschlagen und der Frontbogen behauptet, aber die deutsche Heeresleitung war zur Überzeugung gekommen, daß sie auf die

Sehnenstellung am Norduser der Vesle zurückgehen mußte, um dem Zwange der Schlacht zu entrinnen. Doch da ungezähltes Heeresgerät südlich der Vesle aufgestapelt lag und der Rückzug der Kampftruppen ohnedies gefährdet war, mußte Böhn noch acht Tage auf Leben und Tod kämpfen, bevor er daran denken durfte, sich über die Vesle zu retten.

Planmäßig gab Böhn in der Nacht auf den 21. Juli Château-Thierry auf und wich 7 Kilometer nach Nordosten. Mangin lag seit dem 19. Juli vor Hartennes fest und wartete auf Berthelots Ost-West-Angriff, um sich wieder zu rühren, aber auch Berthelot kam nicht recht vorwärts. Als Berthelot am 21. Juli kämpfend die Straße Dormans—Reims südwestlich von Vrigny überschritt, ging Böhn zu Gegenangriffen über und heftete ihn fest. Die verlorene Angriffsschlacht hatte in eine Abwehrschlacht gemündet, die der Deutsche entschlossen auskämpfte.

Am 23. Juli ermatteten die Angriffe der Verbündeten. Foch hatte die Hoffnung aufgegeben, Böhn ein Sedan zu bereiten, und suchte dem Schritt für Schritt weichenden Feind nur noch so viel Gelände, Gefangene und Gerät abzunehmen, als dieser hergab, und ihm blutigere Verluste zu bereiten, als er selbst erlitt. Am 24. Juli erstreckte sich die Kampflinie von Soissons über Oulchy-le-Château, Beuvardes, Verneuil bis St. Euphraise. Böhns Zentrum, die Korps Etzel und Kathen, waren im Rückzug auf die Vesle, die Korps, die das Norduser der Marne wiedergewonnen hatten, folgten in Staffeln von Westen nach Osten. In dreitägigen Nachhutkämpfen flachten die Deutschen den Bogen vollends ab und wichen von Oulchy und Beuvardes auf Fère-en-Tardenois—Goussеaucourt—Ville-en-Tardenois. Sie waren der Umfassung entronnen.

Erst jetzt konnte de Mitry die Marne überschreiten, an der Contas Nachhuten ihn festgehalten hatten, erst jetzt vermochte Mangin sich zum Angriff auf das Plateau von Hartennes zu entwickeln. Garde und Bayern verteidigten Fère-en-Tardenois und das Norduser des Ourcq noch drei Tage gegen die Amerikaner, die sich vergebens in dicken Kolonnen Bahn zu brechen suchten. Aber die Rückwärtsbewegung war noch nicht zu Ende, denn der flache, in der Mitte leicht geknickte Bogen lud immer noch zu konzentrischem Angriff ein. Böhn zog sich daher kämpfend gegen Braine und Fismes zurück.

Die Alliierten wurden von Foch eifrig zur Verfolgung angetrieben, gewannen aber nur planmäßig abgetretenen Raum. Am 1. August gelang es Mangin endlich, die Hügelflur von Hartennes zu ersteigen und die Ufer der Crise zu erreichen. Nun war Soissons überflügelt und reif zum Fall. Am 2. August räumten die Deutschen Hartennes und die Südvorstadt von Soissons, und am Abend drang die Jägerdivision Vuillemot in Soissons ein. Die Deutschen wichen auf die Steilhalde von Vregny. Im Anschluß an Mangin überschritt Dégoutte nun die Straße Oulchy—Châ-

teau-Thierry, nahm Mitry Goussеaucourt und Ville-en-Tardenois, erweiterte Berthelot auf dem rechten Flügel das Glacis von Reims. Am 2. August nahmen amerikanische Divisionen von Fismes Besitz und blieben dem weichenden Verteidiger hart auf den Fersen. Da schlug vom Norduſer der Vesle wohlgenährtes Feuer in den hitzig vordrängenden Verfolger und gebot ihm endgültig Halt. Die Deutschen schanzten auf dem Hügelland zwischen Vesle und Aisne und waren nicht gesonnen, über die Aisne zu weichen. Die Schlacht war zu Ende.

Die Alliierten sahen sich nach ihrem konzentrisch von Westen, Süden und Osten vorgetragenen Angriff an der Vesle vor gestreckter Front angelangt. Sie bemühten sich, ihre ineinandergeschachtelten Divisionen zu ordnen und nach der Tiefe zu staffeln und das Kriegsgerät aufzusammeln, das Böhn auf dem Rückzug liegengelassen hatte. Er hatte 700 Geschütze eingebüßt und 35000 Gefangene verloren.

Die Umkehr der strategischen Lage

Die deutsche Heeresleitung sah 70 Divisionen abgekämpft aus der Schlacht zurückkehren, die sie am 15. Juli mit so großen Hoffnungen eröffnet hatte. Hätte die Angriffsschlacht bei Reims zum Siege geführt, so wäre der Feldzug von den Deutschen gewonnen worden. Nun war alles anders. Der große deutsche Angriffsfeldzug, dieser mit letztem Schwung unternommene, durch gewaltige Erfolge eingeleitete, am 30. Mai über den Gipfelpunkt hinausgewälzte und ins Gleiten gekommene Versuch, den Feind auseinander zu werfen und so zu erschüttern, daß er zum Frieden willig wurde, war hart vor dem Ziel zu Fall gekommen und als gescheitert zu betrachten.

Darüber konnte schon am 24. Juli kein Zweifel mehr walten.

Am 24. Juli 1918 standen die Deutschen nicht mehr vor der Frage, ob es möglich sei, den Gedanken, noch einmal an der Lys anzugreifen, wieder zum Leben zu erwecken. Die Wiederherstellung der Lage an der Vesle und die Notwendigkeit, die übrigen Angriffsfronten zu verstärken, fraß Rupprechts Schlachtreserven. Ludendorff war wieder zur Abwehr verurteilt, denn die Einbuße an Kampfkraft, die die Deutschen an der Marne erlitten hatten, und die unsichere Lage, in der sich ihre Angriffsfronten zwischen Compiègne und Arras befanden, gestatteten ihm nicht mehr, das blutige Spiel zu erneuern. Als die Front an der Vesle sich wieder festigte, verfügte Ludendorff nur noch über 28 frische Divisionen. Er mußte sich entschließen, ein Dutzend verbrauchter Divisionen aufzulösen, um die Lücken zu füllen. Vergeblich ersuchte die Heeresleitung die Heimat um neuen Ersatz. Die inneren Verhältnisse waren so mißlich geworden, daß man nicht mehr wagte, binnen wenigen Tagen 2—300000 Mann aufzubieten und ins Feld zu senden.

Die Summe der Enttäuschungen übertraf die Widerstandskraft, und die Führer der Sozialdemokratie vermochten ihre Gefolgschaft nur noch mit Mühe bei der Fahne zu halten. Die Abwanderung ins radikale, revolutionäre Lager begann gewaltigen Umfang anzunehmen. Zeichen der Auflösung, wie nicht zurückkehrende Urlauber, Ansammlung von Kampfunwilligen in der Etappe und tiefe Niedergeschlagenheit ob des erlittenen Schlages in der Heimat, verkündeten, daß Deutschlands Kriegswille und kriegerische Kraft nach vierjährigem übermenschlichen Ringen im Schwinden waren, und daß die Einsicht in die Unlösbarkeit des kriegerischen Problems die patriotische Begeisterung zu lähmen begann. Dieser natürliche Prozeß beherrschte das Endringen in höherem Maße, als alle Strategie.

Das Deutsche Reich hatte den Krieg als weltpolitische Auseinandersetzung längst verloren, als seine Armeen noch von Sieg zu Sieg eilten. Nun stand es, innerlich ausgezehrt, politisch vereinsamt und militärisch endgültig in strategische Unterlegenheit geworfen, vor der Tatsache, daß es den Feind nicht mehr durch Fortsetzung des Angriffs friedenswillig machen, sondern den Krieg nur noch durch Fortsetzung des Widerstandes fristen konnte, um auf ungewisse Art und durch Glücksumstände, die sich jeder Berechnung entzogen, zu einem mit großen Verzichten verknüpften Frieden zu gelangen. Und dennoch war der Kraftaufwand, so unermeßlich er auch gewesen war, noch nicht so groß, daß der Wert des politischen Zwecks dieses Krieges diesem Kraftaufwand nicht mehr das Gleichgewicht gehalten hätte und daß der Krieg aus diesem Grunde hätte aufgegeben werden müssen. Tatsächlich stand ja von Anfang nichts geringeres als der Bestand des Reiches auf dem Spiel. Es ist ein wahrhaft tragisches geschichtliches Schicksal, daß dieser Daseinskampf wie ein Präventivkrieg aussah, daß er infolge des strategischen Zwangs zum Angriff in der Larve eines Eroberungskrieges auftrat und durch den Friedensschluß von Brest-Litowsk in den Augen der Welt als solcher gekennzeichnet wurde. Dadurch wurde der Kriegswille der Deutschland feindlichen Demokratien gestärkt und der Kriegswille des deutschen Volkes geschwächt. Während die feindliche Koalition rücksichtsloser als je auf völlige Niederwerfung Deutschlands ausging und um so mehr darin bestärkt wurde, je gewaltiger Deutschlands Widerstandskraft sich offenbarte, hofften deutsche Ideologen zwischen dem im Westen heraufziehenden Endringen und der von Osten drohenden Revolution noch einen Weg zu einem billigen, gerechten, die Lebensinteressen Deutschlands wahrenden Frieden zu finden. Sie trugen sich sogar noch mit solchen Hoffnungen, als die letzte strategische Wende an der Marne schon ihre todkündenden Schatten warf.

Im Vorfrühling des Jahres 1918, als das deutsche Westheer gefürchtet und angriffsfreudig in der Siegfriedlinie stand, mochte solchen Hoffnungen noch eine gewisse Berechtigung innegewohnt haben, im Juli, als die großen

Siege verrauscht waren, ohne daß es der deutschen Staatskunst gelungen wäre, sich ihrer zur Klärung und Festigung der diplomatischen Lage zu bedienen, war es dazu zu spät geworden. Der Rücktritt Kühlmanns und die Berufung des Herrn v. Hintze zum Staatssekretär des Äußern konnten daran nichts mehr ändern. Als Graf Mirbach, der deutsche Gesandte bei der Sowjetrepublik, am 6. Juli in Moskau und Feldmarschall v. Eichhorn, der Oberbefehlshaber in der Ukraine, am 30. Juli auf den Straßen Kiews ermordet wurde und der Bandenkrieg vom Asowschen Meer bis zur Poljesje neu aufflammte, griffen die Schatten auch auf den Osten über.

Auch auf dem Meere wurde den Deutschen um diese Zeit kein größerer Erfolg mehr zuteil. Die Versenkungsziffern des U-Bootkrieges waren im Schwinden, die Verluste stiegen. Englands Abwehrmaßnahmen über und unter dem Wasser begannen Deutschlands Angriffskraft mehr und mehr zu übertreffen, obwohl man endlich zum Bau größerer und zahlreicherer Boote übergegangen war. Selbst die Zeppelinraids hatten ihre Schrecken verloren. Als Kapitän Strasser, der Führer der deutschen Marineluftflotte, in der Nacht auf den 24. Mai 1917 sechs Schiffe gegen London geführt hatte, war er zwar von ungezählten Scheinwerfern und Batterien empfangen worden, aber noch ungefährdet heimgekehrt. Drei Wochen später wurde der erste Zeppelinkreuzer über England von einem Flieger vernichtet. Im Oktober 1917 war eine Armada von 11 Luftschiffen über England in Windwirbel geraten und die erste Staffel nach Frankreich verschlagen, die zweite zur Umkehr gezwungen worden. Nicht weniger als 4 Luftkreuzer trieben damals nach Frankreich ab und gingen dort zugrunde, ein fünftes Schiff zerschellte bei der Landung auf deutschem Boden.

Als der deutsche Angriffsfeldzug im Juli 1918 zwischen der Marne und der Vesle zu Bruch gekommen war, versuchte die Marineluftflotte noch einmal ihr Heil, um London zu schrecken. Am 5. August steuerten 9 Zeppeline unter Strassers Führung gen England. Der Angriff scheiterte. Das Admiralschiff wurde abgeschossen und die Flotte zur Umkehr gezwungen. Strassers Tod lehrte, daß die geniale Erfindung des schwäbischen Grafen nicht mehr zur Kriegswaffe taugte. Das Kampfflugzeug und das Ballongeschütz waren Sieger geblieben. Von 61 Zeppelinschiffen, die der deutschen Flotte im Laufe des Krieges zugeteilt wurden, sind 23 dem Feinde zum Opfer gefallen, 28 gestrandet oder verbrannt, 5 außer Dienst gestellt worden und zuletzt nur noch 10 flugbereit gewesen. Auch auf diesem Gebiet war der Verbrauch an Kraft größer als die Fähigkeit, zerstörtes Gerät und geopferte Stärke zu ersetzen.

Als dieser Mangel bestimmend in Erscheinung trat, begann der letzte Akt der kriegerischen Tragödie.

Die Gegenoffensive der Alliierten vom 8. August bis 15. September 1918

Die Schwächen der Verteidigung

Die deutsche Heeresleitung gab sich nach dem schweren Rückschlag im Marnebogen darüber Rechenschaft, daß die ganze Westfront einer Neuordnung bedurfte, und begrub den abgestorbenen Gedanken einer Lysoffensive, wollte aber noch nicht von der Absicht lassen, die Handlung früher oder später wieder an sich zu reißen. Sie rief daher die Schlachtreserven Rupprechts an die gefährdeten Frontabschnitte und ersuchte die Heeresgruppe Herzog Albrecht, Angriffsentwürfe vorzulegen. Eine vielgestaltige Eisenbahnbewegung begann hinter den deutschen Linien, um der Umkehr der Lage gerecht zu werden. Von den im Osten stehenden Divisionen fanden freilich nur Bruchteile den Weg nach dem Westen. Man suchte immer noch Korn, Kohlen, Pferde und Erz aus der Ukraine herauszuziehen, um dem wirtschaftlichen Zerfall zu steuern, der in Deutschland näher und näher rückte und in Österreich schon verheerend um sich griff, hoffte immer noch in Kurland und am Njemen strategisches Grenzland zu gewinnen.

Aus der Weisung Ludendorffs an Herzog Albrecht, Angriffsentwürfe vorzulegen, sprach der feste Wille, sich dem Gegner nicht zu beugen, aber der Gedanke, in Lothringen oder in den Vogesen anzugreifen, war mehr auf Ausflucht als auf strategische Aushilfe gerichtet. Ein exzentrischer Angriff bei Blamont war nicht geeignet, General Foch zu beunruhigen und seine Kreise zu stören.

Die Heeresleitung der Alliierten urteilte ernst und bedächtig über die Wendung des Kriegsglücks. Sie zollte dem Rückzugsmanöver der 1. und 7. Armee und der plan- und sachgemäß durchgeführten beweglichen Abwehrschlacht, die die Deutschen vom 19. Juli bis 3. August zwischen der Marne und der Vesle geliefert hatten, ihre Anerkennung in Gestalt schwerer blutiger Verluste, von denen besonders die schwarzen Truppen Frankreichs und die Amerikaner heimgesucht worden waren, und dachte nicht daran, alles auf einen Wurf zu setzen und sofort mit zusammengefaßten Kräften eine große Entscheidungsschlacht zu suchen.

Foch versammelte die Oberbefehlshaber der Alliierten am 24. Juli um sich — also zur Zeit, da noch um Villemontoire und Oulchy-le-Château gekämpft wurde — und machte sie mit seiner Absicht bekannt, die Angriffswaffe nicht mehr aus der Hand zu legen, aber sich nicht zwischen Reims und Compiègne und in der Champagne in einer festgeratenen Schlacht zu verbeißen, sondern nun an verschiedenen Stellen rasch aufeinanderfolgende Einzelschläge zu führen, um die deutschen Armeen in Unordnung zu bringen, Ludendorff die Verwendung der Reserven zu erschweren und ihm die Er-

gänzung der Bestände und die Festigung der Front unmöglich zu machen. Der Operationsplan Fochs und seiner Stabschefs Alby und Weygand ging darauf aus, die Deutschen nach der Beendigung der Schlacht zwischen Marne und Vesle in ihrem ausgesetztesten Frontbogen zwischen der Ancre und der Oise anzufallen und in der Richtung auf Roye—Chaulnes zurückzuwerfen, dann den schon lange ins Auge gefaßten Angriff auf die Keilstellung von St. Mihiel durchzuführen und die Ausfallstore Verduns freizumachen, darauf Lens zu nehmen und zuletzt in Flandern zum Angriff überzugehen und Lille zurückzuerobern. Pétain, Haig und Pershing gaben dem Plane ihre Zustimmung, der keinen neuen genialen Gedanken enthielt, aber die veränderte Lage geschickt ausnützte und in die Schwächen des Feindes und des feindlichen Stellungssystems führte. Da die Amerikaner täglich 12000 Mann landeten, inzwischen Tausende von kleinen und großen Tanks fertig geworden waren und der kriegerische Geist der alliierten Armeen durch den Ausgang der Schlacht zwischen dem Savièresflüßchen und der Marne und durch das Gefühl wachsender Überlegenheit gehoben worden war, glaubte Foch die Gunst der Stunde nützen zu müssen, bevor Hindenburg die Kraft fand, für den Flankenangriff an der Vesle Vergeltung zu üben.

Die Alliierten waren schon am 8. August bereit, den ersten Angriff zu führen. Foch war in der Lage, so rasch anzugreifen, weil er in der Tankwaffe über ein sehr bewegliches, nicht an den Ort gebundenes Angriffsmittel verfügte und den Stoß bei Amiens nicht mit gestaffelten Kräften, sondern lediglich aus der Front führen wollte. Dazu genügten die Frontarmeen. Das Wetter, das sich an der Avrefront und an der Römerstraße vor Amiens zusammenzog, wälzte also keine so großen Wolkenzüge gegen die deutschen Linien, daß der Horizont drohend verschattet und der Deutsche dadurch vor dem drohenden Angriff gewarnt worden wäre.

Es herrschte damals an der Luce und an der Römerstraße große Sille. Die 2. und die 18. deutsche Armee lagen seit dem Mai, von Grabenkämpfen und örtlichen Stößen ermüdet, ruhig in den erstrittenen, hie und da vom Feind eingebeulten Linien. Die Kämpfe hatten nie ganz geruht. Debeney hatte bei Grivesnes, Cantigny und Mailly-Reineval an der Avre Boden gewonnen, und Rawlinson war an der Luce und auf beiden Sommeufern und westlich von Albert zu Vorstößen übergegangen, die die Deutschen veranlaßt hatten, die Front im Umkreis von Albert zurückzunehmen. Vor Villers-Bretonneux und an der Luce war die Lage seit den Aprilkämpfen, in denen der größte Ikaride des Weltkrieges, Rittmeister v. Richthofen, der Sieger in 80 Luftkämpfen, den Tod gefunden hatte, unverändert geblieben. Ludendorff hielt den von etwa 100000 Mann besetzten Frontbogen für gesichert. Er hatte in den ersten Augusttagen abgekämpfte Divisionen ablösen lassen und sie im Sommegrund, südlich von Péronne in Ruhequartiere gelegt, um sie der Angriffssphäre nicht zu entziehen. Die neuanrückenden Truppen fanden

Sehnenstellung am Norduser der Vesle zurückgehen mußte, um dem Zwang der Schlacht zu entrinnen. Doch da ungezähltes Heeresgerät südlich der Vesle aufgestapelt lag und der Rückzug der Kampftruppen ohnedies gefährdet war, mußte Böhn noch acht Tage auf Leben und Tod kämpfen, bevor er daran denken durfte, sich über die Vesle zu retten.

Planmäßig gab Böhn in der Nacht auf den 21. Juli Château-Thierry auf und wich 7 Kilometer nach Nordosten. Mangin lag seit dem 19. Juli vor Hartennes fest und wartete auf Berthelots Ost-West-Angriff, um sich wieder zu rühren, aber auch Berthelot kam nicht recht vorwärts. Als Berthelot am 21. Juli kämpfend die Straße Dormans—Reims südwestlich von Vrigny überschritt, ging Böhn zu Gegenangriffen über und heftete ihn fest. Die verlorene Angriffsschlacht hatte in eine Abwehrschlacht gemündet, die der Deutsche entschlossen auskämpfte.

Am 23. Juli ermatteten die Angriffe der Verbündeten. Foch hatte die Hoffnung aufgegeben, Böhn ein Sedan zu bereiten, und suchte dem Schritt für Schritt weichenden Feind nur noch so viel Gelände, Gefangene und Gerät abzunehmen, als dieser hergab, und ihm blutigere Verluste zu bereiten, als er selbst erlitt. Am 24. Juli erstreckte sich die Kampflinie von Soissons über Oulchy-le-Château, Beuvardes, Verneuil bis St. Euphraise. Böhns Zentrum, die Korps Etzel und Kathen, waren im Rückzug auf die Vesle, die Korps, die das Norduser der Marne wiedergewonnen hatten, folgten in Staffeln von Westen nach Osten. In dreitägigen Nachhutkämpfen flachten die Deutschen den Bogen vollends ab und wichen von Oulchy und Beuvardes auf Fère-en-Tardenois—Goussaucourt—Ville-en-Tardenois. Sie waren der Umfassung entronnen.

Erst jetzt konnte de Mitry die Marne überschreiten, an der Contas Nachhuten ihn festgehalten hatten, erst jetzt vermochte Mangin sich zum Angriff auf das Plateau von Hartennes zu entwickeln. Garde und Bayern verteidigten Fère-en-Tardenois und das Norduser des Ourcq noch drei Tage gegen die Amerikaner, die sich vergebens in dicken Kolonnen Bahn zu brechen suchten. Aber die Rückwärtsbewegung war noch nicht zu Ende, denn der flache, in der Mitte leicht geknickte Bogen lud immer noch zu konzentrischem Angriff ein. Böhn zog sich daher kämpfend gegen Braine und Fismes zurück.

Die Alliierten wurden von Foch eifrig zur Verfolgung angetrieben, gewannen aber nur planmäßig abgetretenen Raum. Am 1. August gelang es Mangin endlich, die Hügelflur von Hartennes zu ersteigen und die Ufer der Crise zu erreichen. Nun war Soissons überflügelt und reif zum Fall. Am 2. August räumten die Deutschen Hartennes und die Südvorstadt von Soissons, und am Abend drang die Jägerdivision Vuillemot in Soissons ein. Die Deutschen wichen auf die Steilhalde von Vregny. Im Anschluß an Mangin überschritt Dégoutte nun die Straße Oulchy—Châ-

teau-Thierry, nahm Mitry Gousseaucourt und Ville-en-Tardenois, erweiterte Berthelot auf dem rechten Flügel das Glacis von Reims. Am 2. August nahmen amerikanische Divisionen von Fismes Besitz und blieben dem weichenden Verteidiger hart auf den Fersen. Da schlug vom Norduſer der Vesle wohlgenährtes Feuer in den hitzig vordrängenden Verfolger und gebot ihm endgültig Halt. Die Deutschen schanzten auf dem Hügelland zwischen Vesle und Aisne und waren nicht gesonnen, über die Aisne zu weichen. Die Schlacht war zu Ende.

Die Alliierten sahen sich nach ihrem konzentrisch von Westen, Süden und Osten vorgetragenen Angriff an der Vesle vor gestreckter Front angelangt. Sie bemühten sich, ihre ineinandergeschachtelten Divisionen zu ordnen und nach der Tiefe zu staffeln und das Kriegsgerät aufzusammeln, das Böhn auf dem Rückzug liegengelassen hatte. Er hatte 700 Geschütze eingebüßt und 35000 Gefangene verloren.

Die Umkehr der strategischen Lage

Die deutsche Heeresleitung sah 70 Divisionen abgekämpft aus der Schlacht zurückkehren, die sie am 15. Juli mit so großen Hoffnungen eröffnet hatte. Hätte die Angriffsschlacht bei Reims zum Siege geführt, so wäre der Feldzug von den Deutschen gewonnen worden. Nun war alles anders. Der große deutsche Angriffsfeldzug, dieser mit letztem Schwung unternommene, durch gewaltige Erfolge eingeleitete, am 30. Mai über den Gipfelpunkt hinausgewälzte und ins Gleiten gekommene Versuch, den Feind auseinander zu werfen und so zu erschüttern, daß er zum Frieden willig wurde, war hart vor dem Ziel zu Fall gekommen und als gescheitert zu betrachten.

Darüber konnte schon am 24. Juli kein Zweifel mehr walten.

Am 24. Juli 1918 standen die Deutschen nicht mehr vor der Frage, ob es möglich sei, den Gedanken, noch einmal an der Lys anzugreifen, wieder zum Leben zu erwecken. Die Wiederherstellung der Lage an der Vesle und die Notwendigkeit, die übrigen Angriffsfronten zu verstärken, fraß Rupprechts Schlachtreserven. Ludendorff war wieder zur Abwehr verurteilt, denn die Einbuße an Kampfkraft, die die Deutschen an der Marne erlitten hatten, und die unsichere Lage, in der sich ihre Angriffsfronten zwischen Compiègne und Arras befanden, gestatteten ihm nicht mehr, das blutige Spiel zu erneuern. Als die Front an der Vesle sich wieder festigte, verfügte Ludendorff nur noch über 28 frische Divisionen. Er mußte sich entschließen, ein Dutzend verbrauchter Divisionen aufzulösen, um die Lücken zu füllen. Vergeblich ersuchte die Heeresleitung die Heimat um neuen Ersatz. Die inneren Verhältnisse waren so mißlich geworden, daß man nicht mehr wagte, binnen wenigen Tagen 2—300000 Mann aufzubieten und ins Feld zu senden.

Die Summe der Enttäuschungen übertraf die Widerstandskraft, und die Führer der Sozialdemokratie vermochten ihre Gefolgschaft nur noch mit Mühe bei der Fahne zu halten. Die Abwanderung ins radikale, revolutionäre Lager begann gewaltigen Umfang anzunehmen. Zeichen der Auflösung, wie nicht zurückkehrende Urlauber, Ansammlung von Kampfunwilligen in der Etappe und tiefe Niedergeschlagenheit ob des erlittenen Schlages in der Heimat, verkündeten, daß Deutschlands Kriegswille und kriegerische Kraft nach vierjährigem übermenschlichen Ringen im Schwinden waren, und daß die Einsicht in die Unlösbarkeit des kriegerischen Problems die patriotische Begeisterung zu lähmen begann. Dieser natürliche Prozeß beherrschte das Endringen in höherem Maße, als alle Strategie.

Das Deutsche Reich hatte den Krieg als weltpolitische Auseinandersetzung längst verloren, als seine Armeen noch von Sieg zu Sieg eilten. Nun stand es, innerlich ausgezehrt, politisch vereinsamt und militärisch endgültig in strategische Unterlegenheit geworfen, vor der Tatsache, daß es den Feind nicht mehr durch Fortsetzung des Angriffs friedenswillig machen, sondern den Krieg nur noch durch Fortsetzung des Widerstandes fristen konnte, um auf ungewisse Art und durch Glücksumstände, die sich jeder Berechnung entzogen, zu einem mit großen Verzichten verknüpften Frieden zu gelangen. Und dennoch war der Kraftaufwand, so unermeßlich er auch gewesen war, noch nicht so groß, daß der Wert des politischen Zwecks dieses Krieges diesem Kraftaufwand nicht mehr das Gleichgewicht gehalten hätte und daß der Krieg aus diesem Grunde hätte aufgegeben werden müssen. Tatsächlich stand ja von Anfang nichts geringeres als der Bestand des Reiches auf dem Spiel. Es ist ein wahrhaft tragisches geschichtliches Schicksal, daß dieser Daseinskampf wie ein Präventivkrieg aussah, daß er infolge des strategischen Zwangs zum Angriff in der Larve eines Eroberungskrieges auftrat und durch den Friedensschluß von Brest-Litowsk in den Augen der Welt als solcher gekennzeichnet wurde. Dadurch wurde der Kriegswille der Deutschland feindlichen Demokratien gestärkt und der Kriegswille des deutschen Volkes geschwächt. Während die feindliche Koalition rücksichtsloser als je auf völlige Niederwerfung Deutschlands ausging und um so mehr darin bestärkt wurde, je gewaltiger Deutschlands Widerstandskraft sich offenbarte, hofften deutsche Ideologen zwischen dem im Westen heraufziehenden Endringen und der von Osten drohenden Revolution noch einen Weg zu einem billigen, gerechten, die Lebensinteressen Deutschlands wahrenden Frieden zu finden. Sie trugen sich sogar noch mit solchen Hoffnungen, als die letzte strategische Wende an der Marne schon ihre todkündenden Schatten warf.

Im Vorfrühling des Jahres 1918, als das deutsche Westheer gefürchtet und angriffsfreudig in der Siegfriedlinie stand, mochte solchen Hoffnungen noch eine gewisse Berechtigung innegewohnt haben, im Juli, als die großen

Siege verrauscht waren, ohne daß es der deutschen Staatskunst gelungen wäre, sich ihrer zur Klärung und Festigung der diplomatischen Lage zu bedienen, war es dazu zu spät geworden. Der Rücktritt Kühlmanns und die Berufung des Herrn v. Hintze zum Staatssekretär des Äußern konnten daran nichts mehr ändern. Als Graf Mirbach, der deutsche Gesandte bei der Sowjetrepublik, am 6. Juli in Moskau und Feldmarschall v. Eichhorn, der Oberbefehlshaber in der Ukraine, am 30. Juli auf den Straßen Kiews ermordet wurde und der Bandenkrieg vom Asowschen Meer bis zur Poljesje neu aufflammte, griffen die Schatten auch auf den Osten über.

Auch auf dem Meere wurde den Deutschen um diese Zeit kein größerer Erfolg mehr zuteil. Die Versenkungsziffern des U-Bootkrieges waren im Schwinden, die Verluste stiegen. Englands Abwehrmaßnahmen über und unter dem Wasser begannen Deutschlands Angriffskraft mehr und mehr zu übertreffen, obwohl man endlich zum Bau größerer und zahlreicherer Boote übergegangen war. Selbst die Zeppelinraids hatten ihre Schrecken verloren. Als Kapitän Strasser, der Führer der deutschen Marineluftflotte, in der Nacht auf den 24. Mai 1917 sechs Schiffe gegen London geführt hatte, war er zwar von ungezählten Scheinwerfern und Batterien empfangen worden, aber noch ungefährdet heimgekehrt. Drei Wochen später wurde der erste Zeppelinkreuzer über England von einem Flieger vernichtet. Im Oktober 1917 war eine Armada von 11 Luftschiffen über England in Windwirbel geraten und die erste Staffel nach Frankreich verschlagen, die zweite zur Umkehr gezwungen worden. Nicht weniger als 4 Luftkreuzer trieben damals nach Frankreich ab und gingen dort zugrunde, ein fünftes Schiff zerschellte bei der Landung auf deutschem Boden.

Als der deutsche Angriffsfeldzug im Juli 1918 zwischen der Marne und der Vesle zu Bruch gekommen war, versuchte die Marineluftflotte noch einmal ihr Heil, um London zu schrecken. Am 5. August steuerten 9 Zeppeline unter Strassers Führung gen England. Der Angriff scheiterte. Das Admiralschiff wurde abgeschossen und die Flotte zur Umkehr gezwungen. Strassers Tod lehrte, daß die geniale Erfindung des schwäbischen Grafen nicht mehr zur Kriegswaffe taugte. Das Kampfflugzeug und das Ballongeschütz waren Sieger geblieben. Von 61 Zeppelinschiffen, die der deutschen Flotte im Laufe des Krieges zugeteilt wurden, sind 23 dem Feinde zum Opfer gefallen, 28 gestrandet oder verbrannt, 5 außer Dienst gestellt worden und zuletzt nur noch 10 flugbereit gewesen. Auch auf diesem Gebiet war der Verbrauch an Kraft größer als die Fähigkeit, zerstörtes Gerät und geopferte Stärke zu ersetzen.

Als dieser Mangel bestimmend in Erscheinung trat, begann der letzte Akt der kriegerischen Tragödie.

Die Gegenoffensive der Alliierten vom 8. August bis 15. September 1918

Die Schwächen der Verteidigung

Die deutsche Heeresleitung gab sich nach dem schweren Rückschlag im Marnebogen darüber Rechenschaft, daß die ganze Westfront einer Neuordnung bedurfte, und begrub den abgestorbenen Gedanken einer Lysoffensive, wollte aber noch nicht von der Absicht lassen, die Handlung früher oder später wieder an sich zu reißen. Sie rief daher die Schlachtreserven Rupprechts an die gefährdeten Frontabschnitte und ersuchte die Heeresgruppe Herzog Albrecht, Angriffsentwürfe vorzulegen. Eine vielgestaltige Eisenbahnbewegung begann hinter den deutschen Linien, um der Umkehr der Lage gerecht zu werden. Von den im Osten stehenden Divisionen fanden freilich nur Bruchteile den Weg nach dem Westen. Man suchte immer noch Korn, Kohlen, Pferde und Erz aus der Ukraine herauszuziehen, um dem wirtschaftlichen Zerfall zu steuern, der in Deutschland näher und näher rückte und in Österreich schon verheerend um sich griff, hoffte immer noch in Kurland und am Njemen strategisches Grenzland zu gewinnen.

Aus der Weisung Ludendorffs an Herzog Albrecht, Angriffsentwürfe vorzulegen, sprach der feste Wille, sich dem Gegner nicht zu beugen, aber der Gedanke, in Lothringen oder in den Vogesen anzugreifen, war mehr auf Ausflucht als auf strategische Aushilfe gerichtet. Ein exzentrischer Angriff bei Blamont war nicht geeignet, General Foch zu beunruhigen und seine Kreise zu stören.

Die Heeresleitung der Alliierten urteilte ernst und bedächtig über die Wendung des Kriegsglücks. Sie zollte dem Rückzugsmanöver der 1. und 7. Armee und der plan- und sachgemäß durchgeführten beweglichen Abwehrschlacht, die die Deutschen vom 19. Juli bis 3. August zwischen der Marne und der Vesle geliefert hatten, ihre Anerkennung in Gestalt schwerer blutiger Verluste, von denen besonders die schwarzen Truppen Frankreichs und die Amerikaner heimgesucht worden waren, und dachte nicht daran, alles auf einen Wurf zu setzen und sofort mit zusammengefaßten Kräften eine große Entscheidungsschlacht zu suchen.

Foch versammelte die Oberbefehlshaber der Alliierten am 24. Juli um sich — also zur Zeit, da noch um Villemontoire und Oulchy-le-Château gekämpft wurde — und machte sie mit seiner Absicht bekannt, die Angriffswaffe nicht mehr aus der Hand zu legen, aber sich nicht zwischen Reims und Compiègne und in der Champagne in einer festgeratenen Schlacht zu verbeißen, sondern nun an verschiedenen Stellen rasch aufeinanderfolgende Einzelschläge zu führen, um die deutschen Armeen in Unordnung zu bringen, Ludendorff die Verwendung der Reserven zu erschweren und ihm die Er-

gänzung der Bestände und die Festigung der Front unmöglich zu machen. Der Operationsplan Fochs und seiner Stabschefs Alby und Weygand ging darauf aus, die Deutschen nach der Beendigung der Schlacht zwischen Marne und Vesle in ihrem ausgesetztesten Frontbogen zwischen der Ancre und der Oise anzufallen und in der Richtung auf Roye—Chaulnes zurückzuwerfen, dann den schon lange ins Auge gefaßten Angriff auf die Keilstellung von St. Mihiel durchzuführen und die Ausfallstore Verduns freizumachen, darauf Lens zu nehmen und zuletzt in Flandern zum Angriff überzugehen und Lille zurückzuerobern. Pétain, Haig und Pershing gaben dem Plane ihre Zustimmung, der keinen neuen genialen Gedanken enthielt, aber die veränderte Lage geschickt ausnützte und in die Schwächen des Feindes und des feindlichen Stellungssystems führte. Da die Amerikaner täglich 12000 Mann landeten, inzwischen Tausende von kleinen und großen Tanks fertig geworden waren und der kriegerische Geist der alliierten Armeen durch den Ausgang der Schlacht zwischen dem Savièresflüßchen und der Marne und durch das Gefühl wachsender Überlegenheit gehoben worden war, glaubte Foch die Gunst der Stunde nützen zu müssen, bevor Hindenburg die Kraft fand, für den Flankenangriff an der Vesle Vergeltung zu üben.

Die Alliierten waren schon am 8. August bereit, den ersten Angriff zu führen. Foch war in der Lage, so rasch anzugreifen, weil er in der Tankwaffe über ein sehr bewegliches, nicht an den Ort gebundenes Angriffsmittel verfügte und den Stoß bei Amiens nicht mit gestaffelten Kräften, sondern lediglich aus der Front führen wollte. Dazu genügten die Frontarmeen. Das Wetter, das sich an der Avrefront und an der Römerstraße vor Amiens zusammenzog, wälzte also keine so großen Wolkenzüge gegen die deutschen Linien, daß der Horizont drohend verschattet und der Deutsche dadurch vor dem drohenden Angriff gewarnt worden wäre.

Es herrschte damals an der Luce und an der Römerstraße große Sille. Die 2. und die 18. deutsche Armee lagen seit dem Mai, von Grabenkämpfen und örtlichen Stößen ermüdet, ruhig in den erstrittenen, hie und da vom Feind eingebeulten Linien. Die Kämpfe hatten nie ganz geruht. Debeney hatte bei Grivesnes, Cantigny und Mailly-Reineval an der Avre Boden gewonnen, und Rawlinson war an der Luce und auf beiden Sommeufern und westlich von Albert zu Vorstößen übergegangen, die die Deutschen veranlaßt hatten, die Front im Umkreis von Albert zurückzunehmen. Vor Villers-Bretonneux und an der Luce war die Lage seit den Aprilkämpfen, in denen der größte Ikaride des Weltkrieges, Rittmeister v. Richthofen, der Sieger in 80 Luftkämpfen, den Tod gefunden hatte, unverändert geblieben. Ludendorff hielt den von etwa 100000 Mann besetzten Frontbogen für gesichert. Er hatte in den ersten Augusttagen abgekämpfte Divisionen ablösen lassen und sie im Sommegrund, südlich von Péronne in Ruhequartiere gelegt, um sie der Angriffssphäre nicht zu entziehen. Die neuanrückenden Truppen fanden

keine Zeit, sich in den flüchtig abgesteckten Linien einzurichten. Die Deutschen waren des ewigen Schanzens müde, und die Sorge um die Erhaltung der Kampffrische war größer als die Sorge um Gräben und Werke. Die ungenügende Verpflegung zehrte ohnedies an den Kräften, gelangten doch an den ausgesetzten Frontabschnitten kaum noch Brot und Kartoffeln zur Verteilung. Um so ausgiebiger wurden die Deutschen mit entmannender Propaganda überschüttet, die das feindliche Fliegerheer in Millionen von Zetteln auf sie niederschneien ließ, um ihnen die Zerrüttung der deutschen Verhältnisse, die Niederlagen an der Piave und an der Marne, den drohenden Abfall der Bundesgenossen und ihre Weltverlassenheit in den grellsten Farben zu malen. Die Divisionen der 2., 17. und 18. Armee litten darunter am meisten, denn sie lagen am äußersten Westsaum des deutschen Angriffsfeldes. Sie waren durch die Sommewüste von dem großen Eisenbahnnetz getrennt, das die deutsche Front zusammenhielt, sie kämpften im Westen fern, am fernsten von der kümmernden Heimat auf zerwühltem feindlichen Boden, vor sich den Franzosen, der den Rücken in der Schlacht an den Hausaltar lehnte und daraus neue Kräfte schöpfte, vor sich die Angelsachsen, deren glänzende Ausrüstung von der unzerstörbaren Beherrschung der Meere zeugte und seit der Märzniederlage längst wieder bis auf den letzten Gamaschenknopf ergänzt worden war.

Der Überfall an der Römerstraße

Als der 8. August dämmerte, traten die Armeen Rawlinson und Debeney unter dem Oberbefehl des Marschalls Haig zum Angriff an. Sie hatten sich in den letzten Wochen günstige Ausgangsstellungen geschaffen und standen zwischen der Ancre und der Avre in einer Breite von 35 Kilometern aufmarschiert. In drei Tagen waren Infanterie und Tanks ungesehen, ungehört zum Sturm versammelt worden. Die Infanterie stand tief gestaffelt, die Tanks standen mit seitlichen Zwischenräumen von 50 Metern — nicht mehr, als sie zum Drehen und Wenden nötig hatten — in der ersten Linie. Hinter der Angriffsmasse harrte die Artillerie, die genau auf die deutschen Stellungen eingeschossen war, schweigend des Befehls zur Entfesselung des Sturmes. Nebel, der durch Einzelschüsse englischer Nebelbatterien allmählich in dichten klebenden Dunst verwandelt wurde, trübte die Sicht und verwehrte dem Verteidiger den Einblick in den feindlichen Aufmarsch. In der Frühe des Tages, um 4 Uhr 30 Minuten, brach die Feuerwalze über die deutschen Linien zwischen der Ancre und der Luce herein und setzte sich schon nach wenigen Minuten zermalmend gegen Osten in Bewegung. Hunderte von Tanks stampften hinter der Walze, im Sprengbereich der Granaten, über das Angriffsfeld. Ehe der Deutsche die Lage überblicken konnte, stürmten

die Panzerwagen auf ihn herein. Die Kettenbänder der Tankgeschwader zerfetzten die Drahthindernisse, und ihre Geschütztürme schoben sich feuernd über die Grabenränder. Ganze Geschwader brachen durch die deutschen Linien und griffen sofort die Artilleriestellungen an. Engländer, Australier und Kanadier rannten hinter ihnen drein und überfluteten die aufgebrochenen Stellungen. An den Ufern der Somme, wo die deutsche Artillerie beim ersten Kanonenschlag auf gut Glück in den Nebel gefeuert hatte, wies der Verteidiger den Angriff ab, an der Römerstraße, wo die Tanks sich Rad an Rad als ungeheure Walze über das Blachfeld vorbewegt hatten, wurde der Verteidiger überrannt, zermalmt, zersprengt. Mit wilden Schlachtrufen stürmten die Kanadier mitten unter den stampfenden, feuernden Tanks Gräben, Dorfruinen und Batterien. Scharen tiefstreichender Flieger griffen die aufgescheuchten deutschen Reserven auf dem Marsch mit Bomben und Maschinengewehren an. Vergebens schossen deutsche Fernbatterien und Tankabwehrgeschütze aufs Geratewohl in den Nebelqualm.

An der Römerstraße drang der Tankangriff so tief ins Gefüge der Abwehr, daß die Tankbataillone rechts schwenken und das Korps Kühne nach Süden aufrollen konnten. Diese Lücke ließ sich nicht mehr schließen. Rawlinson stieß zu beiden Seiten des alten römischen Straßenzuges nicht weniger als 18 Kilometer durch und raffte Gefangene, Gerät und ganze Lager weg,. Debeney, der eine Stunde nach den Engländern angriff, gewann östlich des Lucebaches 8 bis 10 Kilometer Raum.

Als die Deutschen sich von der furchtbaren Überraschung erholten, stand der Feind schon mit allen Waffen tief im Gefüge ihrer Front. Der Durchbruch war geglückt, Verwirrung gestiftet, Unsicherheit gesät, die Befehlsgebung abgerissen und der Verteidiger so geschwächt, daß die Bande der Ordnung sich zu lösen begannen. Der Massenangriff der Tanks hatte sich als unwiderstehlich erwiesen, nachdem es dem Angreifer geglückt war, das deutsche Sperrfeuer auszuschalten und die Artillerie mit der neuen vervollkommneten Waffe im ersten Anlauf zu überrennen. Die weite, von wogenden Getreidefeldern bedeckte Ebene, die nur durch wenige Wasserrinnen und lichte Wäldchen unterbrochen wurde, bot sich der Tankwaffe als ideales Angriffsgelände an. Wohl wurden die Sturmwagen zu Dutzenden abgeschossen, aber der Eindruck der in Massen anrückenden, durch Flaggensignale geleiteten, gewandt manövrierenden Ungetüme auf die allein fechtende deutsche Infanterie war so groß, das Gefühl der Wehrlosigkeit trotz des opfermutigen Eingreifens der Feldartillerie so stark, daß mancher müde, abgehetzte Mann die Waffe sinken ließ und dem Schicksal den Weg freigab. Divisionsstäbe wurden von den Tankgeschwadern in ihren Quartieren überrascht, Kolonnen im Anmarsch zersprengt, auffahrende Artillerie zum Ausweichen gezwungen, ehe sie zum Feuern kam. Zum erstenmal gelangte englische Kavallerie zum Einhauen. Sie ritt auf der Römerstraße bis Fouquaincourt und wurde

erst dort gestellt. Die 2. Armee war schwer getroffen und wurde nach dies[…] Unheiltage des Streites nicht mehr froh.

Am Nachmittag erlahmte der Ansturm der siegestrunkenen Alliierten. Da sie keine Verfolgungsarmee bereitgestellt hatten, erschöpfte sich der Schwall von selbst. Debeneys Versuch, die 18. Armee durch einen Seitenanfall aus dem Stand zu heben und aufzurollen, mißglückte aus Mangel an Reserven. Gegen Abend warf Marwitz die von Péronne herangerufenen, erst vor wenigen Tagen aus dem Kampf gezogenen Divisionen in das Gewühl. Sie entrissen dem Feind einige Kilometer erstrittenen Bodens, vermochten aber die Lage nicht wieder herzustellen. Die Deutschen setzten sich nach hin- und herwogenden Abwehrkämpfen schließlich in der Linie Morlancourt—Chipilly—Vauvillers—Rosières—Hangest—Contoire-sur-Avre. Bei Vauvillers lagen zusammengeschossene englische Reiterharste gebettet. Rawlinson hatte viele Panzerwagen verloren, aber gleich Debeney nur geringe Menschenopfer gebracht, die Deutschen ließen 9000 Gefangene und 170 Geschütze in Feindes Hand und standen zum erstenmal unter dem erschütternden Eindruck eines gelungenen Durchbruchs.

In der Nacht schafften beide Teile Verstärkungen heran, die Alliierten, um den über Erwarten geglückten Angriff mit Tagesanbruch fortzusetzen, die Deutschen, um sich vor der Linie Lassigny—Roye—Chaulnes—Bray zu behaupten und ihre entblößten Flanken zu bewehren. Engländer und Franzosen führten auf den großen Rochadelinien frische Divisionen ins Treffen, der Deutsche pflückte einzelne Verbände aus der Reserve Rupprechts und der 9. Armee heraus und setzte sie auf Kraftwagen und zu Fuß in Bewegung. Da am 8. August ein Dutzend deutscher Divisionen zerschlagen worden war, besaß der ungeschwächte Feind am 9. August zwischen Somme und Avre eine ansehnliche, sich stündlich mehrende Übermacht.

Haig erneuerte den Ansturm und eroberte am zweiten Kampftag abermals Gelände. Debeney nahm Hangest und Arvillers, Rawlinson Raméricourt und Rosières. Versprengte Haufen und abgeschnittene Nachhuten, die die Nacht in den Getreidefeldern verbracht hatten, und zahlreiche in Büschen und Baumgärten versteckte Geschütze halfen die Beute des Engländers mehren. Am Abend des 9. August zählte Haig 24000 Gefangene und 300 große Rohre.

Die Kämpfe zwischen der Somme und der Oise

Im großen deutschen Hauptquartier gab man sich über den Ernst der Lage keiner Täuschung hin. Am 8. August war nicht nur ein Frontstück eingestürzt, sondern auch das Siegel unter die Erkenntnis gedrückt worden, daß der Feind den Flankenangriff, der ihn von der Marne an die Vesle

geführt hatte, zur allgemeinen Gegenoffensive zu gestalten trachtete, und daß die kriegerische Kraft der Deutschen den mechanischen Angriffsmitteln des Feindes zu erliegen begann. Unter diesen Umständen war an einen Entlastungsangriff der Heeresgruppe Herzog Albrecht nicht mehr zu denken. Es blieb nichts zu tun, als die überdehnten Linien zu kürzen, fechtend auf ausgebaute Stellungen zurückzugehen und solange als möglich zu kämpfen. Alle Strategie, jeder Versuch, operativ zu handeln, erschöpfte sich fortan in dieser primitiven Kriegführung, die an die Seelenstärke jedes Einzelnen die größten Anforderungen stellte und den Feldherren im Grunde wenig mehr zu tun ließ. Es galt auszuharren, bis schwach gewordene Staatskunst den Weg zu einem auf große, schmerzliche Verzichte aufgebauten Frieden gefunden hatte. Ob das möglich war, entzog sich am 9. August noch jeder Berechnung, denn niemand wußte, wie weit der kriegerische Wille der Heimat und die kriegerische Kraft des von der seelischen Verfassung der Heimat abhängig gewordenen Feldheeres zu einem Abwehrkrieg noch reichten. Daß trotz des „schwarzen Tages", der am 8. August über die Westfront hereingebrochen war, im deutschen Heere noch alter heldenhafter Geist lebte und unter stiebender Spreu noch die Fülle goldenen Kornes in der Wurfschaufel ruhte, lehrten die schweren Schlachttage, die vom 10. August bis 15. September in ununterbrochener Folge über die Westfront hinzogen.

Die nächste Folge des Durchbruchs an der Römerstraße war der Rückzugsbefehl an die 18. Armee. Hutier trat noch in der Nacht auf den 10. August den Rückzug von der Avre an, um sich vor drohender doppelseitiger Umfassung zu bewahren. Das gelang. Als Debeney am 10. August angriff, stieß er ins Leere. Nachhuten hielten Montdidier, zerschossen einundzwanzigmal die von den Franzosen über den Fluß geworfenen Brücken und wichen erst, als der Feind die Stadt von allen Seiten einzuschließen drohte. Da Foch Hutiers gefährdete Lage erkannt hatte, ließ er nicht nur Debeney, sondern auch Humbert zum Angriff aufrufen. Humbert trat am 10. August an und ging mit Sturmwagen, Infanterie, Artillerie und Schlachtfliegern gegen Hutiers linken Flügel vor, nahm die Matzlinie und suchte Hutiers linken Flügel in einem Zuge auf Lassigny zu werfen und von der Oise abzudrängen. Unterdessen rückte Rawlinson kämpfend auf Lihons und gelangte, von Debeney auf der rechten Flanke begleitet, über Rosières hinaus.

Die deutsche Kampflinie beschrieb am Abend des 10. August einen gegen Montdidier vorspringenden, bei Lihons stark eingekerbten und an der Matz von Durchbrechung bedrohten Bogen. Doch nun begann sich das Eingreifen deutscher Verstärkungen fühlbar zu machen, die sich zu beweglicher Abwehr gliederten. Generaloberst v. Böhn übernahm den Oberbefehl zwischen der Scarpe und der Oise, zu dem Ludendorff ihn schon vor dem 8. August berufen hatte, und lenkte die Schlacht in geordnete Bahnen. Er rückte am 11. August in die Linie Lassigny—Roye—Chaulnes—Braine

ein und vertrat dem Gegner dann so entschieden den Weg, daß dieser trotz des Massenaufgebotes von Tanks und Fliegern und rücksichtslosesten Vorführens seiner überseeischen Streitkräfte — Amerikaner, Australier, Neuseeländer und Kanadier fochten Tag für Tag in der ersten Linie — keinen Raum mehr gewinnen konnte. An Roye prallten alle Angriffe ab.

Foch entschloß sich, die erstarrende Schlacht durch Verbreiterung der Front und neue Angriffe auf den Flügeln wieder in Bewegung zu bringen. Humbert erhielt daher den Befehl, das Massiv von Ribécourt zu erobern und Böhns linken Flügel aus dem Halt zu drücken. Er ging am 15. August zum Angriff über und suchte Debeney, der sich vergebens um den Straßenstern Roye mühte, mit sich zu ziehen. Hutier war auf den Angriff gefaßt und wich vor Humbert in fünftägigen Kämpfen auf Lassigny. Das Korps Sieger forderte dabei blutigen Zoll für das so oft durchschrittene Gelände. Humbert drang von Süden über Ribécourt, von Westen im Maßtal aufwärts und erreichte in verlustreichen Wald- und Dorfkämpfen die Diwette. Am 21. August fiel Lassigny. Unterdessen kämpften Humberts linker und Debeneys rechter Flügel um die Zugänge von Roye, gelangten aber nicht über Beuvraignes und den Loges-Wald hinaus. Das Korps Wellmann hielt plangemäß noch fünf Tage stand, um die Zurücknahme der Flanke hinter die Diwette und den Rückzug Böhns auf die Linie Noyon—Nesle—Péronne—Bapaume zu decken.

Die Kämpfe zwischen der Aisne und der Scarpe

General Foch nützte den Erfolg, der ihm am 8. August in den Schoß gefallen war, weidlich aus. Als Humbert vor Lassigny erschien, ging Mangin auf dem linken Oiseufer bei Tracy-le-Val und Nampcel zum Angriff über. Die jetzt von Carlowitz geführte 9. Armee hatte sich schon seit dem 17. August bedroht gefühlt und mußte der Rückzugsbewegung Böhns folgen, um nicht in der rechten Flanke gefaßt zu werden. Sie war aber nicht gewillt, leichten Fußes zu weichen, und gab den erkämpften Boden ungern preis. Mangin wälzte sie in schweren Kämpfen über die Aisnehöhen auf den Ailettekanal zurück. Der Tank fand hier kein günstiges Gelände, aber der Himmel war schwarz von französischen Flugzeugen, die mit Maschinengewehren und verheerenden Bombenwürfen in die Erdschlacht eingriffen. Am 22. August stand Mangin mit vorgeschobener linker Schulter zwischen Pasly und Quierzy und bedrohte das Massiv von St. Gobain aus der Flanke. Carlowitz hielt um Coucy-le-Château stand und führte heftige Gegenangriffe auf den Flügeln, um sich des Bedrängers zu entledigen und das Bergland zu behaupten, das die inneren Flanken der Fronten Böhns und des deutschen Kronprinzen und die Verbindungslinie Laon—La Fère—St. Quentin deckte.

Als Mangin den Ailettegrund überschritt, rief Foch die Armee Byng zum Angriff auf den Ancreabschnitt auf und erweiterte dadurch die Schlachtfront nach Norden, um den Druck auf die in Bewegung geratene Sommefront auf beiden Flügeln zu verstärken.

Die Armee Byng griff am 21. August in zwei Gruppen an. Wiederum deckte Nebel das Auffahren der Streitwagen, aber diesmal war der Deutsche auf den Sturm gefaßt. Als die Engländer um 5 Uhr in der Frühe hinter der Feuerwalze in die Stellungen der 17. Armee einbrachen, trafen sie auf schwachbemannte, zur Räumung vorbereitete Linien. Sie nahmen Courcelles, Achiet-le-petit und Beaucourt, die von Nachhuten verteidigt wurden, und überschritten bei Beaucourt die Ancre, trafen aber nach einem Vormarsch von 3 Kilometern auf Belows Hauptwiderstandslinie, die an der Kleinbahn Moyenneville—Miraumont entlanglief, und rannten sich hier fest. Der Brite wurde von deutscher Artillerie zusammengeschossen und bei Achiet-le-petit und Courcelles durch beherzt stürmende Infanterie zurückgedrängt. Am 22. August ging Otto v. Below zu einem großen Gegenangriff über, aber seine schwachen Verbände gerieten an starken Feind und in schweres Feuer und wurden unter großen Verlusten in ihre Linien zurückgetrieben. Es war der erste große Gegenstoß, der den Deutschen mißlang. Der Feind war sich seiner Überlegenheit an Streitern und Streitmitteln bewußt geworden und ließ sich von dem abgehetzten Gegner nicht mehr werfen.

Byng machte sich die Schwäche Belows zunutze und trat am 23. August Schulter an Schulter mit Rawlinson unter starkem Trommelfeuer zum allgemeinen Angriff an. Rawlinson hatte inzwischen das aufgegebene, von Nachhuten verteidigte Albert genommen und ging nun auf Bray los. Am 24. August dehnte sich der Angriff der Alliierten auf die ganze Front zwischen Arras und Soissons aus. Byng, Rawlinson, Debeney, Humbert und Mangin schritten untergefaßt zum Sturm, um die geschwächten, mit der Rettung ihres Geräts beschäftigten Armeen Böhns auseinanderzuwerfen.

Die Briten überschritten bei Albert die Ancre, rückten hinter den Tankbataillonen, die die Verteidigungsstellung an verschiedenen Punkten durchbrachen, in die Breschen, zogen das schwere Geschütz auf Laufschienen, Radbändern und Traktoren nach und wühlten sich schießend dreitausend Meter tief in die deutsche Front. Es war die erste bewegliche Abwehrschlacht, die von den Deutschen nicht mehr aus der Raumtiefe beherrscht wurde, da die Reserven zu fehlen begannen. Miraumont wurde von Belows Maschinengewehrschützen verteidigt, bis der Angreifer es von allen Seiten umzingelte. Thiepval, die alte schwäbische Heldenstätte, fiel einem umfassenden Tankangriff zum Opfer. Neuseeländer gingen von Achiet-le-petit gegen Grévillers vor und stießen bis Avesnes-les-Bapaume vor. Am 25. August fielen Montauban, Martinpuich, Mametz und Le Sars. Am 26. August

war Bapaume im Norden und Süden überflügelt. Gespenstisch tauchten die alten Trümmerstätten der Sommeschlacht aus der rückwärts wandernden Schlacht. Während Byng sich Bapaumes zu bemächtigen suchte, griff die Armee Rawlinson die Linie Bray—Chuignes—Chaulnes an, nahm Bray und Chuignes und folgte der fechtend weichenden 2. Armee in der Richtung auf Péronne.

Die Armeen Below und Marwitz kämpften im verödeten weglosen Trichterfeld der Sommeschlacht einen aussichtslosen Kampf, aber sie wichen nicht kopflos, entscharten sich nicht, sondern führten den Kampf als bewegliche Abwehrschlacht durch.

Je weiter sie wichen, desto unhaltbarer wurde die Lage der Armee Hutier, die immer noch um Roye standhielt und Humberts und Debeneys Angriffe auf dem Glacis der Landschaft Santerre mit eiserner Ruhe abschlug. Lange konnte sie am umkämpften Scheitelpunkt des Winkels Noyon—Roye—Péronne nicht mehr stehen bleiben, denn unermüdlich hämmerte der Feind auf die Flügelarmeen ein, um den Winkel zusammenzudrücken und Hutiers Zentrum von zwei Seiten zu umfassen. Auch an der Oise wuchs die Not. Carlowitz sah sich nach dem Rückzug auf den Ailettekanal und das Massiv von St. Gobain am 24. August von Mangin aufs neue angegriffen und wurde schwer bedrängt.

Am 26. August erweiterte Foch die Schlachtfront abermals. Er sandte die Armee Horne, die sich schon lange kräftig geregt hatte, gegen die Scarpefront, um Belows rechten Flügel abzuklemmen. Der Stoß gelang. Die bayerischen Korps Fasbender und Kraft v. Dellmensingen, die bei Arras auf Belows rechtem Flügel fochten, wurden in viertägigen schweren Kämpfen von Tanks und Sturmdivisionen über Waucourt, Monchy-le-Preux, Roeux, Gavrelle, Vic-en-Artois, Cherisy und Fontaine-les-Croisilles zurückgedrängt. Der Angriff konnte erst am 30. August in der alten Wotanstellung aufgefangen werden und schwächte die Gelenkstelle der in Bewegung geratenen Front.

Als der August zu Ende ging, war der ganze weitgespannte Bogen von Lens bis Vailly von der Druckoffensive erfaßt, die sich aus dem Angriff Haigs bei Amiens entwickelt hatte und Menschen und Maschinen in ununterbrochener Folge gegen die deutschen Linien wälzte. Doch trotz aller Tankeinbrüche gelang es den Alliierten nicht mehr, den Schlag vom 8. August zu erneuern, größere Frontabschnitte aufzurollen und die Heeresgruppen auseinanderzuwerfen oder die ganze in Bewegung geratene Front auf den Flügeln zu umfassen und nach innen zu werfen. Die deutschen Armeen wurden zwar von den Ereignissen getragen und gehorchten dem vom Feinde geprägten Gesetz, aber sie handelten noch immer, wie es engverbunden rückwärtsschreitenden Armeen geziemt und wichen sachgemäß in Staffeln zurück.

Der Rückzug der Deutschen zwischen der Vesle und der Lys in die Siegfriedstellung

Als Horne an der Scarpe zum Angriff vorbrach, schlug Hutiers Rückzugsstunde. Ehe Rawlinson, Debeney und Humbert einschwenken und sich zum konzentrischen Generalangriff auf den Straßenstern Roye und das um ihn gesponnene Verteidigungssystem fertig machen konnten, rief Generaloberst v. Böhn die 18. Armee von ihrem Ehrenplatz am Brechpunkt der rückwärts schreitenden Schlachtordnung ab. In der Nacht auf den 27. August trat Hutier den Rückzug auf die Sommelinie an. Nachhuten verwehrten dem Feind die Verfolgung und verteidigten Roye, Chaulnes, Marchelepot, Etalon, Ercheu und ungezählte andere Orte, bis die Masse der Armee den Nordkanal gewonnen hatte. Erst am 28. August erreichte Debeney den Nordkanal und das Ufer der Somme zwischen Béthincourt und Péronne.

Am 29. August räumte die 17. Armee Bapaume, in das die Neuseeländer eindrangen, am 30. August gab Marwitz Combles preis, und am Tage darauf erschienen Rawlinsons Australier auf dem Mont Saint Quentin in der Nordflanke von Péronne und Humberts Zuaven vor Noyon. Am 1. September räumte Marwitz Péronne und Hutier Noyon. Der Feind vermochte nur noch schrittweise Raum zu gewinnen und folgte vorsichtig mit allen Waffen. Foch führte am 31. August 128 000 Gefangene, 2000 Geschütze, 1730 Minenwerfer und 3780 Maschinengewehre als Beute seiner Gegenoffensive auf, wußte aber, daß er nicht auf fliegender Verfolgung begriffen war, sondern neuen Schlachten entgegenging.

Da er dem Gegner keine Zeit lassen durfte, sich vom Feind zu lösen und seiner Erschöpfung Herr zu werden, setzte er alles in Bewegung, um die Deutschen auf ihrem Rückzug zu schädigen und mit ihnen zugleich in die Siegfriedlinie einzudringen, in der Ludendorff ohne Zweifel aufs neue Front machen wollte. Foch griff daher in den letzten Augusttagen mit allen Kräften an und führte die letzten Reserven ins Feld, auf die Gefahr, darüber zu verbluten. Er verließ sich auf die Hilfe Amerikas, in dessen Häfen Schiff auf Schiff gefüllt wurde, um so rasch wie möglich 25 neue Divisionen nach Frankreich zu schaffen. Hätten die Deutschen um die Augustwende 1918 noch freie schlagfertige Kräfte besessen, so wäre es ihnen wohl möglich geworden, der rückwärtswandernden Schlacht operative Seiten abzugewinnen und den mit Tanks und Artillerie hinter ihnen herziehenden Alliierten durch einen großen Gegenstoß aus der Flanke Halt zu gebieten, aber dazu reichten die Kräfte der ausgezehrten Divisionen nicht mehr, die seit dem 21. März kämpften, bluteten, darbten, von der Heimat keinen wärmenden Hauch mehr empfingen und das Gefühl wachsender Verlassenheit mit sich trugen. Einzelne schwergeprüfte Verbände begannen zu versagen.

Vom Gegner gedrängt und der Ungunst der strategischen Lage gehorchend, befahl die deutsche Heeresleitung den Flügelarmeen der Kronprinzen Rupprecht und Wilhelm, sich dem Rückzug der Heeresgruppe Boehn anzuschließen und die ausspringenden Frontteile zu räumen. Der Befehl forderte von der 4. und 6. Armee und von der 9. und 7. Armee die Preisgabe teuer erkauften Bodens und schloß den endgültigen Verzicht auf Wiederaufnahme der Offensive in sich.

Der Rückzug vollzog sich unter ununterbrochenen Kämpfen.

Die Armeen Armin und Quast räumten den Bogen, den sie im hoffnungsreichen Frühling bis zum Nieppewald und zur Kemmelhöhe in den Feind getrieben hatten, im August Schritt für Schritt. Plumer folgte dem abziehenden Gegner mit englischen und amerikanischen Divisionen auf dem Fuß, hütete sich aber, heftig zu drängen, denn wo er angriff, stieß er auf kampfbereite Nachhuten, die sich nicht werfen ließen sondern nach hartnäckigem Widerstand planmäßig wichen. Am 30. August gaben die Deutschen Bailleul, Vieille Chapelle, Lestrem und Dranoutre preis und räumten am Tage darauf die stolzeste Errungenschaft der Frühlingsschlacht, den Kemmelberg. Nun wurde Plumer zuversichtlicher. Mit dem Kemmel im Rücken schritt er kräftiger aus und erkämpfte in den ersten Septembertagen Wulverghem, Messines und Ploegsteert. Dann bot ihm der Verteidiger Halt. Armin setzte sich in der Linie St. Eloi—Wytschaete und hielt Armentières fest. Quast war in Verbindung mit Armin von der Lawe und der Linie Merville—Merris über Estaires auf Neuve-Chapelle zurückgegangen und bezog wieder seine alte Stellung auf der Geländewelle von Aubers, von der er im April siegesfroh in die Lysniederung hinabgestürmt war.

Um dieselbe Zeit entstieg die Armee Carlowitz dem Ailettegrund und begann von Coucy-le-Château auf den Nordgrat des Massivs von St. Gobain und von Juvigny und Condé auf Vregny und die Hochfläche von Laffaux zu weichen. Es kam dabei zu schweren Kämpfen, denn Mangin versuchte alles, die 9. Armee in Unordnung zu bringen und in einem Zug auf Laon zu werfen, um den Chemin des Dames wieder aus der Flanke zu bedrohen und die 7. Armee dadurch zum Rückzug über die Aisne zu zwingen. Franzosen und Amerikaner setzten der 9. Armee hart zu, konnten aber nirgends die Zähne einschlagen. Die 9. Armee vollzog die Bewegung in voller Ruhe und forderte von dem ungestüm drängenden Feind schwere Opfer. Bei Juvigny und Crouy blutete die amerikanische Division Haan, bei Pierremande und Coucy Zuaven und Schwarze.

Am 5. September stand die 9. Armee in der Linie La Fère—Vailly mit angelehnten Flanken zu neuem Widerstand bereit und deckte dadurch den Rückzug des rechten Flügels der 7. Armee, die am 4. September die Brandfackel in die Magazine des Vesletales warf und in der Staffel fechtend auf die Aisne zurückging. Als die Alliierten sich anschickten, den abziehenden

Feind durch einen allgemeinen Vorstoß zwischen Soissons und Fismes über den Haufen zu werfen, trafen sie auf geräumte Linien. Der rechte Flügel der jetzt von General v. Eberhardt geführten 7. Armee setzte sich zwischen Bailly und Fismes, der linke blieb noch an der Vesle stehen, um die Zurückschiebung des Gerätes und des Trosses über die Aisnebrücken zu decken, und wies die Angriffe amerikanischer, englischer und italienischer Divisionen ab.

Während dieser Flügelrückzüge vollzog die Armeegruppe Böhn in der Mitte den Rückzug von der Somme und dem Cojeulbach über den Crozatkanal und die Tortille auf die Siegfriedstellung. Alle Versuche der Franzosen, die 18. Armee in Bedrängnis zu bringen und Teile Hutiers abzuschneiden und in einen Kampf auf Leben und Tod zu verwickeln, scheiterten an der festen Haltung und der sicheren Führung der fechtend weichenden Divisionen. Humbert und Debeney gelangten erst am 3. September über die Linie Noyon—Cizaucourt hinaus, und Hutier bequemte sich erst am 6. September, die Schulterpunkte Ham und Chauny zu räumen, um die Masse der Armee nun in Gewaltmärschen über den Crozatkanal auf die Linie La Fère—St. Quentin zurückzuführen. Als die Franzosen erkannten, daß der Feind sich der Berührung entzog, sandten sie ihm die Kavallerie nach, aber auch diese kam nicht mehr zur rechten Zeit. Die französischen Reiter stießen auf geräumte Linien und einzelne Widerstandsnester und überschritten am 8. September bei Fargniers den Crozatkanal. Zwei Tage später erreichte Humbert bei Travecy die Straße La Fère—St. Quentin. Am 12. September flackerten bei Savy und Roupy die ersten Vorfeldgefechte auf. Die 18. Armee stand in der Siegfriedlinie zum Empfang des Feindes bereit.

Die 2. Armee, die Bapaume am 31. August, und die 17. Armee, die Péronne am 1. September preisgegeben hatten, waren am 2. September von Rawlinson und Horne in schwere Kämpfe verwickelt worden. Marwitz entwand sich der Verfolgung, indem er Nachhuten opfernd an der Tortille aufwärts zog, Below wurde bei Quéant, an der Gelenkstelle der Wotanstellung und der Siegfriedstellung, zur Schlacht gezwungen. Die 17. Armee kämpfte hier gegen starken, mit Tanks, Panzerautomobilen, kanadischer und englischer Infanterie vorgehenden Feind und hielt Quéant, bis der Angreifer mit Menschen und Maschinen in die dünnen Linien drang und Quéant im Norden und Süden umfaßte. Da brach die vorspringende Ecke ab. Below entzog sich nur mit Mühe dem Verfolger, indem er Quéant im Dunkel der Nacht räumte und sofort auf die Linie Bertincourt—Doignes—Buissy zurückging. Die Deutschen beschleunigten den Rückzug, warfen den Brand in die alten englischen Lager und die Dörfer zwischen der Tortille, der Cxuette und der Schelde, und wichen gegen die Kanäle. Am 11. September erreichte Rawlinson Attilly, Vermand und Vendelles, und am Tage darauf erschien der Engländer vor Moeuvres, Trescault und Havrincourt. Am 13. September

lag der Brite vor Cambrai und Le Catelet wieder in seinen alten, am 22. März vom deutschen Ansturm niedergeworfenen Linien.

Fochs Gegenoffensive gipfelte am 14. September zwischen Scarpe und Vesle vor Marquion, Cambrai, St. Quentin, auf den Höhen von St. Gobain und Laffaux, am Steilrand von Vailly und auf der Hügeln von Fismes vor unheilbar geschwächter, aber ungebrochener deutscher Front.

Die Kämpfe bei St. Mihiel

Am Tage, da die deutschen Angriffsarmeen nach schwersten verlustreichen Kämpfen in den Ausgangsstellungen niedersanken, aus denen sie im März zum letzten Siegesgang aufgebrochen waren, traten die Amerikaner unter eigener Führung und eigenen Fahnen zu ihrer ersten Schlacht an. Die letzte Wende des Feldzuges wurde dadurch deutlich hervorgehoben und das Aufschlagen des amerikanischen Einsatzes auf der Wage des Krieges sinnfällig betont.

Foch hatte die Hauptkräfte der Amerikaner, die jetzt über eine Million Mann zählten, im August in geschlossenen Massen auf dem rechten Flügel der großen Angriffsfront vereinigt. Sie standen im September 14 Divisionen stark zwischen St. Ménehould und Moselbruck aufmarschiert. Pershing war angewiesen, zunächst die Keilstellung von St. Mihiel abzuquetschen, um die die Franzosen seit dem 25. September 1914 vergeblich gerungen hatten. Die deutsche Stellung war schon seit der Aufgabe des Angriffs auf Verdun zum Abbau reif, aber die Vorbereitung einer Sehnenstellung, die Gewöhnung an die alten, mit Blut gekitteten Linien und militärischer Stolz hatten die Deutschen bisher verhindert, den Rückzug von St. Mihiel über Thiaucourt auf die sogenannte „Michelstellung" durchzuführen.

General Fuchs, der Führer der Armeeabteilung C, die in der Moselniederung und in der Woëvre verschanzt lag, nahm schon in den letzten Tagen des August Bewegungen auf dem linken Maasufer und südlich von Flirey wahr, vertraute aber auf die Stärke seiner Linien und die Standfestigkeit seiner Truppen und war entschlossen, den Winkel Combres—St. Mihiel—Norroy zu behaupten. Als die drohenden Zeichen sich mehrten und Ludendorff davon Kenntnis erhielt, wurde der Ausbau der neuen Grundstellung in der Linie Norroy—Haumont—Manheulles beschleunigt. Da Berge von Gerät und Vorräten im Umkreis von Thiaucourt gehäuft lagen und schwere Regengüsse einsetzten, lag Ausharren in der alten Keilstellung näher, als Übersiedlung in unfertige Linien. Erst am 10. September, als die amerikanischen Massen schon vor Flirey und Combres aufrückten, französische Abteilungen gegen Chauvoncourt vorfühlten und grobes Geschütz von drei Seiten zu feuern begann, erfolgte der Befehl zur Räumung der bedrohten Winkelstellung.

Fuchs folgte dem Befehl und zog seine schweren Batterien aus der Front, schob aber Feldgeschütze in die Lücken, um den Gegner über die Schwächung seiner Linien zu täuschen. Als Pershing von seinem höher gelegenen Standort gewahr wurde, daß der Deutsche sich ihm zu entwinden trachtete, beschleunigte er die Vorbereitungen zum Angriff und gab in der Nacht auf den 12. September den Befehl zum Sturm.

Das Wetterglück zeigte sich auch in diesem Falle den Alliierten hold und hinderte die Deutschen, ihren Rückzug zu beschleunigen. Regengüsse zogen, vom Wind getrieben, über die Wcëvreebene, und die Maashöhen lagen in Nebel gehüllt. Knietief versanken die Ablösungen, die Fuchs von Thiaucourt gen St. Mihiel sandte, um die Räumung zu sichern; zurückgehende Batterien und abfahrende Kolonnen blieben im Wcëvreschlamm zwischen St. Mihiel und Thiaucourt stecken und warteten bespannt und bemannt auf den grauenden Tag, um den Rückzug fortzusetzen. Da entlud sich plötzlich kurz nach Mitternacht ein furchtbares Kreuzfeuer schwerer und schwerster Geschütze über dem bedrohten Frontteil. Die Antwort der deutschen Feldgeschütze verhallte im Donner der amerikanischen und französischen Batterien, und als der Amerikaner nach vierstündiger Beschießung in der ersten Morgenfrühe hinter bahnbrechenden Tankgeschwadern in dreschendem Regen zum Sturm vorging, traf er auf erschütterten, im Augenblick der größten Schwäche überraschten Feind. Pershing stieß zugleich von den Maashöhen und von Süden gegen den Rupt de Mad vor und suchte den Salienten aus den Flanken abzuquetschen, während französische Truppen in der Front gegen Chauwancourt vorgingen und die Verteidiger St. Mihiels, des Römerlagers und der Bergwälder am Scheitel des Winkels fesselten. Der Tankangriff brach in die Südflanke ein und riß eine preußische Division um, der Angriff auf den Maashöhen entwurzelte die Österreicher, die dort die Nordflanke hüteten, und warf sie in die Niederung. In der Mittagsstunde lag der Keil von St. Mihiel abgeknickt unter den Radbändern der amerikanischen Sturmwagen. Es kam zu wildem, verzweifeltem Fechten. Von hinten gefaßte Frontabschnitte wurden abgesprengt, steckengebliebene Batterien und Trains genommen. Zwei österreichische Divisionen, die General v. Metzger erst vor kurzem aus Italien herangeführt hatte, deckten den Deutschen den Rücken. Sie verschossen ihre kärgliche Munition, um sich die unbesonnen stürmenden Yankees vom Leib zu halten, und opferten starke Nachhuten im Kampf um Thiaucourt. In der Nacht auf den 13. September schloß Pershing die Zange. Es gelang ihm zwar nicht mehr, die Besatzung des abgebrochenen Salienten völlig zu zerdrücken, aber zahlreiche Gefangene und Geschütze blieben in seiner Hand. Als die Amerikaner, von ihrem Erfolg getragen, zum Sturm auf die Michelstellung antraten und versuchten, von Norroy auf Pagny, von Jaulny auf Rembercourt und von Haumont auf Chambley durchzubrechen, trat ihnen der Verteidiger wieder streitbar

war Bapaume im Norden und Süden überflügelt. Gespenstisch tauchten die alten Trümmerstätten der Sommeschlacht aus der rückwärts wandernden Schlacht. Während Byng sich Bapaumes zu bemächtigen suchte, griff die Armee Rawlinson die Linie Bray—Chuignes—Chaulnes an, nahm Bray und Chuignes und folgte der fechtend weichenden 2. Armee in der Richtung auf Péronne.

Die Armeen Below und Marwitz kämpften im verödeten weglosen Trichterfeld der Sommeschlacht einen aussichtslosen Kampf, aber sie wichen nicht kopflos, entscharten sich nicht, sondern führten den Kampf als bewegliche Abwehrschlacht durch.

Je weiter sie wichen, desto unhaltbarer wurde die Lage der Armee Hutier, die immer noch um Roye standhielt und Humberts und Debeneys Angriffe auf dem Glacis der Landschaft Santerre mit eiserner Ruhe abschlug. Lange konnte sie am umkämpften Scheitelpunkt des Winkels Noyon—Roye—Péronne nicht mehr stehen bleiben, denn unermüdlich hämmerte der Feind auf die Flügelarmeen ein, um den Winkel zusammenzudrücken und Hutiers Zentrum von zwei Seiten zu umfassen. Auch an der Oise wuchs die Not. Carlowitz sah sich nach dem Rückzug auf den Ailettekanal und das Massiv von St. Gobain am 24. August von Mangin aufs neue angegriffen und wurde schwer bedrängt.

Am 26. August erweiterte Foch die Schlachtfront abermals. Er sandte die Armee Horne, die sich schon lange kräftig geregt hatte, gegen die Scarpefront, um Belows rechten Flügel abzuklemmen. Der Stoß gelang. Die bayerischen Korps Fasbender und Kraft v. Dellmensingen, die bei Arras auf Belows rechtem Flügel fochten, wurden in viertägigen schweren Kämpfen von Tanks und Sturmdivisionen über Waucourt, Monchy-le-Preux, Roeux, Gavrelle, Vic-en-Artois, Cherisy und Fontaine-les-Croisilles zurückgedrängt. Der Angriff konnte erst am 30. August in der alten Wotanstellung aufgefangen werden und schwächte die Gelenkstelle der in Bewegung geratenen Front.

Als der August zu Ende ging, war der ganze weitgespannte Bogen von Lens bis Bailly von der Druckoffensive erfaßt, die sich aus dem Angriff Haigs bei Amiens entwickelt hatte und Menschen und Maschinen in ununterbrochener Folge gegen die deutschen Linien wälzte. Doch trotz aller Tankeinbrüche gelang es den Alliierten nicht mehr, den Schlag vom 8. August zu erneuern, größere Frontabschnitte aufzurollen und die Heeresgruppen auseinanderzuwerfen oder die ganze in Bewegung geratene Front auf den Flügeln zu umfassen und nach innen zu werfen. Die deutschen Armeen wurden zwar von den Ereignissen getragen und gehorchten dem vom Feinde geprägten Gesetz, aber sie handelten noch immer, wie es engverbunden rückwärtsschreitenden Armeen geziemt und wichen sachgemäß in Staffeln zurück.

Der Rückzug der Deutschen zwischen der Vesle und der Lys in die Siegfriedstellung

Als Horne an der Scarpe zum Angriff vorbrach, schlug Hutiers Rückzugsstunde. Ehe Rawlinson, Debeney und Humbert einschwenken und sich zum konzentrischen Generalangriff auf den Straßenstern Roye und das um ihn gesponnene Verteidigungssystem fertig machen konnten, rief Generaloberst v. Böhn die 18. Armee von ihrem Ehrenplatz am Brechpunkt der rückwärts schreitenden Schlachtordnung ab. In der Nacht auf den 27. August trat Hutier den Rückzug auf die Sommelinie an. Nachhuten verwehrten dem Feind die Verfolgung und verteidigten Roye, Chaulnes, Marchelepot, Etalon, Ercheu und ungezählte andere Orte, bis die Masse der Armee den Nordkanal gewonnen hatte. Erst am 28. August erreichte Debeney den Nordkanal und das Ufer der Somme zwischen Béthincourt und Péronne.

Am 29. August räumte die 17. Armee Bapaume, in das die Neuseeländer eindrangen, am 30. August gab Marwitz Combles preis, und am Tage darauf erschienen Rawlinsons Australier auf dem Mont Saint Quentin in der Nordflanke von Péronne und Humberts Zuaven vor Noyon. Am 1. September räumte Marwitz Péronne und Hutier Noyon. Der Feind vermochte nur noch schrittweise Raum zu gewinnen und folgte vorsichtig mit allen Waffen. Foch führte am 31. August 128 000 Gefangene, 2000 Geschütze, 1730 Minenwerfer und 3780 Maschinengewehre als Beute seiner Gegenoffensive auf, wußte aber, daß er nicht auf fliegender Verfolgung begriffen war, sondern neuen Schlachten entgegenging.

Da er dem Gegner keine Zeit lassen durfte, sich vom Feind zu lösen und seiner Erschöpfung Herr zu werden, setzte er alles in Bewegung, um die Deutschen auf ihrem Rückzug zu schädigen und mit ihnen zugleich in die Siegfriedlinie einzudringen, in der Ludendorff ohne Zweifel aufs neue Front machen wollte. Foch griff daher in den letzten Augusttagen mit allen Kräften an und führte die letzten Reserven ins Feld, auf die Gefahr, darüber zu verbluten. Er verließ sich auf die Hilfe Amerikas, in dessen Häfen Schiff auf Schiff gefüllt wurde, um so rasch wie möglich 25 neue Divisionen nach Frankreich zu schaffen. Hätten die Deutschen um die Augustwende 1918 noch freie schlagfertige Kräfte besessen, so wäre es ihnen wohl möglich geworden, der rückwärtswandernden Schlacht operative Seiten abzugewinnen und den mit Tanks und Artillerie hinter ihnen herziehenden Alliierten durch einen großen Gegenstoß aus der Flanke Halt zu gebieten, aber dazu reichten die Kräfte der ausgezehrten Divisionen nicht mehr, die seit dem 21. März kämpften, bluteten, darbten, von der Heimat keinen wärmenden Hauch mehr empfingen und das Gefühl wachsender Verlassenheit mit sich trugen. Einzelne schwergeprüfte Verbände begannen zu versagen.

Vom Gegner gedrängt und der Ungunst der strategischen Lage gehorchend, befahl die deutsche Heeresleitung den Flügelarmeen der Kronprinzen Rupprecht und Wilhelm, sich dem Rückzug der Heeresgruppe Böhn anzuschließen und die ausspringenden Frontteile zu räumen. Der Befehl forderte von der 4. und 6. Armee und von der 9. und 7. Armee die Preisgabe teuer erkauften Bodens und schloß den endgültigen Verzicht auf Wiederaufnahme der Offensive in sich.

Der Rückzug vollzog sich unter ununterbrochenen Kämpfen.

Die Armeen Armin und Quast räumten den Bogen, den sie im hoffnungsreichen Frühling bis zum Nieppewald und zur Kemmelhöhe in den Feind getrieben hatten, im August Schritt für Schritt. Plumer folgte dem abziehenden Gegner mit englischen und amerikanischen Divisionen auf dem Fuß, hütete sich aber, heftig zu drängen, denn wo er angriff, stieß er auf kampfbereite Nachhuten, die sich nicht werfen ließen sondern nach hartnäckigem Widerstand planmäßig wichen. Am 30. August gaben die Deutschen Bailleul, Vieille Chapelle, Lestrem und Dranoutre preis und räumten am Tage darauf die stolzeste Errungenschaft der Frühlingsschlacht, den Kemmelberg. Nun wurde Plumer zuversichtlicher. Mit dem Kemmel im Rücken schritt er kräftiger aus und erkämpfte in den ersten Septembertagen Wulverghem, Messines und Ploegsteert. Dann bot ihm der Verteidiger Halt. Armin setzte sich in der Linie St. Eloi—Wytschaete und hielt Armentières fest. Quast war in Verbindung mit Armin von der Lawe und der Linie Merville—Merris über Estaires auf Neuve-Chapelle zurückgegangen und bezog wieder seine alte Stellung auf der Geländewelle von Aubers, von der er im April siegesfroh in die Lysniederung hinabgestürmt war.

Um dieselbe Zeit entstieg die Armee Carlowitz dem Ailettegrund und begann von Coucy-le-Château auf den Nordgrat des Massivs von St. Gobain und von Juvigny und Condé auf Vregny und die Hochfläche von Laffaux zu weichen. Es kam dabei zu schweren Kämpfen, denn Mangin versuchte alles, die 9. Armee in Unordnung zu bringen und in einem Zug auf Laon zu werfen, um den Chemin des Dames wieder aus der Flanke zu bedrohen und die 7. Armee dadurch zum Rückzug über die Aisne zu zwingen. Franzosen und Amerikaner setzten der 9. Armee hart zu, konnten aber nirgends die Zähne einschlagen. Die 9. Armee vollzog die Bewegung in voller Ruhe und forderte von dem ungestüm drängenden Feind schwere Opfer. Bei Juvigny und Crouy blutete die amerikanische Division Haan, bei Pierremande und Coucy Zuaven und Schwarze.

Am 5. September stand die 9. Armee in der Linie La Fère—Bailly mit angelehnten Flanken zu neuem Widerstand bereit und deckte dadurch den Rückzug des rechten Flügels der 7. Armee, die am 4. September die Brandfackel in die Magazine des Vesletales warf und in der Staffel fechtend auf die Aisne zurückging. Als die Alliierten sich anschickten, den abziehenden

Feind durch einen allgemeinen Vorstoß zwischen Soissons und Fismes über den Haufen zu werfen, trafen sie auf geräumte Linien. Der rechte Flügel der jetzt von General v. Eberhardt geführten 7. Armee setzte sich zwischen Bailly und Fismes, der linke blieb noch an der Vesle stehen, um die Zurückschiebung des Gerätes und des Trosses über die Aisnebrücken zu decken, und wies die Angriffe amerikanischer, englischer und italienischer Divisionen ab.

Während dieser Flügelrückzüge vollzog die Armeegruppe Böhn in der Mitte den Rückzug von der Somme und dem Cojeulbach über den Crozatkanal und die Tortille auf die Siegfriedstellung. Alle Versuche der Franzosen, die 18. Armee in Bedrängnis zu bringen und Teile Hutiers abzuschneiden und in einen Kampf auf Leben und Tod zu verwickeln, scheiterten an der festen Haltung und der sicheren Führung der fechtend weichenden Divisionen. Humbert und Debeney gelangten erst am 3. September über die Linie Noyon—Cizaucourt hinaus, und Hutier bequemte sich erst am 6. September, die Schulterpunkte Ham und Chauny zu räumen, um die Masse der Armee nun in Gewaltmärschen über den Crozatkanal auf die Linie La Fère—St. Quentin zurückzuführen. Als die Franzosen erkannten, daß der Feind sich der Berührung entzog, sandten sie ihm die Kavallerie nach, aber auch diese kam nicht mehr zur rechten Zeit. Die französischen Reiter stießen auf geräumte Linien und einzelne Widerstandsnester und überschritten am 8. September bei Fargniers den Crozatkanal. Zwei Tage später erreichte Humbert bei Travecy die Straße La Fère—St. Quentin. Am 12. September flackerten bei Savy und Roupy die ersten Vorfeldgefechte auf. Die 18. Armee stand in der Siegfriedlinie zum Empfang des Feindes bereit.

Die 2. Armee, die Bapaume am 31. August, und die 17. Armee, die Péronne am 1. September preisgegeben hatten, waren am 2. September von Rawlinson und Horne in schwere Kämpfe verwickelt worden. Marwitz entwand sich der Verfolgung, indem er Nachhuten opfernd an der Tortille aufwärts zog, Below wurde bei Quéant, an der Gelenkstelle der Wotanstellung und der Siegfriedstellung, zur Schlacht gezwungen. Die 17. Armee kämpfte hier gegen starken, mit Tanks, Panzerautomobilen, kanadischer und englischer Infanterie vorgehenden Feind und hielt Quéant, bis der Angreifer mit Menschen und Maschinen in die dünnen Linien drang und Quéant im Norden und Süden umfaßte. Da brach die vorspringende Ecke ab. Below entzog sich nur mit Mühe dem Verfolger, indem er Quéant im Dunkel der Nacht räumte und sofort auf die Linie Bertincourt—Doignes—Buissy zurückging. Die Deutschen beschleunigten den Rückzug, warfen den Brand in die alten englischen Lager und die Dörfer zwischen der Tortille, der Ervette und der Schelde, und wichen gegen die Kanäle. Am 11. September erreichte Rawlinson Attilly, Vermand und Vendelles, und am Tage darauf erschien der Engländer vor Moeuvres, Trescault und Havrincourt. Am 13. September

lag der Brite vor Cambrai und Le Catelet wieder in seinen alten, am 22. März vom deutschen Ansturm niedergeworfenen Linien.

Fochs Gegenoffensive gipfelte am 14. September zwischen Scarpe und Vesle vor Marquion, Cambrai, St. Quentin, auf den Höhen von St. Gobain und Laffaux, am Steilrand von Vailly und auf der Hügelflur von Fismes vor unheilbar geschwächter, aber ungebrochener deutscher Front.

Die Kämpfe bei St. Mihiel

Am Tage, da die deutschen Angriffsarmeen nach schwersten verlustreichen Kämpfen in den Ausgangsstellungen niedersanken, aus denen sie im März zum letzten Siegesgang aufgebrochen waren, traten die Amerikaner unter eigener Führung und eigenen Fahnen zu ihrer ersten Schlacht an. Die letzte Wende des Feldzuges wurde dadurch deutlich hervorgehoben und das Aufschlagen des amerikanischen Einsatzes auf der Wage des Krieges sinnfällig betont.

Foch hatte die Hauptkräfte der Amerikaner, die jetzt über eine Million Mann zählten, im August in geschlossenen Massen auf dem rechten Flügel der großen Angriffsfront vereinigt. Sie standen im September 14 Divisionen stark zwischen St. Ménehould und Moselbruck aufmarschiert. Pershing war angewiesen, zunächst die Keilstellung von St. Mihiel abzuquetschen, um die die Franzosen seit dem 25. September 1914 vergeblich gerungen hatten. Die deutsche Stellung war schon seit der Aufgabe des Angriffs auf Verdun zum Abbau reif, aber die Vorbereitung einer Sehnenstellung, die Gewöhnung an die alten, mit Blut gekitteten Linien und militärischer Stolz hatten die Deutschen bisher verhindert, den Rückzug von St. Mihiel über Thiaucourt auf die sogenannte „Michelstellung" durchzuführen.

General Fuchs, der Führer der Armeeabteilung C, die in der Moselniederung und in der Woëvre verschanzt lag, nahm schon in den letzten Tagen des August Bewegungen auf dem linken Maasufer und südlich von Flirey wahr, vertraute aber auf die Stärke seiner Linien und die Standfestigkeit seiner Truppen und war entschlossen, den Winkel Combres—St. Mihiel—Norroy zu behaupten. Als die drohenden Zeichen sich mehrten und Ludendorff davon Kenntnis erhielt, wurde der Ausbau der neuen Grundstellung in der Linie Norroy—Haumont—Manheulles beschleunigt. Da Berge von Gerät und Vorräten im Umkreis von Thiaucourt gehäuft lagen und schwere Regengüsse einsetzten, lag Ausharren in der alten Keilstellung näher, als Übersiedlung in unfertige Linien. Erst am 10. September, als die amerikanischen Massen schon vor Flirey und Combres aufrückten, französische Abteilungen gegen Chauvoncourt vorfühlten und grobes Geschütz von drei Seiten zu feuern begann, erfolgte der Befehl zur Räumung der bedrohten Winkelstellung.

Fuchs folgte dem Befehl und zog seine schweren Batterien aus der Front, schob aber Feldgeschütze in die Lücken, um den Gegner über die Schwächung seiner Linien zu täuschen. Als Pershing von seinem höher gelegenen Standort gewahr wurde, daß der Deutsche sich ihm zu entwinden trachtete, beschleunigte er die Vorbereitungen zum Angriff und gab in der Nacht auf den 12. September den Befehl zum Sturm.

Das Wetterglück zeigte sich auch in diesem Falle den Alliierten hold und hinderte die Deutschen, ihren Rückzug zu beschleunigen. Regengüsse zogen, vom Wind getrieben, über die Woëvreebene, und die Maashöhen lagen in Nebel gehüllt. Knietief versanken die Ablösungen, die Fuchs von Thiaucourt gen St. Mihiel sandte, um die Räumung zu sichern; zurückgehende Batterien und abfahrende Kolonnen blieben im Woëvreschlamm zwischen St. Mihiel und Thiaucourt stecken und warteten bespannt und bemannt auf den grauenden Tag, um den Rückzug fortzusetzen. Da entlud sich plötzlich kurz nach Mitternacht ein furchtbares Kreuzfeuer schwerer und schwerster Geschütze über dem bedrohten Frontteil. Die Antwort der deutschen Feldgeschütze verhallte im Donner der amerikanischen und französischen Batterien, und als der Amerikaner nach vierstündiger Beschießung in der ersten Morgenfrühe hinter bahnbrechenden Tankgeschwadern in dreschendem Regen zum Sturm vorging, traf er auf erschütterten, im Augenblick der größten Schwäche überraschten Feind. Pershing stieß zugleich von den Maashöhen und von Süden gegen den Rupt de Mad vor und suchte den Salienten aus den Flanken abzuquetschen, während französische Truppen in der Front gegen Chauvancourt vorgingen und die Verteidiger St. Mihiels, des Römerlagers und der Bergwälder am Scheitel des Winkels fesselten. Der Tankangriff brach in die Südflanke ein und riß eine preußische Division um, der Angriff auf den Maashöhen entwurzelte die Österreicher, die dort die Nordflanke hüteten, und warf sie in die Niederung. In der Mittagsstunde lag der Keil von St. Mihiel abgeknickt unter den Radbändern der amerikanischen Sturmwagen. Es kam zu wildem, verzweifeltem Fechten. Von hinten gefaßte Frontabschnitte wurden abgesprengt, steckengebliebene Batterien und Trains genommen. Zwei österreichische Divisionen, die General v. Metzger erst vor kurzem aus Italien herangeführt hatte, deckten den Deutschen den Rücken. Sie verschossen ihre kärgliche Munition, um sich die unbesonnen stürmenden Yankees vom Leib zu halten, und opferten starke Nachhuten im Kampf um Thiaucourt. In der Nacht auf den 13. September schloß Pershing die Zange. Es gelang ihm zwar nicht mehr, die Besatzung des abgebrochenen Salienten völlig zu zerdrücken, aber zahlreiche Gefangene und Geschütze blieben in seiner Hand. Als die Amerikaner, von ihrem Erfolg getragen, zum Sturm auf die Michelstellung antraten und versuchten, von Norroy auf Pagny, von Jaulny auf Rembercourt und von Haumont auf Chambley durchzubrechen, trat ihnen der Verteidiger wieder streitbar

entgegen. Deutsche Reserven brachen aus der Michelstellung hervor und hefteten die dicken amerikanischen Kolonnen an die Stelle. Da gab Pershing den Angriff auf. Er grub sich in der Linie Norroy—Rembercourt—Haumont—St. Hilaire—Manheulles vor der Michelstellung ein und zog die Masse seiner Streiter zu anderer Verwendung auf das linke Ufer der Maas zurück.

Frankreich jubelte. Poincaré eilte nach St. Mihiel, Clémenceau begab sich nach Verdun. Am 15. September stand Clémenceau unter dem Laubdach des Höhenortes Hattonchatel auf dem Ostrand der Côte Lorraine und spähte unter buschigen Brauen über die dampfende Woëvre. Die Gefilde von Mars-la-Tour, St. Privat und Gorze lagen vor ihm ausgebreitet und in dunstiger Ferne dämmerten die Umrisse der Festung Metz ...

Der Schlag, der die Deutschen bei St. Mihiel getroffen, wog an sich nicht schwer, aber er zeigte, daß das Glück sie floh und Mißgeschick sich an ihre Fersen heftete, und bewies zu gleicher Zeit, daß Amerika allein marschieren konnte und sich nicht scheute, 400000 Bajonette an einen örtlich begrenzten Erfolg zu wagen und Divisionen zu opfern, um einen Sieg davonzutragen. Wilson wollte Deutschlands Niederlage.

Betrachtet man die deutsche Schlappe aus dieser Perspektive, so hatte Fochs Gegenoffensive erst in der Nebenhandlung bei St. Mihiel gegipfelt. Daraus ergaben sich neue strategische Folgerungen, denn nun erhob sich die Frage, ob Foch zur Ruhe überging oder im Angriff verharrte.

Besaß Marschall Foch die Kraft, aus der Gegenoffensive zum allgemeinen Angriff zu schreiten, und bildete die Schlacht bei St. Mihiel den Übergang zu einer weitgespannten Offensive mit operativen Zielen, so stand die letzte Entscheidungsschlacht des Krieges bevor. Sie konnte nach Fochscher Begriffslehre als „bataille-opération“ angelegt werden, auf Umfassung der ganzen deutschen Heeresmacht zwischen der Yser und den Maashöhen ausgehen und auf zwei Fronten zu idealem Doppelangriff in westöstlicher und südnördlicher Richtung führen, um Kaiser Wilhelms letztes Heer vom Rückzug über die Maas abzuschneiden und auf belgischem Boden zu vernichten, oder als Parallelschlacht ausgefochten werden. Ob es Foch gelang, sein Ziel zu erreichen, hing von der Angriffskraft der Alliierten und auf deutscher Seite von der Fähigkeit zur Abwehr und zur Setzung in unverwundbaren Stellungen ab, in denen man Widerstand leisten mußte, um den Frieden unter den Waffen herbeizuführen.

Die Deutschen hatten zwar Feldzug und Krieg verloren, aber ihr Heer bildete immer noch eine streitbare geschlossene Masse und das letzte Los war noch nicht gefallen. Sie konnten nicht mehr kämpfen, um zu siegen, aber sie mußten kämpfen, um nicht völlig zu unterliegen.

Da die Heimat den Siegeslauf des Heeres mit himmelstürmenden Hoffnungen begleitet hatte, ohne sich davon Rechenschaft abzulegen, daß darin

die letzten Kräfte ausgegeben wurden, vermochte das Volk den Umschwung nicht zu fassen, der sich im Laufe der Jahre vorbereitet hatte, aber jetzt scheinbar unvermittelt in elementaren Entladungen in die Erscheinung trat. Nun rächte es sich, daß die objektive Bestimmung der Lage der subjektiven Stimmung des Augenblicks geopfert worden war und die Staatsleitung die Nation nicht zur Selbstprüfung ihres Geschickes erzogen hatte. Nun trug das Ende die Last.

Der Zerfall des Vierbundes

Deutschlands Verzicht auf den Sieg

Der Verlust der Schlacht zwischen der Savières und der Marne hatte die deutsche Heeresleitung noch nicht von der Notwendigkeit überzeugt, die Führung des Krieges dem weltpolitischen Problem unterzuordnen, das seit dem 1. Februar 1917 die kriegerische Auseinandersetzung überschattete. Erst als die deutsche Front am 8. August zum erstenmal in der Abwehr unterlag, erkannten Hindenburg und Ludendorff, daß das Heer die Last des Kampfes nicht mehr zu tragen vermochte. Sie erschraken über den Niedergang der kriegerischen Kraft, schlossen aus dem Verhalten einzelner Truppenteile auf eine Schwächung des kriegerischen Willens, die keine Hoffnungen auf glückliche Operationen mehr zuließ, und gaben den Krieg verloren. Er war es längst, aber als Instrument der Politik wurde er von Ludendorff erst jetzt aufgegeben. Mit ihm die Hoffnungen auf ein größeres Deutschland, nicht aber die Hoffnung auf die Erhaltung des Reiches in seinen alten Grenzen und auf vermehrten Einfluß in den russischen Randstaaten. Diese Erkenntnis griff in einem Augenblick Platz, der kein Zögern duldete, denn Deutschland konnte nur unter der Ägide des Heeres auf die Möglichkeit diplomatischer Verhandlungen rechnen. Es war also rasches zielbewußtes Handeln der deutschen Staatsleitung geboten. Doch dazu fehlten die Voraussetzungen. Die innere Politik der Regierung Hertling war von Anfang an auf kluge, hinhaltende Behandlung aller hängenden und drohenden Streitfragen eingestellt, und die äußere Politik war so lange nach den Erfolgen auf den Schlachtfeldern gerichtet und im gewissen Ausmaß auch von der Auffassung und der Willensbetätigung der Obersten Heeresleitung abhängig gemacht worden, daß es nahezu unmöglich war, binnen wenigen Tagen die politische Haltung des Reiches neu zu ordnen und nun, vom Mißerfolg auf dem Schlachtfeld ausgehend, diplomatische Verhandlungen einzuleiten. Die Schwäche des greisen, schon vom Tode gezeichneten Reichskanzlers, die zwitterhafte Stellung der nach demokratischen Gepflogenheiten berufenen, aber nicht vom Wurzelgrund einer demokratischen Verfassung genährten Regierung, die schwan-

kende, von widerstreitenden Einflüssen abhängige Persönlichkeit des Monarchen und der Umstand, daß die Strategen Hindenburg und Ludendorff nicht im Kabinett saßen, machten rasches, entschiedenes diplomatisches Handeln nahezu unmöglich. Noch hemmender aber als die hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten wirkten die Friedensschlüsse, die man wenige Monate vorher den Feinden im Osten auferlegt hatte. Sie waren geeignet, jeden neutralen Vermittler zu schrecken und der Entente die Waffen zum geistigen Kampf zu schärfen, wenn Deutschland mit dem weißen Stab in der Hand auszog, den Frieden am Verhandlungstisch zu suchen.

Die Heeresleitung hatte sich am 10. August zu der Anschauung durchgerungen, daß es Zeit sei, sich zum Frieden zu bequemen.

Am 13. August fanden sich Hindenburg und Ludendorff, Graf Hertling und Hintze in Spaa zusammen, um die Lage zu besprechen. Ludendorff unterrichtete den Reichskanzler und den Staatssekretär des Äußern über die allgemeine Kriegslage und erklärte, daß das Heer nicht mehr die Kraft besitze, den Feind zu schlagen, und daß glückliche Abwehr nicht genüge, den Feind zum Frieden willig zu machen. Am Tage darauf trat in Spaa ein Kronrat zusammen, zu dem der Kaiser den Kronprinzen, den Reichskanzler, Hindenburg und Ludendorff, den Staatssekretär des Äußern und seine nächsten Vertrauten, den Generaladjutanten v. Plessen, den Chef des Zivilkabinetts v. Berg und den Chef des Militärkabinetts, Freiherrn v. Marschall, befohlen hatte. Der Kronrat tagte in trüber Stunde. Man suchte zwar der Lage noch gute Seiten abzugewinnen, gab sich aber zum erstenmal klar und entschieden darüber Rechenschaft, daß der Krieg verloren war. Der Vierbund stand unmittelbar vor dem Zerfall. Österreich-Ungarn war am Ende aller seiner Kräfte und auf dem Wege, offen einen Sonderfrieden zu suchen, Bulgarien war militärisch und wirtschaftlich erschöpft und längst bereit, das sinkende Schiff auf diese oder jene Art zu verlassen, und die Türkei führte im Kaukasus einen sinnlosen Raubkrieg, ohne sich um den drohenden Verlust Syriens zu kümmern und dem Koalitionskrieg Rechnung zu tragen. Die Lage Deutschlands war nicht nur aus diesen Gründen, sondern auch an sich auf das äußerste gefährdet. Der Mangel an Nahrung und Bekleidungsstoffen spottete des Bedarfs, der Mittelstand war von wirtschaftlicher Not erdrückt, die Arbeiterschaft und die wurzellose Intelligenz von revolutionärem Geist ergriffen und des Krieges müde, und die starre politische Form des Reiches war dem Bruche nahe. Die Regierung hielt das Ganze nicht durch kraftvolle Leitung, sondern nur noch durch Gewährenlassen zusammen.

Auch der Kaiser herrschte nur noch durch Zugeständnisse, die weder seiner rhetorisch betonten persönlichen Politik der letzten 28 Jahre noch seinem eigenen, von ihm selbst mißverstandenen Gottesgnadentum entsprachen. Das erschütternde Erlebnis des Krieges hatte ihn nicht instand gesetzt,

Stärken und Schwächen seiner begabten, ungebundenen Natur zur Harmonie des W.llens und Handelns zu ordnen, und sein sonst so stark von der libido excellendi beherrschtes Wesen fand in diesem Augenblick nicht die Kraft, sich zum Träger des Schicksals zu machen. Er hörte die Vorträge Hertlings, Hindenburgs, Ludendorffs und Hintzes an und suchte daraus einen Fingerzeig für die zu beobachtende Haltung zu gewinnen. Da das Heer zwar geschwächt und zur Offensive unfähig, aber immer noch zur Behauptung der Siegfriedfront fähig schien, betrat der Monarch einen Mittelweg und faßte das Ergebnis des Kronrates dahin zusammen, daß man in der strategischen Verteidigung ausharren müsse, um den Kriegswillen des Feindes allmählich zu lähmen, zugleich aber auch auf den Augenblick achten müsse, sich mit dem Feinde zu verständigen und auf den Frieden hinzuwirken. Diese unbestimmte Formulierung wurde den harten Forderungen des geschichtlichen Augenblicks nicht gerecht. Sie war zu sehr von der zuversichtlichen Auffassung der strategischen Lage getragen — gab doch Hindenburg der Überzeugung Ausdruck, daß es gelingen werde, auf französischem Boden stehen zu bleiben — und rechnete zu wenig mit den Fährnissen des Koalitionskrieges und den Nöten der Heimat. Man schied aus Spaa mit der Absicht, der Zersetzung im Innern entgegenzutreten, den Angriffen der Feinde in gefestigter Abwehr zu begegnen, im Felde Teilerfolge zu suchen und unterdessen diplomatische Fäden mit neutralen Mächten, in erster Linie mit Holland, anzuknüpfen, um zur Vermittlung des Friedens zu gelangen. Noch schwebte allen Teilnehmern des Kronrates die Aufrechterhaltung des alten Besitzstandes des Deutschen Reiches als Mindestforderung vor, noch schied man in der Hoffnung, das im Osten Errungene und das im Westen unter dem Fuß des Heeres Ruhende im diplomatischen Spiel einsetzen zu können, um einen ehrenvollen Frieden zu erkaufen.

Diese Hoffnungen wiegten sich über Gräbern. Wilsons Kennzeichnung des Ostfriedens hatte gezeigt, daß die Verträge von Brest-Litowsk und Bukarest kein Guthaben, sondern eine Schuld darstellten, und die belgische Karte war von Bethmann, Hertling und Kühlmann solange zurückbehalten worden, bis sie ihren Wert als Trumpf im Spiel verloren hatte. So blieb Deutschland als Druckmittel nichts als die noch immer ungebrochene Front seines Heeres. Aber die Sicherheit der Westfront ruhte nicht nur auf der Widerstandsfähigkeit der hier vor dem Feind vereinigten deutschen Armeen, sondern auch auf der Widerstandskraft der Verbündeten, die an der Piave, am Wardar und im judäischen Hochland die Flanken schützten. Handelten die Glieder des Vierbundes unter deutscher Führung gemeinsam, traten sie im geeigneten Augenblick geschlossen mit einem aufrichtigen, auf Verzichten aufgebauten Friedensangebot hervor, so blieb ihnen, gestützt auf die bewehrten Außenfronten, die Möglichkeit erhalten, mit den Feinden zu verhandeln. Vielleicht tröstete Kaiser Wilhelm sich am 14. August 1918 dieser

Hoffnung, als er den Kronrat aufhob, in dem die Preisgabe des Krieges beschlossen worden war. Tat er das, so wurde er rasch enttäuscht, denn am Tage darauf erschien Kaiser Karl mit dem Grafen Burian und General v. Arz in Spaa und erklärte seinem kaiserlichen Bundesgenossen, daß Österreich-Ungarn den Frieden von sich aus suchen und für sich Frieden anbieten werde. Österreich-Ungarn nahm Deutschland mit diesem Anspruch noch einmal die diplomatische Führung aus der Hand.

Die deutsche Staatsleitung fand keinen Ausweg aus der verwickelten Lage. Hintze rang wochenlang vergeblich mit den Staatsmännern Karls um ein Sonderfriedensangebot Österreich-Ungarns an alle Welt zu verhüten, und wartete umsonst auf einen Erfolg im Felde, um mit einem Vermittlungsversuch vor die Königin von Holland oder mit einem allgemeinen Friedensangebot vor die Feinde zu treten. Graf Hertling suchte inzwischen mit zitternden Händen den Hader der Parteien im eigenen Hause zu schlichten und die politischen Forderungen des Volkes mit den Ansprüchen der Regierungsgewalt zu versöhnen.

Unterdessen rang das Westheer in der rückwärts wandernden Parallelschlacht um Stand und ging fechtend, Geschütz, Gerät und Gefangene opfernd, aber im Kern ungebrochen, auf die Siegfriedstellung zurück.

Als die Amerikaner am 14. September bei St. Mihiel angriffen, hatte die deutsche Staatsleitung noch keinen haltbaren Faden zur Vermittlung des Friedens gesponnen, aber den diplomatischen Kampf mit dem hartnäckigen Minister Kaiser Karls bereits verloren. Vergebens hatten General v. Cramon und Feldmarschall v. Hindenburg die Bemühungen Hintzes in Wien unterstützt, vergebens hatte Hintze am 11. September nach einer Besprechung im großen Hauptquartier noch einmal die Nachricht nach Berlin gelangen lassen, daß Kaiser Wilhelm und die Heeresleitung jetzt mit einem *sofort* einzuleitenden Friedensschritt bei einer neutralen Macht einverstanden seien, und die österreichisch-ungarische Regierung aufgefordert, sich diesem Schritt anzuschließen und auch Bulgarien und die Pforte daran teilnehmen zu lassen — Wien ging eigene Wege und veröffentlichte am 14. September eine Note an alle kriegführenden Mächte, in der diese zur Beendigung des Krieges und zu einer allgemeinen Aussprache über die Grundsätze eines Friedensschlusses ersucht wurden. Doch die Botschaft verhallte ungehört. Sie ging im Siegesjubel der Entente unter, die in diesen Tagen den verabredeten, tödlich wirkenden Stoß in der Balkanflanke führte und die Verbindung der Mittelmächte mit Bulgarien und der Türkei zerriß.

Saloniki, das im Dezember 1915 unangefochten geblieben war, wurde im September 1918 zum archimedischen Punkt, an dem die Entente den Hebel ansetzte, um den schwach gewordenen Vierbund aus den Angeln zu heben.

Der Zusammenbruch der bulgarischen Front

Die Orientfront hatte noch wenige Wochen vorher unter dem Zeichen einer österreichischen Gegenoffensive gestanden. General v. Pflanzer-Baltin war in den ersten Augusttagen mit drei Divisionen zum Gegenangriff übergegangen, hatte die italienischen Linien am 22. August zwischen Fieri und Berat durchbrochen und den Feind gegen Süden zurückgeworfen. Als Berat und Fieri in Pflanzers Hand fielen, wichen die Franzosen von Devoli nach Süden und ließen die Österreicher im Besitz der Höhen zwischen der Vojusa und der Janica und der Kuppen des Tomorgebirges.

Unterdessen rüstete Franchet d'Esperey zum entscheidenden Angriff bei Monastir, der gegen das Zentrum gerichtet war. Er folgte dem Feldzugsplane seines Vorgängers Guillaumat. Die Alliierten waren über die Schwäche des bulgarischen Heeres unterrichtet und unterhielten in Sofia und im bulgarischen Lager Beziehungen, die ihnen gestatteten, den Angriff auf den Tag anzusetzen, an dem die Frucht zum Pflücken reif war. Das Ministerium Malinow wartete nur auf den Augenblick zu kapitulieren, und die bulgarischen Bäuerinnen, die seit sieben Jahren den Pflug zogen, warteten auf die Heimkehr der Männer, um die Maisernte heimzubringen. Die bulgarische Bauernarmee, die ohne Mäntel, ohne Stiefel, karg verpflegt und des Krieges müde, in der Niederung von Monastir, auf den nackten 1700 Meter hohen Bergkuppen südlich der Cerna, in den Gebirgsfalten des Doiransees und in der Strumaebene in verfallenen Gräben lag, war nicht mehr gesonnen, den Winter über sich ergehen zu lassen. Ihre Kraft war dahin und der Antrieb zum Krieg erloschen. Der Zahl nach waren die bulgarischen Streitkräfte noch ansehnlich genug, standen doch nicht weniger als 276 Bataillone zwischen dem Prespasee und der Küste des Ägäischen Meeres nördlich der Strumamündung aufmarschiert. Dazu kam die drei Divisionen starke albanische Gruppe des Generals v. Pflanzer-Baltin, kamen drei deutsche Bataillone und einige deutsche Batterien und Flieger. Die Österreicher standen von der Adria bis südlich Elbasan und reichten der von General v. Steuben geführten 11. Armee am Prespasee die Hand. In Steubens Armee waren nur das Armeekommando, die Korpskommandos Euren und Fleck und zwei Jägerbataillone deutschen Ursprungs, 131 Bataillone bestanden aus Bulgaren. Die Armee Steuben stand in einem Abschnitt von 150 Kilometern Breite vom Prespasee bis zur Moglena Planina eingegraben. Von der Moglena Planina bis zum Doiransee stand die Armee Nerezoff, 58 bulgarische und ein deutsches Bataillon stark, und hütete das Wardartal. Zwischen dem Doiransee und dem Tachinosee focht die Armee Lukoff, die mit 42 Bataillonen die Strumalandschaft und die Strumaklamm verteidigte, und zwischen dem Tachinosee und der Küste der Ägäis standen 45 Bataillone der Armee Petroff und hüteten Mazedoniens innere Flanke. Das Zentrum,

das die Armeen Steuben und Nerezoff umfaßte, unterstand dem Oberbefehl des Generals v. Scholtz, die gesamte Heeresleitung lag in den Händen des Generals Jekoff. Als der Feind zum Angriff antrat, weilte Jekoff in einer Wiener Klinik. An seiner Stelle waltete General Todoroff, aber Todoroffs Einfluß war geringer als der Lukoffs, der den ganzen linken Flügel befehligte und mit den ententophilen Kreisen in Sofia Beziehungen unterhielt, die seine Haltung im Felde bestimmten.

Als Franchet d'Esperey zum Angriff schritt, war er seiner Überlegenheit sicher. Die Orientarmee hatte seit der Eroberung Monastirs und seit dem Aufrücken des griechischen Heeres und der Ausgestaltung Griechenlands zur Etappe festen Boden unter den Füßen und zählte 29 Divisionen. Der französische General befehligte über 6 serbische, 10 griechische, 1 italienische, 4 englische und 8 französische Divisionen, und war trotz der Gefährdung seiner rückwärtigen Verbindungen durch die U-Boote mit Rüstzeug wohl versehen.

Als der Augenblick zum Losschlagen gekommen war, unternahm Franchet d'Esperey Täuschungsmanöver, die die Bulgaren veranlaßten, Verstärkungen ins Cerna- und ins Wardartal zu entsenden, um die über Prilep nach Veles und über Gjevgjeli nach Negotin und Strumitza führenden Straßen zu decken. Unmittelbar darauf rief Franchet d'Esperey Serben und Franzosen im Moglenaabschnitt zum Angriff auf den Gebirgsabschnitt von Staravina, wo bulgarischer Landsturm zwischen der Cernaschleife und der Belasicaquelle in den Gräben lag. Nach heftiger Beschießung brachen die Angreifer unter dem Geleite von Schlachtfliegern gegen die Höhen von Vetrenik, Kravitza, Dobropolje und Sokol vor, stürmten die von erschüttertem Feind geräumten Linien und warfen die aufgelöst weichenden Bulgaren ins Becken von Staravina hinab. Die bulgarische Front brach auf den ersten Schlag in einer Breite von 11 Kilometern und einer Tiefe von 7 Kilometern auseinander. Einzelne Bataillone schlugen sich mit verbissener Wut, andere warfen die Waffen weg und liefen der Heimat zu. Am 17. September stand der Angreifer in einer Bresche von 35 Kilometern Breite 15 Kilometer tief im Gefüge der bulgarischen Front. Der Zentrumstoß bedrohte an der Cerna aufwärts und an der Belasica abwärts Negotin und spaltete das bulgarische Heer am dritten Tag in zwei Kampfgruppen, die voneinander abgewendet gegen Nordwesten und Nordosten auszuweichen begannen. Die Schlachtordnung zerfiel. General v. Scholtz sah die Führung seinen Händen entgleiten, und Steuben erkannte bald, daß der Bulgare nicht mehr kämpfen wollte. Wo noch standhafte Divisionen fochten, setzte der Gegner überlegene Kräfte an und erdrückte die Verteidiger. Deutsche Kompagnien und deutsche Batterien kämpften, bis der Feind tief in ihrem Rücken stand und schlugen sich dann gegen Negotin und Prilep durch.

Als die Alliierten das Cernatal aufsprengten, brach auch der Widerstand der Armee Nerezoff zusammen, die am 18. September von Engländern

und Griechen angegriffen und vom Doiransee in der Richtung auf Gradec—Rabrovo zurückgeworfen wurde. Griechische und französische Jäger rückten im Quellgebiet der Molgena vor, nahmen die Bergdörfer Tuchin und Nonte und scheuchten den Verteidiger gen Gradec. Das Wardartal flammte von Bränden, im bulgarischen Lager flogen die Munitionsstapel in die Luft, aufgelöst wälzte sich die Masse des bulgarischen Heeres gen Gradec, um die Straße nach Strumitza zu gewinnen. Im Cernatal trieb serbisch-französische Kavallerie den entscharten Gegner mit der Klinge gen Polosko.

Am 20. September griff Franchet d'Espereys linker Flügel bei Monastir an. Serben, Franzosen und Italiener drangen von drei Seiten gegen Prilep vor und fanden nur dort starken Widerstand, wo deutsche Kompagnien den Kampf mit Divisionen aufnahmen, um den Zusammenbruch aufzuhalten. Am 22. September erschien der Verfolger vor Negotin und warf die bulgarische Front endgültig auseinander. Alles, was noch zwischen dem Doiransee und Negotin stand, war von Veles abgeschnitten und flüchtete über die Gradec Planina gen Strumitza, um die Grenze und das bulgarische Strumatal zu erreichen. Der linke Flügel des bulgarischen Heeres fiel ungeschlagen aus der Schlacht, und General Lukoff beeilte sich dem König zu melden, daß er umgangen sei und sich nicht mehr halten könne. Der rechte Flügel suchte im Bombenhagel alliierter Flieger über Prilep und den Babunapaß gen Veles, Üsküb und Kumanovo zu entrinnen. Er bildete immer noch eine starke Masse, aber die deutschen Generale forderten umsonst Gehorsam und Rückkehr in die Schlacht. Alles flutete ab. Am 23. September erschienen die Serben in Krivolak und überschritten den Wardar. Am Tage darauf ritt französische Kavallerie in Prilep ein. Deutsche Jäger verteidigten Veles noch mit ihrem letzten Blut, als General Todoroff auf Befehl der bulgarischen Regierung dem Sieger schon Kapitulation anbot. Von Ludendorff gesandte Hilfe kam zu spät, um Sofia zu halten und dem Feind die Tore Altserbiens zu verschließen. Zar Ferdinand verließ flüchtend Thron und Land und rettete dadurch seinem Sohne Boris die Krone. Die bulgarische Fassade war eingestürzt.

Der Einsturz der türkischen Front

Um dieselbe Zeit trafen in Spaa neue Hiobsposten ein. Die deutsch-türkische Heeresgruppe Yildirim war in den Bergen Judäas umfaßt, geworfen und aus dem Feld geschlagen worden. Auch sie war nur noch eine strategische Fassade gewesen.

Die türkische Kordonstellung, die Allemby im Frühling in zwei Schlachten vergeblich zu durchbrechen versucht hatte, war zwar im Sommer unerschüttert geblieben, aber kleine Kämpfe hatten gezeigt, daß die Türken keine Angriffslust mehr besaßen und in der Verteidigung lässig geworden waren. Der

türkische Soldat war nicht mehr der alte. Wo an die Stelle des Anatoliers arabischer Ersatz trat, schwand die Kampfkraft rasch. Der Kern des osmanischen Heeres lag auf Gallipoli und in den Schneewehen Hocharmeniens gebettet. Da Enver-Pascha immer noch exzentrischen Eroberungen nachjagte und in Kaukasien ein neues Reich aufzurichten suchte, obwohl Bagdad und Jerusalem schon in Feindeshand waren und die Araber ihre Herrschaft über ganz Hedschas ausgedehnt hatten, blieb die syrische Front ohne Verstärkungen, ohne Ersatz und ohne Erhaltungsmittel. Sie zählte im September des Jahres 1918 nur noch zehn schwache Infanteriedivisionen, eine Kavalleriedivision und einige deutsche Bataillone. Liman v. Sanders war gezwungen, den Angriff des Feindes mit der fatalistischen Ruhe eines Moslims zu erwarten, denn er hatte Befehl, die Linie Haifa—Deraa zu decken und besaß weder die Kraft, den Feind anzugreifen, noch die Möglichkeit auf eine kürzere Linie zurückzugehen. Seine schwachen Armeen lagen eingegraben vor ihrem unbespannten Troß und bildeten einen dünnen Kordon, dem jede Tiefenstaffelung, jede strategische Reserve fehlte. In der linken Flanke von schwärmenden Arabern des Scherifs Faisal bedroht, in der Front von englisch-indischen und australischen Streitkräften festgehalten, zu denen sich im August noch Franzosen und Italiener gesellt hatten, in der rechten Flanke von der See aus beschossen, lagen die Trümmer der 4., 7. und 8. Armee um die Sommerwende in der heißen Steppe, auf den nackten Bergen und im Fiebertal des Jordan und harrten eines neuen Angriffs Allenbys. Der Küstenabschnitt wurde von der 8. Armee gehalten, im Bergland stand die 7. Armee und im Jordantal focht die 4. Armee. Die deutschen Truppen, die die Bezeichnung Asienkorps führten, standen unter dem Befehl des Obersten v. Oppen auf dem linken Flügel der 8. Armee am Rande des Berglandes aufmarschiert. Auf dem linken Flügel der 4. Armee focht das deutsche Infanterieregiment 146. Limans Hauptquartier befand sich in Nazareth. Die türkischen Armeen fühlten sich täglich stärker bedroht. Ihre Hauptverbindungslinie, die hinter dem linken Flügel verlaufende Hedschasbahn, wurde von Arabern beunruhigt, ihre Lager von englischen Fliegergeschwadern bombardiert, ihre Hindernisse von methodisch schwellender Beschießung zerstört und ihre Reihen durch Krankheiten und Fahnenflucht gelichtet. In Lumpen gehüllt, ohne Schuhe, knapp mit Munition versehen, erwartete der Türke den Angriff des überlegenen, glänzend ausgerüsteten Gegners.

Indische Überläufer brachten die erste Kunde vom kommenden Angriff in Limans Lager. Liman sandte sofort Verstärkungen in den Küstenabschnitt, der am meisten bedroht schien, und warf Sicherungstruppen von Damaskus nach Deraa, um die Hedschasbahn vor Überfällen der Beduinen zu schützen.

Allenby begann in der Nacht auf den 19. September Bresche zu schießen. Er hatte die Hauptmasse seiner Artillerie, darunter schwere Marinestücke,

zwischen Meer und Gebirge aufgestellt und schlug die Linien des rechten Flügels der 8. Armee in Trümmer. Als der Tag graute, erschienen englische Luftgeschwader über Tabor, Muchalid, Miske, Kalkilje, Et Tire, Nablus, Tulkern und Azzun und bewarfen die Stabsquartiere, die Fernsprechleitungen und die Zeltlager der 7. und 8. Armee. Da Liman nur noch über fünf Flugzeuge und zwei Abwehrkanonen verfügte, waren die Türken den Bombenwürfen der Engländer wehrlos preisgegeben. Furchtbar war die Splitterwirkung der Geschosse im Karstgestein der judäischen Berge und in der Steinwüste des Tieflandes. Der Engländer griff die Küstenfront an. Das Hauptquartier Nazareth erhielt bereits um 7 Uhr in der Frühe keine Antwort mehr von Dschewad-Pascha, dem Führer der 8. Armee. Zwei Stunden später meldete Mustapha Kemal-Pascha, der Führer der 7. Armee, dem Marschall aus Nablus, Oberst v. Oppen berichte, daß die Front der 8. Armee an der Küste durchbrochen worden sei und englische Kavallerie über Tabor und Miske nach Norden reite. Liman v. Sanders befahl Oppen rechts zu schwenken und in der Richtung von Kalkilje nach dem Küstenabschnitt einzugreifen. Oppen war dem Befehl schon zuvorgekommen und sofort mit 3 Bataillonen und 2 Eskadronen gegen die rechte Flanke der Engländer vorgegangen. Kurz nach diesem Befehlsaustausch zerriß auch die Verbindung zwischen Nazareth und Nablus.

Oberst v. Oppen kam zu spät, um die Katastrophe zu beschwören. Der rechte Flügel der 8. Armee war von schwerstem Trommelfeuer weggefegt worden und auseinandergelaufen. Als die englisch-indische Infanterie zum Sturm vorging, stieß sie nur noch auf zerstreute Trümmer, die sich in Scharen gefangen gaben. Die ganze türkische Artillerie blieb liegen. Allemby setzte sofort zwei Kavalleriedivisionen in den Sattel und sandte sie gen Norden, um den Durchbruch zur Umfassung zu gestalten. Die Reiter trafen meilenweit nicht mehr auf Widerstand. Die 7. und die 20. türkische Division verschwanden unter den Hufen ihrer Pferde und wurden nicht mehr gesehen. Allembys Angriffsflügel schwenkte rechts und erschien schon um 7 Uhr auf den Hügeln von Et Tire. Vergeblich warf sich der deutsche Major Tiller dem Feind mit 1100 Gewehren der 46. türkischen Division entgegen, um den Anprall zum Stehen zu bringen. Die kleine Truppe wurde überrannt und ging unter deutschen Offizieren in Ehren fechtend zugrunde. Major Pfeiffer fand, Et Tire verteidigend, den Tod.

Als der rechte Flügel zerstob, verlor auch die links anschließende 19. Division den Halt. Sie verließ ihre Stellungen, ohne angegriffen worden zu sein und entscharte sich in wilder Flucht. Da gab Oppen den Versuch auf, mit seiner Handvoll Deutscher das Schicksal zu wenden und trat den Rückzug auf Messudie an, um die Hedschasbahn zu erreichen. Allemby fegte den ganzen Küstenabschnitt aus, überflügelte die 7. Armee und erschien in der Mittagsstunde vor Kalkilje. Die 7. Armee und die 4. Armee, die noch um Nablus

und Es Salt standhielten, gerieten in Gefahr, völlig von Norden abgedrängt und nach Osten in die Jordanwüste geworfen zu werden. Liman v. Sanders befahl daher den allgemeinen Rückzug nach Norden und sandte Depottruppen und Gendarmen unter deutscher Führung in die Engpässe des judäischen Hochlandes, um sie gegen die Reiter Allenbys zu halten, die im Rücken Oppens und der 7. Armee erschienen und die Pässe aus der Flanke bedrohten. Grimmig kämpfend, Höhe um Höhe verteidigend, wich Oppen mit den Asienkorps, wich Mustapha Kemal-Pascha mit der 7. Armee auf Messudie.

Im Küstenabschnitt fiel kein Schuß mehr. Um so furchtbarer hausten die englischen Flieger in den türkischen Kolonnen. Alle Wege und Engen lagen voll zerschmetterter Protzen, Fuhrwerke, Pferde, Maultiere und Menschen. Erst am Abend fanden die Türken Deckung und Ruhe vor den englischen Geschwadern.

Unterdessen war die behende australische Kavallerie mit Panzerwagen und Maschinengewehren weit gen Norden vorgeritten. Eine Brigade wandte sich mit drei Panzerwagen nach Osten und schlug sich vom Meere stracks ins Gebirge, um das Hauptquartier Nazareth zu überfallen. Araber führten die Reiter auf Saumpfaden über den Karst, stießen Limans Posten in der Nacht nieder und brachten die Brigade in der Frühe bis zu den Toren des Städtchens. Die Australier pflanzten auf den Hügeln im Westen, Süden und Osten Maschinengewehre auf und drangen von Süden in die Gassen. Schwache Teile eines Depotregiments, deutsche Funker, Schreiber und Meldegänger und Limans Stab, das war alles, was dem Angriff entgegengeworfen werden konnte. Nach wirrem Gefecht gelang es dem Marschall, die Reiter von den Westhügeln zu vertreiben und zum Rückzug zu zwingen. Aber seines Bleibens war nicht mehr in Nazareth. Er eilte nach Tiberias und suchte in der Linie Deraa—Samach—Tiberias eine Aufnahmestellung einzurichten, um Damaskus zu decken.

Ein eigentümlicher Zufall wollte, daß auch der oberste Führer der Araber, Scherif Faisal, am 20. September mit Mühe einem Überfall entging. Major Willmer, der Verteidiger der Hedschasbahn, hatte ihn in El Umtaje südöstlich von Deraa aufheben wollen, aber Faisal wurde von arabischen Spionen gewarnt und entrann dem Feind durch die Schnelligkeit seiner Pferde.

Kämpfend wichen Oppen, Mustapha Kemal und der Führer der 4. Armee, Dschemal-Pascha, von Nablus—El Sat auf Deraa—Samach. Die Deutschen deckten den Rückzug. Oberstleutnant v. Hammerstein blieb mit dem deutschen Infanterieregiment 146 als letzter am Feind um El Sat stehen und hielt den rechten Flügel des Verfolgers in Schach. Oppen, der schon von allen Seiten eingeschlossen war, wollte sich durch die Kavallerie Allenbys nach Samach Bahn brechen, erhielt aber von Dschevad Befehl, über den Jordan auszuweichen. Der verhängnisvolle Befehl schnitt viele Tausende,

die von der ruhig schreitenden deutschen Kerntruppe hinter sich hergezogen wurden, in den Berg-Engen von ihren Rettern ab, überlieferte sie dem rücksichtslos drängenden Verfolger und verhinderte die Bildung einer starken Front am Tiberiassee.

Als die Engländer am 24. September die Tiberiaslinie angriffen, war sie noch so gut wie unbewehrt. Kleine deutsche Posten vermochten sie nicht zu sichern. Hauptmann v. Keyserlingh hielt bei Samach einer englischen Kavalleriebrigade mit 170 Deutschen und 80 Türken stand, bis seine kleine Schar aufgerieben war. Liman gab den Versuch auf, Tiberias zu behaupten, und ging auf Damaskus zurück. Unter dem Schutze der deutschen Bataillone, die in ungebrochener Haltung von Kuppe zu Kuppe und von Talstufe zu Talstufe wichen, eilten die aufgelösten türkischen Divisionen dem Libanon zu. Da man auch das aufrührerische, von bewaffneten Arabern überfüllte Damaskus nicht halten konnte, suchte der Marschall nordwestlich von Damaskus eine neue Front zu bilden, um Aleppo und Adana, die strategischen Herzkammern der asiatischen Türkei, zu verteidigen.

Die Engländer folgten dem geschlagenen Feind auf dem Fuße. Vier Kavalleriedivisionen ritten an der Spitze und lasen überall waffenlose Versprengte auf. An Oppens und Hammersteins Bajonetten prallten alle Angriffe ab. Die Bataillone Oppens erreichten am 26. September die Tiberiaslinie. Sie zählten noch über 70 Prozent ihrer Gefechtsstärke und rückten ungeschlagen in Deraa ein. Am Abend wurden sie nach Rajak verladen. Hammersteins 146. Regiment marschierte völlig geordnet und geschlossen am Ende der Marschkolonnen der 4. Armee und erreichte am 26. September Er Remte, 15 Kilometer südwestlich von Deraa. Eine dritte Abteilung, Deutsche und Österreicher, schlug sich an der Küste gen Norden durch und erreichte am 26. September Beirut. Die englischen Kavalleriedivisionen ließen von den deutschen Nachhuten ab und wendeten sich gegen marschierende und erschöpft niedergesunkene türkische Kolonnen, ritten sie nieder und zersprengten am 30. September dicht vor Damaskus noch zwei haltlose Divisionen. Turmhoch wogten die Staubwolken über der Rückzugsstraße des flüchtigen Heeres.

Der Türke wollte nicht mehr kämpfen. Von Aleppo herangezogene Truppen lösten angesichts des Feindes die Verbände und warfen sich als Marodeure in die Libanontäler. Kein Araber schwor mehr zur türkischen Fahne. Flüchtend verließen die türkischen Beamten das aufständische Syrien. Vor Beirut erschienen französische Kreuzer. Da schwand sogar die Hoffnung, Rajak zu halten. Liman beschloß, auf Aleppo zurückzugehen, und gab die entsprechenden Befehle. Mustapha Kemal und Dschemal führten die Trümmer ihrer Armeen, darunter zahlreiche ungeordnete, nur noch auf Fahnenflucht bedachte Haufen, durch die geöffneten Reihen des Obersten v. Oppen und gewannen die Straße Homs—Aleppo. Oppen blieb bei Rajak stehen, bis

die Straße Damaskus—Rajak von Flüchtigen frei war, sprengte Brücke und Bahn und marschierte am 2. Oktober als Letzter ab. Als die Deutschen abrückten, war vor Rajak noch kein Feind erschienen.

Es war Liman gelungen, sich vom Verfolger zu lösen, aber Palästina und die Linie Damaskus—Beirut waren verloren, die Armee zerschlagen, ganz Syrien im Aufstand und keine Hoffnung mehr auf Wiederherstellung der Lage. Landete der Feind im Golf von Alexandrette Truppen, so schnitt er den Trümmern aller türkischen Armeen zwischen Homs und Mosul den Rückzug ab. Liman warf daher das Asienkorps und Hammersteins Einhundertsechsundvierziger nach Adana und vertraute Mustapha Kemal-Pascha, dem tüchtigsten türkischen General, den Oberbefehl über die Trümmer der 4. und der 7. Armee an. Mustapha Kemal ging mit eiserner Energie daran, die letzten kampftüchtigen Elemente aus den marodierenden Haufen auszuscheiden, stellte sie zu zwei Divisionen zusammen und brachte Ordnung in das Chaos. Unterdessen eilte Liman selbst nach Adana, um die Tauruspässe zu sichern.

Als die Engländer am 9. Oktober von Rajak gen Homs aufbrachen, ritten 20 000 Beduinen unter Faisals Führung mit ihnen gen Norden. Homs empfing die Briten mit Freudenschüssen. Mustapha Kemal sah sich sogar in Aleppo von Arabern bedroht und wurde am 25. Oktober von allen Seiten angegriffen. Er wich nach heftigen Straßenkämpfen fechtend auf Katna und warf sich mit vier gefestigten Divisionen in das Bergland von Marata—Halebli, wo er dem Feind schwer zu schaffen machte.

Aber Limans und Mustapha Kemals Widerstand konnte die Lage nicht mehr retten. Am 24. Oktober griff der Brite auch bei Bagdad an und schnitt der zusammengeschmolzenen 6. Armee bei Kerkuk den Rückzug auf Mosul ab. Am 30. Oktober streckten die Trümmer der 6. Armee nach verzweifeltem Kampf die Waffen. Am Tage darauf erhielt Liman v. Sanders vom Großwesier Izzet-Pascha die Weisung, den Oberbefehl in Mustapha Kemals Hände zu legen und mit allen deutschen Truppen nach Konstantinopel zurückzukehren. Die Türkei war Bulgariens Beispiel gefolgt und hatte kapituliert. Enwer-Pascha flüchtete, und vor dem Goldenen Horn erschienen britische Panzerschiffe. Die ganze Orientfront war eingestürzt.

Der letzte Aufmarsch

Als die Meldung von der Durchbrechung der bulgarischen Front nach Spaa gelangte und wenige Tage später die Kunde von der Zertrümmerung der Heeresgruppe Yildirim ins deutsche Hauptquartier drang, begrub die deutsche Heeresleitung ihre letzten Hoffnungen. Ludendorff sah den stolzen strategischen Rundbau zusammenbrechen, der 4 Jahre allen Angriffen der

ringsum gelagerten Feinde getrotzt hatte. Die Entwicklung des Krieges, den die deutsche Heeresleitung am 8. August 1918 auf dem Schlachtfeld von Villers-Bretonneux verloren gegeben hatte, ohne auf hartnäckigsten Widerstand und Ausharren bis zum letzten Atemzug zu verzichten, um zu Friedensverhandlungen zu gelangen, riß sich von allen Fristen los und stürzte gleich einem Katarakt in schwindelndem Fall von Katastrophe zu Katastrophe dem Abgrund zu. Es galt, keine strategischen Probleme mehr zu enträtseln. Der letzte Musketier wußte Bescheid. Der Einsturz der Orientfronten entblößte Mitteleuropas Südflanke und riß die österreichische Front nach sich, sofern es nicht gelang, die Zugänge des Amselfeldes und die Schlüsselfeste Nisch zu behaupten oder an der Donau Front zu machen. Doch selbst wenn dies gelang, war wenig gewonnen. In Rumänien schwelte Aufruhr, und im Innern Österreichs bereitete sich sichtbar der Abfall aller Völker vom Hause Habsburg vor — die Revolution stand vor der Tür.

In dieser tragischen Stunde triumphierte zum letztenmal der kriegerische Wille über die politische Betrachtung. Noch einmal forderten die feindselig auftretenden Ereignisse die Entschlußkraft der deutschen Feldherren heraus, noch einmal taten sie, was sie immer getan hatten, taten mit fester Hand den rasch erfaßten Gegenzug und lenkten Verstärkungen an die brechende Südfront, um dem Unheil zu steuern. Noch einmal bedienten sie sich der inneren Linien und sandten Division auf Division in die Ferne, während um sie her der Feind zum Angriff schritt.

Das Alpenkorps, das im Rahmen der 2. Armee vor Cambrai kämpfte, wurde noch heiß von der Schlacht nach Nisch geschleudert, die 217. Division, die in Sebastopol lag, wurde nach Sofia geworfen, zwei Ostdivisionen, die schon auf dem Wege nach dem Westen waren, wurden nach Süden abgedreht und eilten nach Kragujevac. General v. Arz wurde aufgefordert, das Seine zu tun, und auch er griff noch einmal in die Zügel, lenkte 2 Divisionen, die im Begriff waren, von der Piave nach Frankreich zu rücken, im Einverständnis mit Ludendorff nach Serbien ab und rief eine Division aus der Ukraine an die Donau. Sieben Divisionen eilten von den Säumen des unaufgelösten Dreifrontenkrieges an die aufgesprungene Stelle: Der letzte Aufmarsch begann.

Dieser Aufmarsch in extremis fraß Ludendorffs letzte Reserven. Die deutsche Westfront wurde im Augenblick der größten Krisis um 5 Divisionen geschwächt. Vom Rückenwind ausgekältet, der durch die gebrochene Lücke pfiff, vom Feind bedrängt, der nun aus der Gegenoffensive zum Angriffsfeldzug mit operativen Zielen überging und auf allen Hörnern Hallali blies, kämpfte sie, der letzten Hoffnung bar, fortan um Zusammenhalt und Sicherung des Rückzuges auf die Maas und die Heimatgrenze.

Die Offensive der Alliierten und das Ende des Zweibundes

Die Schlachtenfolge vom 25. September bis 4. Oktober 1918

Am 25. September eröffnete Marschall Foch den letzten Angriffsfeldzug. Er griff die deutsche Front zwischen Dixmuiden und La Fère und zwischen Reims und Verdun an und hob den alten, auf dem Grunde der großen Offensiven der Entente schlummernden Gedanken, die deutschen Armeen im Doppelangriff von Westen nach Osten und von Süden nach Norden zu durchbrechen und im belgischen Scheldegrund zu vernichten, noch einmal ans Licht. Foch hatte drei mächtige Kampfgruppen gebildet, die in Staffeln angriffen. Auf dem rechten Flügel, zwischen Toul und Reims traten zwei amerikanische Armeen und die französische 4. Armee an. General Bullard marschierte zwischen Toul und Verdun auf und wartete in der Kulisse auf seine Angriffsstunde. General Liggett griff nördlich von Verdun an und führte seine Divisionen zum Sturm auf die Forgeslinie und den Argonnenwald, Gouraud griff mit verstärktem rechten Flügel bei Massiges, Tahure und Aubérive an und suchte die Dormoiselinie zu durchbrechen. Im Zentrum gingen die Engländer vor, die die 3. Armee gegen Le Catelet und die 1. Armee gegen Cambrai in Bewegung setzten, um die Siegfriedstellung zu durchbrechen. Auf dem linken Flügel in Flandern traten die Belgier, die Armee Plumer und die von der Vesle dorthin entsandte Armee Dégoutte unter dem Oberbefehl des Königs der Belgier an, um die Linie Menin—Houthulst zu durchbrechen und auf Gent zu marschieren. Gent, Maubeuge und Charleville waren die strategischen Ziele dieser mit neuen Kampfmitteln unternommenen, vom letzten überwältigenden Schwung getragenen Offensive.

Das deutsche Heer wußte, was ihm drohte, als die verbündeten Heere Belgiens, des britischen Weltreiches, der französischen Republik und der Vereinigten Staaten zur Durchbruchsschlacht antraten. Ludendorff hatte versucht, allen Gefahren eines Durchbruchs zu begegnen. Als Fochs Gegenoffensive die 17., 2. und 18. Armee in den letzten Tagen des August gezwungen hatten, auf die Siegfriedstellung zurückzuweichen, befahl die Heeresleitung, hinter der Kampfzone neue, rückwärtige Stellungen auszuheben. Ludendorff zeichnete die Hermannstellung in die Karte ein, indem er eine Linie von der holländischen Grenze östlich Brügge am Eeclookanal südwärts zur Lys und an der Lys aufwärts bis in die Gegend von Kortrik zog und sie vom Oberlauf der Schelde nach Valenciennes—Solesmes—Le Cateau und Guise führte. Die Hermannstellung traf zwischen Guise und Marle auf die letzte

vorbereitete Linie, die noch von früher her bestand. Das war die Hunding-Brunhildstellung, die hinter der Aisne-Champagnefront von Marle über Sissonne nach Rethel lief und vom Aisneknie zur Maas führte. Aber es fehlte an Menschen und Gerät, diese Linien fertigzustellen, zu bemannen und zu bestücken. Das deutsche Heer schlug seine letzten Schlachten in flüchtig befestigten Stellungen auf offenem Felde. Es zählte um diese Zeit im ganzen noch 217 Divisionen, von denen 186 im Westen fochten. Nicht weniger als 22 Divisionen waren im August aufgelöst worden, und die Zahl der kampffrischen Reserven war auf 14 Divisionen gesunken. Die Verbände waren zusammengeschrumpft. Einzelne Divisionen stellten noch 2000 Feuergewehre, es gab sogar Verbände, die kaum noch 1000 Streitbare zählten. Das Heer verblutete und verdorrte zugleich. Der Ersatz aus der Heimat war versiegt, die Depots der Etappe begannen sich zu leeren, viele Tausende von Urlaubern fanden den Weg nicht mehr zur Front, und die Kämpfe forderten zahlreiche Vermißte, denn der Wille, bis zum Tod zu fechten, wenn der Feind an dieser oder jener Stelle in die dünnen Linien gebrochen war, begann der Ergebung in das drohende Schicksal Platz zu machen. Trotzdem lebte in diesem sterbenden Heere noch der Geist unbesiegten Heldentums und treuester Pflichterfüllung. So sei als eines Beispiels auch jenes Leutnants Jünger vom 73. Füsilierregiment gedacht, der als Kriegsfreiwilliger ins Heer getreten war, im Grabenkrieg zum Leutnant vorrückte, sechsmal verwundet wurde, stets wieder zu seinem Regiment zurückkehrte, und, am 24. August bei Marquion durch die Brust geschossen, sich der Aufforderung zur Ergebung widersetzte, um sich mit den Letzten seines Zuges durch Freund und Feind zu den Seinen durchzuschlagen.

Auch der Gegner litt unter Menschenmangel. England hatte schon im Mai 10 Divisionen aufgelöst, und hinter der französischen Front wimmelte es von saumseligen Urlaubern, aber der Amerikaner füllte die Lücken. „General Tank“ und die Hoffnung auf den Endsieg, dessen Etappen sich an den Ufern der Marne, der Piave und auf der Moglena Planina und in Judäa abzeichneten, riefen die Kräfte der Westmächte zur Offensive und setzten Marschall Foch instand, den Angriff am 26. September abermals mit Übermacht an Menschen und Maschinen zu eröffnen. Die Überzeugung, daß die Deutschen nicht nur in die Unterlegenheit gedrängt worden waren, sondern auch völliger Vereinsamung im Felde entgegengingen und den fortgesetzten Angriffen nicht länger widerstehen konnten, stärkte den Heeren der Entente den Mut zum allgemeinen Angriff auf den gefürchteten Feind. Und dennoch lag eine gewisse Mattigkeit über allem, was da litt und stritt, nur der Amerikaner ging noch mit unbekümmerter Frische in die Schlacht, die sich vom 26. September 1918 aus Zwischenkämpfen zur Höhe einer entscheidend gedachten, 7 alliierte und 5 deutsche Armeen in unmittelbare Bewegung setzenden Ringens erhob.

Der Angriff Fochs begann am Abend des 25. September mit der Beschießung der Linie Forges—Malancourt—Vauquois—Ville-sur-Tourbe—Massiges—Aubérive. Als der 26. September graute, brachen Liggetts und Gourauds Divisionen mit verstärkten inneren Flügeln in die Stellungen der Armeen Gallwitz und Einem und wälzten die dünnen Linien der 5. und der 3. Armee ein Stück weit nach Norden. Der rechte Flügel der Amerikaner überschritt den Forgesbach, nahm Gercourt, Montfaucon und Vauquois und erreichte am Abend Dannevoux und die Höhen nördlich von Montfaucon. Hier staute sich der Angriff, der die Nordargonnen von Osten zu umfassen und die Maasbrücken zu gewinnen trachtete, im Feuer des Verteidigers. Die Deutschen behaupteten Varennes, sahen aber die Straße Varennes—Dannevoux unterbrochen. Die Franzosen rannten am Westsaum der Argonnen und an den Stichstraßen der Champagne an, traten in die Spuren der alten Champagneschlachten und suchten mit Panzerwagen, weißer und farbiger Infanterie und amerikanischen Hilfstruppen im Gewaltstoß das Dormoisetal aufzureißen und Vouziers zu erreichen, um die Argonnen von Westen zu umfassen, die Linie Varennes—Vouziers zu Fall zu bringen und das deutsche Zentrum zu durchbrechen. Die 3. Armee empfing den Angriff in beweglicher Tiefengliederung und brach ihm nach heftigem Ringen schon an der Dormoise die Spitze ab. Blutend sank Gouraud an den Hügeln von Gratreuil nieder.

Am Tage darauf erneuerten Gouraud und Liggett die Schlacht. Die Amerikaner wälzten den Verteidiger in zähen, von Gegenstößen zerklüfteten Angriffen an der Maas bis zur Brücke von Brieulles und am Waldrand bis Exermont zurück und nahmen Charpentry, Very, Epinonville, Ivoiry und Septsarges, die Franzosen gewannen die Hügel von Gratreuil, nahmen Bouconville und überschritten die Bahnlinie Challerange—Somme-Py. Die Deutschen gingen fechtend gegen die Aisne zurück und richteten zwischen St. Marie-à-Py und Aubérive heftige Gegenstöße gegen die linke Flanke des französischen Angriffsflügels, die sich am 28. September zu großen Gegenangriffen bereitgestellter Reserven auf die Linie Challerange—Maure—Somme-Py auswuchsen und Gouraud wiederum an die Stelle hefteten. Schwere Regengüsse und tiefstreichendes Gewölk verfinsterten die Schlacht und zwangen die zahllosen Flieger amerikanischer und französischer Geschwader von der Bekämpfung der deutschen Infanterie und der Zerstörung der rückwärtigen Verbindungen der 3. und 5. Armee abzulassen und in ihre Hallen zurückzukehren. Am Abend des 30. September erstarrte die Schlacht zwischen der Maas und den Champagnehügeln in der Linie Brieulles—Apremont—Binarville—Bouconville—Marvaux—St. Marie-à-Py—Aubérive. Die Umfassung der Nordargonnen war eingeleitet, aber die Durchbrechung der Champagnefront abermals mißglückt.

Unterdessen war der linke Flügel der gegen Osten aufgestellten Angriffsgruppen Fochs zum Sturm angetreten, um auf Cambrai und Roulers durchzubrechen. Die Armeen Byng und Horne griffen zuerst an und brachen am 27. September — als Ludendorffs Reserven vom Donner der Argonnenschlacht angezogen wurden — in die Stellungen der 2. und 17. Armee ein. Byngs rechter Flügel war durch Amerikaner verstärkt worden, die gegen Le Catelet vorgingen und unter schweren Verlusten in die erste Zone Marwitzens eindrangen. Im Zentrum Byngs fochten englische Garden, Marinetruppen und Kanadier, die Flésquières, Bourlon und Marquion eroberten. Below wehrte sich, bis General Godley Hornes linken Flügel am Sensèebach und am Nordufer der Scarpe zum Flankenstoß vorführte und mit Tanks in seine Reihen brach. Am 28. September stießen die Kanadier über Haynecourt vor und legten die Hand auf die Straße Cambrai—Douai. Marwitz verlor Marcoing und wich fechtend über den Scheldekanal. Aber keiner dieser Einbrüche gedieh zu einer Durchbrechung der deutschen Front. Auch hier beugte der Verteidiger sich nicht verzagend unter den Willen des Gegners, sondern rang Brust an Brust mit der Übermacht und gab dem Feinde nur schrittweise Raum. Er stieß ihn sogar von Arleux, von Villers-Guislain und von Achèncheul wieder zurück, konnte aber nicht mehr genügende Kräfte ballen, um ihn zu schlagen. Am Abend des 30. September lief die Kampflinie vom Westrand von Cambrai über Masnières und Le Catelet nach Belleéglise und umschloß St. Quentin, das nun von Norden, Westen und Süden umfaßt war.

Während Horne und Byng sich Cambrais zu bemächtigen suchten und die Armeen Rawlinson, Debeney und Humbert sich im Schatten der neuen Schlacht an St. Quentin und La Fère heranschoben, griff Fochs Nordgruppe unter dem Oberbefehle König Alberts die 4. Armee an.

König Albert schritt zwei Tage nach Gouraud und Liggett und einen Tag nach Horne und Byng zum Sturm. Am 28. September hallten die flandrischen Höhen im Umkreis von Ypern und Armentières vom Lärm der letzten großen Schlacht um die alten Kampfstätten Dixmuiden, Houthulster Wald, Paschendaele, Gheluvelt, Zonnebeke, Wytschaete und Messines. Belgier und Franzosen griffen die Linie Dixmuiden—Paschendaele an, und Plumer warf sich auf die Kraterlandschaft von Messines-Wytschaete. Sixt v. Armin verfügte nicht mehr über die Kräfte, die im Jahre 1917 den Ansturm des britischen Heeres gebrochen hatten. Er konnte den drei feindlichen Armeen im Laufe der Schlacht, die sich bis 17. Oktober hinzog, kaum 25 abgezehrte Divisionen entgegenwerfen und war arm geworden an Geschütz. Auch die Elemente waren ihm feindlich gesinnt. Das Marinekorps Schröder, die Korps Böckmann, Marschall und Gabain sahen sich am 28. September von doppeltem Orkan getroffen. Ein schwerer Regensturm tobte in den Lüften und zerriß die Verbindungen, und belgisch-französisch-

englische Infanteriestürme rüttelten an den zerschossenen Verschanzungen. Auf der Höhe von Nieuport kreuzten britische Kriegsschiffe und feuerten in Schröders Flanke. Der Ansturm des belgisch-französischen Flügels brach tief in die deutschen Linien und wälzte den Verteidiger in zwei Schlachttagen über die flandrische Höhenwelle zurück. Belgier und Franzosen nahmen Dixmuiden, Zarren, Stadenberg, Westroosebeke und Moorsleede und drangen in den Houthulster Wald. Der Engländer eroberte die Höhenkante Messines–Wytschaete, drang in den Ploegsteerter Wald und überschritt den Douvegrund. Die Deutschen kämpften um verstummte Batterien geballt, in zerfallenen Maschinengewehrnestern und im Schutze eingesunkener alter Tanks, bis die Masse sie verschlang. Armin wich und setzte sich dicht vor Roulers und Menin.

Als Foch am 30. September die Lage überblickte, erkannte er, daß seine Operation abermals in einer Parallelschlacht steckengeblieben war, aber diese hatte ihm ansehnlichen Gewinn gebracht und den Feind aufs neue geschwächt. Er bot daher alle Kräfte auf, um das deutsche Heer nicht zur Ruhe kommen zu lassen und seinen Widerstand in neuen Schlachten zu brechen. Da die Deutschen keinen Ersatz aus der Heimat erhielten und die Divisionen, die im Osten standen und die Kontingente, die nach Serbien gesandt worden waren, aus der Entscheidung fielen, sank die Feldstärke der Deutschen von Tag zu Tag. Foch brauchte nicht mehr zu sparen. Er verfügte am 1. Oktober bereits über 2 Millionen Amerikaner, die weder durch Frachtraummot noch durch U-Bootangriffe verhindert worden waren, in Frankreich zu landen. Er verzichtete daher auf die Ansammlung einer strategischen Reserve, entblößte Paris und warf alles in die Schlacht. Am 1. Oktober kämpften zwischen der Maas und dem Ärmelkanal 14 alliierte Armeen in einer Front. Am äußersten rechten Angriffsflügel zwischen der Mosel und dem Oberlauf der Aisne standen zwei amerikanische Armeen unter den Befehlen der Generale Bullard und Liggett. Zwischen den Argonnen und der Oise fochten die französischen Armeen Gouraud, Guillaumat und Mangin, vor La Fère und St. Quentin kämpften Humbert und Debeney, zwischen dem Omignonbach und der Lys griffen die englischen Armeen Rawlinson, Byng, Horne und Birdwood an, und in Flandern standen Plumers Engländer, Degouttes Franzosen und die belgische Armee im Kampf. Aber diese Heeresmasse rückte nicht mit lohender Begeisterung in die Schlacht, schritt nicht leichten Herzens über das von den Deutschen aufgegebene Gelände, kämpfte nicht ohne Scheu vor Verlusten, sondern focht vorsichtig und schwerfällig und mußte durch anfeuernde, spornende, beschwörende Tagesbefehle des Generalissimus zur Fortsetzung der Schlacht und zum Nachdrücken angehalten werden. Selbst die Amerikaner, die im September noch sorglos ins Feuer gerannt waren, duckten sich jetzt, wenn die deutschen Maschinengewehre Feuer sprühten.

Am 1. Oktober brannte die Schlacht von der Maas bis zur Lys in hellen Flammen auf. Da Gouraud in der Champagne nicht vorwärts kam, sandte Foch ihm Amerikaner zu Hilfe, um die Höhen von Moronvillers anzugreifen. Am stärksten wirkte Fochs Druck zwischen St. Quentin und Houthulst. Die Deutschen verloren am 2. Oktober das umfaßte St. Quentin, am 3. Oktober Armentières und Lens und wurden aus Le Catelet geworfen. Auch Armin geriet ins Gleiten. Er suchte den Angriff durch verzweifelte Gegenangriffe bei Gheluvelt, an der Nahtstelle der französisch-englischen Front aufzuhalten und wich unter schweren Verlusten auf Roulers und Menin, behauptete sich aber noch am Yserkanal nördlich von Dixmuiden und bot dem Flankenfeuer des britischen Geschwaders auf den Dünen von Nieuport und Mariakerke Trotz. Als die 4. Armee auf Menin wich, gab die 6. Armee die Lysniederung auf und begann sich von Armentières gegen Osten zurückzuziehen. Lille rückte in die Kampfsphäre. Der Einbruch König Alberts in die Reihen der 4. Armee gipfelte am 1. Oktober vor den Westtoren von Roulers und vor den Nordzugängen von Menin. Hier bot ihm Armin in einer vorbereiteten Stellung aufs neue Halt.

Als die von Foch angegriffenen Flügelarmeen der zwischen der Maas und dem Ärmelkanal kämpfenden deutschen Hauptmacht zurückgedrängt wurden, sah sich das nicht unmittelbar in die Schlacht verwickelte Zentrum genötigt, seine Front zu berichtigen. Kronprinz Wilhelm beschloß die Ecke von Laffaux zu räumen und dann von der Vesle hinter die Aisne zurückzugehen, aber zunächst vor Reims, auf den Champagnehügeln, auf dem Chemin des Dames und auf dem Massiv von St. Gobain noch stehen zu bleiben. Das geschah, ohne daß der Feind die Bewegung zur Absprengung zurückgehender Staffeln hätte benützen können.

Der Versuch Fochs, die Deutschen in eine Umfassungsschlacht zu verwickeln, die auf ein Eindrücken der angegriffenen Flügel ausging, und in der Champagne zugleich einen Durchbruch der deutschen Gesamtfront erstrebte, mündete am 1. Oktober schon beim letzten Anprall in eine riesige Parallelschlacht. Die deutsche Front wurde abermals zum Rückzug gezwungen, aber wiederum nicht durchbrochen. Das deutsche Heer ließ Gelände, Gefangene, Gerät und Geschütz in Feindes Hand, wußte, daß es nicht mehr siegen, kaum noch fechtend sich behaupten konnte, löste aber seine Reihen mitnichten und wandte dem Feind nirgends den Rücken, sondern wich mit vorgestreckten Spießen hinter sich und kämpfte sich mühsam durch eine einzige, endlose, vom Feind durch kurze Atempausen unterbrochene Schlacht hindurch, in der es sich verzehrte, ohne sich besiegt zu bekennen. Als Gouraud und Guillaumat an der Suippes und der Aisne immer heftiger stürmten und die Armeen Mudra und Einem zu viel opfern mußten, um die bröckelnde Front auf den Hügeln im Umkreis von Reims und vor dem Alingrund nördlich von Somme-Py zu behaupten, brach der Deutsche Kronprinz

den Kampf ab und ging fechtend in die Brunhild-Stellung zurück. Ungedrängt, kaum gefolgt, vollzogen die 3. und die 1. Armee den Rückzug in die neue Kampflinie. Wo Nachhuten Front machten und dem Gegner die Stirn boten, prallten Franzosen und Amerikaner heftig auf. Während die Armeen des Kronprinzen Wilhelm langsam zurückgingen, begann Kronprinz Rupprecht den Scheldebogen zwischen Grèvecoeur und Le Catelet zu räumen, wo der Brite am heftigsten drängte. Als Rawlinson und Debeney sich nach der Einnahme St. Quentins und Le Catelets zu einem großen Angriff auf die Schelde bereitstellten und nach heftiger Beschießung der deutschen Gräben über Beaurevoir und Rorcourt vorbrachen, stießen sie ins Leere. Auch die Offensive der Heeresgruppe des Königs der Belgier kam am 4. Oktober vor Roulers und Menin zum Stehen.

Der Vorhang fiel.

Deutschlands Verzicht auf den Krieg

Der allgemeine Rückzug aus der Siegfriedstellung und den anschließenden alten Linien war rascher nötig geworden, als die deutsche Heeresleitung gedacht hatte, aber er vollzog sich befehlsgemäß in voller Ruhe und mit geordneten Verbänden und glich mehr als irgendeiner dieses Krieges dem „Abgehen eines verwundeten Löwen". Doch der Löwe war zu Tode wund; seine Pranken vermochten keine starken Schläge mehr auszuteilen. Er ging ruhig, gemessen ab, aber er suchte vergebens eine vorbereitete Stätte, das müde Haupt zu betten und, das Auge feindwärts gewendet, den Feind durch eine starke Drohgebärde zu bannen.

Ludendorff, der durch den Einsturz der Orientfronten und durch die Notwendigkeit 5 Divisionen nach Serbien zu entsenden, tief getroffen worden war, sah sich vor die Möglichkeit einer Katastrophe gestellt und glaubte das Ende nahe. Die Einbrüche in die Siegfriedstellung und die Bedrohung der neuen Linien, die nur noch durch die Kanäle zwischen der Lys und der Oise geschützt wurden, waren zwar durch die Zurücknahme der Front um die unmittelbare strategische Auswirkung gebracht worden, aber die Hermannstellung und die Hundingstellung waren schwächer als die aufgegebenen Stellungen, und die Maaslinie stand erst auf dem Papier. Sie war weder bestückt noch tankfest, und dahinter lag das von Auflösung bedrohte Etappenland, hinter der Etappe die von revolutionären Zuckungen erfaßte, vom Hunger durchwühlte Heimat.

Ludendorff kam zur Überzeugung, daß die strategische Entwicklung sich weder räumlich noch zeitlich befristen ließ. Die Hiobsposten jagten sich, und die Bemühungen der Regierung, Verhandlungen anzubahnen, ließen warten. Da verlor der gewaltige Willensmensch wohl einen Augenblick die

Fassung. Vier Jahre waren vergangen, seit er in Befehlen sprach und in Entscheidungen dachte, zwei Jahre seit er die Last der Verantwortung für die große Kriegführung trug und zugleich die Politik seines Landes zu meistern suchte, jetzt blieb ihm nichts als die Erkenntnis, daß der Krieg nicht nur verloren war, sondern auch eine Katastrophe im Felde drohte. Als diese Befürchtung in ihm lebendig wurde, verließ ihn die politische Überlegung. Da war er nur Soldat, nur Feldherr, da dachte er, von seinem Temperament hingerissen, nur daran, dem Heer den Rücken zu decken und es vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Er begab sich am 28. September zu Hindenburg und legte dem Feldmarschall die Notwendigkeit dar, den Feinden Frieden und Waffenstillstand anzubieten. Der Chef des Generalstabes empfing seinen Ersten Generalquartiermeister ahnungsvollen Gemütes und machte ihm die Aufgabe leicht. Die beiden Männer begegneten sich in dem Gedanken, den Waffen zu entsagen, wenn der Weltbund der feindlichen Nationen Deutschland einen Frieden gewährte, der das Reich in seinen Grenzen bestehen ließ. Sie waren darauf gefaßt, Frankreich und Belgien zu räumen, dachten aber noch nicht daran, den Osten preiszugeben, wo sie auf Schildwache gegen den Bolschewismus zu stehen glaubten. Als am 29. September die Staatssekretäre Hintze und Graf v. Rödern in Spaa eintrafen, um über die innerpolitische Lage Bericht zu erstatten, entspann sich eine Aussprache von ungeheuerer Tragweite. Hintze und Rödern kamen als Abgesandte einer sterbenden Regierung. Die politische Leitung war Hertlings erlahmenden Fingern entglitten. Man hoffte indes, die drohende Umwälzung durch die Berufung eines parlamentarischen Kabinetts zu beschwören und suchte die Heeresleitung und den Kaiser für diese „Revolution von oben“ zu gewinnen, um dadurch der „Revolution von unten“ zu begegnen. Da Ludendorff gezwungen war, den Regierungsvertretern zu erklären, daß man den Feinden sofort Frieden und Waffenstillstand anbieten müsse, war er nicht mehr in der Lage, dieser Auffassung entgegenzutreten. Seine Erklärung entzog der schwankenden inneren Politik die letzten Stützen, denn diese Politik war auf den Erfolgen im Felde aufgebaut und von Tag zu Tag gefristet worden, um den Waffen Zeit zu lassen, das Schicksal zu wenden. Nun war das große geschichtliche Spiel zu Ende und der Augenblick gekommen, sich dem Mißerfolg zu fügen. Die deutschen Staatsmänner und die deutschen Feldherren warfen die Scherben ihrer Hoffnungen und die Trümmer ihres Glückes auf einen Haufen und suchten das Reich vor dem Zusammenbruch zu bewahren, indem sie dem Kaiser rieten, eine parlamentarische Regierung zu bilden und den Präsidenten der Vereinigten Staaten auf Grund seines Programmes der 14 Punkte um Frieden und Waffenstillstand zu bitten. Der Kaiser nahm die Eröffnung mit fatalistisch anmutender Ruhe entgegen und willigte in alles. Aber damit war wenig getan, denn nun galt es, dem Reichstag und dem Volk

zu eröffnen, daß die Zeit gekommen sei, die Feinde um Frieden und Waffenstillstand anzugehen. Da die innere wie die äußere Politik, sogar die Finanzgebarung von jeher auf den Erfolg im Felde gegründet waren und die trügerische Kriegskarte mit ihren weit über die Grenzen vorgeschobenen Kampflinien immer noch Erfolge spiegelte, die durch den Rückzug im Westen kaum berührt zu werden schienen, wirkte diese Eröffnung wie ein kosmisches Ereignis auf die nicht zur Einsicht in die inneren Zusammenhänge der furchtbaren Lage, sondern nur zur Pflege patriotischer Stimmung erzogenen Gemüter. Die Regierung stand vor einer verzweifelten Lage, denn sie hatte die Zeit vom 14. August bis 29. September verstreichen lassen, ohne Frieden suchend nach außen und aufklärend und stärkend nach innen zu handeln und das Volk zur Rettung aufzurufen.

Unter diesen Umständen traf die Eröffnung, daß der Krieg verloren sei, das Parlament wie ein Donnerschlag. Das Volk aber stand vor einer unfaßbaren Lage. Die Tatsache, daß die Reichsverfassung von Grund auf verändert wurde, als Kaiser Wilhelm der verhüllten Selbstherrschaft entsagte und nachgiebig zum parlamentarischen System überging, um dem Zentrum, der bürgerlichen Linken und der Sozialdemokratie die Regierung zu überlassen, bedeutete dem deutschen Volke in einem Augenblick nichts, der alle militärischen Hoffnungen und die mit ungezählten Opfern erkauften Illusionen über den Ausgang des großen Krieges zerstörte. Die Tatsache, daß der Krieg verloren war, an dessen Verlust man nicht glauben konnte, weil man vier Jahre lang einer Welt von Feinden getrotzt und vieler Herren Länder erobert hatte, und die Erkenntnis, daß der Krieg, der „weit draußen" wie ein außerhalb der politischen Sphäre stehendes Phänomen vom Heere geführt wurde, überhaupt verloren gehen konnte, trafen das deutsche Volk im Innersten und raubten ihm das schwer geschädigte seelische Gleichgewicht und die politische Fassung. Daraus erwuchsen unheilvolle Folgen. Man verzweifelte daran, daß dieses Friedensangebot dazu dienen könnte, die Widerstandskraft zu beleben und daß demütigende Forderungen von der Schwelle gewiesen werden könnten, man wagte das Angebot nicht mehr als Waffe im Kriege und zur Sicherung eines erträglichen Ausgangs zu betrachten, sondern erblickte darin eine unabänderliche Tatsache, der man sich fügen mußte, wie immer auch die Bedingungen des Feindes lauten mochten. Der Sturz war zu tief, der Aufschlag zu hart und die Einsicht in die strategischen und politischen Zusammenhänge zu gering, um das Land, das am 4. August 1914 „wie eine Pulvermine aufgebrannt" war, im Augenblick des Erliegens zu letzter Tat aufzureißen. Die militärische Enttäuschung wirkte nach innen und raubte der parlamentarischen Regierung, die sechs Monate zu spät berufen wurde, die also nicht vor, sondern nach dem Ausspielen und dem Verlust der letzten militärischen Karte die Plattform betrat, die Möglichkeit, sich gegen die „Revolution von unten" zu behaupten und eine starke äußere Politik zu treiben.

Man trug sich am 1. Oktober in Berlin und Spaa zwar noch mit der Hoffnung, den drohenden Umsturz zu beschwören, aber die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten.

Am 3. Oktober wurde Prinz Max von Baden, ein Fürst von liberalen Anschauungen, der sich die Forderung nach inneren Freiheiten zu eigen gemacht hatte, als Vertrauensmann der parlamentarischen Mehrheit zum Reichskanzler und zum preußischen Minister des Auswärtigen ernannt. Er versammelte die Zentrumsführer Trimborn, Gröber und Erzberger, den Liberalen Friedberg, die Demokraten Payer und Haußmann und die Sozialdemokraten Scheidemann, Noske und David in seinem Kabinett und vertraute das Staatssekretariat des Auswärtigen dem Kolonialminister Solf an. Die Aufgabe dieses letzten Kriegskabinetts war, dem Volke den Frieden zu bringen.

Deutschlands Friedensgesuch und Woodrow Wilson

Als der Prinz vor den Reichstag trat, um die neue Staatsordnung zu verkünden, rückten die Alliierten vor der Hundingstellung und im Scheldebogen zusammen, um die Entscheidungsschlacht fortzusetzen, die aufs neue im frontalen Abringen der Kräfte erstarrt war.

Als Fochs Armeen zu dieser zweiten großen Umfassungsschlacht antraten, bereit, sie wiederum als Parallelschlacht auszukämpfen, wenn es auch diesmal nicht gelingen sollte, die Flügel des angegriffenen Heeres einzudrücken, war Deutschlands Gesuch um Frieden und Waffenstillstand schon in die Welt gegangen. Die deutsche Staatsleitung hatte sich an den Präsidenten der Vereinigten Staaten gewendet und Wilson am 5. Oktober durch die Vermittlung des schweizerischen Bundesrates ersucht, die Herstellung des Friedens an die Hand zu nehmen. Deutschland erklärte in diesem Schriftstück, daß es die von Wilson aufgestellten Friedensbedingungen, vornehmlich die in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 umschriebenen 14 Leitsätze als Grundlage der Friedensverhandlungen annehme, und ersuchte den Präsidenten, den Abschluß eines Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen, um dem Blutvergießen ein Ende zu bereiten. Die österreichisch-ungarische und die türkische Regierung taten entsprechende Schritte.

Unter dem Eindruck dieser erschütternden Botschaft trat das deutsche Heer am 8. Oktober in die Schlacht, die Marschall Foch nun mit ganzem Herzen suchte, um einen großen Schlachterfolg an seine Fahnen zu knüpfen, dem friedensuchenden Gegner das Schwert aus der Hand zu schlagen und ihm dadurch die materielle Grundlage der Verhandlungen unter den Füßen wegzuziehen.

Woodrow Wilson erwiderte der deutschen Regierung an dem Tage, da Foch die Deutschen wiederum mit 14 Armeen angriff, daß er auf das Ansuchen nicht antworten könne, ohne sich des genauen Sinnes der Note des Reichskanzlers zu versichern, und fragte, ob die deutsche Regierung die Bedingungen annehme, die in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar und in den folgenden Botschaften niedergelegt seien, so daß man sich nur noch über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen hätte, und erklärte, daß er mit seinen Alliierten nicht von einem Waffenstillstand reden könne, so lange die Deutschen noch auf deren Boden ständen, und fragte schließlich noch, ob der Kanzler nur für diejenigen Gewalten des Reiches spräche, die bisher den Krieg geführt hätten. Der Präsident der Vereinigten Staaten brachte die deutsche Regierung durch diese spitzfindigen Fragen um die Plattform, von der aus sie ihre Vorschläge hatte ergehen lassen, und legte ihr Antworten in den Mund, die ihre Sache verschlechterten. Er trat eigentlich schon in die Unterhandlungen ein, indem er dem Reichskanzler nahelegte, die 14 Punkte nicht nur als Grundlage der Verhandlungen zu betrachten, sondern sie auch für sich anzunehmen und auszuführen, und benutzte das Waffenstillstandsangebot, um die deutsche Kriegführung von der strategischen Plattform zu verdrängen, die Deutschland gestattete, den Krieg noch monatelang fortzusetzen und von den Grenzen des Reiches fernzuhalten. Machte die deutsche Regierung diese beiden Gesichtspunkte zu den ihrigen, so verzichtete sie nicht nur von vornherein auf Elsaß-Lothringen und die von Polen beanspruchten Gebiete des Ostens, sondern sie war auch gezwungen, den Befehl zur Räumung aller im Kriege besetzten Gebiete zu erteilen.

Das Kabinett Max besaß nicht mehr die Kraft, die Auslegung Wilsons zurückzuweisen oder Gegenbedingungen geltend zu machen. Das müde, ausgehungerte, von allen Illusionen verlassene deutsche Volk erhob seine Stimme nicht, um dem Kabinett den Rücken zu stärken, und fand keine Führer mehr zum geistigen Kampf. Auch sein kriegerischer Wille lag zerbrochen. Es konnte die furchtbare Erschütterung, die der Antrag der Heeresleitung auf Einleitung von Friedensverhandlungen und das Gesuch um Waffenstillstand ausgelöst hatte, nicht mehr überwinden. Der Samen der Revolution, der seit den Sommertagen des Jahres 1917 ins Land geweht worden war, begann ans Licht zu steigen. Das auf wankender Grundlage errichtete Kabinett des Prinzen Max sah sich daher gezwungen, dem Kasuisten im Weißen Hause auf der vorgezeichneten Bahn zu folgen, und gestaltete die Antworten nach seinen Wünschen. Zwar gelang es Solf in der Erwiderung, die am 12. Oktober nach Washington ging, den Satz einzuflechten, die deutsche Regierung nehme an, daß auch die mit den Vereinigten Staaten alliierten Mächte sich auf den Boden der Kundgebungen Wilsons stellten, aber diese Saite gab nur schwachen Klang. Wilson nützte den errungenen Vorteil rücksichtslos

aus und entgegnete am 12. Oktober, daß die Räumung der besetzten Gebiete und die Bedingungen des Waffenstillstandes dem Ermessen der militärischen Ratgeber der Alliierten überlassen werden müßten, daß die Vereinigten Staaten keine Vereinbarung annähmen, die nicht völlig befriedigende Sicherheit und Bürgschaften für die Aufrechterhaltung der militärischen Überlegenheit der alliierten Armeen vorsähen, und verlangte in verhüllter Form die Einstellung des U-Bootkrieges.

Am Tage, da diese neuen Forderungen ergingen, stand die Orientarmee der Alliierten in der Linie Prizren—Mitrowitza—Pristina—Prokuplje—Nisch drohend in Österreichs Südflanke, das Heer des Marschalls Foch aber lag noch in schwerem Kampf um die Hermann- und Hundingstellung und die Ausgänge der Nordargonnen verstrickt.

Wilson war ohne Zweifel vom interalliierten Kriegsrat unterrichtet worden, daß das deutsche Heer ungebrochen standhalte und daß man ihm keine Zeit gewähren dürfe, sich zu erholen. Wurde eine Waffenruhe vereinbart, die den deutschen Armeen gestattete, Atem zu schöpfen, sich zu erholen, zu ordnen und eine neue Phalanx zu bilden, so konnte der Deutsche den Endkampf unter günstigeren Bedingungen erneuern und den Widerstand noch lange fortsetzen. Ja, die Gefahr war sogar eine doppelte. Während die Deutschen Kraft gewannen, verloren die Alliierten den mühsam bewahrten Schwung des Angriffs und waren vielleicht schwer zu bewegen, die Waffen wieder aufzunehmen und den Feind völlig niederzuringen, wenn der Waffenstillstand gekündigt wurde.

Ohne Zweifel haben solche Erwägungen das Hauptquartier Fochs beschäftigt und die Alliierten veranlaßt, die Angriffe ohne Unterbrechung fortzusetzen, und haben zugleich Wilson bewogen, das Zwiegespräch mit dem Kabinett Max zur diplomatischen Offensive zu gestalten. Wie verhielt sich in diesen dunklen Stunden das deutsche Volk? Wußte es, daß das Heer jetzt den Diplomaten Zeit und Kraft zur Durchführung der Verhandlungen erstreiten mußte? Wußte es, daß es dem Heere zu diesem Zweck den Rücken stärken mußte? War es noch fähig, dies zu tun? Die Beantwortung dieser Fragen verliert sich heute noch in dem hallenden Streit um die geschichtlichen Vorgänge, die sich damals in den Räumen der deutschen Heeresleitung zu Spaa, in den Amtsstuben der Berliner Regierung und in Gestalt sich jagender Besprechungen, Ferngespräche, Parteiberatungen und revolutionärer Geheimsitzungen abspielten und die der Entwirrung spotten.

Es ist nicht unsere Aufgabe, in das wirbelnde Chaos dieser Vorgänge zu tauchen und die politische Geschichte der letzten Tage des Weltkrieges zu schreiben. Dies um so weniger, da die ebenso wichtigen und nicht minder verwickelten diplomatischen Vorgänge, die damals in Washington, London, Paris und Rom spielten, und die Unterhandlungen, die zwischen den einzelnen Alliierten gepflogen wurden, noch völlig im Dunkel liegen.

Nicht der Leidensgang der deutschen Staatsleitung, sondern der letzte Heldengang des deutschen Heeres fordert die Feder des Geschichtschreibers, der es unternommen hat, die Feldzüge des Weltkrieges zu schildern und ihren Zusammenhängen nachzugehen, um dieses ungeheuere kriegerische Geschehen im Augenblick des Erlebnisses festzuhalten und dergestalt im Gedächtnis zu bewahren.

Die Schlachtenfolge vom 5. bis 19. Oktober 1918

Während Wilson das Kabinett Max entwaffnete, schwiegen die Kanonen mitnichten.

Das deutsche Heer war dem Feinde am 5. Oktober zahlengemäß sehr unterlegen. Es hatte in den Abwehrkämpfen, die es seit dem 18. Juli führte, ungefähr 300 000 Mann an Gefangenen und Tausende von Geschützen eingebüßt, hatte durch fortgesetzte Absplitterung im Hinterland über eine Million Streitbare verloren, erhielt keinen Ersatz mehr und zählte um diese Zeit nur noch 750 000 Kämpfer in der Front. Aber die Kampfkraft des Heeres war, an den Verhältnissen gemessen, immer noch größer als die der Gegner, die ihre Erfolge einzig der Übermacht und der Fülle ihrer Streitmittel verdankten und nur dort in die deutschen Reihen drangen, wo ihnen Hunderte von Sturmwagen und schweres Geschütz die Bahn freischlugen, oder der Verteidiger nicht mehr imstande war, aufspringende Lücken der Schlachtordnung zu schließen.

Während in Berlin um eine neue politische Ordnung gerungen wurde und Prinz Max von Baden auf Ludendorffs Drängen nicht nur das Friedensgesuch, sondern auch das Waffenstillstandsangebot zu Papier brachte, stand das Westheer bei Roulers, zwischen Cambrai und St. Quentin, an der Oise, im Aisnebogen und an der Maas in Vorkämpfen, die sich am 8. Oktober zu einer neuen großen Schlacht verdichteten.

Seit vier Jahren träumte die französische Heeresleitung davon, den Scheitel der deutschen Nordfront abzuquetschen und auf den Flügeln vom Durchbruch zur Operation zu gelangen. Jetzt war die Gelegenheit zur Doppelschlacht so günstig, daß Marschall Foch nicht mehr am Erfolge zweifelte. Er wollte die 2., 17. und 18. Armee der Deutschen zwischen dem Senséebach und der Oise angreifen und in Auflösung auf die Selle werfen, die 1. und 3. Armee an der Aisne, der Suippes und im Alingrund durchbrechen und das Zentrum am Scheitel der abgeflachten, aber noch nicht ausgerichteten Winkelstellung von Mangin auf dem Plateau von St. Gobain und auf dem Chemin des Dames festhalten lassen, bis sich die Zange schloß. Da Ludendorff gezwungen war, die 9. Armee aufzulösen, stand nur noch die 7. Armee im Zentrum der deutschen Schlachtordnung. Sie schien verloren, denn die

doppelseitige Umfassung drohte ihr Verderben, ehe sie über St. Gobain und durch den Ailettegrund auf Laon weichen und der Zange entrinnen konnte. Stieß Mangin beherzt nach — und er war der Mann dazu —, so krach die deutsche Front zwischen Guise und Sissonne vollends auseinander. Auf seiten der Alliierten war alles zu diesem Unternehmen bereit. Mangins Panzerwagen, schwarze Opferdivisionen und amerikanische Sturmkolonnen harrten zwischen Amicy und Laffaux des Augenblicks, sich auf den umfaßten Gegner zu stürzen und ihn nach Laon hineinzuwerfen, und Guillaumats Reservekorps und die Italiener standen an der Vesle aufmarschiert, um den Chemin des Dames von vorn und in der linken Flanke anzugreifen. Gourauds linker Flügel war schon im Besitz der Reimser Nordfront und der Höhen von Moronvillers, die Mudra am 5. Oktober geräumt hatte — jetzt fehlte nur noch ein Sieg Haigs am Scheldekanal und ein Durchbruch Gourauds und Liggetts bei Rethel und Vouziers, dann war die Ernte im Laonnais reif.

Foch trieb zur Schlacht.

Bevor die Regierung des Prinzen Max Wilson auf die Note vom 8. Oktober antworten konnte — und wer wußte, ob der Prinz Wilsons Forderung, die Truppen aus den besetzten Gebieten zurückzuziehen, nicht entschieden ablehnte und die Deutschen nicht in neuaufflammender Begeisterung alles aufboten, das Westheer zu verstärken — mußte die Arbeit getan und die Schlachtentscheidung errungen sein.

Foch suchte, Foch brauchte einen großen Sieg im offenen Felde.

Als der Marschall die Schlacht am 8. Oktober in strömendem Regen eröffnete und die zerstreuten Gefechte in eine große einheitliche Handlung zusammenfaßte, fand er die Deutschen zum Kampf bereit. Ludendorff hatte die Verkürzung der Front benützt, um nicht nur die 9. Armee, sondern auch die Heeresgruppe Böhn aufzulösen, und hatte die Truppen Böhns wieder den Heeresgruppen Rupprecht und Kronprinz Wilhelm zugewiesen. Marwitz, der seit dem 8. August unglücklich gefochten hatte, war an der Spitze der 2. Armee durch Carlowitz ersetzt worden, der besonders an der Ailette mit Auszeichnung gekämpft hatte.

Die Alliierten griffen abermals unter dem Schutze schwersten Artilleriefeuers an und ließen überall ihren Panzerwagen den Vortritt. Pétain führte die Amerikaner und Gourauds Franzosen zwischen der Maas und der Suippes vor, und Haig griff zwischen der Oise und dem Senséebach an. Zwischen Cambrai und St. Quentin, wo schon am 7. Oktober heftig gekämpft worden war, fluteten drei englische und zwei französische, mit Amerikanern durchsetzte Armeen gegen die dünnen Linien der 17., der 2. und der 18. Armee und suchten um jeden Preis durchzubrechen. Unter schweren Verlusten bahnte sich der Brite den Weg und drang zwischen Cambrai und Le Cateau in die deutschen Linien. Der Einbruch gelang, Below und Carlowitz wichen fechtend auf Bohain. In der Frühe des 9. Oktober rückten die Kanadier

in Cambrai ein. Als der Angriff der Engländer das weitmaschige Stellungsnetz bei Rumilly zerriß, schritt der Franzose zum Sturm. Er folgte dem Verteidiger, der sich der Verstrickung entzog und in der Nacht auf den 9. Oktober auf die Tiefenlinie der Selle zurückging, in der Hoffnung ihn zu Paaren zu treiben. Doch als die Armeen Haigs am 9. Oktober aus den Toren Cambrais, Le Catelets und St. Quentins hervorbrachen, um die erschütterten Armeen Belows und Carlowitzens zu überrennen, stießen sie nur noch auf Nachhuten, die sich weder fesseln noch schlagen ließen.

Der Deutsche kämpfte mit verzweifeltem Mut. Bataillonsstäbe und einzelne Offiziere schlugen sich mit treuen Leuten im offenen Gelände zwischen Busch und Baum und brachten die Anläufe geschlossener Divisionen, die von Panzerwagen und Schlachtfliegern beschützt, unterbrochen feuernd, gegen Denain—Le Cateau—Bohain stampften, in Unordnung. Der Angriff verlor zusehends an Kraft. Mühsam kämpfend überschritt Haig bei Busigny die Bahnlinie Cambrai—Bohain und sank am Abend todmüde östlich von Bertry—Busigny—Bohain nieder. Auch am 10. Oktober traf der Angreifer nur auf einzelne fechtende Gruppen, die weit zerstreut im Hügelland und an den Wasserläufen zwischen dem Scheldekanal und der Selle erbitterten Widerstand leisteten und den Verfolger zum Auffahren von Tanks und Artillerie zwangen, ohne deren eisernen Rückhalt die Infanterie der Alliierten nicht mehr fechten wollte. Langsam ausschreitend gewannen die Armeen Haigs an diesem Tage die Linie Solesmes—Le Cateau—Bohain. Als Haig am 11. Oktober den Selleabschnitt angriff, trat ihm der Deutsche mit der Masse der 17., 2. und 18. Armee entgegen und gebot seinem Vormarsch Halt. Haig versuchte, Bresche zu schießen und mit geballten Kräften auf Landrecies durchzubrechen, wurde aber zurückgeschlagen. Vergebens erneuerte er den Versuch am Tage darauf. Es gelang ihm zwar, zwischen Solesmes und Le Cateau einzubrechen, aber kräftige Gegenstöße warfen ihn wieder zurück. Als er am 13. Oktober noch einmal anpackte, blieb der Angriff im Vorfeld liegen. Da ließ er müde vom Streit.

Unterdessen räumten die Deutschen die Wotanstellung und gingen am 11. Oktober hinter Douai zurück. Am 13. Oktober stand die deutsche Front vor den Osttoren Douais, westlich von Landrecies und westlich von Guise ausgerichtet und hielt die Straßen, die mit der Sambre ostwärts gen Maubeuge, mit der Schelde nordwestwärts gen Valenciennes und mit der Scarpe nordostwärts gen Tournai ziehen, verschlossen. Die Alliierten hatten Cambrai erobert und zwischen dem Senséebach und der Oise einen ausladenden Bogen in die deutsche Front getrieben, aber auch diesmal darauf verzichten müssen, die Front zu sprengen und lagen nun vor der Hermannstellung fest.

Während Haig mit Rupprecht rang, lag Pétain mit dem Kronprinzen Wilhelm in schwerer Schlacht verstrickt. Als Pétain angriff, waren die Armeen des Kronprinzen gerade im Begriff, ihre Fronten zu verkürzen.

Trotzdem trug der Angriff der Franzosen keine Verwirrung in ihre Reihen.

Gouraud ging wieder mit verstärktem rechten Flügel im Alingrund vor, während Guillaumat am Unterlauf der Suippes durchzubrechen suchte und Mangin auf der Stelle trat. Nach gewaltigem Feuerschlag, der das Auffahren der Tanks übertönte, brachen französische und amerikanische Divisionen unter dem Schutze der dicht gedrängt fahrenden Sturmwagen und großer Fliegergeschwader in der Champagne zum Angriff vor. Die dünne deutsche Linie wurde an vielen Stellen aufgerissen, aber der Feind verfing sich überall im Feuer der Maschinengewehre, in Riegelstellungen und Einzelkämpfen und sah sich gegen Abend auf der ganzen Front in verwirrende Kämpfe verwickelt. Der Massenangriff war über Zwirnsfäden gestolpert und hängen geblieben.

Der Verlauf des blutigen Tages machte auf die Franzosen so starken Eindruck, daß sie am 9. Oktober nicht mehr zu geschlossenen Angriffen schritten, sondern ruhten und neu aufmarschierten. Als Gouraud und Guillaumat am 10. Oktober den Ansturm erneuerten, hatte der Verteidiger sich dem Angriff entzogen. Einem und Mudra hatten sich nahezu unbemerkt vom Feinde gelöst und den Rückzug auf die Aisne angetreten, um in die Hunding-Brunhildstellung einzurücken. Nachhuten hefteten den Feind an die Stelle.

Um dieselbe Zeit verschwand die 7. Armee aus den Schluchten des Hügellandes von St. Gobain und des Chemin des Dames und ließ Mangin das Nachsehen. Die ganze deutsche Mittelfront, zu deren Umfassung die große Schlacht geschlagen wurde, lag plötzlich verlassen. Von La Fère an der Oise bis Vouziers am Argonnenwald standen die Alliierten vor leeren Gräben. Foch war um die Entscheidungsschlacht betrogen, das große Umfassungsmanöver lag im Keime geknickt.

Haig war zwar im Vorrücken auf die Selle, und Pétain konnte auf der ganzen Linie von St. Gobain bis Challerange zum Angriff schreiten, um dem abziehenden Verteidiger auf die Hacken zu treten und die preisgegebenen Landstriche zu besetzen, aber man konnte die Schlacht nicht mehr zum Austrag bringen, sondern mußte vor einer verkürzten Front hart am ruhenden Feind zu neuer Schlacht aufmarschieren. Die geplante Entscheidungsschlacht war nicht einmal zu einer „bataille ordinaire", geschweige denn zur ersehnten „bataille-opération" geworden, sondern nach dem Einbruch bei Cambrai überall in Einzelkämpfen erstorben, in denen der Deutsche mit ungebrochenem Mut gefochten hatte.

Der deutsche Soldat wußte am 8. Oktober nicht nur, daß der Krieg verloren war, sondern auch, daß Deutschland den Feinden Frieden angeboten hatte und sie um Waffenstillstand ersuchte. Er fühlte sich aber immer noch angegriffen, wehrte sich immer noch mit geschulter Kraft und sah des Kampfes kein Ende. „Zu befehlen gab es nichts mehr", als standhalten und plan-

mäßig ausweichen. Es galt nur, die Fassung nicht zu verlieren und die Reihen stets aufs neue zu schließen, so oft sie auch dem Ansturm der Übermacht zu erliegen drohten. Wie das deutsche Heer damals kämpfte, als in der Heimat schon alles wankte, als die Verfassung des Deutschen Reiches durch Übertragung der wichtigsten Kronrechte auf das Volk von Grund aus umgestaltet wurde und die Staatsgewalt, gleich der Person des obersten Kriegsherrn, im Wirbel des Geschehens untertauchte, davon gebe die Geschichte des Infanterieregiments 75 Kunde, das am 8. Oktober in der Champagne an der Stelle focht, wo Gouraud um jeden Preis durchzubrechen suchte. Wie sich die Sommeschlacht im Heldenkampf der 27. Division und Guillaumat spiegelte, so trete hier der Kampf ungezählter deutscher Regimenter im Ringen des aus Bremen stammenden Regiments 75 vor das Auge des Lesers und zeichne den Charakter der letzten Schlachten.

Das Regiment Bremen focht im Verband der 17. Division, die zusammen mit der 203. Division der 3. Armee die Stichstraße Somme-Py—Attigny verteidigte, an der Gouraud seit dem 26. September Boden zu gewinnen trachtete, um die Tiefenlinie der Suippes und der Retourne von Osten zu umfassen. Als die Franzosen in der Frühe des 8. Oktober zu schießen begannen, stand das Regiment ungefähr 7 Kilometer nördlich von Somme-Py in der Linie Orfeuil—St. Etienne hart westlich der großen Straße; links von ihm lag das Grenadierregiment 189, rechts das Infanterieregiment 3[illegible] in der Front. Das 1. Bataillon der Fünfundsiebziger lag als Kampftruppe am Feind, das 3. Bataillon in Bereitschaft dahinter, das 2. Bataillon bildete die Reserve. Dichtgestaffelt wartete alles auf den Angriff des siegesgewissen Feindes. Um 5 Uhr tönte das Geräusch auffahrender Tanks aus dem Trichtergelände, um 6 Uhr wuchs die Beschießung zum Trommelfeuer, und um 7 Uhr wanderte die Feuerwalze über Wäldchen und Mulden gen Norden, um als Feuerriegel hinter der Front liegen zu bleiben. Zugleich mit dem wandernden Feuer brachen zahlreiche leichte Sturmwagen zu beiden Seiten der Straße aus den Wäldern und zogen Massen französischer und amerikanischer Infanterie hinter sich her. Das Regiment empfing den Angriff mit sechs gelichteten Kompagnien. Er wurde in der Mitte der Front abgeschlagen, überrannte aber die Flügelkompagnien und drang von zwei Seiten gegen die Waldstücke hinter der Mitte des Abschnitts vor, wo die Stäbe des 1. und des 3. Bataillons in den Büschen lagen. Die Flügelkompagnien wehrten sich, bis sie von der Flut verschlungen wurden. Ihre letzten Maschinengewehre hämmerten noch, als der Feind schon tief in ihrem Rücken stand. Das Zentrum, in dem die 3. Kompagnie focht, rollte sich zum Igel zusammen und schlug alle Angriffe ab. Ein schwerer Tank wurde in der ersten Linie mit Handgranaten außer Gefecht gesetzt, ein zweiter, der aus allen Scharten feuernd bis zu den Gefechtsständen der Bataillone durchgebrochen war, wurde durch Maschinengewehrfeuer weidwund geschossen und zur Um-

kehr gezwungen, ein dritter von dem Offiziersstellvertreter Lüdke und Mannschaften der Stäbe angegriffen und mit stürmender Hand genommen. Ein paar Leute der 2. Kompagnie, die sich unter der Führung des Leutnants Staak vom überrannten linken Flügel zum Stab durchgeschlagen hatten, besetzten rasch gef. ßt den eroberten, bewegungsunfähigen Wagen, wendeten das Tankgeschütz gegen den Feind und schossen die Sturmwellen, die durch den aufgegebenen Abschnitt der 2. Kompagnie nach Norden durchzubrechen suchten, auf nächste Entfernung zusammen. Der Feind führte Verstärkungen vor und warf sich nochmals auf die Mitte der zusammengedrückten Stellung, brachte aber die 3. Kompagnie nicht zum Weichen.

Unterdessen traten die Reservekompagnien zum Gegenstoß an. Die 12. Kompagnie brach todesmutig gegen die Tanks vor, wurde aber von den Maschinengewehren der einschwenkenden Panzerwagen in der Flanke gefaßt und im Anlauf aufgerieben. Dagegen gelang es der 11. Kompagnie, den Feind ein Stück zu werfen und die alte Linie der zerschlagenen 4. Kompagnie zu gewinnen. Doch das genügte nicht, die Lage wiederherzustellen, denn am rechten Flügel klaffte eine breite Lücke, durch die der Feind immer tiefer in die Flanke des Regiments einzudringen suchte. Franzosen und Amerikaner schoben sich von Erdwelle zu Erdwelle näher. Schon drohte völlige Umfassung, da gingen die 6. und die 8. Kompagnie unter den Leutnants Renggstorff und Dräger enggeschlossen zum Gegenstoß vor. Die beiden Kompagnien warfen sich im Flankenfeuer, das von zwei Seiten in ihre Reihen fiel, auf den linken Flügel des Angreifers und drängten ihn im Nahkampf zurück. Als Renggstorff verwundet niedersank, raffte Dräger die Überlebenden zusammen und trug den Angriff tiefer in den Feind. Doch der stand schon mit stärkeren Kräften in der rechten Flanke und ließ sich nicht mehr werfen. Der Kampf kam zum Stehen und wurde von „Bremen" mit zurückgebogenen Flügeln ausgefochten.

Als das Regiment am Ende seiner Kraft war und seine letzten Patronen verschoß, erschien das 3. Bataillon des 1. bayerischen Infanterieregiments und entlastete die Hanseaten. Die Bayern traten an den rechten Flügel und schlossen zusammen mit der 11. Kompagnie, mit Drägers letzten Kämpfern und den Trümmern der 5. und der 7. Kompagnie die in der rechten Flanke klaffende Lücke. Auch auf dem linken Flügel traf Hilfe ein. Das 3. Bataillon des Füsilierregiments 90, das gleich den Bayern zum Eingreifen bereitgestanden hatte, warf sich den Amerikanern in den Weg und bildete an der Straße einen Flankenriegel, an dem der Feind vergebens rüttelte. Um die Lage am rechten Flügel vollends herzustellen, trat gegen Abend das 1. Bataillon des Infanterieregiments 159 zum Gegenstoß an und trieb den Feind zusammen mit der 5. und 7. Kompagnie gegen Südwesten zurück, geriet aber in unübersichtlichem Gelände über das Ziel hinaus, lief in das Flankenfeuer versteckt stehender Maschinengewehre und flutete

unter schweren Verlusten zurück. Von der 5. und 7. Kompagnie des 75. Regiments überlebten nur 19 Mann den blutigen Sturm.

Während die Waldstücke und die Wiesengründe zwischen St. Etienne und Orfeuil von 7 Uhr morgens bis 5 Uhr abends von diesen Kämpfen widerhallten, bereitete der Franzose einen neuen großen Angriff vor, um den hartnäckigen Widerstand an der Straße Somme-Py—Attigny zu brechen und in einem zweiten Anlauf sein Tagesziel Semide, 7 Kilometer hinter der deutschen Front, zu erreichen. Das Schicksal des Tages und die Schlachtentscheidung hingen an diesem Durchbruch. Nicht umsonst warteten bei Somme-Py starke Reiterharste mit dem Fuß im Bügel auf das Zeichen zur Verfolgung. Um 7 Uhr abends brachen die frischen französischen und amerikanischen Kräfte unter dem Schutze der Feuerwalze zum entscheidend gedachten Angriff vor und suchten die aufgelockerte Linie Orfeuil—St. Etienne zu durchbrechen und an der Straße Somme Py—Attigny bis zur Linie Semide—Machault durchzustoßen. Eine halbe Stunde lang mühte sich der Angreifer um den Erfolg und warf Welle auf Welle gegen die Stellungen der 17. und der 213. Division, aber alle Anstürme zerschellten an den dünnen Linien. Als die Nacht hereinbrach, ließen die Angreifer vom Streit und begnügten sich mit den paar hundert Quadratmetern teuer erkauften Bodens, auf denen Verwundete und Tote der französischen Infanterieregimenter 346 und 356, des französischen Tankregiments 506 und der amerikanischen 42. Division hingestreckt lagen. Von den 12 Kompagnien des Infanterieregiments „Bremen" aber standen am Abend des 9. Oktober nur noch 5 Offiziere und 119 Mann aufrecht.

In der Nacht löste sich die 3. Armee vom Feinde und ging unbemerkt auf die Tiefenlinie der Retourne zurück. Das Regiment „Bremen" gab zunächst 1700 Meter Raum und ließ Kampfpatrouillen am Feind, die den Angreifer während des ganzen Vormittags des 10. Oktober in Schach hielten und erst plänkelnd wichen, als er am Nachmittag hinter einem neuen Flammenvorhang in dichten Massen zum Angriff vorging. Da zogen sich die Leutnants Edler und Ritter und Unteroffizier Köhler mit ihren Leuten befehlsgemäß auf das Regiment zurück. Als Leutnant Edler schwerverwundet stürzte, trugen seine Getreuen ihn opferwillig aus dem Gefecht.

So focht damals noch die deutsche Heeresfront im verlorenen Krieg auf verlorenem Posten, fochten Stäbe, Offiziere und Leute auf sich gestellt in Schlachten, die von der Lys bis zur Maas klafterten und von den Alliierten mühsam Schritt für Schritt gen Osten und Nordosten gewälzt wurden, ohne daß es Foch geglückt wäre, eine operative Lösung zu finden und dieses verblutende Heer in offener Feldschlacht zu besiegen, in die Flucht zu schlagen und zu vernichten.

Die Schlacht, die Marschall Foch am 8. Oktober entfesselt hatte, führte nur am äußersten rechten Flügel zu Erfolgen, die dem Angreifer strategische

Fernblicke eröffneten. Während die deutsche 3. Armee sich gleich der 1., 7., 18., 2. und 17. Armee der Verwicklung in eine Umfassungsschlacht hatte entziehen können, war die deutsche 5. Armee auf beiden Maasufern von der amerikanischen Armee mit ungeheurer Wucht angegriffen und auf dem rechten Maasufer aus der Linie Ornes—Brabant auf Beaumont—Haumont—Consenvoye zurückgedrängt worden. Am 9. Oktober griff General Liggett mit französischer Unterstützung noch einmal an und rang noch zwei Tage in offener Schlacht, um auf Dun durchzubrechen. Die deutsche 5. Armee, die nur mit den Korps Dieffenbach, Soden und Oven und zwei österreichischen Divisionen im Felde lag, verwehrte dem Angreifer den Durchbruch, verlor aber wertvolles Gelände und wich am rechten Flußufer auf Sivry, am linken auf die Linie Sommerance—Romagne zurück. Liggett erreichte weder Dun noch Grandpré, rückte jedoch den großen Verbindungslinien, die von Luxemburg nach Mézières-Charleville liefen, mit jedem Schritt näher und stand am 12. Oktober nur noch 20 Kilometer von Stenay entfernt, während Gouraud bei Attigny noch über 60 Kilometer von Mézières entfernt war und vor Attigny erst neu aufmarschieren mußte, um die Aisne zu überschreiten und sich den Weg durch die Hundingstellung zu öffnen.

Foch beschloß daher, die Schlacht, die am 12. Oktober in Teilkämpfen erlosch, in erweiterter Gestalt wieder aufzunehmen, die Front zu verbreitern und mit verstärktem rechten Flügel an der Maas und mit verstärktem linken Flügel in Flandern zum Angriff zu schreiten, um endlich dem Zwang der Parallelschlacht zu entrinnen und die Masse des deutschen Heeres in weitgereckter Umklammerung zu erdrücken.

Dieser Plan führte zu einer neuen Schlacht, die von England, Frankreich und Amerika mit Ungeduld erwartet, von Marschall Foch und seinen Generalen mit Eifer gesucht, aber von den Armeen der Entente nur noch unter Überwindung schwerster Ermüdungserscheinungen aufgenommen wurde und am 14. Oktober von der holländischen bis zur lothringischen Grenze in die Erscheinung trat.

Die Deutschen empfingen den Feind in ihren neuen Stellungen zu beweglicher Abwehr gegliedert. Sie wußten, daß sie kämpfen mußten, aber die Spannkraft des Heeres war im Schwinden. Die Etappe war schon in Auflösung begriffen, und aus der Heimat drangen auf unterirdischen Wegen verworrene Gerüchte von der drohenden Revolution, von neuen Volksrechten, von Soldatenräten und von der Verkehrung aller Befehlsverhältnisse zu den Ohren der Soldaten. Das war alles, was die Front noch aus der Heimat vernahm, denn die Feldpost war gesperrt worden, um das Heer vor Ansteckung zu bewahren, und es gab keinen Urlaub, keinen Ersatz und keinen Austausch mehr. Die Front lebte, kämpfte und starb für sich. Sie erhielt auch keine Zufuhren mehr. Zwar lag noch für einige Monate Verpflegung hinter der Kampflinie gehäuft, aber die Eisenbahnen waren schon mit der

Verfrachtung ostwärts wandernden Heeresgutes überlastet, und die Bevölkerung Belgiens war nicht mehr zu Diensten willig. Als die Befestigungen an der flandrischen Küste abgerüstet wurden, Ostende und Seebrügge verödeten, und die Eecloostellung schüchterne Gestalt gewann, sahen Flamen und Wallonen das Ende der deutschen Herrschaft nahen. Feindliche Flieger warfen Flaggenposten auf Brüssel und verkündeten das Nahen der alliierten Armeen.

Trotzdem stand das deutsche Feldheer noch unerschüttert zur Fahne. Die Heeresleitung und die Führer fanden noch Gehorsam, und General Ludendorff, der zwischen Berlin und Spaa hin- und herhetzte, um dort an Kabinettssitzungen teilzunehmen, hier die große Befehlsgebung zu ordnen, glaubte den Widerstand, an dem er am 28. September vielleicht zu rasch verzweifelt hatte, auf fremdem Boden noch eine geraume Weile fristen zu können, obwohl aus Serbien keine tröstliche Kunde mehr kam und die dort antretenden deutschen Divisionen nichts anderes mehr zu tun fanden als fechtend von Nisch über Kragujevac auf die Donaulinie zurückzugehen. Solange Österreich-Ungarn noch das Feld hielt, war auch das zu ertragen, denn es handelte sich ja nur noch darum, Zeit zu gewinnen und unter dem Schutze der Waffen Frieden zu schließen.

Ludendorff traf die letzten Vorbereitungen zur neuen Schlacht. Er verstärkte den Maasflügel, schrieb dem Lysflügel Rückzugsbewegungen vor und erwartete den Feind in den neuen Linien. Die Schlacht, die am 14. Oktober entbrannte, stand nicht nur im Zeichen strategischer Hoffnungslosigkeit, sondern mußte auch unter dem quälenden Eindruck der scharfen Note Wilsons und des diplomatischen Zurückweichens der deutschen Staatsleitung ausgefochten werden.

Foch griff auf den Flügeln an und sandte zuerst die Heeresgruppe des Königs der Belgier ins Feuer. König Albert hatte Befehl über Menin—Roulers—Thourout durchzubrechen, die Armee Sixt v. Armin zu werfen, das Plateau von Thielt zu nehmen und der Kavallerie, die 20 000 Säbel stark im Rücken der Infanterie bereitstand, die Tore Gents und den Weg in die strategische Flanke der Deutschen zu öffnen. Gelang der Durchbruch, so war die 6. Armee, die noch vor den Westtoren Lilles kämpfte, umfaßt und von Vernichtung bedroht. Doch König Albert fand den Weg nicht offen. Er konnte nicht auf den ersten Hieb durchbrechen, sondern mußte vier Tage um die Linie Brügge—Thielt—Courtrai kämpfen und fand überall kräftigen Widerstand.

Armin überließ dem Feinde, der schon am 15. Oktober das Nachdrängen aufgab und vorsichtig folgen lernte, geräumte Stellungen, sprengte Brücken und Straßen und wich planmäßig auf die Eecloostellung. In der Nacht auf den 17. Oktober zogen die Küstenwachen ab und gaben Ostende frei. Gleichzeitig trat die 6. Armee den Rückzug an und marschierte durch Lille nach Osten, um sich bei Tournai zu setzen.

Als Haig die Armeen Birdwood, Horne und Byng in Bewegung brachte, um südlich der Lys auf Valenciennes durchzubrechen und Quast dadurch zu fesseln, war die Masse der 6. Armee schon abgezogen. Am 17. Oktober marschierten die Engländer in Lille ein, ohne einen Schuß zu lösen und besetzten kurz darauf Douai. Als sie am 18. Oktober bis Tournai und Courtrai vorstießen, trafen sie auf Widerstand. Erst am Tage darauf räumten die deutschen Nachhuten die Linie Brügge—Thielt—Courtrai—Marquain. Dégoutte überschritt am 20. Oktober zwischen Deinze und Courtrai die Lys und setzte sich bei Oyghem fest. Dann kam das Vorrücken des linken Angriffsflügels der Alliierten in Flandern vor der Eeclooſtellung zum Stehen. Das Angriffsziel war erreicht, aber der Deutsche hatte den Zusammenhalt bewahrt, und die 20 000 Säbel waren nicht zum Einhauen gelangt.

Die Armeen Haigs traten als Fochs zweite Staffel am 17. Oktober zum Angriff an. Haig bestürmte die Linie Landas—Orchies—Denain—Bohain—Vernot und suchte mit starken Kräften die Stellungen der 2., 17. und 18. Armee zu überrennen und mit verstärktem rechten Flügel zwischen Bohain und Vernot auf Wassigny durchzubrechen, um die Hermannstellung von Süden zu umfassen. Aus dem geplanten Durchbruch wurde eine klebende Schlacht. Die Deutschen hielten dem ersten Anprall stand und begannen erst am 18. Oktober zu weichen. Das Korps Endres ging in der Nacht auf den 19. Oktober fechtend auf Wassigny zurück und setzte sich hinter dem Sambre-Oisekanal von neuem, das Korps Watter wich von Aisonville, Grougis und Petit Verly 3 Kilometer auf den Abschnitt Etreux—Grand Verly und stieß den nachdrängenden Feind zurück. Haig ließ von Etreux ab und schob die linke Schulter vor, griff nördlich von Bohain an und erzwang nach heftigem Artilleriekampf bei Solesmes den Übergang über die Selle, vermochte aber die Tiefenlinie des Harpieflüßchens nicht zu überschreiten und Le Quesnoy, das Ziel seines linken Angriffsflügels, nicht zu erreichen. Er beschied sich mit dem erkämpften Erfolg. Die Schlacht erstarrte zwischen der Lys und dem Oiseknie.

Während König Albert und Marschall Haig in heftigem Anprall Raum zu gewinnen und den rechten Flügel Hindenburgs nach innen zu werfen suchten, trat Fochs Mitte, die seit der Räumung der Landschaft von Laon zwischen der Oise und der Serre operierte, auf der Stelle. Hutiers linker Flügel stand am linken Oiseufer auf dem Plateau von Guise als Mittelpfeiler der langsam rückwärts schwenkenden deutschen Armeen festgewurzelt. Die Generale Gontard und Sieger hielten mit 15 abgezehrten Divisionen den Scheitelpunkt der deutschen Front, den Humbert vom 17. Oktober bis 26. Oktober ununterbrochen angriff, um den Gegner zu fesseln und Fochs Umfassungsmanöver Zeit zum Ausreifen zu lassen.

Unterdessen war Fochs rechter Angriffsflügel ebenfalls in Staffeln zur Durchbruchsschlacht angetreten. Mangin und Guillaumat rückten über Laon

vor, stellten die Verbindung mit Gouraud her und begannen im strategisch-
Zusammenhang mit den Angriffen König Alberts und Haigs auf die Etz...
und die Hermannstellung die Hundingstellung zu bestürmen, während Gou-
raud und Liggett die Brunhildstellung und die Ausläufer der Nordargon-
angriffen. Die Franzosen nahmen am 14. Oktober Sissonne, gewan-
schrittweise Boden und griffen die Deutschen am 19. Oktober nach neu-
Aufmarsch von der Serre bis zum Aisnebrückenkopf Château-Porcien a-
Der Angriff Mangins prallte an der Serrelinie ab, brach sich aber zwisch-
den Straßen Laon—Marle—Hirzon und Laon—Montcornet—Charle-
bis Grandlup Bahn. Hier wurde er am 20. Oktober aufgefangen. A-
Guillaumat am 19. Oktober östlich von Sissonne angriff, um im Ansch-
an Mangins rechten Flügel zwischen Sissonne und Porcien—le-Châ...
durchzubrechen, traf ihn plötzlich ein harter Stoß in die entblößte rec-
Flanke und lähmte seine Kräfte. Dieser Gegenstoß glückte, weil die Arm-
Gourauds noch soweit zurückhing, daß Mudra an ihr vorbei nach rec-
hatte ausfallen können.

Die geschickte Zurücknahme der deutschen Champagnearmeen hinter d-
Aisne hatte so viel Raum zwischen die Gegner gelegt, daß Gouraud e-
am 19. Oktober die Fühlung mit dem Verteidiger wieder herstellen konn-
Die Amerikaner hatten die Angriffe schon am 16. Oktober wieder au-
genommen und bestürmten die Argonnenfront und die Maaslinie zwisch-
Vouziers und Flabas. Am 19. Oktober griff Gouraud die Linie Vouziers-
Attigny—Rethel wütend an. Der gewaltigen Anprall verdrängte d-
Deutschen aus den ersten Linien. Die Amerikaner nahmen Grandpré
und die Franzosen überschritten zwischen Vouziers und Attigny den Ober-
lauf der Aisne und setzten sich am Ostufer der nordwärts streichende-
Tiefenlinie fest.

Die Schlachtenfolge vom 20. Oktober bis 5. November 1918

Als Marschall Foch am 20. Oktober strategische Umschau hielt, sah
er seine Armeen auf der ganzen Front im Vorrücken, aber überall zu Stirn-
kämpfen verhalten, die sich unter Aufwendung von Artillerie, Panzerwagen
und Fliegern mühsam vorwärtsschoben und nirgends zum Durchbruch,
nirgends zur Umfassung reiften.

Foch trieb seine Stürmer unermüdlich an und setzte die Parallelschlacht
unentwegt fort, in der Hoffnung, doch noch an irgendeiner Stelle durchzu-
brechen. Als sich herausstellte, daß der Vormarsch an der Hunding-Brunhild-
stellung zum Stehen gekommen war, verlegte der Marschall das Schwer-
gewicht wieder auf den von Westen nach Osten vorrückenden linken Heeres-

Flügel und forderte König Albert und Marschall Haig auf, die Scheldelinie zu erobern und endlich auf Maubeuge — das ideale Ziel so vieler Offensiven — durchzubrechen.

Die Heeresgruppe des Königs der Belgier gewann in den Kämpfen, die dieser Befehl entfesselte, wiederum Boden, gelangte aber nur langsam vom Fleck und gewann erst am 3. November die Westzugänge Gents und des Terneuzenkanals. Als Dégoutte am 6. November die Entscheidung zu erzwingen suchte, indem er die Scheldelinie bei Audenarde angriff, wurde er abgewiesen.

Unterdessen trieb Haig die zähe fechtenden Engländer gegen Valenciennes—Le Quesnoy—Landrecies vor. Er gewann in einer Woche schwerer Kämpfe etwa 9 Kilometer Boden, schöpfte dann Atem, erneuerte den Kampf am 31. Oktober und brach am 1. November bei Le Quesnoy tief in die deutschen Linien. Der Einbruch stieß einen Sprengkeil in die deutsche Front und zwang die Deutschen, in der Nacht das nun von Umfassung bedrohte Valenciennes zu räumen und kämpfend auf die Linie Onnaing—Estreux—Villers Pol zu weichen. Als Haig alle Kräfte zusammenraffte und am 4. November auf der ganzen Front von der Lys bis zur Oise noch einmal angriff, kam die deutsche Front zwischen beiden Flüssen in Bewegung. Die Armeen Quast, Below, Carlowitz und Hutier mußten weichen. Sie gingen kämpfend, von Abschnitt zu Abschnitt frontmachend und Gegenstöße austeilend, auf Condé, den Mormalwald, Landrecies und Guise zurück, wo Sir John French einst so unglücklich gefochten hatte.

Da Foch die Hoffnung aufgegeben hatte, die Winkelstellung auf dem Plateau von Guise zu umfassen, sandte er Debeney und Mangin am 25. Oktober zu einem großen Stirnangriff auf das Plateau und die Höhen von Marle vor. Zwei Tage rangen Franzosen und Amerikaner um die weitläufigen Erhebungen, auf denen die Skelette deutscher Divisionen, nur noch wenige tausend Bajonette stark, erbitterten Widerstand leisteten, dann überließ Hutier dem Feinde die alte Feste Guise und die Hügelflur von Marle. Guillaumat, der mit Mangin und Debeney zugleich angegriffen hatte, konnte zwischen Sissonne und Château—Porcien Raum gewinnen, sah aber die Armee Mudra ungebrochen rückwärts treten.

Unterdessen mühte Gouraud sich immer noch um Rethel und Attigny. Er suchte vergebens Raum zu gewinnen und auf dem rechten Aisneufer aufzumarschieren. Als ein Gegenstoß der 3. Armee die zwischen Vouziers und Attigny über die Aisne vorgegangenen Franzosen am 24. Oktober auf den Fluß zurückwarf und ihren rechten Flügel ins Gedränge brachte, stellte Gouraud den Angriff ein.

Um so hartnäckiger und rücksichtsloser griffen die Amerikaner an, die auf beiden Maasufern durchzubrechen und Dun zu erreichen suchten. Sie setzten Gourand dadurch instand, sich zu erholen nnd seinen rechten Flügel zu verstärken.

Am 1. November nahm Gouraud den Angriff wieder auf und führte bei Voucq neue Kräfte über die Aisne in die Argonnenflanke. Liggett ließ ihn nicht allein. Als die Amerikaner heftig drängend zwischen Dun und Grandpré Boden gewannen, wich die 5. Armee der doppelten Bedrohung und ging über Bayonville auf die Tiefenlinie der Bar zurück. Nun schritt auch Fochs rechter Flügel rascher aus und gewann am 3. November im Gefecht mit deutschen Nachhuten die Linie Buzancy—Dun und die Tiefenlinie der Bar. An der Bar schlug ihm Maschinengewehrfeuer entgegen und heftete ihn an die Stelle, bis die Deutschen die Waldengen der Nordargonnen durchschritten und sich der Maas und den Brücken von Stenay genähert hatten. Hier setzten sie sich in Verbindung mit der auf dem rechten Maasufer stehenden Armeeabteilung Fuchs zu neuem Widerstand.

Die Rückzugsgefechte in den Argonnen standen im Zusammenhang mit der großen Bewegung, die die Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen um diese Zeit ausführte, um sich auf der ganzen Front gegen die Maas zurückzuziehen, nachdem sie den Angriffen Pétains in der Hunding-Brunhildstellung drei Wochen Widerstand geleistet und alle Durchbruchsversuche abgewehrt hatte. Nun wich die Front des Kronprinzen, um den linken Flügel schwenkend, fechtend auf die Maas. Foch fand daher den Übergang über die Aisne zwischen Attigny und Rethel am 4. November frei, sah sich aber vor Dun immer noch festgehalten und vermochte auch auf dem Ostufer der Maas keinen Boden mehr zu gewinnen.

Die Masse des deutschen Heeres befand sich am 5. November trotz der schweren Verstrickung, die sich im Raume Valenciennes abzeichnete, in gesichertem Rückzug auf die Maaslinie Antwerpen—Namur—Fumay und die belgischen Ardennen.

Wilsons „dritte Note“ und Ludendorffs Abgang

Während das deutsche Heer in dieser großen Rückzugsschlacht blutete und unter dem Drucke des Feindes in voller Ordnung Stellung um Stellung räumte und von Abschnitt zu Abschnitt über die französischen Kanäle, die flandrische Ebene und durch die Schluchten der Argonnen Schritt für Schritt auf die Maas wich, ohne dem Gegner Gelegenheit zu bieten, sein großes Umfassungsmanöver zur Operation zu gestalten und die Masse des Heeres vom Rückzug abzuschneiden, reifte der Schriftwechsel zwischen Berlin und Washington zur Kapitulation.

Die Regierung des Prinzen Max war der Lähmung nicht Herr geworden, die sie und das deutsche Volk bei der Eröffnung befallen hatte, daß den Feinden ohne Säumen Frieden und Waffenstillstand angeboten

werden müsse, schien doch das Waffenstillstandsgesuch das Eingeständnis einzuschließen, daß die Heeresleitung den Krieg nicht nur verloren gab, sondern auch die Befürchtung hegte, im Felde jeden Augenblick in eine vernichtende Katastrophe verwickelt zu werden. Die deutsche Staatsleitung teilte daher dem Präsidenten der Vereinigten Staaten mit, daß sie die Bedingungen annehme, die Wilson an die Gewährung eines Waffenstillstandes knüpfe, und erklärte, daß die U-Bootflotte Befehl erhalten habe, keine Passagierschiffe mehr zu versenken. Da der Präsident in seiner Note vom 12. Oktober nicht nur darauf hingewiesen hatte, daß der U-Bootkrieg ein Hindernis jeder Friedensvermittlung bilde, sondern auch erklärt hatte, daß die Beseitigung jeder auf Willkür beruhenden Macht, die nach eigenem Belieben den Frieden der Welt stören könne, eine grundlegende Friedensbedingung sei, antwortete die deutsche Regierung mit einem Hinweis auf die Einführung der parlamentarischen Regierungsweise und schloß mit der Versicherung, daß das Friedens- und Waffenstillstandsangebot von einem Kabinett ausgehe, das von jedem willkürlichen und unverantwortlichen Einfluß frei sei und von der Zustimmung der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes getragen werde. Aber selbst das genügte Wilson nicht. Er erklärte sich zwar am 23. Oktober in einer dritten Note bereit, die Frage des Waffenstillstandes mit den Alliierten zu besprechen, gab aber zugleich zu erkennen, daß er die deutsche Staatsleitung noch nicht für eine Volksregierung halte, da das deutsche Volk nach seiner Auffassung noch keine Mittel habe, die Unterwerfung der Militärbehörden unter den Volkswillen zu erzwingen, und da der beherrschende Einfluß des Königs von Preußen auf die Reichsregierung ungeschwächt geblieben sei. Hätten die Vereinigten Staaten es mit den „militärischen Beherrschern und den monarchischen Autokraten Deutschlands“ zu tun — schrieb Wilson —, so müsse er, statt Friedensverhandlungen zu führen, Übergabe verlangen.

Diese Worte rüttelten an den Grundpfeilern des deutschen Kaiserreiches und stellten sich als der größte Eingriff von außen dar, der je einem Volke angesonnen wurde. Wilson rief das deutsche Volk gegen die Schöpfung Bismarcks in die Schranken, indem er ihm den Ausblick auf Friedensverhandlungen eröffnete, wenn es sich von dem Kaisertum preußischen Ursprungs scheide. Prinz Max suchte der verhüllten Aufforderung auf Entthronung des Kaisers auszuweichen, indem er dem Präsidenten am 27. Oktober antwortete, daß die Verhandlungen von einer Volksregierung geführt würden, in deren Händen die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsmäßig ruhten, und veranlaßte den Kaiser, Ludendorff seines Postens zu entheben. Aber weder der dem Monarchen auferlegte Entschluß, Ludendorff zu entlassen, noch eine kaiserliche Kundgebung, die die Übertragung der grundlegenden Rechte auf das Volk bekräftigte und mit dem vom geschichtlichen Augenblick zu tragischer Ironie gestalteten Satze schloß: „Das Kaiseramt ist Dienst am Volke,“ konnten die Monarchie retten.

Am 24. Oktober 1918 enthob Kaiser Wilhelm den Ersten Generalquartiermeister General Erich Ludendorff seiner Stellung und gab ihm den General Groener als Nachfolger. Feldmarschall v. Hindenburg fügte sich in soldatischem Gehorsam dem Wechsel, der ihm die kriegerische Flamme von der mit ermüdetem Arme mühsam hochgehaltenen, vertropfenden Fackel riß. General Ludendorff, Schlieffens größter Schüler, schied vom strategischen Brett, als der Krieg bereits verloren war. Wir sehen ihn scheiden, ohne ihm Abschiedsworte nachzurufen, denn die Darstellung des Endringens und des Ausgangs des großen Krieges duldet kein Verweilen bei Ludendorffs Abgang von der Weltbühne. Die Frage, ob General Ludendorff mehr organisatorisch und rechnerisch begabt und mehr militärwissenschaftlich geschult als von genialem Feldherrntum erfüllt war, sei weder aufgeworfen noch entschieden. Nur an einen Satz sei erinnert, den Schlieffen in seiner Cannästudie geprägt hat, um Napoleons kriegerisches Walten im Feldzuge von Friedland zu kennzeichnen, und der da lautet: „An Napoleons Strategie und Taktik mag vielleicht manches auszusetzen sein, an seiner Tatkraft nichts. Der Charakter, der Wille machen den Feldherrn."

Das Heer vernahm Ludendorffs Abgang unmittelbar nach der Bekanntgabe eines flammenden Protestes der Obersten Heeresleitung gegen Wilsons dritte Note, der aber alsbald zurückgezogen wurde. Gleichzeitig schütteten feindliche Flieger unzählige Flugzettel auf Front und Etappe, in denen Wilsons Gebote, der Zusammenbruch der Balkanfront und der Beginn der Revolution im Schoße Mitteleuropas angekündigt und die Niederlegung der Waffen gefordert wurde. Trotz alldem verharrte der Kern der Frontarmeen im Widerstande gegen den Feind. Die Deutschen kämpften bei Rethel, am Mormalwald, in den Argonnen und bei Kragujevac ungebrochen und gingen im Westen fechtend gegen die Maas, im Süden fechtend gegen die Donau zurück. Sie mußten kämpfen, denn solange das deutsche Heer kämpfte, zählte Deutschland noch im Ring der Nationen, besaß Deutschland noch ein Machtmittel, das die Alliierten zwang, in Gutem und Bösem mit dem Gegner zu rechnen.

Da zerbrach die österreichisch-ungarische Front.

Die Auflösung der österreichisch-ungarischen Front

Kaiser Karl hatte vergeblich alles getan, das Schicksal seines Reiches von dem Deutschlands zu trennen. Als der österreichisch-ungarischen Regierung von Wilson keine besondere Antwort auf die von ihr mitunterzeichnete Note vom 5. Oktober zugegangen war, hatte Karl die Sprengwirkung der 14 Punkte Wilsons durch einen Erlaß zu entkräften versucht, der die Monarchie in einen Staatenbund unter habsburgischem Zepter umwandelte,

Galizien zu Polen schlug und Triest eine Stellung als freie Stadt einräumte. Darauf wandte Wilson die Schärfe seiner Dialektik auch gegen Österreich und eröffnete der k. u. k. Regierung, daß die Völkerschaften der Monarchie, von denen einige schon auf seiten der Alliierten föchten, selbst über ihre Zukunft zu entscheiden hätten. Karl fühlte den Boden wanken, trug sich aber noch mit der Hoffnung, das Äußerste zu vermeiden, und trennte sein Geschick offen von dem Kaiser Wilhelms und Deutschlands, indem er seinem Bundesgenossen am 26. Oktober mitteilte, er habe den unabänderlichen Entschluß gefaßt, Frieden zu schließen. Er sandte gleichzeitig eine Note nach Washington, in der die Annahme sämtlicher Bedingungen Wilsons ausgesprochen wurde. Die Kapitulation war vollständig, aber er konnte dadurch weder die Revolution verhüten, noch den letzten Waffengang mit Italien vermeiden.

General Diaz war schon im September zu größeren Vorstößen am Monte Grappa geschritten, ohne den Verteidiger erschüttern zu können. Nun sah er Tage und Stunden leichter Erfolge winken. Er eröffnete am 23. Oktober die Beschießung der Bergfront und griff die österreichischen Stellungen am 24. Oktober auf der ganzen Linie mit 57 Divisionen an. Es war ein allgemeiner Angriff, der in Staffeln in die Erscheinung trat, um sich auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden, im Monte-Grappa-Gebiet und in der Piaveniederung Bahn zu brechen. Die 4. Armee und die 10. Armee eröffneten die Schlacht mit einem Doppelangriff im Gebirge und an der Montellofront. Die 4. Armee wurde am Monte Grappa in schwere Kämpfe verwickelt und sank blutend zurück, die 10. Armee gelangte mit Hilfe der Alliierten über die Piave und setzte sich bei Papadopoli fest. Das österreichisch-ungarische Heer hielt den Feind noch drei Tage fest, riegelte die Einbrüche im Gebirge ab, setzte dem Feind an der Piaveklause und im Umkreis des Montello hart zu und war noch nicht geschlagen, als das habsburgische Länderbündel plötzlich wie ein Kartenhaus auseinanderfiel. Budapest und Prag sagten sich von Wien los und riefen ihre Truppen auf eigene Faust aus der Schlacht ab. Als die Ungarn, dem Befehl der ententefreundlichen Regierung Karolyi folgend, am 27. Oktober den Gehorsam verweigerten und zum Abzug rüsteten, in Prag am 28. Oktober die Republik ausgerufen und zugleich der Krieg gegen die Mittelmächte verkündet wurde, war es um die Schlacht und das Heer geschehen. Da verlor Grillparzers Zuruf an Radetzky: „In deinem Lager ist Österreich!" Sinn und Kraft. Die Ungarn schulterten das Gewehr, die Tschechen gingen zum Feind über. Die Front löste sich auf.

Um so lebhafter griff der Italiener an. Graziani führte die 12. Armee zwischen dem Monte Tomba und dem Montello über die Piave und warf sich auf dort fechtende deutsch-österreichische Regimenter, die bei Follina und Vittorio heldenhaft standhielten und erst unterlagen, als die daneben stehenden Madjaren das Gewehr auf die Schulter nahmen und abzogen. Darauf

überschritten die Italiener in Staffeln flußabwärts die Piave und drückten die aufgesprengte Front in dreitägigen Kämpfen völlig ein.

Unterdessen schickte die österreichisch-ungarische Heeresleitung Parlamentäre ins feindliche Lager, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Die Italiener nahmen die Verhandlungen am 30. Oktober auf, ohne die Waffen ruhen zu lassen. Bei Belluno, im Monte-Grappa-Gebiet, auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden, am Tonalepaß und am Stilfser Joch wurde immer noch erbittert gekämpft. Der rechte Flügel der angegriffenen Front wich am 31. Oktober in Staffeln von Asiago über Levico—Lusern—Rovereto aus, die 10. Armee, in deren Front die Tiroler den Boden der Heimat verteidigten, harrte kämpfend zwischen Riva und dem Stilfser Joch aus. Am Morgen des 3. November befahl die österreichisch-ungarische Heeresleitung den Truppen, die Feindseligkeiten einzustellen, die jeden Sinnes entbehrten, aber der Italiener hielt sich an den Wortlaut der geschlossenen Kapitulation, die den Beginn der Waffenruhe auf den 4. November 3 Uhr nachmittags festsetzte, und entfaltete seine Armeen zur allgemeinen Verfolgung, um den Feldzug durch einen leichterrungenen Sieg zu krönen. Dieser holte Boroevics abziehende Truppen ein, verlegte den Wehrlosen den Weg und zwang ganze Divisionen zur Übergabe. Er marschierte unbeschossen zwischen lagernden Österreichern hindurch und suchte bis zur Stunde des offiziellen Waffenstillstandes eine möglichst weit hinausgeschobene Linie zu erreichen, um dann alles als gefangen zu erklären, was zwischen seinen Spitzen und der alten Front lagerte. So fiel die Kaiserjägerdivision, die die Gewehre bei Vielgereuth zusammengesetzt hatte, fiel die 22. Schützendivision am Tonalepaß, fielen die 34. Division und die 11. Honved-Kavalleriedivision, die auf dem Rückmarsch schon bei Tolmezzo angekommen waren, in italienische Gefangenschaft.

Die Italiener rückten auf allen Straßen vor, besetzten am 31. Oktober Feltre, am 1. November Belluno, trafen am 3. November in Udine ein, nahmen Trient und nannten diese Vermischung von Schlacht, Kapitulation und friedlichem Manöver klangfroh den „Sieg von Vittorio“.

Als Österreich die Waffen niederlegte, sprangen Deutschlands Südgrenzen auf. Noch einmal, nun zum letztenmal, handelte der Deutsche und suchte mit ersterbender Kraft und in aussichtsloser Lage Flanke und Rücken zu schirmen. Mackensen sammelte die aus der Moldau und aus der Walachei abziehenden Divisionen, um durch Ungarn heimzugelangen, Scholtz bemühte sich, am Norduser der Donau eine Front zu bilden, und Krafft v. Dellmensingen warf sich mit ein paar tausend Mann über München nach Tirol, um die bayerische Grenze auf den Tiroler Pässen zu schützen. Es war umsonst. Da Österreich und Ungarn sich gegenüber der Entente verpflichtet hatten, binnen 14 Tagen den Abzug aller deutschen Truppen zu veranlassen und

die nicht abziehenden zu entwaffnen, blieb diese letzte strategische Gebärde unvollendet. Scholtz und Krafft wurden zurückgerufen, Mackensen aber, der Sieger von Gorlice, der Ungarn zweimal von der Invasion gerettet hatte, wurde von der Regierung des Grafen Karolyi festgehalten und der Bewachung der Alliierten übergeben. Die letzten Voraussetzungen, die eine längere Fristung des Widerstandes auf der Westfront ermöglicht hätten, waren gefallen.

Deutschlands Endkampf und der Ausgang des Krieges

Die Abdankung des Kaisers und der Waffenstillstand

Während die Donaumonarchie sich in Republiken auflöste, die dem italienischen Heere und der Orientarmee ihre Grenzen öffneten, rang das Kabinett Prinz Max mit ersterbenden Kräften um die Erhaltung der Ordnung und die Bewahrung des Reiches vor ähnlichem Zerfall. Da das Westheer immer noch focht und den Zusammenhalt bewahrend auf die Maas zurückging, vollzogen sich diese letzten Versuche hinter deckender Fassade, aber sie zielten nicht mehr auf Rettung der Monarchien und des Kaisertums, sondern auf die Erhaltung Deutschlands und die Sicherung des Friedens. Wilsons dritte Note ruhte wie ein Bannfluch auf den Häuptern der Hohenzollern und der deutschen Fürsten.

Kaiser Wilhelm war nicht mehr imstande, sich der Bewegung zu widersetzen, die seine Abdankung forderte. Da die persönliche Politik des Monarchen Schiffbruch gelitten hatte, sah sich der Kaiser vor die Wahl gestellt, seine Machtstellung gegenüber dem eigenen Volk und dem Bund der Feinde zu verteidigen oder abzudanken, um dem Volk den Bürgerkrieg zu ersparen und Wilson dadurch zu veranlassen, mit Deutschland über den Frieden zu verhandeln, statt „Übergabe zu verlangen". Die Wahl wurde Wilhelm II. nicht allzu schwer. Bismarck hatte ihm einst geschrieben, als der Kaiser sich noch Prinz Wilhelm nannte, die festeste Stütze der Monarchie sei ein Monarch, der nicht nur in ruhigen Zeiten arbeitsam mitwirke an den Regierungsgeschäften des Landes, sondern auch in kritischen Zeiten lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend falle, als zu weichen,[1]) doch zu einer solchen heroischen legitimistischen Gebärde lockten weder Zeit noch Um-

[1]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Dritter Band, S. 16 (J. G. Cottasche Buchh. Nachf., 1919.)

stände, wurde der Fürst weder durch eigene Entschlußkraft noch durch seine Umgebung getrieben. Die geschichtliche Entwicklung war über ihn hinweggeschritten. Als im Innern des Reiches Matrosenputsche und Aufstände stattfanden, in denen die rote Fahne geschwenkt wurde, die Besatzungen der Hochseeflotten sich weigerten, zu einem Ausfall gegen die englische Küste anzulaufen, im Ordnungsdienst das Militär nicht mehr schoß und die Regierung mit der Straße paktieren mußte, blieb ihm nichts übrig, als abzudanken.

Trotzdem traf ihn diese Tatsache völlig überraschend. Kaiser Wilhelm hatte den Krieg weder gewollt noch geführt, hatte im Kriege nie Entscheidungen gefällt, die ihm nicht vorgezeichnet worden wären, und wartete nach dem Erlaß, der die wichtigsten Kronrechte in die Hände der Nation gelegt hatte, im großen Hauptquartier des letzten Kanonenschusses.

Er dachte nicht daran, daß das Treueverhältnis des Heeres zu ihm gelitten haben und daß die einst auf dem Schlachtfeld geschmiedete Kaiserkrone erblindet sein könnte.

Als General Gröner am 8. November zur Überzeugung kam, daß das Heer nicht mehr fest zu dem obersten Kriegsherrn stehe und daß die Revolution im Innern des Reiches nicht aufzuhalten sei, wurde ein Kriegsrat einberufen, um die Lage zu klären. Kaiser Wilhelm sah sich plötzlich vor den Entschluß gestellt, abzudanken oder auf Berlin zu marschieren, wenn er es nicht vorzog als „prince connétable" mit seinen Gardes du corps in den Tod zu reiten. Der Kaiser entschloß sich nach heftigem Meinungskampf, das Heer zu verlassen.

Zu gleicher Stunde — es war in der Frühe des 9. November — tagte in Berlin das Kabinett, das die Abdankung des Monarchen für unumgänglich gehalten hatte, um das Volk und sich zu retten. Es kam zu einer tragischen Verknotung der Vorgänge. Noch ehe der Kaiser sich zu einem Entschluß durchgerungen hatte, verkündete Prinz Max angesichts des Andranges der Straße die Abdankung des Kaisers und den Thronverzicht des Kronprinzen. Die Fernsprechmeldung des Kriegsrats, daß der Kaiser den Bürgerkrieg vermeiden und sich vom Throne zurückziehen wolle und die Mitteilung des Kabinetts, daß Prinz Max sich genötigt gesehen habe, die Abdankung bereits bekanntzugeben, kreuzten sich im Schallrohr der Leitung. Kaiser Wilhelm begab sich gleich dem Kronprinzen, der vergebens gebeten hatte, ihn an der Spitze seiner Heeresgruppe zu lassen, nach Holland. Dort fand der Enkel Kaiser Wilhelms I. und der Königin Viktoria Aufnahme und Asyl.

Seine Abreise bewahrte Deutschland nicht mehr vor dem Umsturz. Ein Versuch des Prinzen Max, die Sozialdemokratie zur Übernahme der Macht zu bewegen, ohne ihr die Monarchie und die Verfassung auszuliefern, schlug fehl. Am 11. November verkündete Philipp Scheidemann die Republik. Die sozialistischen Parteien bildeten eine provisorische Regie-

rung, die sich nach russischem Muster „Rat der Volksbeauftragten" nannte, und die Zügel ergriff, um das Land vor völliger Anarchie und der Überflutung durch den russischen Kommunismus zu bewahren.

Während sich diese Ereignisse in Berlin und Spaa abspielten, sich kreuzten und überstürzten, verklang im Westen die Kanonade.

Lansing hatte der deutschen Regierung am 5. November mitgeteilt, daß die Alliierten unter gewissen Vorbehalten bereit seien, die Verhandlungen aufzunehmen. Am Tage, da Kaiser Wilhelm die holländische Grenze überschritt, unterzeichnete Matthias Erzberger in Fochs Hauptquartier im Walde von Compiègne den Waffenstillstand, der den Feindseligkeiten ein Ende machte. Er trat am 11. November um 11 Uhr mittags in Kraft.

Als die Kanonen schwiegen, war die deutsche Front rückwärtsschreitend vor der Maaslinie angekommen, aber nirgends von Panik erfaßt, nirgends geworfen worden. Dieses von allen Glücksgöttern verlassene, der obersten Leitung entbehrende, auf sich selbst gestellte Heer focht unter der Führung des auf seinem verlorenen Posten ausharrenden Feldmarschalls v. Hindenburg bis zum letzten Augenblick in verbundener Front und setzte seinen Rückzug in Staffeln fort, ohne dem Feind den Rücken zu wenden und ohne ihm den Weg in seine Flanken freizugeben. Mühsam schob der Feind den zäh fechtenden Gegner in den letzten Kampftagen vor sich her. Als der letzte Kanonenschuß fiel, standen die deutschen Armeen hinter dem Terneuzenkanal, östlich von Gent, östlich Ath und Mons, westlich von Thuin und Chimay, nördlich von Rocroy, östlich von Charleville, nördlich von Sedan, östlich von Stenay und Damvillers, westlich von Etain, nördlich von Norroy und Nomény, an der lothringischen Grenze, auf den Ostkuppen der Vogesen und an der burgundischen Pforte ausgerichtet. Fochs Manöver war bis zur letzten Stunde nicht zur großen Operation gediehen, sondern in der Parallelschlacht stecken geblieben. Zwar hatte der Marschall nach der Verdrängung des deutschen Zentrums aus dem Raume Valenciennes—Landrecies abermals darauf Bedacht genommen, zum Manöver zurückzukehren, und das Schwergewicht wieder auf die Flügel verlegt, um die deutsche Front bei Gent und bei Metz überflügelnd anzugreifen und in Lothringen die große Entscheidung zu suchen, aber die Frage, ob er diesmal sein Ziel erreicht hätte, liegt für immer in Ungewißheit gebunden. Aus der unvollendeten Operation blicken vertraute Züge. Foch ist dem ererbten Gedanken treu geblieben, auf Mainz durchzubrechen und die an der Maas standhaltenden Armeen vom Rhein abzuschneiden. Noch einmal taucht die Erinnerung an die von den Deutschen siegreich durchgefochtene Schlacht bei Saarburg auf — die strategische Entwicklung vollendet sich in einem tragischen Kreislauf. Ist die Frage, ob Foch der Durchbruch gelungen wäre, der zwar nicht mehr zum Gewinn des Krieges notwendig war, wohl aber zur Krönung des Feldzuges gedient hätte, auch von der Geschichte nicht mehr beantwortet worden, so sei doch die Behauptung

ausgesprochen, daß die amerikanisch-französischen Armeen sicherlich unterwegs auf deutsche Bajonette gestoßen wären, denn Bothmers 19. Armee stand noch zwischen Metz und Straßburg aufmarschiert, um die Mosel- und die Saarlinie zu sperren und die Pfalz zu decken.

So bleibt dem deutschen Heere der Ruhm, unter den schwierigsten Umständen, vor sich den Feind, hinter sich die Revolution, von den Bundesgenossen verlassen, aber sich selbst getreu und seiner unsterblichen Taten eingedenk, bis zum letzten Augenblick gefochten zu haben, ohne die Grenzen des Vaterlandes zu öffnen. Die Kriegsgeschichte wird ihm, ob Deutschland auch den Krieg verlor, zu allen Zeiten und vor allen anderen Armeen den Lorbeer reichen.

Der Rückmarsch über den Rhein und das Ende der Flotte

Der Waffenstillstand erlegte dem Deutschen Reich die Bedingung auf, seine Streitkräfte binnen wenigen Tagen auf das rechte Rheinufer zurückzuziehen. Hindenburg gehorchte, machte kehrt und zog ab. Und da zeigte sich, daß dieses Heer nicht nur Anspruch darauf hatte, gehobenen Hauptes, mit kranzbeschwerten Fahnen in die Heimat zurückzukehren, sondern daß es auch fähig war, dies zu tun. Es gelang der Masse der hart am Feinde stehenden Armeen, die Front zu verkehren und durch ein völlig verfallenes, von Anarchie erfülltes Etappenland in die von der Revolution ergriffene Heimat abzuziehen, ohne die Ordnung zu lösen. Wohl wurden einzelne Truppenabteilungen von dem eilfertig folgenden Feinde abgefangen, brachen hie und da die Bande der Zucht, blieb auf dem Rückzug, dem unerhört kurze Fristen gesetzt worden waren, viel Gerät und Heeresgut liegen, aber das Marschbild zeigte noch einmal den bewunderungswerten großen Zug, der die deutsche Kriegführung im Kampfe mit der ganzen Umwelt ausgezeichnet hatte. Die Westarmeen überschritten vom 26. November an mit Waffen, Fahnen und Gepäck den Rhein und kehrten abgezehrt aber ungebrochen in den aufgewühlten Schoß des von der Blockade körperlich, von Enttäuschungen seelisch gebrochenen Volkes zurück, das unterdessen die alten Formen des Staates gesprengt hatte und verzweifelt um die Erhaltung seines Daseins, die Erneuerung seines nationalen Lebens und um die Sicherung der Einheit und der Einigkeit des Deutschen Reiches rang.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes waren von den Siegern mit drakonischer Strenge aufgesetzt worden. Deutschland wurde entwaffnet und die Blockade aufrecht erhalten. Die deutsche Kriegsflotte lief noch einmal aus den Häfen, aber nicht mehr zum Kampf, sondern zur Übergabe. Am 22. November rauschten die Panzerschiffe, die der britischen Armada vor dem Skagerrak siegreich die Spitze geboten hatten, zwischen englischen,

amerikanischen, französischen und japanischen Geschwadern in den Firth of Forth und neigten die Flagge. Der Kern der Flotte wurde nach der Übergabe nach Scapa Flow übergeführt und unter Bewachung gestellt, um unter die Alliierten verteilt zu werden. Als die Zeit rückte und die Friedenskonferenz die Verhandlungen verschleppte, ermannten sich die deutschen Besatzungen unter dem Befehl des Admirals v. Reutter zu einer Tat, die die Demütigung, der sie vor dem Firth of Forth ausgesetzt worden waren, von ihnen nahm. Sie versenkten am 21. Juni 1919 angesichts der britischen Wachtschiffe die entwaffneten Geschwader. Das deutsche Volk büßte die Tat mit der Auferlegung neuer Lasten, aber der deutschen Marine war die Ehre wiedergegeben.

Mit der deutschen Kriegsflotte verschwand die einzige Flotte, die im Bunde mit einer anderen festländischen Seemacht dem britischen Inselreiche die Verfügung über die Meere hätte streitig machen können. Fortan herrschte England unangefochten über die Wogen, und es bedurfte keiner Ablehnung des Wilsonschen Grundsatzes von der Freiheit der Meere mehr, um diese Tatsache sicherzustellen. Die Auslieferung der deutschen Handelsflotte erhöhte diese Seeherrschaft Albions zur Welthandelsherrschaft des britischen Imperiums. Da auch die deutschen Kolonien zum größten Teil in englischen Besitz übergingen und Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika dem englischen Weltstaatsystem eingefügt wurden, sah sich England im Jahre 1919 am Ziele seiner Wünsche, obwohl es im Kriege weder die deutsche Flotte besiegt hatte, noch der Kolonien mit Waffengewalt völlig Meister geworden war.

Die Kämpfe um die afrikanischen Kolonien

Bevor wir von den kriegerischen Vorgängen Abschied nehmen, die am 11. November 1918 in der Rückzugsschlacht des deutschen Westheeres ihren letzten bestimmenden Ausdruck fanden, sei noch der Kämpfe gedacht, die auf afrikanischem Boden geführt wurden. Fällt doch von ihnen, so weitab vom Entscheidungsfeld sie auch geliefert wurden, noch ergänzendes Licht auf die strategische Natur und die politischen Zusammenhänge des gewaltigsten Krieges. Wie wenig Deutschland darauf vorbereitet war, in Afrika zu kämpfen, wie wenig es im besonderen an einen Krieg mit England gedacht hatte, geht aus dem Mangel an Rüstungen in seinen afrikanischen Kolonien deutlich hervor. Südwestafrika, Kamerun, Togo und Ostafrika lagen den Angriffen seiner Feinde offen, England, Frankreich und Portugal scheuten sich nicht, alte Übereinkünfte zu brechen und den Krieg auf den schwarzen Erdteil zu übertragen, um dort einen ausgesprochenen Eroberungskrieg zu führen. Die deutschen Streitkräfte Südwestafrikas und Kameruns erlagen nach kurzem ehrenvollem Kampfe den konzentrischen Angriffen englischer,

portugiesischer und französischer Truppen. In Kamerun schlugen sich deutsche Offiziere mit treuer Gefolgschaft monatelang im Busch und warfen den Feind wiederholt auf die Nordgrenze zurück; dann trat die Schutztruppe den Rückzug an und entzog sich der Kapitulation durch den Übertritt auf spanisches Gebiet. In Südwestafrika kam es zuerst zu glücklichen Ausfällen gegen die von Osten anrückenden südafrikanischen Truppen, dann umzingelte der Gegner die Deutschen zu Wasser und zu Lande, drängte sie in die wasserarme Steppe und zwang sie nach elfmonatelangem Kesseltreiben zur Übergabe. Deutschland hatte die Gelegenheit versäumt, den Krieg von Südwestafrika aus sofort in feindliches Gebiet zu tragen und den Burenaufstand zu unterstützen, den Christian de Wet angezettelt hatte. Die überwältigende Mehrheit der Buren trat auf Englands Seite, und kein anderer als Louis Botha, der einst in Berlin um Hilfe gefleht hatte, zwang Südwest am 9. Juli 1915 zur Übergabe. Die Deutschen waren nicht darauf bedacht gewesen, in Südwestafrika genügende Streitkräfte bereitzustellen, um das britische Weltreich an seiner Achillesferse zu verwunden. Bald darauf erschienen Burengenerale in Ostafrika im Felde, um die angloindischen Truppen herauszuhauen und den Widerstand der Deutschen zu Füßen des Kilimandscharo brechen zu helfen. Sie bissen auf Granit.

Die Deutschen führten in den Savannen Ostafrikas unter dem Oberbefehle des Generalmajors v. Lettow-Vorbeck mit 3000 Weißen und 11 000 Askaris einen Tropenfeldzug, der zu den kühnsten, reizvollsten Erscheinungen des Weltkrieges gehört. Von der Heimat geschieden, nur selten durch Blockadebrecher mit Vorräten versehen, kämpfte Lettow-Vorbeck unter Ausnützung der inneren Linien und des weiträumigen Naturlandes vier Jahre unbesiegt gegen insgesamt 300 000 Mann englisch-indischer, südafrikanischer, belgischer und portugiesischer Truppen und stand bis zuletzt unter wehender Flagge im Felde. Er schlug den weitüberlegenen Gegner am 4. November 1914 bei Tanga so, daß er sich wieder einschiffen mußte, warf ihn im Jahre 1915 bei Jassini im Nordosten der Kolonie, hielt ihn im Jahre 1915 in Kleinkämpfen hin, besiegte ihn am 11. März 1916 bei Reate im Gebiet des Kilimandscharo, wich vor konzentrischem Angriff nach Süden und schlug die südafrikanische Hauptkolonne am 7. September 1916 am Rufiji und am 18. Oktober 1917 nach viertägigem Kampf bei Mahiwa. Er eroberte im Jahre 1917 das befestigte Lager der Portugiesen bei Ngomano am Rowumafluß, brach sich im Sommer 1918 fechtend und wandernd durch Mozambique Bahn und stand am 12. November 1918 mit 155 Weißen, 1168 Askari und 3000 Trägern frei und unbezwungen in Britisch-Rodesia. Hier wurde die Schutztruppe von der Kunde ereilt, daß Deutschland mit seinen Feinden Waffenstillstand geschlossen habe. Lettow-Vorbeck und seine Getreuen lebten der Überzeugung, daß Deutschland unbesiegt aus dem Weltkampf hervorgegangen sei. Als sie ins britische Feldlager abrückten, um die Waffen niederzulegen und dort er-

fuhren, daß Deutschland den Krieg verloren habe, daß in Berlin die Revolution herrsche und der Kaiser abgedankt habe, konnten sie die Nachricht weder fassen noch glauben. Sie verließen unbesiegt die Kampfstätten, die zwischen dem 4. und 16. Grad südlicher Länge und dem 31. und 40. Grad südlicher Breite zerstreut lagen, und trugen das schwarzweißrote Fähnlein aufrecht durchs Brandenburger Tor zu den ruhmbeschwerten, unglücklichen Fahnen des großen Heeres.

Die Friedensschlüsse

Als General v. Lettow-Vorbeck am 17. Januar 1919 mit 114 Überlebenden seiner Feldschar in Daressalem zu Schiff ging, um nach Deutschland zurückzukehren, waren die Sieger damit beschäftigt, dem deutschen Volke den härtesten Frieden vorzuschreiben, der je einem modernen großen Staate auferlegt worden ist. Deutschland hatte auf den gerechten Sinn Wilsons bauend und unter ausdrücklicher Berufung auf die 14 Punkte die Waffen niedergelegt und besaß in der Mitteilung Lansings vom 5. November ein Dokument, das nur von einer Beschränkung der 14 Punkte in bezug auf die Freiheit der Meere — also von einem Zugeständnis Wilsons an seine Alliierten — und von einer schärferen Auslegung in bezug auf die Wiederherstellung der verwüsteten Gebiete, keineswegs aber von einem Ausschluß Deutschlands von der Friedenskonferenz handelte. Trotzdem sah sich das Deutsche Reich nicht zu Verhandlungen geladen, sondern mußte gleich seinen früheren Verbündeten dem Friedenskongreß fernbleiben. Die Friedensverträge wurden von den Alliierten aufgesetzt und den Entwaffneten zur Unterschrift vorgelegt. Als dies geschah, hatte Deutschland die größten Wirren überwunden und sich eine neue Verfassung gegeben, die die deutschen Länder als Republiken in einer großen deutschen Republik zusammenschloß, aber es besaß keine Machtmittel, die Unterschrift zu verweigern. Der Franzose wartete nur darauf, ins Ruhrgebiet einzurücken und mainaufwärts zu marschieren und Deutschland von innen aufzusprengen. Am 28. Juni 1919 wurde im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles der Frieden abgeschlossen, zu dem das ohnmächtige Reich seine Unterschrift geben mußte, ohne wider den Stachel lecken zu können. Dieser Friede trug alle Merkmale eines vollendeten Gewaltfriedens. Er entriß Deutschland Elsaß-Lothringen, Eupen und Malmédy, Nordschleswig, Danzig, Memel und die Provinz Posen, überantwortete den Franzosen auf 15 Jahre das Saarbecken, mit der durchsichtigen Absicht, es dann mit Hilfe eines wohlvorbereiteten Plebiszits der französischen Republik anzugliedern und unterstellte Oberschlesien einer Volksabstimmung und ordnete die Bestimmungen dieser Abstimmung so, daß Polen hoffen durfte, wertvolle Teile dieses großen einheitlich organisierten Industriebezirkes

zu erhalten. Er beraubte Deutschland aller Kolonien, nahm ihm die Kriegs- und die Handelsflotte, beschränkte sein Heer auf 100 000 Mann geworbener Truppen, untersagte ihm die Unterhaltung einer Luftflotte und machte die Rheinprovinz zu einem Okkupationsgebiet, das den Alliierten 15 Jahre als Glacis dienen sollte, und Frankreich die Möglichkeit offen ließ, den Napoleonischen Rheinbund zu neuem Leben zu erwecken. Er legte Deutschland die schwersten, wirtschaftlichen Fesseln an und verlangte zur Wiederherstellung der verwüsteten Gegenden und zur Wiedergutmachung verursachter Schäden ungezählte Milliarden.

Auch die Deutschen Österreichs und die Madjaren sahen sich von dem verheißenen Frieden der Gerechtigkeit ausgeschlossen. Im Friedensschluß von St. Germain erhielt Italien am 19. September 1919 die Brennergrenze und Triest zugesprochen, Serbien wurde mit den jugoslawischen Gebieten zu einem Staat vereinigt, der von der Adria bis in die Täler Kärntens und zum Neusiedler See reichte; Rumänien kam in den Besitz Siebenbürgens und des Banats und behielt die Dobrudscha und Beßarabien; Böhmen wurde unter Zuteilung des von Slowaken besiedelten Randgebietes zur tschecho-slowakischen Republik erhoben, und das vom deutschen Schwerte befreite Polen erbte von allen Seiten und erstand in künstlicher Neublüte zu alter Herrlichkeit, um Frankreich fortan an Rußlands Stelle Waffenhilfe zu leisten. So blieb von Ungarn nur das madjarische Kernland übrig, während Österreich auf Wien, das oberhalb Wiens gelegene Donautal und die Alpenländer nördlich des Brennerpasses beschränkt wurde. Um eine Erstarkung Deutschlands zu verhindern, wurde Deutschen und Deutsch-Österreichern der staatliche Zusammenschluß verboten und Österreich und Ungarn der eifersüchtigen Bewachung der Tschechen, Südslawen und Rumänen überliefert.

Während der mitteleuropäische Kosmos unter Mißachtung politischer, wirtschaftlicher und völkischer Zusammenhänge scheinbar spielend neugestaltet wurde, schwelte der Brand im Orient weiter. Alle Versuche der Westmächte, die türkische Frage mit den eigenen Ansprüchen und den Anrechten Griechenlands zu versöhnen, schlugen fehl. Mustapha Kemal-Pascha sammelte bei Angora die Trümmer der türkischen Armee und sagte sich von Stambul los, um die Türkei vor der Aufteilung zu bewahren. Der Weltkrieg, der nicht zufällig in der Maske eines Orientkrieges aufgetreten war, ließ die Orientfrage trotz des Ausscheidens Rußlands und Bulgariens aus dem Konzern der Anwärter auf das Erbe des unsterblichen „kranken Mannes“ ungelöst. Die Eifersucht der Westmächte bewahrte den alten Brandherd am Bosporus vor dem Erkalten. Da Japans Hilfe von der Entente mit der Überlassung Kiautschous, des Einflußgebiets von Schantung und mit der Zuweisung der deutschen Südseebesitzungen nördlich des Äquators bezahlt werden mußte, während die südlich des Äquators gelegenen Besitzungen an Australien fielen, wurde auch im Stillen Ozean der Keim zu neuen Konflikten gelegt. Die

Gefährlichkeit dieser Probleme fand alsbald im gesteigerten Wettrüsten der japanischen und der nordamerikanischen Flotte greifbaren Ausdruck.

Auf die Ordnung der russischen Verhältnisse gewann die Pariser Konferenz keinen Einfluß. Alle Versuche, mit russischen Emigrantenarmeen gegen Moskau zu marschieren, scheiterten. Die Verbündeten besaßen nicht entfernt die Macht, die zur proletarischen Despotie erstarrende Sowjetrepublik ihrem Willen zu unterwerfen. Die Gebiete östlich des Dnjepr bis zur Amurmündung blieben von der gewaltsamen Neuordnung Europas ausgeschlossen.

Woodrow Wilson, der Frieden und der Völkerbund

All das ging unter den Augen und unter der Ägide des Mannes vor sich, der das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das Nationalitätenprinzip und die Freiheit der Meere verkündet hatte.

Woodrow Wilson hatte sich nicht abhalten lassen, die Reise über den Ozean anzutreten und sich als Staatshaupt mit den Ministerpräsidenten Lloyd George, Clémenceau und Orlando hinter verschlossenen Türen an e i n e n Tisch zu setzen, um die Friedensverträge fertig zu stellen. Aber er wurde nicht von dem Gedanken an eine glückliche zweckmäßige Neuordnung des europäischen Kosmos und der Weltverhältnisse und von der Sorge um einen Frieden des Rechts und der Gerechtigkeit geleitet, sondern war einzig von dem brennenden, sein ganzes Wesen erfüllenden Wunsch beherrscht, der Welt das Heil zu bringen und ihr ein ewiges Statut in Gestalt seines Völkerbundsvertrages aufzuerlegen. Dieser veräußerlichten Idee opferte er die realen Forderungen versöhnender Politik. Er vergaß, daß er mit Deutschland einen grundlegenden Schriftenwechsel geführt hatte, der dem deutschen Volke unter bestimmten, von diesem vertrauensvoll erfüllten Bedingungen einen gerechten Frieden zugesichert hatte, er verleugnete oder beugte die elementaren Grundsätze, die er in seinen 14 Punkten aufgestellt hatte, und er duldete, daß in dem Friedensvertrag eine Bestimmung aufgenommen wurde, die den Unterzeichnern den aus dem Friedensschluß von Versailles hervorgehenden Besitzstand gewährleistete. Um d i e s e n Preis erkaufte er die Zustimmung Englands und Frankreichs zu seinem „Covenant", dem flüchtig entworfenen Völkerbundsvertrag, der ihm mehr bedeutete, als die zerstörte Welt, und er forderte, daß dieser Vertrag mit dem Friedensvertrag zu einem einzigen Instrument verbunden werde, um dadurch die Unterschriften der Weltstaaten zu erlangen.

Wilson war schon am 4. Dezember 1918, dem Tage seiner Einschiffung nach Europa, zu solchen Opfern bereit gewesen. Er brachte sie, ohne sich der Tragweite seiner Zugeständnisse bewußt zu werden. Er hatte mit dem Präsidenten Wilson, der am 22. Januar 1917 in seiner Botschaft an den

Kongreß der Vereinigten Staaten erklärt hatte, „nur ein Frieden unter Gleichen könne Dauer haben", und mit dem Präsidenten, der am 11. Februar 1918 vor dem Kongreß gesagt hatte, „das Selbstbestimmungsrecht ist ein gebieterischer Grundsatz des Handelns, den die Staatsmänner nur auf eigene Gefahr mißachten dürfen", nichts mehr zu schaffen. Als er sich zur Europareise entschloß, war ihm das Gefühl für die richtige Entfernung von Dingen und Menschen abhanden gekommen. Er büßte dies nach seiner Rückkehr mit dem Verlust seiner Machtstellung und der Minderung seiner moralischen Persönlichkeit. Er war weder der sarkastischen Schärfe Clémenceaus, noch der geistigen Beweglichkeit Lloyd Georges gewachsen gewesen, und erlag an der Seine im Kreise kluger Diplomaten und schöner Frauen „Europens übertünchter Höflichkeit".

Wilson fand im eigenen Lager die schärfste Kritik. Robert Lansing, der ihm während des Krieges die Feder zu seinem Notenwechsel mit den deutschen Regierungen gespitzt hatte, urteilt über Wilsons Doktrin und die Verleugnung, die der Präsident ihr selbst in Paris zuteil werden ließ, in seinen Memoiren:

„Wilson erweckte den alten Begriff der Zustimmung der Regierten zu neuem Leben, vergaß aber ganz, daß die Geschichte erwiesen hat, wie wertlos diese Theorie als Richtlinie für die moderne politische Praxis ist. Er gab dieser alten Theorie den Namen „Selbstbestimmung" und erhob sie zu einem gebieterischen Aktionsprinzip. Er machte aus der Selbstbestimmung eine Basis des Friedens. Trotzdem hat Wilson in seiner Praxis während der Pariser Verhandlungen und bei der Formulierung der amerikanischen auswärtigen Politik dieses Selbstbestimmungsrecht gänzlich außer Acht gelassen, wenn er es vielleicht auch als ein wünschenswertes moralisches Rezept gelten ließ, das im Leben der Völker kaum je eine Erfüllung fand... Schlagende Beispiele für die Verleugnung dieses Prinzips finden sich im Versailler Vertrag, wo durch die Neuregelung der deutschen Grenze Millionen von Menschen deutschen Blutes unter die Oberhoheit der neugeschaffenen Staaten Polen und Tschecho-Slowakei gestellt, wo der Hafen von Kiautschou und die wirtschaftliche Vorherrschaft in der Provinz Schantung an Japan übertragen wurden. Im Frieden von St. Germain wurde das österreichische Tirol an Italien gegen den allgemein bekannten Willen fast der gesamten Bevölkerung dieses Gebietes abgetreten. In den Friedensverträgen von Versailles und St. Germain wurde Österreich das Recht genommen, sich politisch mit Deutschland zusammenzuschließen. Als der Oberste Rat gegen den betreffenden Anschlußartikel in der deutschen Verfassung vom August 1919 protestierte, weil er im Widerspruch zu dem Friedensvertrag mit Deutschland stehe, wurde am 22. September 1919 von den Bevollmächtigten Deutschlands und der fünf alliierten und assoziierten Großmächte ein Protokoll unterzeichnet, welches diesen Artikel in der deutschen Verfassung für null und nichtig erklärte. Eine klarere

Verleugnung des angeblichen Selbstbestimmungsrechtes ist kaum denkbar als dieses Verbot des vom nahezu einmütigen Wunsche des österreichischen Volkes getragenen Anschluß an Deutschland."

Diesem Urteil sei nichts beigefügt, als die Feststellung, daß Wilson nicht nur selbst an diesen Verträgen zugrunde ging, sondern auch durch sein eigenmächtiges Verhalten die Vereinigten Staaten um den bestimmenden politischen Einfluß brachte, der ihnen im Ringe der Alliierten zukam. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen als Sieger aus dem Krieg hervor, sahen sich zum Generalgläubiger der Welt geworden und hatten Forderungen im Betrag von mehr als 50 Milliarden Goldfranken an die Alliierten, waren aber nicht in der Lage, daraus politische Folgerungen abzuleiten. Das weltpolitische Schwergewicht blieb in London verankert, Frankreich Vorherrscher auf dem alten Kontinent.

Als Woodrow Wilson erkannte, daß nicht nur am Tiber, sondern auch am Potomac neben dem Kapitol der Tarpejische Fels steht, als er vergeblich die Zustimmung des amerikanischen Senats zu seinem Friedenswerk zu erlangen suchte und darüber zu Fall kam, war es zu spät, Geschehenes ungeschehen zu machen. Der Völkerbund, der die ersten 26 Artikel des 440 Artikel umfassenden Friedensvertrages von Versailles füllt, war auf europäischem Boden in Kraft erwachsen, und der Frieden von Versailles gewährleistete der Entente die Früchte des Krieges und den neuen Besitzstand.

Schlußwort

Wir können die Feder nicht niederlegen, ohne die Frage aufzuwerfen: Wie war es möglich, solche unvernünftigen Friedensverträge aufzusetzen und zur Grundlage einer neuen politischen Ordnung zu machen, ohne das Verdammungsurteil der Welt herauszufordern? Die Antwort gibt der Vertrag selbst. Um den Frieden von Versailles vor der Geschichte zu rechtfertigen und den Schein des Rechts und der Gerechtigkeit zu wahren, schrieben die Sieger einen Satz hinein, in dem Deutschland der Schuld an diesem Kriege geziehen wurde, und um diese Fiktion, noch tiefer im Bewußtsein der Mitwelt zu verankern, fügte man dem Vertrag eine Bedingung ein, die die Herausgabe der Kriegsschuldigen, in erster Linie Kaiser Wilhelms und der sogenannten Kriegsverbrecher forderte und schloß Deutschland vom Völkerbund aus.[1]) Diese Bezichtigung bildet das Fundament des Vertrages. Auf

[1]) Paragraph 231 des Friedensvertrages von Versailles lautet:
„Die verbündeten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die verbündeten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seine Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben."

ihr fußend wurde dem deutschen Volk nicht ein eigentlicher Vertrag währt, sondern in 414 Artikeln Schuld, Strafe und Sühne zugemessen der Krieg als solcher, der bisher als eine geschichtliche Erscheinung aner war und als „ein Akt menschlichen Verkehrs" gegolten hatte, rückwirkend eine strafwürdige Handlung gekennzeichnet. Kein über den Parteien thronen Gericht fällte diesen Schuldspruch, und die Schuldfrage selbst blieb der E örterung entzogen. Man betrachtete es einfach als erwiesen, daß Deu land den Krieg gewollt und herbeigeführt habe, machte aus der Legende Organ der Politik, schloß die eigenen Archive, ging über die geschicht Entwicklung eines halben Jahrhunderts mit Stillschweigen hinweg und sich an die Tatsache, daß Deutschland sich hatte in die Rolle des Angreif manövrieren lassen und im Drange der Stunde über die belg Neutralität hinweggeschritten war.

Da diese neue politische Lehre von der Strafwürdigkeit kriegeri Handelns dem von den Greueln des Krieges ergriffenen Weltgewissen Ge tat, wurde es den Siegern leicht, den Frieden von Versailles im Augen des Geschehens vor ihren eigenen Völkern zu rechtfertigen. Aber der gesch drapierte moralische Mantel reichte nicht, die Schwächen der Verträge decken. Die Friedensverträge von Versailles und St. Germain waren ganz abgesehen von der Unhaltbarkeit der Voraussetzung — Erzeugn politischer Leidenschaft und mangelnder wirtschaftlicher Erkenntnisse. Si zerrissen völkische, ökonomische, geographische und natürliche Zusammen hänge und zerstörten den Organismus Mitteleuropas, säten Haß und Mi trauen, schwächten die Produktion der ganzen Welt und wurden zu eine unerschöpflichen Quelle bedrückender Leiden.

Als die Deutschen ihre Unterschriften unter diese barbarischen Vertr gesetzt hatten, stand das deutsche Volk wehrlos, entrechtet und von der Hö der Macht in den Abgrund der Ohnmacht gestürzt wie zwischen den Wände eines Cannons, die sich nackt, schroff, unersteiglich zu beiden Seiten auftürme und keinen Blick in die Ferne gestatten. Trotzdem wird es darin nicht zugrunde gehen, denn auf dem Grunde dieses finstern Verlieses strömt das Herzblut von 1 800 000 Männern,[1] die Deutschland im Weltkrieg geopfert hat, rinnt der

[1] Die Verluste im Weltkrieg sind noch nicht ermittelt worden, doch lassen sich Angaben zusammenstellen, die wenigstens einen Überblick gestatten. Die „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges" in Kopenhagen berechnet den Gesamtverlust, entstanden durch blutige Verluste auf dem Schlachtfeld, Epidemien und Geburtenrückgang auf 35 Millionen Menschen, und zwar sind dabei nur die in Europa eingetretenen Verluste berücksichtigt. Dazu kämen also noch die in Kleinasien und in Afrika entstandenen Abgänge, die sich jeder Berechnung entziehen. Wir schätzen die Verluste Frankreichs auf 1 365 000 Mann, die Verluste Englands auf 1 Million, die Österreich-Ungarns auf 1 200 000 Mann, die Verluste Italiens auf 600 000, die Belgiens auf 120 000, und die Serbiens, Bulgariens und Rumäniens auf je 120 000 Tote. Die Vereinigten Staaten haben in dem kurzen Feldzug 70 000 Tote liegen lassen. In diesen Zahlen sind die Toten der englischen und französischen farbigen

Schweiß, fließen die Tränen eines Volkes, das beispiellos gekämpft hat, um sich im Ringen um die Zukunft zu behaupten, und dieser Blut-, Schweiß- und Tränenstrom wird sich zwischen den steilsten Wänden und durch die finstersten Gründe Bahn brechen und einer großen, geläuterten deutschen Nation den Weg ins Freie weisen.

Deutschlands Sendung und die Geschichte der deutschen Stämme ist in dem großen Kriege, in dem Deutschland unterliegen mußte, weil er hereinbrach, ehe die politische Reife der Deutschen hinreichte, das Erbe Bismarcks nach neuen weltpolitischen Anschauungen zu gestalten, nicht verschüttet worden.

Die Zeit wird kommen, da nicht nur die Besiegten, sondern auch die Sieger diesen Verträgen fluchen und sie, sei es Stück für Stück, sei es auf einem neuen, öffentlichen, nicht zwischen den Regierungen und einzelnen Staatsmännern, sondern zwischen den Völkern vereinbarten Kongreß in Bausch und Bogen verdammen werden, um eine neue Welt zu schaffen. Daß dies ohne Waffengewalt, ohne neue revolutionäre Gewalttaten geschehe, wird der Wunsch jedes fühlenden, jedes denkenden Menschen sein, der den großen Krieg und das Hinsinken von mehr als 10 Millionen Männern auf den Schlachtfeldern und unter den Trümmern der Kulturstätten erlebt hat. Möge es dem Völkerbund, der heute noch bescheiden und kümmerlich im Schatten und aus der Hand der Westmächte sein Dasein fristet, vergönnt sein, an dieser Neugestaltung der Weltverhältnisse wesentlichen Anteil zu nehmen und dank der Mitwirkung neutraler Staaten sich zu einer wahren Amphiktyonie zu entwickeln, die nicht den Mächtigen dient, sondern der immanenten Gerechtigkeit und der Wohlfahrt der Völker die Wege bereitet!

Truppen nicht enthalten. Der französische Abgeordnete Louis Marin hat einen Bericht veröffentlicht, der die Verluste der Armeen im Verhältnis zur Bevölkerungszahl der einzelnen Länder darstellt. Danach hätten verloren Deutschland und Österreich-Ungarn je 1 auf 35 Einwohner, Frankreich 1 auf 27 Einwohner, Italien 1 auf 79 Einwohner, England 1 auf 65 Einwohner (ohne Kolonien), Belgien 1 auf 200 Einwohner. Die Verluste an Toten, die das alte Rußland auf den Schlachtfeldern erlitten hat, lassen sich überhaupt nicht schätzen, können aber nicht unter 3 Millionen betragen.

Aus den Betrachtungen zur Kriegslage

Von Hermann Stegemann

(Erschienen im „Berner Bund")

Dritte Folge: 24. März bis 24. November 1918 (Westen)

Vorbemerkung

Im ersten Band der „Geschichte des Krieges" ist eine Reihe von Auszügen aus den Betrachtungen zur Kriegslage des „Bund" erschienen, die sich mit der Entwicklung der Kriegslage vom Kriegsbeginn bis 15. September 1914 befassen. Im zweiten Bande folgte eine Auswahl von Artikeln, die den Feldzug in Polen vom 6. November bis 17. Dezember 1914 im Augenblick des Geschehens betrachten. Im dritten Bande war für Auszüge kein Raum. Ich glaubte auch auf solche verzichten zu dürfen; bestand doch der vornehmste Zweck des Abdruckes darin, den Leser in die kritische Tagesarbeit einzuführen und ihm die Vergleichung von Tagesaufsatz und Buchdarstellung, von Analyse und Synthese, zu ermöglichen, und dieser Zweck war in den ersten Bänden erfüllt worden. Im vierten und letzten Bande verlangen hingegen einige Betrachtungen aus dem „Bund" Raum, damit auch auf diesem Gebiet ein gewisser Abschluß zustande kommt. Es wäre mir lieb gewesen, jene Artikel wiedergeben zu können, die sich mit der großen strategischen Wende des Jahres 1916 beschäftigen, aber hierzu fehlte zwingender Anlaß. Ich beschränke mich daher darauf, eine Folge von Auszügen aus den Betrachtungen zusammenzustellen, die von der letzten deutschen Offensive handeln, um dem Leser dadurch abermals eine Vergleichung zu ermöglichen und zugleich einen Einblick in die Analyse zu gewähren, die von den inneren Zusammenhängen dieser letzten gewaltigen Kraftanstrengung der Deutschen und der Peripetie des Angriffsfeldzuges zugunsten der Ententemächte Bericht gibt. Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit an einen Aufsatz des Majors de Civrieux zu erinnern, der am 1. Juni 1918 in Nr. 3926 der Pariser „Illustration" erschienen ist. Der bekannte französische Militärkritiker befaßte sich darin mit der langen Dauer des Intervalls zwischen der Aprilschlacht an der Lys und der am 27. Mai entbrannten Aisneschlacht und schrieb, man habe an eine Fortsetzung der Offensive gegen die britische Front geglaubt. Nur der Kritiker des „Bund" habe darauf hingewiesen, daß der nächste Angriff der Deutschen sich gegen die französische Front östlich der Oise richten könne. Major de Civrieux bemerkt dazu wörtlich: „Mais en raison de la personnalité de son auteur, la suggestion était entachée de suspicion et pouvait même être considérée comme une tentative pour nous enduire en erreur." Wir begegnen hier der von französischer Seite wiederholt ausgesprochenen Vermutung, der Kritiker des „Bund" habe Inspirationen vom deutschen Generalstab erhalten und verwertet; eine Vermutung, die völlig aus der Luft gegriffen

ihr fußend wurde dem deutschen Volk nicht ein eigentlicher *Vertrag* gewährt, sondern in 414 Artikeln Schuld, Strafe und Sühne zugemessen und der Krieg als solcher, der bisher als eine geschichtliche Erscheinung anerkannt war und als „ein Akt menschlichen Verkehrs“ gegolten hatte, rückwirkend als eine strafwürdige Handlung gekennzeichnet. Kein über den Parteien thronendes Gericht fällte diesen Schuldspruch, und die Schuldfrage selbst blieb der Erörterung entzogen. Man betrachtete es einfach als *erwiesen*, daß Deutschland den Krieg gewollt und herbeigeführt habe, machte aus der Legende ein Organ der Politik, schloß die eigenen Archive, ging über die geschichtliche Entwicklung eines halben Jahrhunderts mit Stillschweigen hinweg und hielt sich an die Tatsache, daß Deutschland sich hatte in die Rolle des Angreifers *manövrieren* lassen und im Drange der Stunde über die belgische Neutralität hinweggeschritten war.

Da diese neue politische Lehre von der Strafwürdigkeit kriegerischen Handelns dem von den Greueln des Krieges ergriffenen Weltgewissen Genüge tat, wurde es den Siegern leicht, den Frieden von Versailles im Augenblick des Geschehens vor ihren eigenen Völkern zu rechtfertigen. Aber der geschickt drapierte moralische Mantel reichte nicht, die Schwächen der Verträge zu decken. Die Friedensverträge von Versailles und St. Germain waren — ganz abgesehen von der Unhaltbarkeit der Voraussetzung — Erzeugnisse politischer Leidenschaft und mangelnder wirtschaftlicher Erkenntnisse. Sie zerrissen völkische, ökonomische, geographische und natürliche Zusammenhänge und zerstörten den Organismus Mitteleuropas, säten Haß und Mißtrauen, schwächten die Produktion der ganzen Welt und wurden zu einer unerschöpflichen Quelle bedrückender Leiden.

Als die Deutschen ihre Unterschriften unter diese barbarischen Verträge gesetzt hatten, stand das deutsche Volk wehrlos, entrechtet und von der Höhe der Macht in den Abgrund der Ohnmacht gestürzt wie zwischen den Wänden eines Cannons, die sich nackt, schroff, unersteiglich zu beiden Seiten auftürmen und keinen Blick in die Ferne gestatten. Trotzdem wird es darin nicht zugrunde gehen, denn auf dem Grunde dieses finstern Verlieses strömt das Herzblut von 1 800 000 Männern,[1] die Deutschland im Weltkrieg geopfert hat, rinnt der

[1] Die Verluste im Weltkrieg sind noch nicht ermittelt worden, doch lassen sich Angaben zusammenstellen, die wenigstens einen Überblick gestatten. Die „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges“ in Kopenhagen berechnet den Gesamtverlust, entstanden durch blutige Verluste auf dem Schlachtfeld, Epidemien und Geburtenrückgang auf 35 *Millionen Menschen*, und zwar sind dabei nur die in Europa eingetretenen Verluste berücksichtigt. Dazu kämen also noch die in Kleinasien und in Afrika entstandenen Abgänge, die sich jeder Berechnung entziehen. Wir schätzen die Verluste Frankreichs auf 1 365 000 Mann, die Verluste Englands auf 1 Million, die Österreich-Ungarns auf 1 200 000 Mann, die Verluste Italiens auf 600 000, die Belgiens auf 120 000, und die Serbiens, Bulgariens und Rumäniens auf je 120 000 Tote. Die Vereinigten Staaten haben in dem kurzen Feldzug 70 000 Tote liegen lassen. In diesen Zahlen sind die Toten der englischen und französischen farbigen

chweiß, fließen die Tränen eines Volkes, das beispiellos gekämpft hat, um h im Ringen um die Zukunft zu behaupten, und dieser Blut-, Schweiß- id Tränenstrom wird sich zwischen den steilsten Wänden und durch die nstersten Gründe Bahn brechen und einer großen, geläuterten deutschen lation den Weg ins Freie weisen.

Deutschlands Sendung und die Geschichte der deutschen Stämme ist in em großen Kriege, in dem Deutschland unterliegen mußte, weil er hereinrach, ehe die politische Reife der Deutschen hinreichte, das Erbe Bismarcks ach neuen weltpolitischen Anschauungen zu gestalten, nicht verschüttet worden.

Die Zeit wird kommen, da nicht nur die Besiegten, sondern auch die Sieger diesen Verträgen fluchen und sie, sei es Stück für Stück, sei es auf einem euen, öffentlichen, nicht zwischen den Regierungen und einzelnen Staatsännern, sondern zwischen den Völkern vereinbarten Kongreß in Bausch und Bogen verdammen werden, um eine neue Welt zu schaffen. Daß dies ohne Waffengewalt, ohne neue revolutionäre Gewalttaten geschehe, wird der Wunsch jedes fühlenden, jedes denkenden Menschen sein, der den großen Krieg ind das Hinsinken von mehr als 10 Millionen Männern auf den Schlachtfeldern und unter den Trümmern der Kulturstätten erlebt hat. Möge es dem Völkerbund, der heute noch bescheiden und kümmerlich im Schatten und aus der Hand der Westmächte sein Dasein fristet, vergönnt sein, an dieser Neugestaltung der Weltverhältnisse wesentlichen Anteil zu nehmen und dank der Mitwirkung neutraler Staaten sich zu einer wahren Amphiktyonie zu entwickeln, die nicht den Mächtigen dient, sondern der immanenten Gerechtigkeit und der Wohlfahrt der Völker die Wege bereitet!

Truppen nicht enthalten. Der französische Abgeordnete Louis Marin hat einen Bericht veröffentlicht, der die Verluste der Armeen im Verhältnis zur Bevölkerungszahl der einzelnen Länder darstellt. Danach hätten verloren Deutschland und Österreich-Ungarn je 1 auf 35 Einwohner, Frankreich 1 auf 27 Einwohner, Italien 1 auf 79 Einwohner, England 1 auf 65 Einwohner (ohne Kolonien), Belgien 1 auf 200 Einwohner. Die Verluste an Toten, die das alte Rußland auf den Schlachtfeldern erlitten hat, lassen sich überhaupt nicht schätzen, können aber nicht unter 3 Millionen betragen.

Aus den Betrachtungen zur Kriegslage

Von Hermann Stegemann

(Erschienen im „Berner Bund")

Dritte Folge: 24. März bis 24. November 1918 (Westen)

Vorbemerkung

Im ersten Band der „Geschichte des Krieges" ist eine Reihe von Auszügen aus den Betrachtungen zur Kriegslage des „Bund" erschienen, die sich nit der Entwicklung der Kriegslage vom Kriegsbeginn bis 15. September 1914 efassen. Im zweiten Bande folgte eine Auswahl von Artikeln, die den Feldug in Polen vom 6. November bis 17. Dezember 1914 im Augenblick des Beschehens betrachten. Im dritten Bande war für Auszüge kein Raum. ich glaubte auch auf solche verzichten zu dürfen; bestand doch der vornehmste weck des Abdruckes darin, den Leser in die kritische Tagesarbeit einzuführen nd ihm die Vergleichung von Tagesaufsatz und Buchdarstellung, von Analyse nd Synthese, zu ermöglichen, und dieser Zweck war in den ersten Bänden erfüllt orden. Im vierten und letzten Bande verlangen hingegen einige Betrachungen aus dem „Bund" Raum, damit auch auf diesem Gebiet ein gewisser bschluß zustande kommt. Es wäre mir lieb gewesen, jene Artikel wiederben zu können, die sich mit der großen strategischen Wende des Jahres 1916 schäftigen, aber hierzu fehlte zwingender Anlaß. Ich beschränke mich daher rauf, eine Folge von Auszügen aus den Betrachtungen zusammenzustellen, e von der letzten deutschen Offensive handeln, um dem Leser dadurch ermals eine Vergleichung zu ermöglichen und zugleich einen Einblick in die nalyse zu gewähren, die von den inneren Zusammenhängen dieser letzten waltigen Kraftanstrengung der Deutschen und der Peripetie des Angriffszuges zugunsten der Ententemächte Bericht gibt. Man erlaube mir bei ser Gelegenheit an einen Aufsatz des Majors de Civrieux zu erinnern, am 1. Juni 1918 in Nr. 3926 der Pariser „Illustration" erschienen ist. r bekannte französische Militärkritiker befaßte sich darin mit der langen uer des Intervalls zwischen der Aprilschlacht an der Lys und der am Mai entbrannten Aisneschlacht und schrieb, man habe an eine Fortsetzung Offensive gegen die britische Front geglaubt. Nur der Kritiker des Bund" habe darauf hingewiesen, daß der nächste Angriff der Deutschen sich en die französische Front östlich der Oise richten könne. Major de Civrieux erkt dazu wörtlich: „Mais en raison de la personnalité de son auteur, suggestion était entachée de suspicion et pouvait même être conrée comme une tentative pour nous enduire en erreur." Wir beıen hier der von französischer Seite wiederholt ausgesprochenen Verung, der Kritiker des „Bund" habe Inspirationen vom deutschen Generalerhalten und verwertet; eine Vermutung, die völlig aus der Luft gegriffen

war, de Civrieux und andere aber offenbar verleitet hat, die sachlich begründeten Analysen des neutralen Kritikers falsch auszulegen und die Voraussage im vorliegenden Falle als Finte des Gegners zu betrachten und danach zu handeln. Selbst Gabriel Hanotaux gibt sich diesem Irrtum über meine Persönlichkeit hin und führt meine „Geschichte des Krieges" in seiner „Histoire Illustrée de la Guerre" (Paris, Gounouilhou éditeur) an, ohne zu bemerken, daß das Werk die Ansichten des deutschen Generalstabes wiedergebe. Beiläufig bemerkt, ist Hanotaux' große „Illustrierte Geschichte" eine unerschöpfliche Materialsammlung, da dem Verfasser das französische Kriegsarchiv offen steht und er schon während der Kriegszeit in den Akten des französischen Generalstabes blättern konnte. Leider ist es ihm nicht gelungen, sich dieser „Inspirationen" zur Schaffung eines fesselnden, kritischen, das Material sachgemäß verwertenden Geschichtswerkes zu bedienen. Das ist sehr zu bedauern, denn der hervorragende französische Historiker ist uns infolgedessen viel schuldig geblieben.

H. St.

Sonntag, 24. März 1918 (Sonntagsausgabe).

Die deutsche Offensive ist gestern von Vorkämpfen zu allgemeinen Kampfhandlungen vorgeschritten, die zunächst in zusammenhängender Front den Abschnitt zwischen der Oise und dem Senséebach erfaßt haben. Zur Kennzeichnung dieses Abschnittes schrieben wir am 8. März:

„Da die deutsche Heeresleitung über Lille, Douai und Cambrai verfügt und südlich anschließend das wichtige Cateau durch die Behauptung der Linie Cambrai—St. Quentin gedeckt steht, hat sie in diesem Abschnitt nichts zu fürchten. Wir befinden uns hier in dem Rückzugsgebiet Hindenburgs, das jetzt völlig von Engländern besetzt gehalten wird, die damit auch die Aufgabe übernommen haben, die Linie Arras—Bapaume—Péronne—Chaulnes zu decken. Eine in diesem Raume angesetzte deutsche Offensive hätte Albert und Amiens zum Ziel, wo die großen Stapel errichtet sind, deren Verlust die Engländer in Gefahr brächte, den Materialkrieg zu verlieren, auf den ihre Armeen eingeschworen sind. Bricht eine deutsche Offensive zwischen Scarpe und Oise auf Amiens durch, so zerreißt sie die englisch-französische Front an der Nahtstelle und bedroht das unter dem strategischen Schutz der Engländer stehende Paris."

In dieser Betrachtung waren Fernblicke aufgeschlagen, die sehr weitgreifende Operationen zur Voraussetzung haben und ideale Ziele aufstellen, über deren Erreichung weiter nichts zu sagen ist, da es sich zunächst nicht um bestimmte geographische Punkte, sondern um die lebendigen englischen Kräfte handelt, die vor denselben aufgepflanzt stehen. Es ist auch nicht gesagt, daß die Angriffe, die am 21. März nach einer verhältnismäßig kurzen artilleristischen Vorbereitung sichtbar geworden sind, schon auf Durchbrechung der englischen Linien angelegt waren; man muß vielmehr damit rechnen, daß eine deutsche Offensive, wie schon früher auseinandergesetzt, nicht am ersten Tage in vollem Umfang in die Erscheinung

itt, ja, daß nicht einmal mit Sicherheit behauptet werden kann, der Abschnitt wischen Oise und Scarpe sei dem Hauptangriff vorbehalten worden, obwohl es eute so aussieht, als hätte die deutsche Heeresleitung wirklich die klassische Naht- elle westlich der Oise hiezu ausersehen ...

Wie es scheint, ist die erste englische Linie auf sehr breiter Front genommen orden und der Stoß auf vielen Punkten in die zweite eingedrungen, so daß deren usammenhang gefährdet ist. Die weitere Entwicklung bleibt abzuwarten und bei festzuhalten, daß es sich um eine 80 Kilometer lange Front handelt, die nicht erall in gleichem Maße verletzt worden ist, so daß bestimmte Angaben erwartet rden müssen, um über die einzelnen Einbrüche ins klare zu kommen.

Rechts wird der deutsche Angriff durch die flankierend vorgeschobenen Stel- igen östlich des Vimyrückens und die nicht umsonst unerschütterlich gehaltene osition von Lens gestützt, links empfängt er durch die auf dem Gobainmassiv ichtete, feindwärts ziemlich weit hinausgerückte Stellung eine starke Ablehnung. zu kommt, daß hier die Oise bei weiterem Vorrücken einen gewissen natürlichen inkenschutz gewährt. Ein über Ham und Chauny auf Noyon zielender Angriff eißt unter Umständen die Naht und ruft englische und französische Reserven h den inneren Flügeln der verbündeten Armeen, schwächt also die äußeren Flügel 650 Kilometer langen Front. Wie weit er gedeiht und ob er durch plötzlich springende Vorstöße an anderen Stellen der englischen oder der französischen nt näher bestimmt wird, ist die Frage der nächsten Wochen ...

Zum erstenmal treten die Deutschen im Westen mit zusammengefaßten Kräften Angriff an, wobei sie auf schwere österreichische Artillerie zählen, die wieder, in den Augusttagen 1914, auf den westlichen Schlachtfeldern erscheint. Von talienischen Front melden die Berichte so gut wie nichts. Ob es hier zu großen mmenstößen kommt, wird mit von der Entwicklung an der Westfront abhängen, jetzt Entscheidungsschlachten entbrannt sind, deren räumliches und zeitliches naß sich heute noch jeder Berechnung entzieht und über deren operative Aus- ing erst später geurteilt werden kann.

stag, 26. März 1918 (Erstes Blatt).

Der erste Akt der großen Schlachtenfolge im Westen ist nach zweitägiger r zu Ende gegangen, ohne daß der Vorhang auf diesem Teile des Kriegs- rs gefallen wäre, ohne daß die Kampfhandlung als solche aufgehört hätte, daß über die Fortführung der großen deutschen Operation absolute Sicherheit ffen worden wäre. Die Entwicklung vollzieht sich in dem von uns wiederholt eichneten strategischen Rahmen und gibt zur Eröffnung neuer Perspektiven weniger Anlaß, als alles auf eine Entscheidungsoperation größten Stiles bleibt, die räumlich und zeitlich die ganze strategische Westfront von Nieu- is Venedig unmittelbar oder mittelbar ergreifen muß und wird.

Man darf sich darüber nicht täuschen und darf den dadurch bestimmten Maß- cht beiseite legen, um den jetzt sichtbar gewordenen Schlachtakt zwischen und Oise für sich zu betrachten. Freilich ist dieser, was die Frontbreite, reitung und Stoßkraft betrifft, das Gewaltigste, was von deutscher Seite in taktischer Zusammenfassung geleistet worden ist; aber wir haben es doch einer Teilerscheinung zu tun, mit einem Anhieb, der gewisse Voraussetzungen

schafft und nicht mit Offensiven wie die der Engländer in Flandern verglichen werden darf, die gleich das Ganze gaben und schon am zweiten Tag jedes strategische Interesse verloren. Die Schlacht, die jetzt zwischen der Sensée und der Oise geschlagen worden ist und die Engländer aus drei befestigten Linien 30 Kilometer weit ins offenes Feld auf die Somme zurückgedrängt hat, hat vielmehr das strategische Interesse erst entbunden und hat deswegen als großer taktischer Sieg der Deutschen für den Betrachter, der die Kriegführung auf ihre Zusammenhänge und Auswirkungen untersucht, nur die Bedeutung eines gewaltigen Vorspiels. Es scheint angezeigt, dies angesichts der überwältigenden Kraftentfaltung, die die furchtbare Schlacht dem Auge bietet, noch einmal hervorzuheben, um den Standpunkt ruhiger Betrachtung nicht in Vergessenheit geraten zu lassen ...

Der deutsche Angriff hat den zwischen der Sensée und der Oise stehenden rechten englischen Heeresflügel, der die vitalste Stelle der englisch-französischen Gesamtfront deckte und, auf St. Quentin und Cambrai vorgebaut, die rückwärtigen Verbindungen rechts der Somme und die große Transversale Noyon—Ham—Péronne—Bapaume—Arras beherrschte, aus dem Stand gehoben und in einer Ausdehnung von 80 Kilometern 30 Kilometer weit geworfen. Der Zusammenhang der englisch-französischen Front ist dadurch nicht zerrissen, aber empfindlich geschwächt, die Kampfkraft der Engländer durch starken Ausfall an Material bedeutend verringert und die ganze Struktur ihrer Front verändert worden...

Was nun geschieht, bleibt abzuwarten, und zwar zunächst abzuwarten, ob der Stoß weitergeführt wird oder ein anderer Abschnitt in Bewegung kommt. Die schwierigste Aufgabe liegt jetzt auf General *Foch*, der die *strategische Reserve als Manövriermasse* in der Hand behalten muß, da man nicht weiß, wo und wie die deutsche Offensive fortgesetzt wird, der aber in Gefahr gerät, sie seine Armee brockenweise ablocken zu lassen, um wankende Frontabschnitte zu festigen, statt einen Gegenschlag zu führen. Zum Schlusse dieser kurzen Feststellungen sei noch einmal mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß es sich um *Entscheidungsschlachten* handelt, deren *räumliches* und *zeitliches* Ausmaß sich heute noch jeder Berechnung entzieht und über deren *operative* Auswirkung erst *später geurteilt werden kann...*

Mittwoch, 27. März 1918 (Zweites Blatt).

Die große Schlacht im Westen geht ihren Gang. Die deutsche Offensive dringt, wenn auch verlangsamten Schrittes, im Sommebogen vor, den sie nach der Ausräumung des großen Dreiecks Monchy—St. Quentin—Chauny überflutet. Gelingt es den Engländern nicht, bei Albert eine neue Front zu bilden, so ist die englische Armee von der französischen abgesprengt...

Die Deutschen haben die französische Ailettestellung bereits links überflügelt und Pétain wird alles daran setzen müssen, an der Oise eine nach Norden gerichtete Front zu bilden, um den Anschluß an die Engländer in der Richtung Albert wieder herzustellen und zwischen der unteren Ailette südwestlich des Massivs von St. Gobain und der Aisne auf der Hochfläche von Carlepont und Nampcel nicht ins Gedränge zu geraten...

Im Ausblick erscheinen bereits die von uns als *ideale Zielpunkte* bezeichneten Punkte: *Albert*, der große Straßenknoten zwischen Amiens und Arras,

rner der strategische Schlüsselpunkt der englisch-französischen Nordwestfront, as 45 Kilometer westlich Peronne gelegene **Amiens** und endlich der wichtige isenbahnknotenpunkt **Montdidier**, 30 Kilometer südwestlich Nesle. Doch ist stzuhalten, daß die deutschen Armeen bei Überschreitung der Linie Arras—Noyon r **Flankenanlehnung**, die ihnen am Nordflügel die Stellungen nördlich der carpe und am Südflügel die Stellungen östlich der Oise gewährten, **entbehren** üßten.

Um so wichtiger ist die Frage nach der Festigkeit der von den Engländern d den herangeworfenen Verstärkungen bezogenen Linien östlich Albert—Roye— issigny—Noyon. Haben Engländer und Franzosen alle zunächst verfügbaren eserven nötig, um eine Front zu besetzen, so bleibt ihnen keine **Manövriermasse** Flankenangriffen, und wird die Front durchbrochen, ehe sie artilleristisch bewehrt , so kann es zu Bewegungskämpfen kommen, die die herangeführten Reserven sch verschlingen und in Verbindung mit anderen Durchbrüchen das ganze Verdigungssystem früher oder später zum Einsturz bringen können. General Foch ß also, wie gestern ausgeführt, damit rechnen, daß ihm seine Manövriermasse ckenweise abgelockt wird, ehe es zu einem zweiten Schlag an anderer Stelle nmt und ehe er in der Lage ist, zu einem Gegenschlag auszuholen. Vielleicht d die Alliierten bereit, alle Möglichkeiten zu opfern, um das Dringlichste, die iederherstellung der Front, zu sichern, wozu sie heute wahrscheinlich schon ihre serven an der Oise und der Ancre vereinigt haben ...

Zunächst wird die Entwicklung an der alten Westfront abzuwarten sein, Engländer und Franzosen auf operative Gegenmaßnahmen nur dann verten können, wenn ihnen nichts mehr bleibt als mühsame Herstellung der von Quentin und Cambrai binnen drei Tagen auf Combles und Noyon zurückälzten Front ...

Die Entwicklung der deutschen Offensive im Westen ist seit dem 29. März h die Gegenmaßnahmen der französischen Heeresleitung, auf die wir wiedervorbereitet haben, in gewissem Umfang beeinflußt worden.

ttwoch, 3. April 1918 (Erstes Blatt).

Man kann die Lage der Alliierten im Augenblick insofern als gebessert beten, als es den Franzosen in zwölfter Stunde gelungen ist, so viele Kräfte chen der Somme und der Avre zu vereinigen, daß die durchbrochene, in einzelne bände auseinanderfallende britische Flügelarmee von ihnen aufgenommen en konnte. Dadurch ist die völlige Überflügelung und Abdrängung der nördder Somme fechtenden, von Albert gegen Corbie und die Tiefenlinie des uesflüßchens zurückgeworfenen britischen Armeegruppe verhindert und Amiens aschem Fall bewahrt worden. Ob der französisch-englische Flügel, der zwischen und Somme kämpft, Zeit zu gewinnen sucht, damit die Stapel in Amiens aut werden können, oder Befehl hat, die Front in der Linie Corbie—Villers onneux—Boves fest abzustützen und dauernd zu behaupten, läßt sich nicht , doch wird darüber bald Klarheit geschaffen werden.

Jedenfalls ist der Angriff der Deutschen zwischen der Somme und der Avre : Richtung Amiens noch nicht ganz zum Stillstand gebracht, sondern nur **gsamt** worden ...

Die Kampflinie läuft von der Mündung der Divette in die Oise in westlicher Richtung nach Montdidier, führt dann über die linksufrigen Höhen der Avre, tritt bei Moreuil wieder auf das rechte Ufer der Avre, überschreitet den Lucebach und erreicht oberhalb der Halluemündung die Somme. Sie ist auf etwa 70 Kilometer Länge zu veranschlagen, von denen der größere Teil durch das Heranführen französischer Reserven besetzt werden mußte, die sich zwischen Avre und Oise sogar in die rechte Flügelarmee der Engländer einschoben, um dieser mehr Halt zu verleihen.

Daraus geht nun klar hervor, daß nicht nur französische Abschnittsreserven, sondern auch große Teile der strategischen Reserven zwischen der Oise und der Somme aufmarschierten, die aus den exzentrischen Räumen in den zentralen Kampfraum eilen mußten, um die große Lücke zwischen dem nach Westen geworfenen britischen Heeresflügel und dem bei Carlepont auf dem linken Oiseufer feststehenden linken französischen Heeresflügel auszufüllen. Dadurch ist die Unterstellung der 5. britischen Armee unter den Befehlshaber des französischen linken Flügels zwischen Hamel und Moreuil notwendig geworden. Darüber hinaus wurde der Verzicht Haigs auf selbständige Führung der Operationen nötig, so daß zum ersten Male in der englischen Kriegsgeschichte britische Armeen unter fremdem Kommando fechten...

Foch hat die Leitung der Schlacht übernommen, die er wohl oder übel liefern muß, um die völlige strategische Totmanövrierung des englischen Heeres zu verhindern.

Die Entwicklung wird lehren, ob die deutsche Heeresleitung angesichts der nun erfolgten Bindung der Armee Foch im Zentralraum neue Entschlüsse faßt oder die Schlacht zwischen Compiègne, Amiens und Arras auf zwei Fronten durchzukämpfen sucht.

Sonntag, 7. April 1918 (Sonntagsausgabe).

Die erste Phase der großen deutschen Offensive ist abgeschlossen. Sie ließ die Entwicklung der breitangelegten Operationen im Feuer zweier deutlich abgegrenzten Schlachthandlungen erkennen und hat mit bestimmten taktischen und operativen Ergebnissen geendet...

Die deutsche Offensive zeitigte eine Durchbrechung, als die Engländer ihre Linien zwischen Monchy und Vendeuil preisgaben, auseinandergebrochen auf die Somme zurückgingen und dort in einer zweiten Schlacht von dem Plateau von Bapaume und aus dem Sommebogen zum Rückzug über Albert und Chaulnes gezwungen wurden. Als Nachfrüchte dieser beiden abgegrenzten taktischen Handlungen reifte den Deutschen durch energischen Stoß in die aufgesprengte Nahtstelle die Besetzung der Linie Noyon—Montdidier—Moreuil und das Vortragen des Artillerieangriffes auf die allgemeine Linie Arras—Doulens—Amiens—Ailly—Ressons—Ribécourt. Die Granateinschläge, die diese Linie abstecken, bezeichnen die taktische Auswirkung der ersten Phase der deutschen Offensive, deren operative Wirkung sich zunächst in der Beherrschung der Verbindungslinien des Sommetales und des Avretales ausspricht.

Hieraus geht hervor, daß die strategische Lage des englischen Heeres in der ersten Phase der deutschen Offensive noch mehr gelitten hat als die der Italiener, als sie vom Isonzo auf den Tagliamento zurückgeworfen wurden. Eine Wieder-

aufrichtung und die Wiedereinnahme strategischer Offensivpositionen wird den englischen Armeen nur dann möglich sein, wenn sie aus den ihnen auferlegten Grenzen hervorbrechen, statt einer kümmerlichen Flankenanlehnung bei Amiens wieder Aufnahme in den französischen Operationskreis finden und damit zugleich ihre eigene Hauptbasis auf dem Festland, die Linie Rouen—Paris, wieder in den Rücken bekommen.

Ist also auch durch den tapferen Widerstand der englischen Divisionen ein Zusammenbruch vermieden worden, der keine Wiederaufrichtung in der Verteidigung mehr gestattet hätte, und durch das geschickte Eingreifen der Franzosen die völlige Spaltung der englisch-französischen Front an der Avre vereitelt worden, so bleibt doch zuungunsten der Engländer eine operative Lähmung, deren Folgen sich erst im Laufe der Operationen geltend machen werden. Die englischen Armeen, die seit dem März 1915 in Angriffsstellung gestanden, sind seit dem 23. März 1918 zwangsweise auf die Defensive verwiesen worden, aus der sie sich nur durch die gewaltsamsten, glücklichsten, ihnen bisher versagt gebliebenen Vorstöße in Gestalt durchgreifender Durchbruchsschlachten oder durch Abbau der Front und Staffelung an der unteren Seine befreien können.

Die Franzosen haben in der ersten Phase der Verteidigung durch rasches Zufassen das schlimmste verhütet und nach schweren Kämpfen in der Linie Chauny—Roye wenigstens südlich Noyon—Montdidier und bei weiterem Abreißen des englischen Heeresflügels auch noch in der Linie Montdidier—Moreuil—Hamel eine Schranke aufgerichtet, die den Zusammenhalt der englisch-französischen Armeen sichert. Aber auch ihre strategische Lage hat sich verschlechtert. Sie wird nicht nur durch die Lähmung des englischen Heeresflügels beeinträchtigt, sondern hat auch durch den Verlust der wichtigen Rochadelinien Noyon—Arras, Noyon—Amiens, Compiègne—Montdidier—Amiens und die Gefährdung der Linien Clermont—Amiens und Beauvais—Amiens Schaden erlitten. Paris, das seit der Aufrichtung der englisch-französischen Front und besonders seit dem strategischen Rückzug Hindenburgs von der Somme auf die Kanalzone von St. Quentin—Cambrai im wahren Sinne des Wortes das Herz der englisch-französischen Kriegführung bildete und die belebenden Blutströme durch die Adern des englisch-französischen Heereskörpers trieb, ist nicht nur der Peripherie näher gerückt, sondern auch in den Bereich der Operationen gelangt. Die Reichweite der Geschütze bestimmt nicht nur die Möglichkeit, gewisse Ziele zu erfassen, sondern schreibt auch die Kampfbedingungen vor und hat jetzt aus dem Pariser Lager einen direkt angegriffenen Platz gemacht. Hat das deutsche Fernfeuer in Paris auch nur einen Tag die Verkehrsmittel stillgelegt, so hat es den Puls des Gegners im gegebenen Augenblick geschwächt.

Die Tatkraft, mit der die Franzosen durch das Einsetzen des größeren Teiles ihrer strategischen Reserven die Lage im Zentrum der Schlachtfront gekittet haben, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie in der Verwendung dieser Reserven nicht mehr frei sind und daß sie gezwungen wurden, sie am äußersten linken Flügel ihrer eigenen Schlachtfront anzuhäufen. Solange die deutsche Heeresleitung hier weitere unmittelbare Erfolge sucht, kann General Foch der begründeten Ansicht sein, daß er nicht nur das Notwendige, sondern auch das einzig Zweckmäßige getan habe, darf aber dabei den Erfahrungssatz nicht vergessen, daß

eine glückliche, großzügige Initiative des Angreifers, wie sie in diesem Falle von den Deutschen geübt worden ist, nicht nur die Handlungen des Verteidigers bestimmt, sondern sich auch dann wie ein Bleigewicht an die Entschlüsse der Verteidigung hängt, wenn dem Angreifer die völlige, ideale Durchführung der eingeleiteten Operationen nicht beschieden sein sollte. Darüber wird man indes urteilen können, wenn die Entwicklung weiter vorgeschritten, die zweite und dritte Phase sichtbar geworden ist und die Offensive der Mittelmächte auch andere Räume und andere Kriegstheater ergriffen hat.

Auf Entwicklung und Zusammenhang betrachtet, ist die erste Dekade der deutschen Offensive so stürmisch und raumverschlingend verlaufen, daß man beinahe behaupten könnte, der Angreifer habe mit längeren Fristen gerechnet, um gewisse Ziele zu erreichen.

Die zweite Phase der Operationen hat begonnen, wohin sie führt, ob es sich um ein neues kleineres Vorspiel oder Fortführung an Ort und Stelle handelt, muß sich weisen. Der Schlußsatz unserer Betrachtung vom 1. April, in dem es heißt, daß die Entwicklung lehren werde, ob die deutsche Heeresleitung angesichts der Bindung der Armee Foch im Zentralraum neue Entschlüsse fasse oder die Schlacht auf der alten Walstatt durchzukämpfen suche, behält seine Gültigkeit. Eins aber drängt sich dem Betrachter angesichts des gewaltigen Ausmaßes der Operationen im Westen und im Hinblick auf die einheitliche Gestaltung der Westfront von Nieuport bis Venedig vor allem auf: Die Notwendigkeit einer österreichischen Offensivaktion, die zwar durch den Nachwinter im Hochgebirge noch verzögert werden kann, aber früher oder später in die Erscheinung treten muß, denn es ist nicht anzunehmen, daß die österreichisch-ungarische Heeresleitung den nach dem Abzug Plumers und Fayolles auf eigene Kraft gestellten Diaz lediglich binden werde, sondern versuchen wird, nach Aufbau der Angriffsfront die äußerste rechte Flanke der Westfront der Entente einzustoßen und dadurch die Operationen der Deutschen im alten Westen zu erleichtern und ihnen erst die volle Auswirkung zu sichern.

Sonntag, 14. April 1918 (Sonntagsausgabe).

Die deutsche Offensive im Westen ist in der Erweiterung der Angriffsräume und in fortschreitender Erschütterung des englisch-französischen Verteidigungssystems sichtbar geworden. Das war zu erwarten, nachdem sich Hindenburg in einem zentral gedachten und zentral durchgeführten Vorstoß Bewegungs- und Manövrierfreiheit geschaffen und die strategischen Reserven der Gegner in den bedrohten Zentralraum an die Nahtstelle der englischen und französischen Armeen gezogen hatte. Die Entwicklung vollzieht sich also in den vorgezeichneten Bahnen und ist durch die Gegenmaßnahmen Fochs nicht operativ beeinflußt worden...

Heute stehen wir auf der Schwelle einer neuen Phase, wobei wir die Frage offen lassen, ob man die Angriffe links der Oise und die Verdrängung der Franzosen über die Ailette und den Oisekanal bei St. Gobain und Coucy als Zwischenkämpfe oder als Einleitung der Kämpfe zweiter Phase betrachten will...

Wie nicht anders zu erwarten war, ist die Initiative völlig in den Händen der Deutschen gesammelt geblieben und die französisch-englische Führung vom Bleigewicht dieser auf der Gegenseite waltenden Initiative in ihren Entschlüssen gelähmt worden...

Foch kämpft südlich Lassigny, westlich Montdidier—Morisel—(Moreuil) d knapp östlich Villers Bretonneux unaufhörlich, um Boden zurückzukaufen d Bindung durch Bindung zu beantworten; das ist ein kostspieliges, im besten ll Zeitgewinn und Sicherung der Defensive erstreitendes Verfahren, das nur m eine Lösung in Aussicht stellt, wenn inzwischen Vorbereitungen zur Wieder-fnahme der Offensive, sei es in anderen Räumen der Front, sei es durch Zurück-ken der eigentlichen Schlachtfront getroffen werden. Gerade auf solche Er-igungen weist der neue Vorstoß der Deutschen an der britischen Nord-ont, denn die Offensive bei La Bassée und Armentières ist geeignet, der englisch-nzösischen Heeresleitung ein neues, schweres Bleigewicht anzuhängen und vielleicht schon von solchem Einfluß gewesen, daß Haig oder Foch gewisse Ent-lüsse liegen lassen mußten, um ein zweites strategisches Joch auf sich zu nehmen.

Erinnert man sich, daß das britische Festlandsheer nur noch den Raum be-rscht, der durch die Außenpunkte Amiens, Arras, Béthune, Ypern, Nieuport timmt wird, und daß es in einem Brückenkopf kämpft, so wird man einen Stoß, das Lystal aufwärts in der Richtung Dünkirchen führt und den großen Stapel-z und Verbindungsknoten St. Omer — jetzt vielleicht wieder Hauptquartier — roht, als sehr gefährlich bezeichnen müssen, insbesondere wenn er zugleich die dflanke von Ypern öffnet und die Wirkung der deutschen Flankenbatterien süd-Ypern in der Linie Comines—Armentières so verstärkt, daß dadurch die letzte sfallstellung der Engländer, das unter unsäglichen Mühen erstrittene Vorfeld Ypern, als die Errungenschaft der Flandernschlachten, erschüttert wird. Liegt tsches Feuer auf Poperinghe, weichen die Engländer aus Armentières und Ploegsteerter Wald über Kemmel, so gerät die vielbestürmte Yserfront ins nken.

Soweit ist es noch nicht, aber die Entwicklung drängt, und es wird Haig nichts g bleiben, als an den Lysbrücken und bei Béthune alle Verstärkungen zu häufen, French ihm noch schicken kann, um eine Durchbrechung seiner Nordfront zu hindern, die um so gefährlicher wäre, als im Süden Amiens immer noch sehr stark oht ist und der Bewegungsraum der englischen Armeen sich zusehends verengt. Es kommt also unter so mißlich gewordenen strategischen Verhältnissen für englisch-französische Heeresleitung wirklich alles darauf hinaus, standzuhalten, shilfe zu leisten, zu kämpfen, koste es was es wolle, um die taktische Lage rzustellen und die mit überlegener Meisterschaft vorbereitete und von erstaun-r Kampfkraft getragene Offensive der Deutschen auflaufen zu lassen.

Die Hoffnungen der Entente ruhen in dieser strategischen Bedrängnis nicht den amerikanischen Armeen, die als solche noch nicht bewegungsfähig sind, ern auf jener Armee, die seit Kriegsbeginn sich in der Kriegführung ausgezeichnet und jetzt endlich aus ihrer Mitte auch den Führer der alliierten Armeen stellen te, der französischen. Solange die politische Führung der Entente in der hfechtung des Krieges beharrt, wird die französische Armee Hirn und Kern militärischen Widerstandes der Entente darstellen.

twoch, 17. April 1918 (Zweites Blatt).

Die Entwicklung der deutschen Angriffsoperationen im Westen ist am 9. April zweite Phase getreten und hat an diesem Tage — genau ein Jahr nach dem

erfolgreichen Angriff Allenbys auf den Vimyrücken — die britische Nordfront zwischen dem flandrischen und dem französischen Abschnitt eingedrückt …

Die Tiefe des englischen Operationsraumes ist aufs neue beeinträchtigt, die Verteidigung erschwert, eine Gegenoffensive beinahe unmöglich geworden. Feldmarschall Haig hat die verzweifelte strategische Lage, von der wir schon am 12. April sprachen, in einem Tagesbefehl anerkannt, in welchem er seinen tapferen Leuten zuruft, daß sie um jeden Preis standhalten müßten und daß es keinen Rückzug gäbe. Je nach der Auslegung kann man daraus schließen, daß er gesonnen ist, das strategische Problem britischem Empfinden entsprechend zu lösen, das heißt nicht auf die Seinebasis zurückzugehen, wenn er in Flandern und Nordfrankreich aus allen Stellungen weichen muß, sondern mit dem Rücken gegen die Küste bis aufs letzte um seine Brückenköpfe zu kämpfen. Das kann er indes nur dann mit Aussicht auf relative Wiederherstellung der Lage und Erhaltung der Armee tun, wenn die französische Armee noch freie Kräfte genug besitzt, zu einer großen Gegenoffensive zu schreiten und den Deutschen eine siegreiche Durchbruchsschlacht zu liefern.

Auch heute kann Generalissimus Foch daran noch nicht denken. Er ist immer noch mit taktischen „Aushilfen“ beschäftigt und sogar genötigt worden, selbst nach Flandern zu eilen, um dort zum Rechten zu sehen und St. Omer zu verteidigen, statt strategische Operationen offensiven Stils einzuleiten.

Die allgemeine Lage wird durch die Unsicherheit gekennzeichnet, die die fortgesetzte Initiative der Deutschen über die erschütterten Gegner gebracht hat. Kommt die Schlacht an der Lys zum Stehen, so werden wir neue überraschende Züge auf dem weitgespannten strategischen Brett zu erwarten haben.

Sonntag, 21. April 1918 (Sonntagsausgabe).

Es ist Generalissimus Foch nichts übrig geblieben, als abermals in den Bestand seiner Manövrierarmee zu greifen, einzelne Divisionen nach Hazebrouck zu werfen, und die englische Front am Kemmelberg und auf dem Schwarzberg und Chatsberg nördlich Bailleul zu stützen. Mit diesen Stellungen steht und fällt die Linie Ypern—Poperinghe—Hazebrouck, die als letzte den Zusammenhang der belgischen Yser- und der englischen Lys- und Airefront sichert. Deutsches Feuer liegt auf Hazebrouck und dem Stapelort Aire, der bereits zur Kopfstation der Linie Calais—St. Omer—Béthune geworden ist. Wahrscheinlich sammeln sich auch in der Linie Aire—Béthune englisch-französische Verstärkungen, sei es, um gegen die ausgesetzte Südflanke Quasts zu operieren, wie Fayolle an der Avre versuchte, sei es, um der Ausweitung des deutschen Angriffs in dieser Richtung zu begegnen. Vermutlich sind wir in der allgemeinen Entwicklung bei größeren englisch-französischen Gegenangriffen angelangt.

Die Entwicklung des Feldzuges im Westen hängt auf beiden Seiten von der Zahl und der Güte der augenblicklich verwendungsfähigen Bestände ab, die strategische Überlegenheit und die Initiative sind indes in so hohem Grade auf seiten der Deutschen zu finden, daß General Foch zunächst schwerlich über die taktischen Aushilfen hinausgelangen kann, die die Franzosen rasch und zuverlässig leisten.

Mittwoch, 1. Mai 1918 (Zweites Blatt).

Die Entwicklung des Feldzuges im Westen wird, so langsam sie auch unter den riesenhaften Verhältnissen reifen mag, der Endphase des Krieges wohl den bestimmenden Zug aufdrücken.

Die Entwicklung der Kampflage im Westen bleibt an lange Fristen gebunden. Die Eroberung des Kemmelberges durch die Deutschen bezeichnet eine Etappe dieser Entwicklung. Der nächste „Ruck des Angreifers“ bleibt zu erwarten ...

General Foch, der heute seine Befehlsbefugnisse auf die ganze Festlandsfront zwischen dem Meere und dem Jura ausgedehnt sieht, hat die wohlbehütete strategische Reservearmee zunächst rücksichtslos eingesetzt, um die zerrissene britische Front wieder mit der französischen und in sich selbst zu verknüpfen. Taktische Aushilfen dieser Art stellen die höchsten Forderungen an Führung und Truppe, verlangen große Opfer und eine gewisse strategische Entsagung.

Die Franzosen haben allen diesen Bedingungen entsprochen. Sie haben zwar nicht verhindern können, daß die britische Armee die Hälfte ihrer lebendigen Kräfte und noch mehr an technischem Rüstzeug auf der Walstatt gelassen haben und ihre Bewegungsfreiheit preisgeben mußte, um den abbröckelnden Operationsraum notdürftig zu behaupten, bis Fochs Reserven überall zur Stelle waren; sie haben zwar selbst in rücksichtslosen Gegenangriffen, die aus dem Stegreif unternommen werden mußten, nur Zeitgewinn erkauft, sind aber immerhin der Lage soweit Meister geworden, daß der Zusammenbruch des mit großer Tapferkeit fechtenden englischen Heeres vermieden werden konnte.

General Foch ist als Stratege eine kultivierte Erscheinung. Wir haben nicht ohne Grund schon vor Jahren auf seine geistvollen Schriften aufmerksam gemacht und kommen immer wieder in Versuchung, das Schlußkapitel seines Werkes „De la conduite de la guerre“, anzuführen, um von seiner Persönlichkeit und seiner polemischen Stellungnahme gegen die deutsche Strategie, wie er sie verstanden wissen will, den richtigen Begriff zu geben. Es wäre daher verkehrt, aus dem behelfsmäßigen Verfahren, zu dem er sich in den ersten Wochen seines Oberbefehls infolge des Versagens der britischen Führung gezwungen sieht, Schlüsse auf seine Strategie zu ziehen ...

Die Entwicklung, die bis jetzt völlig zugunsten der deutschen Offensive spricht, bleibt in höherem Maße an Zeitgewinn geknüpft, der auf diese Weise vom Verteidiger erkämpft worden ist, als obenhin scheint. Die Kämpfe, die vom . bis 5. April im Raume Montdidier—Moreuil und vom 25. bis 30. April im Raume Villers Brétonneux geliefert worden sind, gehören ebenfalls unter diesen Gesichtspunkt.

Mit um so größerer Spannung muß man der ferneren Entwicklung der Operationen im Westen entgegensehen, denn es ist nicht anzunehmen, daß General Foch sich dauernd auf die Parade beschränkt, es wäre denn, er hätte wirklich alle vorhandenen und noch in Bewegung zu setzenden Kräfte in blutiger Abwehr verbraucht. Ist das nicht der Fall, so muß er früher oder später zu großen operativen Gegenmaßnahmen greifen, gleichgültig, ob er die Handlungsfreiheit zunächst nach vorn oder nach rückwärts zurückzugewinnen sucht. Da die deutsche Heeresleitung den Gegner ohne Zweifel nach seiner Bedeutung einschätzt, hat auch sie ihre Trümpfe

gewiß noch nicht aus der Hand gegeben. Weder der Durchbruch von Cambrai— St. Quentin, noch der Einbruch an der Lys geben Auskunft über die Umrisse des deutschen Feldzugsplanes. Es ist nicht gesagt, daß Hindenburg und Ludendorff einen bis an alle Einzelheiten vorbedachten Plan in sklavischer Abhängigkeit von den aufgestellten Entwürfen auszuführen gedenken, man muß vielmehr annehmen, daß gerade sie, die sich in dem großen Herbstfeldzug 1914 zwischen Weichsel und Warta — dem fesselndsten und geistigsten des ganzen Krieges — als freihandelnde und souverän gestaltende Meister in blitzschnellem Bewegungsspiel gezeigt haben, ihre Entschlüsse mit der Entwicklung in Einklang zu bringen wissen.

Umfang und Ausmaß der Operationen im Westen lassen sich — es kann nicht genug wiederholt werden — noch nicht entfernt bestimmen.

Sonntag, 12. Mai 1918 (Sonntagsausgabe).

Es ist nicht leicht, etwas Neues über die allgemeine Kriegslage zu sagen, so lange die deutsche Offensive im Westen sich nicht völlig ausgewirkt hat. Die Auswirkung ist, soweit es sich um abgelaufene Operationen handelt, bereits gebucht worden, doch ist anzumerken, daß das strategische Ergebnis nur ein vorläufiges ist, und daß es der Nachprüfung unterliegt, die erst vorgenommen werden kann, wenn wir die ganze Offensive aus der Rückschau betrachten können. Erfahrungsgemäß vermindern sich die Ergebnisse, wenn die Operationspausen eine gewisse Frist überschreiten und der dem Gesetz unterliegende Gegner als Verteidiger in der Lage ist, Gegenmaßnahmen zu ergreifen, die sich auch dann strategisch auswirken, wenn sie, aus der Nähe betrachtet, nur als taktische Aushilfe erscheinen. Auf der anderen Seite ist festzustellen, daß die Länge der Operationspause auf die Größe des dritten Offensivstoßes schließen läßt, der zu erwarten steht und alle Berechnungen über den Haufen werfen kann.

Bevor hierüber Klarheit geschaffen ist, läßt sich mit Nutzen nur von den Einzelmeldungen sprechen, die der Tag bringt und weitergibt...

Fochs Gegenoffensive ist immer noch nicht in Erscheinung getreten, doch deuten starke Zusammenziehungen bei Paris auf die Ansammlung neuer Reserven hin, zu denen vermutlich aus Afrika herangebrachte Truppen zählen, während an der Vogesengrenze auf beiden Seiten mit Kräften gespart wird.

Mittwoch, 29. Mai 1918 (Zweites Blatt).

Der dritte Akt der Schlachtenfolge, die vielgestaltig aus der deutschen Offensive im Westen herauswächst, hat am 27. Mai begonnen. Die Vorkämpfe gipfelten zunächst in einer zusammengefaßten Schlachthandlung zwischen Reims und Vauxaillon.

General Foch war nicht in der Lage, eine große Gegenoffensive zu entfesseln, bevor die Deutschen zu diesem dritten Schlage ausholten, sondern mußte sich auf die Defensive beschränken. Damit ist indes nicht gesagt, daß er nicht fähig gewesen wäre, im Zentralraum genügende Kräfte nach der Tiefe zu staffeln, um sie rechtzeitig an den französischen oder an den englischen Heeresflügel zu verschieben. Man scheint allerdings in englischen und französischen Militärkreisen bestimmt auf Fortsetzung der deutschen Offensive gegen den englischen Heeresflügel gerechnet

zu haben, was nahe lag, da der Aufbau des Schlachtganzen darauf hindeutete, aber ein plötzlicher Virement um so weniger ausschloß, als Hindenburg und Ludendorff nicht am Schema kleben, sondern entschlußkräftig wechselnden Lagen neue Seiten abzugewinnen wissen. Das ist auch diesmal der Fall gewesen. Wir haben daher wiederholt der Vermutung Ausdruck gegeben, daß ein überraschender Wechsel des Angriffszieles — im Grunde kommt ja alles auf ein und dasselbe Ziel, die Vernichtung der im Felde stehenden feindlichen Kräfte, hinaus — nicht ganz aus dem Auge verloren werden dürfe, und nach Abwägung der von den Deutschen in der Picardie und in Flandern erzielten Schlachtergebnisse die verschiedenen Operationsmöglichkeiten am 17. Mai in einigen Sätzen behandelt, die um des Zusammenhanges willen hier wiederholt seien. „Wie die Dinge liegen, hieß es, ist die deutsche Offensivoperation gegen den englischen Heeresflügel der Entente gerichtet. Dieser ist nicht vernichtet worden, aber operativer Lähmung anheimgefallen. Ob die Fortsetzung der Operation sich abermals gegen ihn richtet, was dem Aufbau des Schlachtganzen entspräche, bleibt abzuwarten. Man darf die Möglichkeit eines Wechsels der Angriffsrichtung und des Angriffsobjektes nicht ganz aus dem Auge lassen. Sind Fochs Reserven zwischen Compiègne und Ypern in die Linie gerückt oder dahinter bereitgestellt, so bleibt die Frage offen, ob die Deutschen jetzt nicht gegen den französischen Heeresflügel der Entente vorgehen. Dafür sprächen heute auch politische Gründe."

Wie sich dieser taktische Erfolg auswächst und ob er für sich oder im Zusammenhang mit den vorangegangenen und den noch zu erwartenden Schlachthandlungen zu einem großen strategischen Erfolg reift, läßt sich noch nicht sagen. Doch ist Fochs Lage heute gefährdeter, als er gestern ahnen konnte, denn die Deutschen stehen zwischen Aisne und Vesle schon in der Flanke von Soissons. Die französische Heeresleitung muß die ausgezeichneten Verteidigungsstellungen an der Vesle um jeden Preis gegen Überrennung und Überflügelung schützen, um eine Bedrohung des Pariser Zentralraumes aus der Nordostflanke zu verhüten. Foch muß sich daher an Reims und die von Pétain erstrittenen Champagnehügel im Umkreis von Moronvillers klammern, bis er die Lage im Zentrum zwischen Soissons und Reims wieder hergestellt hat. Es ist eine Frage der Bestände, ob er dem Durchbruch an der Vesle aktiv oder passiv begegnen will, der sich seit dem 27. Mai drohend abzuzeichnen beginnt, aber noch nicht auf seine Auswirkung geprüft werden kann. Man kann annehmen, daß die Franzosen die aus dem Marnebecken und von Paris an die Vesle führenden Bahnen und Straßen ihres ausgezeichneten Verbindungsnetzes benutzen, um starke Reserven bei Braisme und Fismes zu versammeln, wo Fochs bekanntes Manöver der elften Stunde einsetzen muß, wie es am 9. März an der Avre geschah.

Sonntag, 2. Juni 1918 (Sonntagsausgabe).

Es ist Foch nicht gelungen, den deutschen Vormarsch an der Vesle zu hemmen. Offenbar haben Franzosen und Engländer zwischen Berry-au-Bac und Vauxaillon ihr ganzes Material im Stich lassen müssen und sind so rasch geworfen worden, daß sie auf den Südhöhen der Aisne nicht genügend Artillerie ansammeln konnten, um den Durchbruch auf dem großen Plateau zwischen Aisne und Vesle zum Stehen zu bringen. Von Böhn in der Front, von Fritz v. Below in der rechten Flanke

bedroht, wichen sie kämpfend über die Vesle, gaben das Armeehauptquartier Fismes preis und sahen sich sogar gezwungen, das Plateau von Vregny und die Stadt Soissons zu räumen, wo dieselben deutschen Truppen kämpfen, die dort im Januar 1915 Maunourys Durchbruch auf Laon vereitelt haben.

Zweifellos ist der Zusammenhang der französischen Front durch den deutschen Vorstoß, der in der Mitte nahezu 40 Kilometer durchmessen hat, auf das schwerste geschädigt worden. Die deutsche Linie springt zwischen Noyon und Reims in einem rechten Winkel, dessen Scheitel bei Champvoisy, nördlich von Dormans liegt, so tief in das französische Stellungssystem ein, daß dieses als vollständig durchstoßen gelten muß. Doch ist im Auge zu behalten, daß ein Durchbruch nicht zur Aufrollung führen kann, solange der Verteidiger rückwärtsgleitend bewegliche Kräfte in die entstehenden Breschen zu werfen vermag. Das war sowohl bei Albert als auch bei Montdidier der Fall, glückte bei Poperinghe und Locre und scheint auch an der Marne bisher gelungen zu sein. Es wäre aber verkehrt, daraus den Schluß zu ziehen, daß infolgedessen die deutschen Operationen gescheitert seien, denn wir haben es nicht mit der *Durchbrechung der Front* an sich zu tun, die in einem so *ausgezeichnet organisierten* Lande und gegenüber einem so auf das *Manöver der letzten Stunde* eingeschworenen Gegner nicht ohne weiteres zum Erfolg führt, sondern es handelt sich um eine Schlag auf Schlag abrollende Schlachtenfolge, die das ganze englisch-französische Verteidigungssystem *zermürben* und die in ihm gespeicherten lebendigen und mechanischen Kräfte verzehren soll. General Foch kann also nur dann auf eine günstige Wendung hoffen, wenn die Schwächung des Angreifers größer ist als die des Verteidigers und die englisch-französisch-amerikanischen Streitkräfte früher oder später die Initiative an sich reißen und ihrerseits zu siegreichen Schlachten greifen können.

Wie die Dinge liegen, ist Paris, das Herz und das Widerstandszentrum der französischen Landesverteidigung, heute mehr bedroht als je zuvor. Die Bedrohung ist strategischer Natur und rückt die große Lagerfestung so nahe an die Peripherie, daß mit schweren Stockungen auf dem französischen Verkehrsnetz gerechnet werden muß. Die nächsten Tage werden zeigen, ob General Foch auf der Stätte, wo er vor 3¾ Jahren das wankende Zentrum Joffres im Feuer aufrechterhalten hat, bis der allgemeine Rückzugsbefehl die Deutschen an die Aisne zurückrief, eine neue *Marneschlacht* liefern muß oder der Deutsche Kronprinz veranlaßt wird, den Vorstoß in den erreichten Stellungen stillzulegen, weil der *Angriff kulminiert* hat und Ludendorff neue Register zieht.

Mittwoch, 5. Juni 1918 (Zweites Blatt).

Die Schlachthandlung, die sich an die Durchbrechung der englisch-französischen Front zwischen Pinon und Brimont geknüpft hat, nachdem die Deutschen den Chemin des Dames erobert, die Aisne und den Marne-Aisne-Kanal überschritten, im Nachstoß sogar das Hügelgelände zwischen Aisne und Vesle überflutet haben und im Zentrum über die Vesle bis zur Marne vorgedrungen sind, ist noch nicht zu Ende. Sie ist aus dem Rahmen des Stellungskrieges herausgetreten und setzt sich in Bewegungskämpfen fort, die auf seiten des Angreifers planmäßig in südwestlicher Richtung vorgetrieben werden. Der Verteidiger hat inzwischen so starke Reserven herangeschafft, daß er seine aus dem Stegreif unternommenen Gegen-

griffe aufgeben und zur Aufrichtung einer Schlachtfront schreiten konnte, auf r er seit dem 31. Mai planmäßig kämpft...

Die Deutschen behandeln die Schlacht zwischen Soissons und Château hierry noch als Angriffsschlacht, doch läßt sich nicht sagen, wie lange dies r Fall sein wird. Die Entwicklung hängt von den Beständen ab, die von iden Seiten in das Feuer geworfen werden. Die deutsche Heeresleitung rd ohne Zweifel danach trachten, sich die Handlungsfreiheit zu bewahren, t den drei großen Offensivstößen einen vierten folgen zu lassen, während die anzösische Heeresleitung bestrebt bleiben muß, eine neue feste Kampflinie zu bilden d nicht dauernd darauf verzichten darf, die Initiative wieder an sich zu reißen.

onntag, 9. Juni 1918 (Sonntagsausgabe).

Die französische Champagnefront erscheint heute bedroht, denn es lt ihr die starke Abstützung zwischen Reims und dem Chemin des Dames und Verbindungslinie Châlons—Château-Thierry. Um so wichtiger ist die Be- uptung der Linie Suippes—St. Ménehould—Verdun, an der der Zusammenhalt französischen Mittelfront mit der Ostfront und in gewissem Sinne auch die Sicher- t Verduns hängen. Konnte man bisher die französische Front als einheitliche und heitlich gesicherte Wehrstellung betrachten, als deren Ausfallswinkel der Raum Verdun zu gelten hatte, so ist heute unleugbar eine Zweiteilung dieser mächtigen rdonstellung sichtbar geworden. Von der Aisne auf die Marne schiebt sich ein il vor, der so breit ist, daß er nicht ohne weiteres abgequetscht werden kann, so tief reicht, daß die Ostfront exzentrisch hinausgerückt erscheint.

Da die drei deutschen Offensivstöße zu drei deutlich sichtbaren und im Zu- mmenhang strategisch auswertbaren Erfolgen geführt haben, ist die deutsche eresleitung in der Lage, die Handlungsfreiheit voll auszunützen und den vierten fensivstoß nach Belieben anzusetzen. Sie hat ihre Angriffsfronten im voraus gut ausgestattet und kann die Angriffsartillerie sofort nach dem Durchbruch — schon zu Beginn der Dekade — ohne Zwang so leicht seitlich verschieben, daß in kurzer Frist die Operationen wieder aufzunehmen vermag. Dadurch unter- eidet sich die deutsche Offensive von den Materialschlachten der Alliierten, die Jahre 1917 als wochenlange artilleristische und monatelange Infanteriekämpfe die Erscheinung getreten sind. Sie führten zur absoluten Festlegung der Angriffs- nt und zur mechanischen Durchfechtung der Schlacht im vorher ausgewählten schnitt und waren zum Absterben verurteilt, ohne strategische Ergebnisse zu igen. Die Entwicklung des Feldzuges des Jahres 1918 wird lehren, in welchem ide die Vergeistigung der Durchbruchsschlacht und der Staffeloffensive, wie sie von Hindenburg und Ludendorff geübt wird, den Ausgang des Krieges bestimmt.

Auf der anderen Seite zeigt die französische Heeresleitung das Bestreben, der Abwehr die Grundsätze zu befolgen, die Foch in der Wahrnehmung der en Viertelstunde zur Vollendung ausgebildet hat, ohne indes dadurch dem ange zu entrinnen, der schwer und schwerer auf dieser duldenden Abwehrstrategie t und durch das mechanische Auffüllen der Front mit amerikanischen Reserven t beseitigt werden kann.

Vielleicht geben die nächsten Wochen darüber Aufschluß, wie man sich auf en Seiten die Überwindung der neugestellten Probleme denkt.

Dienstag, 11. Juni 1918 (Zweites Blatt).

Dem deutschen Offensivstoß an der Aisne, der die Front zu einer tiefen, Château-Thierry reichenden Tasche ausgeweitet hat, ist sofort ein Nachstoß auf dem rechten Ufer der Oise gefolgt, um die Linie Montdidier—Compiègne zu erschüttern.

Ich glaube nicht, daß die Franzosen diesmal überrascht worden sind, denn sie haben nur bis zu vier Kilometern Gelände preisgegeben — allerdings strategisch wertvollen Boden — und sind seit Tagen bestrebt gewesen, auf die Bedeutung dieses Abschnittes hinzuweisen. Schrieb doch der Militärkritiker des „Temps" schon am 5. Juni, daß man den Abschnitt zwischen Oise und Somme nicht aus dem Auge verlieren dürfe, und fügte am 6. Juni bei, daß der Sektor Montdidier-Noyon mehr als je die Aufmerksamkeit fesseln müsse. Das war richtig gesehen und entspricht sicher den Vermutungen Fochs, der sich sagen mußte, daß die Deutschen nach dem großen Erfolg im Veslegebiet die Operation an diesem Punkt nicht stecken lassen würden. Das geht aus gewissen Berichten französischer Sachverständiger hervor, die in der Vereinigung der „Poche Nord" und der „Poche Süd" zu einer großen gegen Paris ausladenden Angriffsfront durch Überflutung der Waldgebiete von Ribécourt, Carlepont, Laigue, Compiègne und Villers-Cotterets die von Hindenburg und Ludendorff gesuchte Auswirkung der Offensivstöße gegen die Avre und die Marne erblicken. Die Entwicklung wird lehren, wie es sich damit verhält und wie Foch die Verteidigung organisiert, ohne sich völlig auszugeben.

Mittwoch, 26. Juni 1918 (Zweites Blatt).

Die allgemeine Kriegslage wird dauernd durch die große Westoffensive der Deutschen bestimmt, deren Ergänzung durch eine Offensive der Österreicher zwischen dem Gardasee und der Piavemündung insofern als mißglückt zu betrachten ist, als es nicht gelang, italienische Streitkräfte in Venetien zu binden und den Heeresleitungen der Entente dauernd größere Besorgnisse für ihre Südfront einzuflößen. Darüber hinausgehende Mitwirkungen haben wir dem äußerst weitreichenden österreichischen Vorstoß nicht zugetraut, da wir ihm von vornherein nicht die Bedeutung einer selbständig auftretenden und entscheidend gedachten Kriegshandlung zumaßen. Heute ist klar, daß diese bis zur Skepsis zurückhaltende Beurteilung der österreichischen Offensive berechtigt war und daß mit diesem Angriff auf die zwischen Peschiera und Mestre verankerte italienische Armee noch nichts über den Fortgang der Operationen im Westen ausgesagt worden ist. Als entscheidend gedachte oder mit in die Entscheidung fallende Angriffshandlung hatte eine österreichische Offensive nur dann unmittelbaren Erfolg, wenn sie zeitlich bedeutend früher, etwa Anfang Mai, und operativ bedeutend rascher und durchschlagender in die Erscheinung trat. Daran war vielleicht aus politischen Gründen nicht zu denken, dazu aber wohl auch die Witterung im Alpengelände nicht günstig genug. Im April hätte ein Hervorbrechen der Österreicher aus der Piavefront im Verein mit Angriffen auf die heute wie damals unbezwingliche Gebirgsfront voraussichtlich die Abgabe italienischer Kräfte an die Marne — wo diese jetzt zwischen Reims und Verneuil eingesetzt sind — verhindert. Heute konnte eine Offensive Conrads und Boroevics nur noch als Diversion wirken und die Italiener zu Blutopfern verhalten...

So wurde die österreichische Offensive zu einer unfruchtbaren Teilhandlung, nur dann auf entscheidende Bedeutung Anspruch hätte, wenn sie in Österreich-jarn, wo ohnedies die schwierigsten Konflikte zu lösen bleiben, zersetzende po-che Wirkungen auslöste. Ob und in welcher Weise sie auf die Entwicklung der tschen Offensive im Westen wirkt — vorläufig halten wir sie in dieser Hinsicht wenig in Betracht fallend —, bleibe bis zur Entfesselung des vierten ßen Schlachtaktes dahingestellt.

nntag, 7. Juli 1918 (Sonntagsausgabe).

Die Entwicklung, die mehr und mehr der formalen militärkritischen Betrachtung vächst, bis neue große Zusammenstöße die Aufmerksamkeit vom tieferen politischen chehen ablenken und wieder auf das Schlachtfeld beschränken, wird inzwischen h Zwischen- und Vorkämpfe nur unwesentlich und kaum merklich beeinflußt. Die Alliierten sehen dem neuen Großkampf mit gesteigertem Vertrauen jegen, da sie noch Reserven erübrigt haben und ihnen der starke ameri-sche Nachschub moralische Bürgschaften bietet. Wir haben die Amerikaner 500 000 Streitbare, und zwar 250 000 feldfähige, zum Gefecht erzogene, und 000 nur im Grabenkampf geschulte Streiter geschätzt und müssen heute bei-en, daß diese Zahlen sich rasch erhöhen; denn die erste Million Köpfe ist rschritten; und wenn auch davon seit dem 1. April 50 Prozent verschifft den sind, also die Hälfte aus flüchtig ausgebildeten Mannschaften besteht, macht sich doch das Gewicht der Masse im Verteidigungsverfahren geltend. s schwierigste Problem wird daher sein und bleiben, diese Masse zum Bewegungs-g zu erziehen, der allein zum Ziele führt. Das haben die Engländer erfahren, zuerst mit staunenswertem Erfolg an die Aufstellung einer Millionenarmee dem Stegreif gegangen sind und darin nun von den Amerikanern noch über-fen werden. Hirn und Kern des militärischen Widerstandes der Entente wird r stets die französische Armee mit ihrem gebildeten Generalstab, ihrem tüchtigen izierskorps und ihrer elastischen, in allen Sätteln gerechten Truppe bilden. Sie tark geschwächt, hält aber immer noch das Feld. Die zusammengefaßte deutsche resкraft wird im bevorstehenden Entscheidungskampf den vereinigten fran-schen, englischen und amerikanischen Kräften begegnen, nachdem sie Engländern Franzosen in drei Schlachten schwere Wunden beigebracht hat. Der neue mpf bringt also in jedem Falle die Entscheidung näher. Ob daraus politische lgerungen gezogen werden, ist freilich eine andere Frage.

ittwoch, 17. Juli 1918 (Zweites Blatt).

Der erwartete vierte Schlachtakt an der Westfront hat begonnen. Er hat ächst den Reimser Abschnitt ergriffen. Es lag nahe, ihn in dieser Richtung erwarten. Wie wir wiederholt, zuletzt am 12. Juli, ausgeführt haben, ist die tegische Aufgabe der Deutschen weniger an die Erreichung bestimmter geo-phischer Ziele, als an die Zertrümmerung der aufgebauten, überreich mit un-ßlichem Material ausgestatteten Stellungen und an die Zerreibung der zu ihrer rteidigung aufgebotenen Heereskräfte der Entente geknüpft. „Die vierte An-fsschlacht hat keinen anderen Zweck, als die Zertrümmerung dieser Haupt-fte fortzusetzen“, die in den von Ypern bis Verdun reichenden Linien gebunden

stehen, von denen bisher nur die Abschnitte Ypern—La Bassée und Ar-
Compiègne—Reims in die Entscheidung gerissen worden sind. Die Ausdeh-
der Angriffsfront nach Osten, und zwar zunächst auf das Gebiet von Reims
Châlons, das aus der Linie Château-Thierry—Reims und der Linie Reims-
Massiges bedroht werden konnte, kommt uns daher nicht überraschend. Es han-
sich für den Angreifer darum, die in der Linie Reims—Moronvillers—Tahur-
Massiges stehenden Hauptkräfte der französischen Champagnearmee in sch-
Kämpfe zu verstricken und die französischen Reserven wiederum in andere Richt-
zu ziehen. Geographisch läßt sich die Angriffsbewegung als einen Versuch
zeichnen, die Franzosen von den Champagnehügeln gegen und über die gr-
Römerstraße auf die Vesle und über die Ardre gegen das Marnebecken zu dr-
und Reims zweiseitig zu bedrohen und tunlichst zu umfassen. Dadurch würde
französische Argonnenfront gelockert und die Verbindung Verduns mit der Par-
Zentralstellung neuerdings gefährdet. Die Schlacht gibt sich also als eine sel-
richtige Teiloperation großen Stils zu erkennen. Die Franzosen haben als Ve-
teidiger das Bestreben, die Transversale möglichst unversehrt zu halten und m-
die Linien zwischen Reims und Châlons unter allen Umständen halten. Ein Dur-
bruch auf Epernay—Châlons oder gar auf St. Ménehould risse schwere Lü-
in die zur Wehrstellung gewordenen Ausfallstellungen des Jahres 1915, die
in den schweren Schlachten vom Februar und März 1915 und vom September 19-
erstritten und als Ausgangsstellungen für eine allgemeine Offensive gegen das
Maastal betrachtet haben. Da mir noch keine weiteren Meldungen vorlie-
ist Zurückhaltung in der Beurteilung des Umfangs des Unternehmen-
geboten, das sicher noch nicht voll in die Erscheinung getreten ist und vielleicht m-
Finten arbeitet.

Sonntag, 21. Juli 1918 (Sonntagsausgabe).

Der Feldzug des Jahres 1918 wächst im Westen in die Entscheidung. Gener-
Foch hat den Moment erfaßt, der ihn zur Gegenoffensive im Ra-
men eines vom Gegner eröffneten neuen Schlachtaktes rief und
das Vergeltungsschwert gezückt. Er liefert zwischen Aisne und Mar-
und südlich der Marne eine zweite und damit die erste durchzukämpfende Marne-
schlacht. Er wurde gewissermaßen dazu gezwungen, da die deutsche Heeres-
leitung durch ihren Angriff auf die Linie Châlons—Epernay—Reims den Zu-
sammenhalt der Ost- und Nordfront und die Flanke der Pariser Zentralstellung
auf das empfindlichste bedrohte, besaß aber infolge des energischen Widerstandes,
den die Deutschen an der Montagne de Reims und südlich der Linie Châtea-
Thierry—Dormans fanden, zugleich die Möglichkeit, diesen Zwang operativ zu
verwerten. Soweit sich die Lage aus der Ferne überblicken läßt, hat der m-
deutsche Offensivstoß in eine große stehende Schlacht gemündet, in der die
Initiative zwischen den Gegnern geteilt ist. Sie unterscheidet sich dadurch
wesentlich von den ersten Schlachtakten des Feldzuges, die die Alliierten erst dann
zu verzweifelten, örtlich gebundenen Gegenstößen schreiten sahen, wenn der An-
greifer schon großen Raumgewinn erstritten und günstige Positionen zur Ab-
wehr bezogen hatte. Foch hat die Umstände genützt, die durch den Angriff Böhns
zwischen Reims und Château-Thierry geschaffen wurden. Die Deutschen haben

Angriff auf die Linie Châlons—Epernay konzentrisch angesetzt und zugleich scheinbar exzentrischer Richtung den Übergang über die Marne erzwungen. bleibt zum mindesten fraglich, ob diese Überschreitung der Marne als Vorstoß Montmirail gedacht war. Vorläufig scheint mir die Annahme näher zu liegen, es sich um die Schaffung eines weitausladenden Brückenkopfes handelte, der Deutschen gestatten sollte, marneaufwärts einzuschwenken und auf Epernay marschieren, um die Montagne de Reims zu umgehen. Allerdings muß ser Brückenkopf eine große Festigkeit und eine gewisse Breite d Tiefe aufweisen, da er sonst abgeklemmt werden kann.

Reims ragt „en pointe" in die deutschen Linien, die es im Halbkreis umgeben. dahinter aufstrebende Montagne de Reims ist zum Widerstandszentrum Alliierten geworden und erfüllt damit eine Aufgabe, die wir bereits am 31. Mai rissen haben, als die deutsche Aisneoffensive, sich selbst übertreffend, bis zur rne vorprallte. Diesmal ist der Schlachtakt nicht so raumverschlingend in die cheinung getreten. Der deutsche Angriffsstoß hat sich schon am zweiten Tag estumpft und hat nur zu einer von beiden Seiten bestimmten Kampfhandlung ührt. Ob diese bis Massiges reicht, wie die erste französische Meldung sagte, r in der Ostchampagne mehr demonstrativ gefochten und den Franzosen nur e Linien entrissen wurden, die völlig zerschossen waren, bleibt aufzuklären. Wie scheint, stehen wir mitten in einer Sommerschlacht von unbestimmbarem rtgang und Ausgang, die sich auch, was räumliche und zeitliche Ausdehnung rifft, nicht beurteilen läßt, ohne Ergebnisse vorwegzunehmen.

enstag, 23. Juli 1918 (Erstes Blatt).

Der neue Offensivstoß der Deutschen hat die ihm von der Entwicklung gezeichnete Bahn nicht durchmessen. Da es den Deutschen diesmal offen- nicht gelungen war, das tiefgestaffelte feindliche Stellungssystem binnen kürzester ist zu Fall zu bringen, das sie trotz drohender Flankierung angegriffen, mußten sich zunächst mit der Errichtung eines schmalen Brückenkopfes südlich der Marne nügen, um die Montagne de Reims in Flanken und Rücken angreifen zu können. s der Durchführung dieser Absicht, die auf übergroße Schwierigkeiten stieß, ete sich eine operative Bindung der Deutschen her, die Foch gestattete, den ihm ferlegten Zwang zur Gegenoffensive günstig zu gestalten und die tiefe stra- ische Westflanke des gewaltigen, zwischen Aisne und Marne errichteten Brücken- fes, innerhalb dessen sich die Deutschen nach Ausweitung sehnten, mit großen eservemassen anzugreifen. Dieser Flanken- und Rückenangriff — er strahlte ar bis nördlich der Aisne aus, wo der mühsam behauptete französische Brücken- f zwischen Tracy und Fontenay plötzlich einem geschickt gerichteten Ausfall nte — brachte in Verbindung mit der konzentrischen Wirkung der schweren fran- ischen Artillerie auf den Vorbrückenkopf südlich der Marne die zwischen Soissons, âteau-Thierry, St. Agnan und der Montagne de Reims auf den beengten inneren nien fechtenden Deutschen so in Gefahr, daß sie in die Verteidigung zurückfallen ßten. Die Voraussage, daß der Vorbrückenkopf südlich der Marne stark be- oht sei, und die Erwägung, daß man es vorziehen könne, die dort exponierten uppen über den Fluß zurückzunehmen, statt sie einem ungewissen Schicksal preis- zeben, nachdem der Offensivstoß sich abgestumpft und dem Gegner das Gegen-

manöver freigegeben hatte, ist in Erfüllung gegangen: die Deutschen haben das Südufer der Marne zwischen Dormans und St. Agnan wieder geräumt...

Die Entwicklung der Schlacht hängt von verschiedenen Umständen ab, vornehmlich aber von der Menge der Streiter und der Streitmittel, die innerhalb der zur Entscheidung nötigen Frist und des zur Entscheidung verfügbaren Raumes aufgewendet werden können. Foch hat das Gegenmanöver mit jener Rücksichtslosigkeit in Gang gesetzt, die in solchen Lagen einzig Erfolg verspricht, aber furchtbare Opfer kostet, und dazu die sorglich gesparten Reserven und die zahlreich herübergekommenen, im Massenangriff wohl verwendbaren Amerikaner aufgeboten. Nun wird er versuchen müssen, die Deutschen in dem Sack zwischen Marne und Vesle abzuquetschen und ihnen dabei tunlichst Verluste beizubringen, um zu einem runden operativen Ergebnis zu gelangen. Die Deutschen dagegen werden ihm entweder zuvorkommen, indem sie sich ihm entziehen und rasch auf die Vesle zurückgehen, um ihre Flanken zu sichern, oder den immerhin sehr geräumigen Brückenkopf nur zum Teil abbauen und auf eine Lösung von außen her sinnen, die vielleicht in der Champagne oder im Raume Compiègne gefunden werden könnte. Daß es ihnen nicht gelang, östlich Reims durchzubrechen, ist mit für die Schlacht entscheidend gewesen, deren kühne Anlage vielleicht zu wenig mit der strategischen Initiative des Gegners gerechnet hat, auf die wir wiederholt hingewiesen haben. Auch heute läßt sich der letzte Ausgang der Schlacht noch nicht bestimmen. Doch sei wiederholt, daß es sich um eine durch Zug und Gegenzug zur Verwicklung gediehene Schlacht im Sinne der von dem ausgezeichneten Theoretiker Foch als „Bataille-Opération" bezeichneten Dauerschlacht handelt, die am 21. März begonnen hat und in einzelnen Schlachtakten und Frühlings-, Sommer- und wohl auch noch in Herbstschlachten über die blutigste Bühne dieses weiterschütternden Krieges schreitet. Die Ausdehnung der Schlacht auf die britische Front, wo bis jetzt nur englische Teilangriffe bei Meterem in Flandern und bei Hamel gemeldet werden, liegt im Bereiche der strategischen Wahrscheinlichkeit, und zwar hängt sie von der Aktionsfähigkeit der wieder zwischen Ypern und Amiens massierten Armeen Haigs ab. Die Entwicklung bleibt abzuwarten. Sie ist an der Auswirkung des französischen Flankenstoßes an die Gegenmaßnahmen der Deutschen gebunden.

Sonntag, 28. Juli 1918 (Sonntagsausgabe).

Als die Deutschen vom Chemin des Dames über die Aisne vorprallten und diesen dritten großen Angriffsstoß binnen zehn Tagen über die Vesle zur Marne vortrugen, um am 6. Juni in der Linie Pernant—Neuilly—Chtâeau-Thierry—Verneuil—Reims einen gewaltigen Frontsack abzustecken, den sie nach Westen zu erweitern trachteten, lag die Entwicklung eines vierten Stoßes bereits vorgezeichnet. Wie die Lage am 7. Juni zu beurteilen war, versuchten wir darzulegen, indem wir schrieben: „Um so höher wird Foch (nach dem Verlust von Soissons und Château-Thierry) die Behauptung des Reimser Bremsklotzes werten, der ihm die Sicherstellung der Champagneflanke gestattete und dem Sammelraum von Châlons als Deckung dient. Dagegen hat die Stellung Pétains an den Champagnehügeln von Moronvillers nunmehr an Wert eingebüßt. Sie besitzt nur noch Defensivwert, da ein konzentrischer Angriff von Moronvillers auf Pont Faverger

vom Marne-Aisnekanal gegen die Mitte nicht mehr möglich ist, seit die Deut-
t die Kanalfront aufgerollt haben." In diesen Zeilen sind zwei wichtige Mo-
te berührt, die in der jetzt zur stehenden Schlacht gewordenen vierten großen
nsivoperation der Deutschen zu lebendiger Bedeutung gelangt sind, hat doch
r vierte Hauptschlachtakt dem Reimser Bremsklotz und dem Sammelraum
Châlons gegolten und durch die geschickte Preisgabe der Champagnehügel
Moronvillers den Franzosen Gelegenheit geboten, den deutschen Angriff seiner
ntrischen Durchschlagskraft zu berauben, da Einems Angriff nördlich Prosnes
n geräumten Linien Gourauds verpuffte. Ehe es zu diesem vierten großen
siwstoß kam, mußte die deutsche Heeresleitung, die am 6. Juni noch im Voll-
der Initiative war, versuchen, den zwischen Aisne und Marne erkämpften
g durch einen Nachstoß bei Compiègne zu ergänzen, um die Linie Compiègne—
rs Cotterets zu durchbrechen. Als dieser Nachstoß am 9. Juni erfolgte, zeigte
daß die strategische Entwicklung nicht mehr einseitig bestimmt
. Zum erstenmal drang der deutsche Stoß nicht mehr glatt durch das Gefüge
anzösischen Front. Das lag weniger an taktischen Maßnahmen Fochs, als
r Zwangsläufigkeit des strategischen Geschehens. Je stärker sich
onzentrizität der einzelnen deutschen Offensivstöße ausprägte — es ist nicht
, daß sie einzeln auf konzentrische Gesamtwirkung abgestimmt waren —,
leichter wurde es dem nach innen weichenden Gegner, seine Reserven in
verhältnismäßig schmalen Abschnitt zentral zu versammeln und bereit-
n. Was Foch zwischen Paris, Amiens und Reims nördlich, nordwestlich
ordöstlich von Paris zusammenzog, um die Linie Amiens—Compiègne—
Cotterets—Château-Thierry—Reims zu verteidigen, das konnte er so
en, daß er nach Belieben halbrechts oder -links Front machen konnte. So
daß die Deutschen bei Compiègne auf starke Kräfte stießen, die den Angriff
Tiefenlinie der Aronde zum Stehen brachten und die Brückenköpfe der unteren
behaupteten, während nach Nordosten herumgeworfene Verstärkungen
dflanke von Villers Cotterets bei Laversine sicherten. Foch hat also zwischen
gne, Meaux und Villers Cotterets eine Manövriermasse halten müssen, zu
Bereitstellung ihn weniger eigene Pläne, als die Initiative des Gegners
hatten. Griffen die Deutschen nun im vierten Hauptschlachtakt den
r Bremsklotz an, so mußten sie damit rechnen, daß Fochs Kräfte in
hten Flanke und zum Teil sogar im Rücken der auf dem Ostschenkel der
ing zwischen Soissons—Château-Thierry—Verneuil—Reims operieren-
riffsgruppe standen. Hierin lag für sie eine große Gefahr, für Foch ein
r Vorteil. Die Frage war, ob der deutsche Angriff durchdrang und die
eims—Epernay so rasch erreichte, daß Fochs Gegenoffensive aus der
Villers Cotterets gegenstandslos wurde. Zweifellos war man sich auf
Seite des Wagnisses bewußt, das mit dem Angriff auf die Montagne
s verbunden war, wenn der Feind einem in der Flanke saß. Aber der
ckte, denn der Zusammenbruch der durch das Übergelingen des dritten
oßes tiefangeschnittenen Linie Reims—Epernay—Châlons wäre gleich-
mit einer Katastrophe der französischen Verteidigung gewesen und
er Feldzug nicht nur der Entscheidung näher, sondern vielleicht sogar
gebracht worden. Eine tatkräftige Führung kann nicht ohne gewisse

Risiken kämpfen. Wir haben daher in der Reimser Offensive der Deutschen jener Kriegstaten zu erblicken, in denen man dem Glücke auch etwas zu tun Das gilt indes auch von der Gegenseite; denn Foch war seit der Preisgabe Initiative darauf angewiesen, auf den Augenblick zu warten, da das Glück einmal an ihm vorbeistrich. Es gebührt ihm das Verdienst, es rechtzeitig an der Stirnlocke ergriffen zu haben.

Donnerstag, 8. August 1918 (Erstes Blatt).

Die Umgruppierung, zu der die Deutschen genötigt worden sind, um die Freiheit des Handelns zu betätigen, ist in den Vollzug getreten. Sie sind unter dem Schutze der Nachhuten, die sie in den zur Verteidigung hergerichteten Wäldern südlich der Vesle zurückgelassen hatten, allmählich über die Vesle gegen die Aisne zurückgegangen und haben vermutlich auch die Aisne schon überschritten. Dadurch haben sie sich der Flankenbedrohung entzogen, die von Anfang an auf ihrer kären Angriffsposition zwischen der Aisne und der Marne lastete und am 18. in einen Angriff der Alliierten mündete, der den vierten großen Offensivstoß entwertete und die Wiederherstellung der strategischen Lage auf rückwärtige nahelegte.

Die zweite Marneschlacht ist, wie die erste, durch einen strategischen Rückzug der Deutschen unterbrochen worden.

Die deutsche Heeresleitung zieht die ihr aufgenötigten Folgerungen aus dem Mißlingen des vierten Offensivstoßes und dem gewaltigen Druck, der auf ihrer Ourcq-Flanke lastete, offenbar in so weitgehendem Maße, daß ihr dadurch die der Verstrickung verlorengegangene Initiative wieder zuwächst. Dazu gehört auch eine Berichtigung der *Nordflanke* zwischen Avre und Lys, denn man es, gegenüber Foch ebenfalls eine Zentralstellung zu gewinnen, die auf verkürzten inneren Linien verankerte Verwertung der Reserven nach zwei Seiten gestattet. Zudem müssen die Deutschen zwischen Avre und Lys auf einen Angriff gefaßt sein, für den schon seit dem 19. Juli gewichtige strategische Gründe sprechen. Wie die Dinge liegen, muß man mit einer Neubildung der strategischen Lage rechnen, nachdem der deutsche Offensivfeldzug nach Zerreibung großer feindlicher Kräfte aufgelaufen ist und in einer Verstrickung geendet hat. Es sei wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß diese Neubildung im Gange ist, aber nicht etwa einseitig durch die erfolgten Zusammenstöße, sondern mehr noch durch weitergehende Umgruppierungen und Abwandlungen des deutschen wie des alliierten Feldzugsplanes bestimmt wird. Aus der Rückschau läßt sich das leicht erkennen.

Der deutsche Angriffsfeldzug hatte auch diesmal beim Überschreiten der Aisne kulminiert. Die Überschreitung der Vesle und der Marne erfolgte unter *Flankenbedrohung von Villers Cotterets* her. Als Compiègne dem Nachstoß nicht zum Opfer fiel, bestand das *Risiko* der *Deutschen*, wie bereits früher dargelegt wurde, darin, trotzdem an der Marne stehen zu bleiben und den vierten großen Schlag in logischer Entwicklung der elementaren Idee zu führen, die die Zertrümmerung feindlicher Kräfte mit der Gewinnung bestimmter Operationslinien verband. Es galt, Reims durch doppelseitige Umfassung zu Fall zu bringen, ehe Foch, der die Stunde der Gegenoffensive näherrücken sah, aus der inneren Flanke zum Angriff überging. Die Deutschen

:en, daß dieser Gegenangriff drohte, da sie selbst auf eine zwangsläufige Ent-
:ung hingewirkt hatten, haben aber offenbar die motorische Kraft des Gegners,
:ine strategische Gegenoffensive großen Stils entfesselte, unterschätzt. Foch
enau nach seiner Doktrin gehandelt. Er ist — man lese sein Werk über die
führung — ein klarer, logischer Geist, sehr stark in der Deduktion und ein
›orener Vertreter der Theorie, daß die wahre Offensive die Gegenoffensive
e nach genauer Beobachtung des Gegners und Erkennung seiner Absichten
er Stunde, aber noch innerhalb des strategischen Entscheidungsfeldes, durch-
en ist. Da es den Alliierten gelungen war, die schweren Schläge, die sie
n Arras und St. Quentin und am Chemin des Dames getroffen hatten,
maßen zu verwinden, und die Preisgabe des Tardennois ihnen ungewollt
r Flankenstellung verhalf, lag es nahe, anzunehmen, daß die Deutschen
rte Staffeloffensive einen doppelseitigen Angriff auf Reims—Châlons
hmen würden. Foch richtete sich darauf ein, erneuerte zugleich seine
ließ sich getrost von der Logik leiten und konnte der Intuition entbehren.
die Deutschen, sprunghafter handelnd — wie dies nach dem ersten Schlag
Richtung Amiens bei Armentières geschehen ist, wo die ursprünglich vor-
, dann zugunsten der über die Somme flutenden Offensive zurückgestellte
sive als Nachstoß mit verhältnismäßig kleinen Mitteln kraftvoll und
end durchgeführt wurde — den vierten großen Stoß an exzentrischer
geführt, so wäre Foch vielleicht abermals überrascht worden; aber auch
tte sein Flankenangriff zwischen Soissons und Château-Thierry unter
n rascher gewirkt, als z. B. ein deutscher Durchbruch bei Massiges,
oder Dickebusch. Der glänzend entwickelte deutsche Offensiv-
war eben über die Kulmination hinaus; der Gegner „im
Der Rückzug der Deutschen auf der Marne-Vesle-Front, die ihnen
ls Übergewinn zugefallen ist, war nur dann zu vermeiden, wenn die bei
uchte Entscheidung binnen 48 Stunden zu ihren Gunsten fiel, was nicht
: sich der Feind östlich Reims ihrem Angriff entzogen hatte; aber auch
noch eine Schlacht mit halbverwandter Front ohne nahe heranführende
Verbindungen durchzukämpfen. Hierauf zog Ludendorff nach Ab-
des Flankenangriffs die Konsequenzen.

ist der Moment gekommen, in dem aus Fochs Gegenoffensive eine
fensive der Alliierten herausspringen kann, eigentlich sogar heraus-
ß, die die Deutschen zunächst abwettern müßten. Die kriegerische
ng ist jetzt, trotz des scheinbaren Umschwunges der Lage, so groß wie
Beide Feldlager müssen fortan die Methode und die Psychologie des
h mehr zu ihrem Studium machen als bisher und sich zugleich vor
n, daß der Weltkrieg als weltpolitische Auseinandersetzung größten
mancherlei Evolutionen der militärischen Entscheidung im Jahre 1918
rf als im Jahre 1914 . . .

5. August 1918 (Sonntagsausgabe).

nsive der Alliierten ist in ihre zweite Phase getreten. Aus der Stoß-
ine Druckoffensive geworden, die sich in schweren Schlachten zäh,
rzehrend nach Nordosten wälzt.

Man kann die Kennzeichnung der Fochschen Angriffe als Druckoffensive [illegible] 18. August datieren, also auf den zweiten Monat seiner strategischen Gegen-ration anwenden, die am 18. Juli zwischen Marne und Aisne begonnen hat [illegible] heute die ganze Frontmitte der Westfront erfaßt hat. Von Soissons bis [illegible] greifen Franzosen, Engländer und Amerikaner in großen Verbänden und [illegible] der ganzen Fülle ihres technischen Rüstzeuges an, während an den Flügeln [illegible] angriffe stattfinden, die im Lystal besonders heftig sind und dort wohl auch [illegible] tiver Absichten und Bedeutung nicht entbehren.

Die Schlacht schleppt sich weiter. Die Alliierten setzen sie nicht nur auf [illegible] Gebiet, sondern auch im Geist der ersten Sommeschlacht fort, die Deutschen [illegible] zichten darauf, sie in einen bestimmten geographischen Rahmen zu spannen, [illegible] weichen unter dem Druck des Gegners in elastischer, dem Bewegungskrieg [illegible] genäherter Verteidigung auf die Zonenbefestigungen, die sich von Lille über [illegible] brai und St. Quentin nach Laon erstrecken. Erst dort kann unter Umständen [illegible] neuer operativer Gedanke aufblitzen. Es ist die größte, methodischste Offensive [illegible] Entente, und ein Ende der entscheidungslos fortgeschleppten Bewegung nicht [illegible] zu erkennen, nachdem man den Begriff des Abnützungskrieges auf eine Da[illegible] schlacht — die Zusammenfassung der Operation in einer Schlac[illegible] Fochs Lieblingsidee — übertragen hat.

Sonntag, 1. September 1918 (Sonntagsausgabe).

Die Offensive der Entente hat am 29. August zur Wiederbesetzung von Noy[illegible] und Bapaume geführt. Sie erreicht damit eine neue Etappe und wird [illegible] nächst die Riegelstellungen zu Fall bringen müssen, die die Deutschen im Hüge[illegible] land von Noyon—Chauny zwischen Oise und Verse und bei Péronne zwisch[illegible] Somme und Tortille eingerichtet haben, um ihren methodischen Rückzug [illegible] St. Quentin—Le Catelet—Cambrai zu decken und dem Verfolger den [illegible] zu erschweren.

Auf beiden Seiten fordert die Schlacht große Opfer, größere an Gefangene[illegible] auf seiten des Verteidigers, der seine Maschinengewehrnester dahinten lassen [illegible] Gegenstöße führen muß, größere an Verwundeten und Toten auf seiten des [illegible] greifers, der dem Gegner fortgesetzt folgen und ihn, wie und wo es auch sei, [illegible] greifen und ausheben muß, um mit ihm zugleich die alten Hindenburglinien [illegible] erreichen. Diese wandernde Schlacht läßt sich weder mit dem Rückzug [illegible] Österreicher vom San auf den Dunajec, noch mit dem der Deutschen von der Marne auf die Aisne, noch mit dem der Franzosen von der Sambre auf die Oise und über die Marne, noch endlich mit dem der Russen von den Karpathen und der Weichsel hinter die Pripjetsümpfe vergleichen. Sie ist eine völlig neue, in ihrer Art einzig dastehende Erscheinung. Sie überträgt die taktische Bewegung auf Verhältnisse, für die uns noch der Maßstab fehlt, und birgt strategische Probleme, die, aus tausend taktischen Einzelheiten gewoben, erst in späterer Zeit als solche erkennbar sein werden. Sie ist aber — das bleibt festzuhalten — trotz all dem [illegible] ein Akt des großen Entscheidungsfeldzuges des Jahres 1918, der von den Deutschen im März angriffsweise entfesselt wurde, diese zu großen Erfolgen führte, im Jul[illegible] perikletierte und von der Entente auf die Hörner genommen worden ist, um den Enderfolg zu erkämpfen.

Dazu sind noch viele Einzelzüge nötig. Die Streckung der Schlachtfront, e für den Angreifer zugleich einen Verzicht auf die Durchführung der beabsichtigten mfassung bedeutet, ruft einer weiteren Verbreiterung der Fronten, denn nur da- ırch kann Foch in die Lage versetzt werden, aufs neue konzentrisch zu wirken und in n Flanken des Gegners zu operieren. Dazu lockt die Front in Flandern und der Champagne, während Angriffe an der Lothringer- oder der Vogesenfront zentrischen Charakter trügen. Der Verteidiger dagegen muß eine eingebogene estaltung der eigenen Schlachtfront herbeizuführen trachten — also zurückgehen —, n seinerseits wieder eine Einwirkung auf die Flanken des Gegners zu gewinnen. ielleicht bringen die nächsten Tage größere Klarheit darüber, wie und wo sich die andernde Schlacht setzt und neue operative Gedanken aufblitzen.

ittwoch, 11. September 1918 (Zweites Blatt).

Die deutschen Armeen sind in ihren neuen Schlachtstellungen an- kommen. Damit ist nicht gesagt, daß diese Stellungen als unverrückbare Linien betrachten und um jeden Preis zu halten seien, dagegen ist anzunehmen, daß e deutsche Heeresleitung die mit dem Rückzug verbundene und durch den Ein- ß opferbereiter Nachhutdivisionen ermöglichte Umgruppierung vollendet hat, e zur Ansammlung einer Schlacht- und Operationsreserve hinter der Kampf- ont geführt haben muß.

Foch wird eines neuen Angriffs nicht entraten können, wenn er die Ent- heidung sucht, auf die Gefahr, eine Krise heraufzubeschwören, die nicht nur dem egner, sondern unter Umständen auch ihm selbst gefährlich werden könnte, wie das en Deutschen in ungleich ausgesetzterer Position am 18. Juli im Marnesack wider- ıhren ist. Wie die Dinge liegen, hat man den Eindruck, daß die Deutschen sich zu tzen beginnen und nun ihrerseits eine neue Generalreserve erübrigten, über deren erwendung als Manövriermasse die Rücksicht auf die Bestände und die allgemeine age entscheiden. Auf Seite der Alliierten ist alles davon abhängig, ob weiterhin ach strengen strategischen Grundsätzen — wir trauen Foch hierin völlig — oder ach allgemeinen Erwägungen und gewissen politischen Rücksichten verfahren wird. ist ersteres der Fall, so hält Foch seine Streitkräfte innerhalb des Entscheidungs- ldes zusammen, ist letzteres der Fall, so sind kurzfristige exzentrische Unter- ehmungen an der Vogesenflanke möglich.

onntag, 15. September 1918 (Sonntagsausgabe).

Am 9. September ist die deutsche Bewegungsfront zwischen der Oise nd der Lys im großen ganzen zum Stehen gekommen, und zwar meist noch vor er eigentlichen Kanalzone, so daß jetzt vor St. Quentin, bei Epéhy und Lens och im Vorfeld und bei Marquion vor der Hauptstellung gekämpft wird. Auf en Flügeln, also zwischen Ypern und La Bassée und am Massiv von St. Gobain nd auf der Hochfläche von Vregny und Pinon schieben sich die Linien noch hin nd her. Ob es hier zu schärferem Zupacken kommt und vor allem die Engländer esonnen sind, auch in Flandern ernstlich anzugreifen, wo ihnen die Belgier jetzt n der Yperner Nordfront aktiven Beistand leisten, bleibt abzuwarten und ist wohl om Gang der Dinge abhängig.

Foch hat inzwischen einen *strategischen Kompromiß* geschlossen und zur Ausführung gebracht. Er verfuhr nicht nach strengsten, um nicht zu sagen dogmatischen Grundsätzen, nach welchen er der Reihe nach die anliegenden Frontteile, also die in Flandern und in der Champagne, hätte in Bewegung bringen müssen, verfiel auch nicht ins Extrem und brach nicht sofort an der Südvogesenflanke vor, sondern ging einen goldenen Mittelweg, indem er mit starken Kräften zwischen Maas und Mosel angriff.

Hierzu bot sich nicht nur die deutsche *Keilstellung von St. Mihiel* an, die schon so oft angegriffen worden und trotz ihrer Unverrückbarkeit in den Flanken verwundbar geblieben ist, sondern lockte auch die moralische Auswertung der amerikanischen Waffenhilfe, denn die erste amerikanische Armee tritt damit zum erstenmal selbständig auf den Plan . . .

Die mir vorliegenden Meldungen sind lakonisch und vermeiden nähere Angaben, so daß auf die operativen Umstände noch nicht eingegangen werden kann, doch ist anzunehmen, daß der Angriff die Abquetschung des Keils am Rupt de Mad und die Aufbrechung der deutschen Linien im Umkreis von Metz zum Ziel hatte. Ein begrenzter Erfolg — also die Wegnahme der Keilstellung — war bei entsprechender Häufung der Angriffsmittel an dieser Stelle heute leicht zu erzielen. Die Deutschen haben den Salienten von St. Mihiel ohnehin schon länger gehalten, als unbedingt erforderlich war, nachdem sie im Februar 1916 den großen Belagerungsangriff auf Verdun einseitig von Norden aus unternommen hatten. Wahrscheinlich war ihnen der Brückenkopf von St. Mihiel und der Druck auf die Maasflanke so viel wert, daß man die verzwickte Stellung nicht gern aufgab. Den Franzosen war der Keil sehr unangenehm, und es sei daran erinnert, daß wir am 22. Februar 1918 ausdrücklich auf einen Aufsatz des General de La Croix' aufmerksam machten, der im „Temps“ mit Nachdruck auf den damals frisch von den Amerikanern besetzten Abschnitt Pont-à-Mousson—St. Mihiel hinwies und den bestimmten Wunsch äußerte, den im französischen Fleisch sitzenden Dorn bald beseitigt und die französische Offensivstellung in der Woëvre wiederhergestellt zu sehen. Das ist nun in gewissem Umfang geschehen, und zwar als *Teiloperation des Fochschen Angriffsfeldzuges*, der damit in eine *neue Phase* tritt.

Sonntag, 29. September 1918 (Sonntagsausgabe).

Endlich! Endlich *hat die Entscheidungsschlacht in der Champagne begonnen*, durch welche die *große Offensive der Entente* gekrönt oder im Endzweck unterbunden wird.

Es ist die Durchbruchskraft par excellence und als solche an das ideale Schlachtfeld geknüpft, auf dem Joffre mit richtigem Blick und sicherem Gefühl schon im Februar 1915 zum Angriff auf die deutsche Wehrstellung geschritten ist.

Ohne Zweifel war die Armee v. Einem auf den Ansturm vorbereitet, den wachsende Gefechtstätigkeit seit langem angekündigt hatte. Da noch keine Einzelmeldungen vorliegen, muß man sich darauf beschränken, festzustellen, daß die Franzosen in die deutschen Stellungen eingedrungen sind, aber vermutlich nicht wesentlich über die Tiefenlinie der Dormoise hinausgelangt sind. Trifft dies zu und ändern Nachstöße das Bild nicht, so ist die Durchbrechung der deutschen Champagne-

front und damit die des deutschen Zentrums abermals gescheitert. Die deutsche Wehrstellung kennt keine gefährlicheren Stellen als die, gegen die sich diesmal der Angriff Fochs gerichtet hat. Ein Durchbruch ins Maastal zwischen Stenay und Mézières schneidet alle über Rethel nach Laon ziehenden Verbindungslinien ab. Kombiniert mit einem Durchbruch bei Cambrai—St. Quentin müßte er zur Katastrophe führen.

Es ist daher von außerordentlicher Bedeutung, ob ein solches Unternehmen auf den ersten Anhieb gelingt oder der Verteidiger Zeit gewinnt, operative Gegenmaßnahmen zu treffen. Zu diesen wird er gezwungen, falls der Angreifer sich nicht ausgegeben hat und fähig ist, den Angriff zu wiederholen oder durch abermalige Verbreiterung der Angriffsfronten gar zu überbieten. Daraus geht hervor, wie ernst die Lage ist, in der sich die Deutschen befinden, nachdem sie zum passiven Widerstand übergegangen sind. Aber auch diese Durchbruchsschlacht zeigt wieder, wie festgefügt die deutsche Front ist, und wieviel Anpassungsfähigkeit die deutsche Abwehr an die neuen Kampfmittel besitzt. Es handelt sich heute noch nicht darum, die dritte Champagneschlacht im einzelnen und auf ihre strategische Auswirkung zu untersuchen, denn sie hat erst elf Stunden erlebt, aber eins ist gewiß: sie fügt sich klar und groß in Fochs Angriffsfeldzug und erscheint durch die Verbreiterung gegen Osten die angestrebte Umfassung des Argonnenblocks geistreich variiert. Die Entwicklung bleibt abzuwarten.

Mittwoch, 2. Oktober 1918 (Zweites Blatt).

Die Deutschen sind völlig in die Abwehr verwiesen worden und kämpfen um den Zusammenhalt der Front, indem sie schrittweise Raum geben, Vorsprünge opfern und umfaßte Stellungen räumen. Die Defensivstellungen, in die sie in den ersten Tagen des September wieder eingerückt waren, nachdem ihre Offensive als strategischer Ausfall geendet hatte, sind also nicht als unverrückbar zu betrachten — wir haben schon am 10. September darauf hingewiesen —, sondern als die äußere Schicht eines tiefgestaffelten, nacheinander auf der Schelde, der Maas, der Gebirgslinie Hohes Venn-Vogesen und dem Rhein aufsitzenden Verteidigungssystems anzusehen.

Hat die deutsche Heeresleitung als vorsichtige Rechnerin diese Linie rechtzeitig armiert, so ist sie in der Lage, die Kriegführung danach einzurichten und darauf zurückzugehen, wenn die politischen Umstände dies notwendig erscheinen lassen. Unter allen Umständen aber müssen die Deutschen und Österreich-Ungarn alle Kräfte zusammenfassen und auf den inneren Linien, die seit der immer weiter greifenden Hinausrückung der Front im Osten und Südosten überstreckt erscheinen, genau haushalten, um sich nicht abzudecken und Truppen in Mazedonien zu opfern, die im Scheldebecken oder am Tagliamento gebraucht werden. Ohne Zweifel erscheint die strategische Lage der von konzentrischer Generaloffensive bedrohten Mittelmächte in ein Dilemma gepreßt, seit die ausgehöhlte bulgarische Front unter dem zeitlich genau bezeichneten Anstoß Franchet d'Espereys zusammengebrochen ist und die Türken auf Damaskus gewichen sind. Da man mit einer Erhebung Rumäniens rechnen muß und die Türkei Gefahr läuft, von Mitteleuropa abgeschnitten zu werden, während die Mittelmächte die Verbindung mit Konstantinopel nur durch

siegreichen Kampf auf bulgarischem Boden sicherstellen können, erscheint die strategische Entwicklung an sich unsicherer als je. Es bleibt aber zu sagen, daß sie mehr als je durch politische Erwägungen und Vorgänge bestimmt wird und daß die Entscheidung darüber, ob das Problem der Kriegführung vereinfacht oder vervielfältigt und verwirrt wird, durch die großen politischen Entscheidungen präjudiziert wird, die jetzt sowohl im Schoße der Entente als auch im Schoße der Mittelmächte getroffen werden müssen.

Sonntag, 6. Oktober 1918 (Sonntagsausgabe).

Die Erfolge der Entente beginnen sich auf allen Kriegsschauplätzen geltend zu machen und haben heute zu Ergebnissen geführt, die die Lage klar erkennen lassen.

Der Krieg kehrt zu seinen Anfängen zurück; damit ist nicht gesagt, daß die alte Entente nun zur siegreichen Angriffsbewegung auf den äußeren Linien geschritten sei, daß die ihr heute zu Gebote stehenden Angriffsmittel sie instand setzten den von der militärgeographischen Lage von Anfang an vorgeschriebenen konzentrischen Angriffsfeldzug wieder aufzunehmen. Es ist der gewaltige Kräfteeinsatz der Vereinigten Staaten von Amerika, der die Entkräftung Englands, Frankreichs und Italiens und den Ausschied Rußlands und Rumäniens aus der Front der alten Koalition mehr als wettgemacht hat. Und es ist das Beharren auf dem mazedonischen Feldzug, das sie instand gesetzt hat, dem Angriff konzentrische Gestalt zu leihen. Selbst der glückliche mesopotamische Feldzug, der mit der Eroberung Bagdads und Samaras und der Durchdringung Persiens durch die anglo-indische Armee geendet hat und der am 30. September bis zur Eroberung von Damaskus durchgeführte glückliche Feldzug der anglo-australischen Armee ruhen letzten Endes auf dem Eintritt Amerikas in den Krieg, denn England wäre ohne den Eintritt der amerikanischen Truppen in die Westfront nicht in der Lage gewesen, seine Orientfeldzüge zu speisen und zugleich seine Westfront aufrecht zu erhalten.

Ebenso erscheint die glückliche Durchführung der Salonikiexpedition, die wider Erwarten in einer Offensive von elementarer Durchschlagskraft gipfelte, weil die bulgarische Front zum Abbruch reif war, auf der von den Amerikanern verbürgten Entlastung der Westfront aufgebaut.

Die Offensive Fochs, die von amerikanischen Einheiten freigebig gespeist wird, hat einen solchen Druck erzeugt, daß die Deutschen ihr nur noch durch die Zurücknahme ganzer Abschnitte begegnen können. Je näher der Deutsche der Heimat ficht, desto mehr wird sich der Widerstand versteifen, wie das auch bei den Franzosen der Fall war. Wird die Schlacht ins Scheldebecken getragen, so wächst sie in eine neue Phase. Die Alliierten stehen vor der Erwägung, wie sie die Deutschen, die systematisch auf ihre noch weit entfernte Grundstellung ausweichen, zu stehender Schlacht mit verkehrter oder wenigstens halbverwandter Front zwingen können, denn nur dadurch gelänge es ihnen, eine Entscheidung zu erzielen und die Schlachtwalze anzuhalten, die Belgien mit Vernichtung droht. Liegt Foch daran, das zu vermeiden, so wird er noch einmal auf dem rechten Flügel angreifen, um von Süden nach Norden durchzustoßen, falls er nicht überzeugt ist, daß Haig ihn dieser Aufgabe enthebt, indem er im linken Zentrum auf Valenciennes und nördlich Lille auf Courtrai durchbricht. Bewahrt die deutsche Front ihre Festigkeit und bleibt

sie elastisch in Bewegung, so ist das ganze trotz der geistvollen Führung Fochs eine Abnützungsschlacht von gigantischen Umrissen, die sich unbefristet in die Trübe des Novembers hineinwälzt.

Mittwoch, 16. Oktober 1918 (Zweites Blatt).

Während die deutsche Regierung mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten über die von diesem aufgestellten und formulierten Grundsätze eines gerechten und dauerhaften Weltfriedens Verhandlungen pflegt, gehen die kriegerischen Operationen im Westen ihren Gang. Sie gehen ihn in paradoxer Weise im Einklang mit dem Prinzip, das den Noten Wilsons und Lansings auf der einen und den Noten des Prinzen Max von Baden und Solfs auf der anderen Seite als Unterlage dient: der Räumung des von den deutschen Armeen besetzten belgischen und französischen Gebietes. Doch tritt dabei ein fundamentaler Unterschied zwischen Problem und Wirklichkeit in Erscheinung. Als Wilson die Mitteilung der deutschen Regierung erhielt, daß diese die von ihm aufgestellten Punkte und Grundsätze annehme, forderte er zunächst die Räumung der besetzten Gebiete und sah sie in der Replik zugestanden.

Wie verhält sich dazu die militärische Lage? Die deutsche Heeresleitung war nach dem Scheitern einer Offensive, die über ihren Kulminationspunkt hinausgelangt war und als Ausfall geendet hatte, bereits zur Defensive zurückgekehrt und stand schon unter schwerer Bedrohung des freihandelnden Gegners, als diese Verhandlungen begannen. Sie war gezwungen, den gewaltigen Durchbruchsversuchen Fochs zu begegnen, indem sie nach Abwetterung zahlreicher Angriffe von Abschnitt zu Abschnitt zurückging. Das geschah stets in enger Fühlung und oft in Verstrickung mit dem Feinde, so daß sich der von Belgiern, Engländern, Franzosen und Amerikanern zurückeroberte Boden als unbegrenztes Schlachtfeld darstellt, das als solches der Verödung und Zerstörung anheimfällt. Geht diese Entwicklung weiter, und das ist der Fall, wenn Wilson und seine Bundesgenossen nicht zu einer Waffenruhe willig sind, so vollzieht sich die Räumung, ohne daß darüber noch Vereinbarungen stattzufinden hätten. Tatsächlich ist die Räumung bereits im Gange, steht zwar als solche unter dem Zwange der strategischen Verhältnisse, geht aber zugleich im Sinne der politischen Zielsetzung vor sich, nach der sich die Strategie ja stets zu orientieren hat, aber nicht immer richtet.

Nun fragt man sich billig — und zwar nicht nur vom politischen, sondern auch vom strategischen und nicht zuletzt vom humanitären Standpunkt: warum unter solchen Umständen nicht eine rasche Einigung über eine zeitlich und räumlich begrenzte Waffenruhe in die Wege geleitet und erzielt werden kann, denn die Räumung in Gestalt einer ostwärts stampfenden Schlacht, in der alles unter die Füße getreten wird, ist schwer zu verstehen, wenn von dem zur Räumung Aufgeforderten die Freigabe des besetzten Gebietes bereits zugesichert worden ist. Beharrt der Angreifer unter diesen Umständen darauf, dem gezwungen aber methodisch Linie für Linie preisgebenden Verteidiger in Gefechtsfühlung zu folgen, so weckt er Schlacht auf Schlacht. Und zwar muß er selbst sie schlagen, um dem Feind, der seinerseits standhalten und den Angreifer nach Kräften schädigen muß, weil er nicht ins Rollen kommen darf, ein Gesetz aufzuerlegen, das dieser für geraume Zeit anerkannt hat.

Die Fortsetzung der Schlacht ist unter solchen Umständen nur zu verstän-, wenn man voraussetzt, daß es sich um den Austrag des Krieges mit den W- handelt und daß diesem Endsieg alle anderen Erwägungen nachgeordnet werden. Unter diesem Gesichtspunkt handeln die Alliierten konsequent.

Sonntag, 17. November 1918 (Sonntagsausgabe).

Am 11. November ist an der Westfront der letzte Schuß gefallen. Die Feind-seligkeiten sind nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes im Westen und auf allen Fronten eingestellt worden. Als die Deutschen sich dem Schicksal fügten und dem Appell an die Waffen entsagten, stand die Westfront in der Linie Ge- Maubeuge—Mézières—Metz, am Westfuß des Donon, auf dem Col du Bo-homme, dem Reichackerkopf, dem Hartmannsweilerkopf, bei Thann, Burnhaupt und Altkirch, bis zur Schweizergrenze ausgerichtet. Die von den Alliierten an-gegriffene, von der Marne, der Avre und Ancre zurückgewälzte Nordfront w- bis zum letzten Augenblick in heftige Kämpfe verstrickt und die große Operation Fochs noch nicht zur letzten Entscheidung gereift, aber die strategische Lage s- und unwandelbar bestimmt, daß eine Fortsetzung des Widerstandes seitens d- Deutschen nur noch äußerlichen Zeitgewinn erbracht hätte. Zeitgewinn bede- aber nichts mehr, nachdem die Verbündeten Deutschlands aus dem Felde - schieben waren und die Blockade Zentraleuropas sowie die unersetzlichen Mensche-verluste die Kräfte Deutschlands verzehrt hatten.

Unter diesen Umständen war der Abschluß des Waffenstillstandes geboten ..

Sonntag, 24. November 1918 (Sonntagsausgabe).

Die Durchführung der Waffenstillstandsbedingungen stößt auf wachs- Schwierigkeiten. Das war vorauszusehen, denn es ist schlechterdings nicht mög- ein Heer von 1 500 000 Mann, das jahrelang im Stellungskrieg gelegen hat, - einen Schlag 100 bis 250 Kilometer weit geordnet zurückzuführen, zumal - zu gleicher Zeit die Ablieferung eines großen Teils des Heeresgerätes und de- Rollmaterials erfolgen soll und hinter der Front ein völlig ausgehungertes - liegt, dessen Versorgung nur für die ortsansässige Bevölkerung bestimmt - schwerlich für längere Zeit im voraus berechnet und zugeteilt war. Trotzdem - der Rückmarsch der deutschen Armeen bis jetzt mit erstaunlichem Ordnungs- eingeleitet worden. Während die „Etappe“ sich gehen ließ und vielfach zer- also wichtige Fäden zerrissen, die die Front an das Hinterland knüpfen, trat- die Kampfarmeen in geschlossener Gliederung den Rückzug an. Das war nur de-halb möglich, weil die Front noch als zusammenhängende undurchbrochene Schlacht-ordnung bestand, als die deutschen Unterhändler sich zur Unterfertigung des Ver-trages bequemten, für dessen buchstabengetreue Ausführung sie nach neue- Meldungen keine Gewähr mehr bieten können.

Es gibt wohl kein kriegsgeschichtliches Beispiel für den deutschen Rückzug, den Rückzug eines Heeres, das 51 Monate auf der inneren Linie als Ausfallstruppe einer belagerten Festung gekämpft und größte Siege an seine Fahnen geheftet hat, um schließlich, auf der Walstatt allein gelassen, nach Auf-zehrung aller Rohstoffe und Erhaltungsmittel entwaffnet, von dem Glacis, das es an der Sambre, der Schelde und der Maas behauptet hatte, über den Rhe-

abziehen zu müssen. Die Kapitulation Deutschlands hat dem Weltkrieg als solchem ein Ende gemacht, aber die Heimkehr des Heeres, das bei Tannenberg, an den masurischen Seen, bei Lodz und Gorlice, bei Krasnostaw, Prasznysz und Brest-Litowsk-Bjelsk gekämpft, das die Schlachten in Rumänien, Serbien und Italien geschlagen und das gewaltige Ringen an der Westfront vier Jahre lang bestanden hat, bis der vom Weltmeer gespeisten Allianz der Westmächte und dem Eingreifen der Vereinigten Staaten eine Überlegenheit zuwuchs, die nicht mehr ausgeglichen werden konnte und der letzte verzweifelte Ausfall abgefangen und gegen das Glacis zurückgewälzt wurde — dieses mehr und mehr zum Volksheer gewordene Heer hat keinen Grund, gesenkten Hauptes abzuziehen, und gerade seine Gegner im Felde, die russische Armee, die die meisten Blutopfer brachte, die britische Armee, die erst im Kriege lernen mußte und gelernt hat, diesem Feinde zu begegnen, das französische Heer, Hirn und Kern der Entente, das sich wie der Phönix aus der Asche aus seinem eigenen Blute immer wieder erneuerte, und die zuletzt frisch und streitbar auf den Plan tretenden amerikanischen Divisionen, wissen die Kraft dieses Gegners nach ihrem vollen militärischen Gewicht einzuschätzen, denn sie müssen ja danach die Bedeutung ihrer eigenen Anstrengung und Kraftentfaltung bemessen und bewerten.

Foch hat inzwischen einen strategischen Kompromiß geschlossen und z[illegible] Ausführung gebracht. Er verfuhr nicht nach strengsten, um nicht zu sagen do[illegible] matischen Grundsätzen, nach welchen er der Reihe nach die anliegenden Fronte[illegible] also die in Flandern und in der Champagne, hätte in Bewegung bringen müss[illegible] verfiel auch nicht ins Extrem und brach nicht sofort an der Südvogesenflank [illegible] sondern ging einen goldenen Mittelweg, indem er mit starken Kräften zwisch[illegible] Maas und Mosel angriff.

Hierzu bot sich nicht nur die deutsche Keilstellung von St. Mihiel [illegible] die schon so oft angegriffen worden und trotz ihrer Unverrückbarkeit in den Flank[illegible] verwundbar geblieben ist, sondern lockte auch die moralische Auswertung der ame[illegible] kanischen Waffenhilfe, denn die erste amerikanische Armee tritt damit zum ers[illegible] mal selbständig auf den Plan . . .

Die mir vorliegenden Meldungen sind lakonisch und vermeiden nähere [illegible] gaben, so daß auf die operativen Umstände noch nicht eingegangen werden [illegible] doch ist anzunehmen, daß der Angriff die Abquetschung des Keils am R[illegible] de Mad und die Aufbrechung der deutschen Linien im Umkreis von Metz [illegible] Ziel hatte. Ein begrenzter Erfolg — also die Wegnahme der Keilstellung [illegible] war bei entsprechender Häufung der Angriffsmittel an dieser Stelle heute [illegible] zu erzielen. Die Deutschen haben den Salienten von St. Mihiel ohnehin [illegible] länger gehalten, als unbedingt erforderlich war, nachdem sie im Februar 1[illegible] den großen Belagerungsangriff auf Verdun einseitig von Norden aus un[illegible] nommen hatten. Wahrscheinlich war ihnen der Brückenkopf von St. Mihiel [illegible] der Druck auf die Maasflanke so viel wert, daß man die verzwickte Stellu[illegible] nicht gern aufgab. Den Franzosen war der Keil sehr unangenehm, und es [illegible] daran erinnert, daß wir am 22. Februar 1918 ausdrücklich auf einen Auf[illegible] General de La Croix' aufmerksam machten, der im „Temps" mit Nachdr[illegible] auf den damals frisch von den Amerikanern besetzten Abschnitt Pont-à-Mouss[illegible] St. Mihiel hinwies und den bestimmten Wunsch äußerte, den im französisc[illegible] Fleisch sitzenden Dorn bald beseitigt und die französische Offensivstellung in [illegible] Woëvre wiederhergestellt zu sehen. Das ist nun in gewissem Umfang geschehe[illegible] und zwar als Teiloperation des Fochschen Angriffsfeldzuges, der da[illegible] in eine neue Phase tritt.

Sonntag, 29. September 1918 (Sonntagsausgabe).

Endlich! Endlich hat die Entscheidungsschlacht in der Champagne begonnen, durch welche die große Offensive der Entente gekrönt oder [illegible] Endzweck unterbunden wird.

Es ist die Durchbruchskraft par excellence und als solche an das ideal[illegible] Schlachtfeld geknüpft, auf dem Joffre mit richtigem Bick und sicherem Gefühl schon im Februar 1915 zum Angriff auf die deutsche Wehrstellung geschritten [illegible]

Ohne Zweifel war die Armee v. Einem auf den Ansturm vorbereitet, der wachsende Gefechtstätigkeit seit langem angekündigt hatte. Da noch keine Einzel meldungen vorliegen, muß man sich darauf beschränken, festzustellen, daß die Franzosen in die deutschen Stellungen eingedrungen sind, aber vermutlich nicht wesentlich über die Tiefenlinie der Dormoise hinausgelangt sind. Trifft dies zu und ändern Nachstöße das Bild nicht, so ist die Durchbrechung der deutschen Champagne-

front und damit die des deutschen Zentrums abermals gescheitert. Die deutsche Wehrstellung kennt keine gefährlicheren Stellen als die, gegen die sich diesmal der Angriff Fochs gerichtet hat. Ein Durchbruch ins Maastal zwischen Stenay und Mézières schneidet alle über Rethel nach Laon ziehenden Verbindungslinien ab. Kombiniert mit einem Durchbruch bei Cambrai—St. Quentin müßte er zur Katastrophe führen.

Es ist daher von außerordentlicher Bedeutung, ob ein solches Unternehmen auf den ersten Anhieb gelingt oder der Verteidiger Zeit gewinnt, operative Gegenmaßnahmen zu treffen. Zu diesen wird er gezwungen, falls der Angreifer sich nicht ausgegeben hat und fähig ist, den Angriff zu wiederholen oder durch abermalige Verbreiterung der Angriffsfronten gar zu überbieten. Daraus geht hervor, wie ernst die Lage ist, in der sich die Deutschen befinden, nachdem sie zum passiven Widerstand übergegangen sind. Aber auch diese Durchbruchsschlacht zeigt wieder, wie festgefügt die deutsche Front ist, und wieviel Anpassungsfähigkeit die deutsche Abwehr an die neuen Kampfmittel besitzt. Es handelt sich heute noch nicht darum, die dritte Champagneschlacht im einzelnen und auf ihre strategische Auswirkung zu untersuchen, denn sie hat erst elf Stunden erlebt, aber eins ist gewiß: sie fügt sich klar und groß in Fochs Angriffsfeldzug und erscheint durch die Verbreiterung gegen Osten die angestrebte Umfassung des Argonnenblocks geistreich variiert. Die Entwicklung bleibt abzuwarten.

Mittwoch, 2. Oktober 1918 (Zweites Blatt).

Die Deutschen sind völlig in die Abwehr verwiesen worden und kämpfen um den Zusammenhalt der Front, indem sie schrittweise Raum geben, Vorsprünge opfern und umfaßte Stellungen räumen. Die Defensivstellungen, in die sie in den ersten Tagen des September wieder eingerückt waren, nachdem ihre Offensive als strategischer Ausfall geendet hatte, sind also nicht als unverrückbar zu betrachten — wir haben schon am 10. September darauf hingewiesen —, sondern als die äußere Schicht eines tiefgestaffelten, nacheinander auf der Schelde, der Maas, der Gebirgslinie Hohes Venn-Vogesen und dem Rhein aufsitzenden Verteidigungssystems anzusehen.

Hat die deutsche Heeresleitung als vorsichtige Rechnerin diese Linie rechtzeitig armiert, so ist sie in der Lage, die Kriegführung danach einzurichten und darauf zurückzugehen, wenn die politischen Umstände dies notwendig erscheinen lassen. Unter allen Umständen aber müssen die Deutschen und Österreich-Ungarn alle Kräfte zusammenfassen und auf den inneren Linien, die seit der immer weiter greifenden Hinausrückung der Front im Osten und Südosten überstreckt erscheinen, genau haushalten, um sich nicht abzudecken und Truppen in Mazedonien zu opfern, die im Scheldebecken oder am Tagliamento gebraucht werden. Ohne Zweifel erscheint die strategische Lage der von konzentrischer Generaloffensive bedrohten Mittelmächte in ein Dilemma gepreßt, seit die ausgehöhlte bulgarische Front unter dem zeitlich genau bezeichneten Anstoß Franchet d'Espereys zusammengebrochen ist und die Türken auf Damaskus gewichen sind. Da man mit einer Erhebung Rumäniens rechnen muß und die Türkei Gefahr läuft, von Mitteleuropa abgeschnitten zu werden, während die Mittelmächte die Verbindung mit Konstantinopel nur durch

siegreichen Kampf auf bulgarischem Boden sicherstellen können, erscheint die strategische Entwicklung an sich unsicherer als je. Es bleibt aber zu sagen, daß sie mehr als je durch politische Erwägungen und Vorgänge bestimmt wird und daß die Entscheidung darüber, ob das Problem der Kriegführung vereinfacht oder vervielfältigt und verwirrt wird, durch die großen politischen Entscheidungen präjudiziert wird, die jetzt sowohl im Schoße der Entente als auch im Schoße der Mittelmächte getroffen werden müssen.

Sonntag, 6. Oktober 1918 (Sonntagsausgabe).

Die Erfolge der Entente beginnen sich auf allen Kriegsschauplätzen geltend zu machen und haben heute zu Ergebnissen geführt, die die Lage klar erkennen lassen.

Der Krieg kehrt zu seinen Anfängen zurück; damit ist nicht gesagt, daß die alte Entente nun zur siegreichen Angriffsbewegung auf den äußeren Linien geschritten sei, daß die ihr heute zu Gebote stehenden Angriffsmittel sie instand setzten, den von der militärgeographischen Lage von Anfang an vorgeschriebenen konzentrischen Angriffsfeldzug wieder aufzunehmen. Es ist der gewaltige Kräfteeinsatz der Vereinigten Staaten von Amerika, der die Entkräftung Englands, Frankreichs und Italiens und den Ausschied Rußlands und Rumäniens aus der Front der alten Koalition mehr als wettgemacht hat. Und es ist das Beharren auf dem mazedonischen Feldzug, das sie instand gesetzt hat, dem Angriff konzentrische Gestalt zu leihen. Selbst der glückliche mesopotamische Feldzug, der mit der Eroberung Bagdads und Samaras und der Durchdringung Persiens durch die anglo-indische Armee geendet hat und der am 30. September bis zur Eroberung von Damaskus durchgeführte glückliche Feldzug der anglo-australischen Armee ruhen letzten Endes auf dem Eintritt Amerikas in den Krieg, denn England wäre ohne den Eintritt der amerikanischen Truppen in die Westfront nicht in der Lage gewesen, seine Orientfeldzüge zu speisen und zugleich seine Westfront aufrecht zu erhalten.

Ebenso erscheint die glückliche Durchführung der Salonikiexpedition, die wider Erwarten in einer Offensive von elementarer Durchschlagskraft gipfelte, weil die bulgarische Front zum Abbruch reif war, auf der von den Amerikanern verbürgten Entlastung der Westfront aufgebaut.

Die Offensive Fochs, die von amerikanischen Einheiten freigebig gespeist wird, hat einen solchen Druck erzeugt, daß die Deutschen ihr nur noch durch die Zurücknahme ganzer Abschnitte begegnen können. Je näher der Deutsche der Heimat ficht, desto mehr wird sich der Widerstand versteifen, wie das auch bei den Franzosen der Fall war. Wird die Schlacht ins Scheldebecken getragen, so wächst sie in eine neue Phase. Die Alliierten stehen vor der Erwägung, wie sie die Deutschen, die systematisch auf ihre noch weit entfernte Grundstellung ausweichen, zu **stehender Schlacht** mit verkehrter oder wenigstens halbverwandter Front zwingen können, denn nur dadurch gelänge es ihnen, eine Entscheidung zu erzielen und die **Schlachtwalze** anzuhalten, die Belgien mit Vernichtung droht. Liegt Foch daran, das zu vermeiden, so wird er noch einmal auf dem rechten Flügel angreifen, um von Süden nach Norden durchzustoßen, falls er nicht überzeugt ist, daß Haig ihn dieser Aufgabe enthebt, indem er im linken Zentrum auf Valenciennes und nördlich Lille auf Courtrai durchbricht. Bewahrt die deutsche Front ihre Festigkeit und bleibt

sie elastisch in Bewegung, so ist das ganze trotz der geistvollen Führung Fochs eine Abnützungsschlacht von gigantischen Umrissen, die sich unbefristet in die Trübe des Novembers hineinwälzt.

Mittwoch, 16. Oktober 1918 (Zweites Blatt).

Während die deutsche Regierung mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten über die von diesem aufgestellten und formulierten Grundsätze eines gerechten und dauerhaften Weltfriedens Verhandlungen pflegt, gehen die kriegerischen Operationen im Westen ihren Gang. Sie gehen ihn in paradoxer Weise im Einklang mit dem Prinzip, das den Noten Wilsons und Lansings auf der einen und den Noten des Prinzen Max von Baden und Solfs auf der anderen Seite als Unterlage dient: der Räumung des von den deutschen Armeen besetzten belgischen und französischen Gebietes. Doch tritt dabei ein fundamentaler Unterschied zwischen Problem und Wirklichkeit in Erscheinung. Als Wilson die Mitteilung der deutschen Regierung erhielt, daß diese die von ihm aufgestellten Punkte und Grundsätze annehme, forderte er zunächst die Räumung der besetzten Gebiete und sah sie in der Replik zugestanden.

Wie verhält sich dazu die militärische Lage? Die deutsche Heeresleitung war nach dem Scheitern einer Offensive, die über ihren Kulminationspunkt hinausgelangt war und als Ausfall geendet hatte, bereits zur Defensive zurückgekehrt und stand schon unter schwerer Bedrohung des freihandelnden Gegners, als diese Verhandlungen begannen. Sie war gezwungen, den gewaltigen Durchbruchsversuchen Fochs zu begegnen, indem sie nach Abwetterung zahlreicher Angriffe von Abschnitt zu Abschnitt zurückging. Das geschah stets in enger Fühlung und oft in Verstrickung mit dem Feinde, so daß sich der von Belgiern, Engländern, Franzosen und Amerikanern zurückeroberte Boden als unbegrenztes Schlachtfeld darstellt, das als solches der Verödung und Zerstörung anheimfällt. Geht diese Entwicklung weiter, und das ist der Fall, wenn Wilson und seine Bundesgenossen nicht zu einer Waffenruhe willig sind, so vollzieht sich die Räumung, ohne daß darüber noch Vereinbarungen stattzufinden hätten. Tatsächlich ist die Räumung bereits im Gange, steht zwar als solche unter dem Zwange der strategischen Verhältnisse, geht aber zugleich im Sinne der politischen Zielsetzung vor sich, nach der sich die Strategie ja stets zu orientieren hat, aber nicht immer richtet.

Nun fragt man sich billig — und zwar nicht nur vom politischen, sondern auch vom strategischen und nicht zuletzt vom humanitären Standpunkt: warum unter solchen Umständen nicht eine rasche Einigung über eine zeitlich und räumlich begrenzte Waffenruhe in die Wege geleitet und erzielt werden kann, denn die Räumung in Gestalt einer ostwärts stampfenden Schlacht, in der alles unter die Füße getreten wird, ist schwer zu verstehen, wenn von dem zur Räumung Aufgeforderten die Freigabe des besetzten Gebietes bereits zugesichert worden ist. Beharrt der Angreifer unter diesen Umständen darauf, dem gezwungen aber methodisch Linie für Linie preisgebenden Verteidiger in Gefechtsfühlung zu folgen, so weckt er Schlacht auf Schlacht. Und zwar muß er selbst sie schlagen, um dem Feind, der seinerseits standhalten und den Angreifer nach Kräften schädigen muß, weil er nicht ins Rollen kommen darf, ein Gesetz aufzuerlegen, das dieser für geraume Zeit anerkannt hat.

Die Fortsetzung der Schlacht ist unter solchen Umständen nur zu verstehen, wenn man voraussetzt, daß es sich um den Austrag des Krieges mit den Waffen handelt und daß diesem Endsieg alle anderen Erwägungen nachgeordnet werden. Unter diesem Gesichtspunkt handeln die Alliierten konsequent.

Sonntag, 17. November 1918 (Sonntagsausgabe).

Am 11. November ist an der Westfront der letzte Schuß gefallen. Die *Feindseligkeiten* sind nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes im Westen und an allen Fronten *eingestellt* worden. Als die Deutschen sich dem Schicksal fügten und dem Appell an die Waffen entsagten, stand die Westfront in der Linie Gent–Maubeuge–Mézières–Metz, am Westfuß des Donon, auf dem Col du Bonhomme, dem Reichackerkopf, dem Hartmannsweilerkopf, bei Thann, Burnhaupt und Altkirch, bis zur Schweizergrenze ausgerichtet. Die von den Alliierten angegriffene, von der Marne, der Avre und Ancre zurückgewälzte Nordfront war bis zum letzten Augenblick in heftige Kämpfe verstrickt und die große Operation Fochs noch nicht zur letzten Entscheidung gereift, aber die strategische Lage so klar und unwandelbar bestimmt, daß eine Fortsetzung des Widerstandes seitens der Deutschen nur noch äußerlichen Zeitgewinn erbracht hätte. Zeitgewinn bedeutete aber nichts mehr, nachdem die Verbündeten Deutschlands aus dem Felde geschieden waren und die Blockade Zentraleuropas sowie die unersetzlichen Menschenverluste die Kräfte Deutschlands verzehrt hatten.

Unter diesen Umständen war der Abschluß des Waffenstillstandes geboten . .

Sonntag, 24. November 1918 (Sonntagsausgabe).

Die Durchführung der Waffenstillstandsbedingungen stößt auf wachsende Schwierigkeiten. Das war vorauszusehen, denn es ist schlechterdings nicht möglich, ein Heer von 1 500 000 Mann, das jahrelang im Stellungskrieg gelegen hat, auf einen Schlag 100 bis 250 Kilometer weit geordnet zurückzuführen, zumal wenn zu gleicher Zeit die Ablieferung eines großen Teils des Heeresgerätes und des Rollmaterials erfolgen soll und hinter der Front ein völlig ausgehungertes Land liegt, dessen Versorgung nur für die ortsansässige Bevölkerung bestimmt und schwerlich für längere Zeit im voraus berechnet und zugeteilt war. Trotzdem ist der Rückmarsch der deutschen Armeen bis jetzt mit erstaunlichem Ordnungssinn eingeleitet worden. Während die „Etappe“ sich gehen ließ und vielfach zerfiel, also wichtige Fäden zerrissen, die die Front an das Hinterland knüpfen, traten die Kampfarmeen in geschlossener Gliederung den Rückzug an. Das war nur deshalb möglich, weil die Front noch als zusammenhängende undurchbrochene Schlachtordnung bestand, als die deutschen Unterhändler sich zur Unterfertigung des Vertrages bequemten, für dessen buchstabengetreue Ausführung sie nach neuesten Meldungen keine Gewähr mehr bieten können.

Es gibt wohl kein *kriegsgeschichtliches* Beispiel für den *deutschen Rückzug*, den Rückzug eines Heeres, das 51 Monate auf der inneren Linie als Ausfallstruppe einer belagerten Festung gekämpft und größte Siege an seine Fahnen geheftet hat, um schließlich, auf der Walstatt allein gelassen, nach Aufzehrung aller Rohstoffe und Erhaltungsmittel entwaffnet, von dem Glacis, das es an der Sambre, der Schelde und der Maas behauptet hatte, über den Rhein

abziehen zu müssen. Die Kapitulation Deutschlands hat dem Weltkrieg als solchem ein Ende gemacht, aber die Heimkehr des Heeres, das bei Tannenberg, an den masurischen Seen, bei Lodz und Gorlice, bei Krasnostaw, Prasznysz und Brest-Litowsk-Bjelsk gekämpft, das die Schlachten in Rumänien, Serbien und Italien geschlagen und das gewaltige Ringen an der Westfront vier Jahre lang bestanden hat, bis der vom Weltmeer gespeisten Allianz der Westmächte und dem Eingreifen der Vereinigten Staaten eine Überlegenheit zuwuchs, die nicht mehr ausgeglichen werden konnte und der letzte verzweifelte Ausfall abgefangen und gegen das Glacis zurückgewälzt wurde — dieses mehr und mehr zum Volksheer gewordene Heer hat keinen Grund, gesenkten Hauptes abzuziehen, und gerade seine Gegner im Felde, die russische Armee, die die meisten Blutopfer brachte, die britische Armee, die erst im Kriege lernen mußte und gelernt hat, diesem Feinde zu begegnen, das französische Heer, Hirn und Kern der Entente, das sich wie der Phönix aus der Asche aus seinem eigenen Blute immer wieder erneuerte, und die zuletzt frisch und streitbar auf den Plan tretenden amerikanischen Divisionen, wissen die Kraft dieses Gegners nach ihrem vollen militärischen Gewicht einzuschätzen, denn sie müssen ja danach die Bedeutung ihrer eigenen Anstrengung und Kraftentfaltung bemessen und bewerten.

Quellen- und Literatur-Verzeichnis

Almanach Hachette 1918 et 1919. Histoire de la Guerre par Pierre Dauzet. Paris, Librairie Hachette & Co.

Arrasschlacht, Die, 1917. Herausgegeben von der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres. Lille 1918, Verlag der Liller Kriegszeitung.

Bauer, Oberst, Der große Krieg in Feld und Heimat. Tübingen 1921, Verlag Osianderſche Buchhandlung.

Bayerische Pioniere im Weltkriege. Herausgegeben vom Ersatzbataillon des 2. bayerischen Pionierbataillons (bearbeitet von Oberleutnant der Reserve Karl Lehmann). München 1918, Verlag R. Piper & Co.

Bechtle, Richard, Die Ulmer Grenadiere an der Westfront. Geschichte des Grenadierregiments König Karl (5. Württ.) Nr. 123 im Weltkrieg 1914—1918. Stuttgart, Verlag Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung.

Bethmann Hollweg, Dr. Theodor v., Betrachtungen zum Weltkrieg, Bd. 1. Berlin, Verlag von Reimar Hobbing.

Bordeaux, Henry, Capitaine, Les derniers jours de Fort de Vaux. Paris 1916, Editeurs Plon-Nourrit et Cie.

Bordeaux, Henry, Capitaine, Les Captifs délivrés. Paris 1917, Plon-Nourrit éditeurs.

Brandis, v., Oberleutnant, Die Stürmer von Douaumont. Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H.

Brandt, Rolf, Um Riga und Oesel. Bielefeld und Leipzig 1917, Verlag Velhagen & Klasing.

Bruchmüller, Georg, Oberst, Die deutsche Artillerie in den Durchbruchsschlachten des Weltkrieges. Berlin 1921, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Buat, Général, L'Armée Allemande pendant la guerre de 1914—1918. Paris 1920, Librairie Chapelot.

Buat, Général, Ludendorff. Lausanne 1921, Verlag Payot & Co.

Buch der 236. Infanterie-Division. Herausgegeben von Walter Hammer. Elberfeld 1919, Baedecker.

Campbell, Gerald, De Verdun aux Vosges. Paris 1916, Librairie Armand Colin.

Cramon, A. v., General. Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Berlin 1920, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Czernin, Ottokar, Im Weltkriege. Berlin und Wien 1919, Verlag Ullstein & Co.

Dixon, W. Macneile, Die britische Flotte im Weltkrieg. Zürich 1917, Verlag Art. Institut Orell Füßli.

Egli, Karl, Oberst, Das dritte Jahr Weltkrieg. Zürich 1918, Verlag von Schultheß & Co.

Egli, Karl, Oberst, Das vierte Jahr und der Schluß des Weltkrieges. Zürich 1920, Verlag von Schultheß & Co.

Erzberger, M., Erlebnisse im Weltkrieg. Stuttgart und Berlin 1920, Verlag Deutsche Verlags-Anstalt.

Falkenhayn, Erich v., General, Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916—17. Berlin 1921, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Falkenhayn, Erich v., General. Die Oberste Heeresleitung 1914—1916. Berlin 1920, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Frerk, Fr. Willy, Siegeszug durch Rumänien. Siegen und Leipzig 1917, Verlag Hermann Montanus.

Frerk, Fr. Willy, Arrasschlacht. Siegen und Leipzig 1917, Verlag Hermann Montanus.

Freytag-Loringhoven, v., General, Heerführung im Weltkrieg, Bd. 1. Berlin 1920, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Freytag-Loringhoven, v., General, Politik und Kriegführung. Berlin 1918, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Freytag-Loringhoven, v., General, Die Grundbedingungen krieg... Erfolges. Berlin 1914, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Gayer, A., Kapitän, Die deutschen U-Boote in ihrer Kriegführung 19... 1918, Heft 1. Berlin 1920, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Gibbs, Philip, The Battles of the Somme. London, William Heine...

Giraud, Victor, Histoire de la grande Guerre Troisième partie. Paris ... Librairie Hachette.

Grande, Julian, L'Empire britannique et la Guerre. Lausanne et Paris ... Librairie Payot & Cie.

Haigh, Douglas, Marschall, Bericht. Veröffentlicht vom Kriegsam... 7. Januar 1918. Datiert vom 25. Dezember 1917. (Times, 9. Januar 1918.)

Helfferich, Karl, Der Weltkrieg, 3 Bde. Berlin 1919, Verlag Ullstein & ...

Hesse, Kurt, Das Marne-Drama des 15. Juli 1918. Berlin 1919, ... E. S. Mittler & Sohn.

Hindenburg, v., Generalfeldmarschall. Aus meinem Leben. Leipzig 19... Verlag S. Hirzel.

Hübner, Alexander, Major, Die elfte Schlacht am Isonzo. Wien und Le... 1918, Verlag Karl Harbauer.

Hübner, Alexander, Major, Die 12. Schlacht am Isonzo und die Isonzofr... Wien und Leipzig 1918, Verlag Karl Harbauer.

Illustration L', Collection de la guerre. Paris 1916—19.

Im Felde unbesiegt. Herausgegeben von Generalmajor Gustav v. Dick... Harrach. München 1920, J. F. Lehmanns Verlag.

Immanuel, Oberst, Siege und Niederlagen im Weltkriege. Berlin 19... Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Jagow, G. v., Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges. Berlin 1919, ... Reimar Hobbing.

Jellicoe, Amiral, La grande Flotte (1914—1916) traduit par Levaique... Allain. Payot, Paris.

Jünger, E., Leutnant, In Stahlgewittern. Berlin 1921, Verlag E. S. Mi... & Sohn.

Kämpfe um die Feste Vaux, Die. Herausgegeben von der „Feldgrau... Kriegszeitschrift der 50. Infanteriedivision.

Kautsky, Karl, Wie der Weltkrieg entstand. Berlin 1919, Verlag ... Cassirer.

Krack, Otto, Dr. v., General Ludendorff. Berlin, Verlag August Scherl.

Krauß, Alfred, General, Die Ursachen unserer Niederlage. München 19... J. F. Lehmanns Verlag.

Krieg zur See, 1914—18. Bd. 1 Nordsee. Berlin 1920, Verlag E. S. Mi... & Sohn. Herausgegeben vom Marine-Archiv.

Krieg, Der große, in Einzeldarstellungen. Herausgegeben im Auftrag ... Generalstabs des Feldheeres. Oldenburg i. Gr., Verlag von Gerhard Stalling.

Kuhl, H. v., Generalleutnant, Der Deutsche Generalstab. Berlin 1920, ... lag E. S. Mittler & Sohn.

Kuhl, v., Le grand Etat-Major allemand. Analyse et traduction par ... général Douchy. Payot, Paris.

Land Ober-Ost. Herausgegeben im Auftrag des Oberbefehlshabers ... Stuttgart und Berlin 1917, Deutsche Verlags-Anstalt.

Lansing, Robert, Die Versailler Friedensverhandlungen. Berlin 1921, ... lag von Reimar Hobbing.

Leistungen der Vereinigten Staaten. April 1917 bis November 19... Herausgegeben vom Comittee on public information United States of Ame... Bern 1919, Verlag P. Müller-Frey.

Lettow-Vorbeck, General, Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Leipzig 19... Verlag K. F. Koehler.

Liman v. Sanders, Marschall, Fünf Jahre Türkei. Berlin, Verlag ... August Scherl.

Ludendorff, Erich, General, Meine Kriegserinnerungen. Berlin, ... E. S. Mittler & Sohn.

Ludendorff, Erich, General, Urkunden der Obersten Heeresleitung über ... Tätigkeit 1916/18. Berlin 1920, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Moser, Otto v., General, Feldzugsaufzeichnungen 1914—18. Stuttgart 19... Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung.